Deutsche revue über das gesamte nationale Leben der ...

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Achtzehnter Jahrgang. — Dritter Band.

(Juli bis September 1893.)

Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

1893. Jan. 7 – Sept. 15.
Seven [illegible].

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XVIII.

(Juli bis September 1893.)

Achtzehnter Jahrgang Preis vierteljährlich 6 Mark

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von
Richard Fleischer

1893. Juli

Vierteljährlich erscheinen drei Hefte

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau Expedition: Tauenzienstraße 60. Berlin Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

Inhalts-Verzeichnis.

Juli 1893.

Aus dem Leben König Karls von Rumänien.

Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen.

(Fortsetzung.)

13./25. Februar 1869. Besprechungen mit dem Kriegsminister wegen des Lagers. Seit dem Jahre 1863 ist kein ständiges Lager mehr errichtet gewesen, desto wichtiger erscheint es dem Fürsten, dies jetzt zu thun; die Vorbereitungsarbeiten sind erledigt, die Kommission (Oberstleutnant Slaniceanu, Hauptmann Poenaru und Baicojanu) haben einen günstigen Platz bei Furceni in der Moldau ausfindig gemacht: das nötige Bauholz bieten die Staatswaldungen im Überfluß, und der Transport dahin ist auf Flößen, den Seret hinunter, sehr bequem. Furceni liegt in der Nähe zweier größerer Städte, Fokschani und Tecutsch, am linken Ufer der Seret, und ist auch hygienisch ein günstiger Punkt. Abgesehen von dem angeflößten Holze liefern auch Waldungen in der Nähe reichliches Material.

16./28. Februar. Feierlicher Empfang des neuen österreichischen Generalkonsuls, Ritter Zulauf von Pottemburg.

17. Februar/1. März. Konflikt mit dem französischen Generalkonsul wegen der Ausweisung eines unter seinem Schutze stehenden Polen! Dieser Pole, Dunin, hatte als Korrespondent des Krakauer Blattes „Kray" eine Depesche aufgegeben, in welcher er sagte: „Trotz der Lösung des türkisch-griechischen Konflikts dauern die griechischen und bulgarischen Bewegungen fort. Der Romanul greift das Ministerium heftig an, und die gefährlichen Wahl-Erregungen nehmen zu." — Der Minister des Innern hatte den Aufgeber dieser Depesche augenblicklich ausgewiesen und ihn bei Giurgiu über die Grenze bringen lassen. Sowie H. Mellinet davon erfuhr, legte er Protest ein und verlangte, daß die Kapitulationen aufrecht erhalten würden, nach welchen sein Schutzbefohlener ohne vorherige Verständigung mit dem Generalkonsul nicht hätte ausgewiesen werden dürfen.

In Wien ist von Hurmuzaki gestorben, ein verdienter rumänischer Patriot, der sich zuletzt in der Kammer als Rapporteur in der Eisenbahnfrage auszeichnete.

21. Februar/5. März. Die Nikolai-Kirche in der Lipscani-Straße zu Bukarest wird eingeweiht, der Fürst hat ihr den größten Teil der inneren Einrichtung geschenkt.

26. Februar/10. März. Oberstleutnant von Krenski schreibt dem Fürsten aus Berlin, daß Bismarck gegen seine Rückkehr nach Rumänien sei, aus Rücksicht auf Ungarn und wegen der zügellosen rumänischen Presse. Vor einigen Tagen sagte die Tzara über Krenski: „er ist kein einfacher Offizier, vielmehr einer der Repräsentanten dieser auswärtigen Politik, welche seit zwei Jahren auf uns lastet." Der König hat sich auf das ausführlichste berichten lassen; Herrn von Krenski's Audienz währte mehr als eine Stunde, der Kronprinz hat ihn schon dreimal befohlen, um alles und jedes über Fürst Karl zu erfragen. General von Tresckow hatte den gegen seinen Willen damals nach Bukarest beurlaubten Oberstleutnant sehr spitz empfangen und ihm gesagt, er habe mehr Schreiberei veranlaßt als die ganze norddeutsche Armee zusammen!

Der Fürst giebt heute das erste Damen-Diner, und zwar zu Ehren der Gräfin Kleist, geb. Gräfin Seydewitz, die auf einer Reise nach Konstantinopel in Begleitung ihres Gatten einige Tage in Bukarest verweilen.

27. Februar/11. März. Der österreichische Kaiser schreibt einen liebenswürdigen, eigenhändigen Brief an den Fürsten:

> „Plus ma sollicitude pour les intérêts de la Moldo-Valachie est vive et sincère, plus je suis heureux de rencontrer dans les vues salutaires de son prince une entière conformité de sentiments avec les miens." Er hoffe, daß das neue Ministerium den Nachbarstaaten die Wiederherstellung der freundschaftlichen Beziehungen und Europa die Sicherheit der sozialen Ordnung wie der politischen Sicherheit wiedergeben würde!

1./13. März. Der Fürst macht mit den deutschen Gästen einen Ausflug in die Klöster von Pasere und Cernica und bedauert nur, daß die Jahreszeit so wenig vorgeschritten ist und der Landschaft der Reiz des Frühlingsgrüns noch fehlt. Aber das hohe Rohr in dem blauen Wasser bei Cernica säuselt so friedlich, und die kleinen, sauberen Nonnenhäuser in Pasere erregen großen Beifall.

Der französische Generalkonsul hat beim Fürsten Audienz wegen jener Ausweisung des Polen; derselbe sagt ihm zu, daß die Sache, wenn irgend möglich, zu seiner Befriedigung beigelegt werden solle.

Herr Mellinet überbringt zugleich folgenden Brief des Kaisers:

> Paris, d. 5. Mars 1869.
>
> „J'ai reçu avec plaisir la lettre que V. A. a bien voulu m'écrire le 15 Février. Vous avez raison de compter sur mes sentiments personnels pour vous et sur ma sympathie pour le peuple qui vous a appelé à sa tête. J'avoue à V. A. que tant que M. Bratianu a été chef de votre cabinet, nous avons craint qu'il n'engageât votre gouvernement dans des aventures qui auraient pu troubler la paix de l'Europe. Je conçois toutes les

aspirations légitimes d'un peuple qui se constitue et qui veut compter au nombre des nations civilisées; mais il ne faut pas qu'il inquiète ses voisins et qu'il ait l'air de vouloir se mêler d'interêts étrangers à sa propre nationalité. Je vois avec plaisir que l'expérience a prouvé à Votre Altesse combien il est dangereux en politique de se confier à des hommes habitués à faveur de l'opposition contre les principes d'ordre et de justice qui règlent les relations des nations entre elles.

Je fais des voeux pour que le gouvernement de Voire Altesse se fortifie et qu'il soit le véritable promoteur de la régénération de la Roumanie.

Je renouvelle à V. A. l'assurance de mes sentiments de haute estime et d'amitié.

Votre dévoué cousin

Napoléon.

Die Pforte erklärt sich gegen die offizielle diplomatische Vertretung Rumäniens, aber ohne Erfolg.

4./16. März. Fürst Karl macht einen großen Übungsmarsch mit allen in Bukarest garnisonierenden Truppen.

6./18. März. Die Beschwerde des französischen Generalkonsuls ist in des letzteren Sinne erledigt worden. Die Ausweisungs-Ordre gegen den Polen wird zurückgenommen und ihm eine Geldentschädigung bewilligt.

Der Fürst inspiziert die erste fertig gestellte Eisenbahnbrücke über den Argesch.

10./22. März. Des Königs von Preußen Geburtstag wird wieder feierlich bei Hofe begangen. Auf das Glückwunschschreiben des Fürsten sendet der König sogleich heute eine sehr herzliche Dankdepesche.

11./23. März. Inspizierung der Artillerie; darauf Frühstück in der Kaserne.

Die Wahlaufregung, namentlich in Pitesch ti, ist sehr beunruhigend.

Graf Rasponi, ein Verwandter des Marquis Pepoli, der in Düsseldorf gewesen ist und im Interesse einiger in Rumänien liegender, ihm durch Heirat zugefallener Güter nach Bukarest reist, überbringt dem Fürsten folgenden Brief des Vaters:

Düsseldorf, den 9. März.

„Rasponi überbringt Dir diesen Brief den ich gern früher geschrieben hätte, wenn es eine sichere Gelegenheit gegeben hätte. Krenski habe ich also gesehen und viel Neues und Interessantes durch ihn erfahren, jedoch gefunden, daß er persönlich zu schwarz sieht und die Verhältnisse mit allzusehr preußischen Augen betrachtet. Es ist eine wahrhafte Calamität, daß alle Preußen, ungeachtet ihrer großen persönlichen Vorzüge an Geist, Charakter und Kenntnissen, stets einen Mangel an objektiver Auffassung und Beurtheilung haben!

Krenski entwirft ein schlimmes Bild der dortigen Zustände und ich mußte ihn nur zügeln und zurückhalten, damit er Deiner lieben Mutter ein nicht zu

schwarzes Gemälde vorhielt. Du sähest auch schlecht aus, hättest keinen Appetit mehr, wenig Schlaf und man sähe Dir die Erschöpfung an!

Aus Deinem Briefe habe ich davon nichts entnommen.... Es ist merkwürdig, welche Umwandlung seit dem Rücktritte Bratianu's in den Gesinnungen ganz Europas gegen Dein Land eingetreten ist — man spricht jetzt wieder mit Achtung von Rumänien, welches dem energischen Verruf verfallen gewesen wäre, wenn Bratianu sich nicht zurückgezogen hätte. Ich selber hatte ihn die längste Zeit entschuldigt — aber nach Allem, was vorlag, mußte auch ich dringend wünschen, daß er zurücktrat.

Absolut nöthig halte ich, daß Du herauskommst und den April festhalten mögest. Es ist nach zwei Seiten hin ungemein wichtig — erstens wird es die stets umlaufenden Gerüchte kalmiren, daß Du wegen drohender Gefahren das Land nicht einen Moment verlassen könnest, — daher politisch sehr wichtig, wenn man sieht, daß trotz dem und Alle dem Du mit Sicherheit eine kurze Abwesenheit wagen kannst — und zweitens wirst Du niemals an eine Heirath denken können, wenn Du nicht persönliche Schritte dafür thust. — Neues giebt es Nichts. Ich weiß noch nicht, ob ich zum Geburtstag werde nach Berlin gehen können. Mein Fuß geht besser, aber er ist noch nicht vollständig geheilt und höchste Vorsicht nothwendig. Es ist für mich ein drückendes Gefühl bei sonstigem Wohlbefinden mich invalid zu fühlen.

Wir haben nach einem Frühlings-Winter jetzt einen Winter-Frühling — doch hoffentlich ist alles bald überstanden und bringt uns der April das namenlose Glück eines Wiedersehens mit Dir."

16./28. März. Strat berichtet, daß man in Paris die Sache Dunin wie eine Herausforderung gegen Frankreich aufgefaßt und hinter dieser Ausweisung preußischen Einfluß vermutet hätte! Trotzdem hatte der rumänische Agent in Paris die Frage zu Gunsten seines Landes beim dortigen auswärtigen Amte beigelegt, als er von der in Bukarest erfolgten Lösung im französischen Sinne erfuhr. Strat beklagt sich bei dieser Gelegenheit, wie auch Sturdza aus Konstantinopel, daß man von Bukarest aus die Agenten nicht auf dem Laufenden erhalte und ihnen dadurch die Stellung erschwere. Strat soll auch in Belgien und Italien akkreditiert werden und will in Brüssel und Florenz seine Beglaubigungsschreiben übergeben, erwartet vorher aber noch die ihm in Aussicht gestellten eigenhändigen Briefe des Fürsten.

18./30. März. Der in Jassy ernannte norddeutsche Vize-Konsul Bartels überbringt dem Fürsten folgenden Brief des preußischen Kronprinzen:

Berlin 14/3. 69.

M. l. K.

Auf 3 Briefe suche ich heute durch eine sichere Gelegenheit zu antworten und Dir meinen aufrichtigen Dank für die Offenheit und das Vertrauen zu sagen, die stets aus denselben reden. Mit unveränderter Theilnahme folge ich dem Gange der Dinge bei Dir und kann nicht läugnen, daß mir etliche Male

Deinetwegen bange wurde, weil die Verhältnisse acut wurden. . . Es wird uns hier recht schwer, uns ein klares Bild von dem Schwanken der Parteien bei Dir zu machen, und wir müssen uns auf Äußerungen derer verlassen, die an Ort und Stelle beobachteten. Darnach bist Du, mein armer alter Freund, weniger als je auf Rosen gebettet und erlebst in Deiner persönlichen Einsamkeit nichts als Ärger, Verdruß und Undank.

Aus allen diesen Gründen kann ich nicht oft genug Dir rathen, endlich einmal auf „Urlaub" zu gehen und baldmöglichst zu den Deinigen zurückzukehren, um einige Wochen heimathlicher Luft einzuathmen; Du würdest gestärkt, neu belebt dann nach Rumänien wiederkommen und mit frischer, verjüngter Kraft an Dein schweres Tagewerk gehen. Ich wiederhole darum meine neuliche telegraphische Mahnung und flehe, daß Du sobald als möglich nach Deutschland kommst. Gleichzeitig kannst Du auch persönlich Deine Brautschau halten, welche ein Dritter doch nur in höchst unvollkommener Weise ausführen kann. . . . . . Vorläufig aber bitten wir Dich, die beifolgenden eben erschienenen Stiche unsrer Porträts nach Winterhalter, in Paris 1867 gemalt, freundlich aufzunehmen; der von Victoria gefällt mir fast noch besser als das Ölgemälde und ist wirklich reizend gelungen.

Gleichzeitig danke ich Dir 1000 Mal für die neuen phot. Beiträge zu der schönen Sammlung rumän. Ansichten, die ich bereits von Dir erhielt. Nimm beifolgend das Bild des jüngsten Lieutenants der Armee[1]), für dessen Eintritt Du mir so freundliche Glückwünsche sagst, als amusement noch an; es gelang ganz hübsch.

Leopold und Antoinette brachten zu unserer unbändigen Freude mehrere Wochen des Carnevals hier zu, wir haben sie endlich einmal à fond genießen können . . . . .

Hier muß ich heute enden. Gott mit Dir, mein guter lieber Karl Jetzt vor fünf Jahren harrten wir der Dinge in Kolding, kurz vor den Unglaublichkeiten bei Friedericia! Meine Frau sendet Dir herzlichste Grüße, und indem ich mir vorbehalte, morgen durch Gelegenheit von Manu die Politik zu berühren, bin ich in unwandelbarer Anhänglichkeit Dein treuer Freund

Friedrich Wilhelm Kpr.

20. März/1. April. Das neueingerichtete Postgebäude in Bukarest wird eröffnet. Das rumänische Postwesen ist durch Fachleute, die man aus der Schweiz berufen hatte, organisiert worden, und das Land ist nicht mehr wie bisher von den durch die betreffenden Konsulate besorgten österreichischen und russischen Posten abhängig. Fürst Karl giebt persönlich die ersten zwei Briefe ins Ausland auf und inspiziert alles aufs genauste. In österreichischen Zeitungen, und teilweise selbst im Inlande, bringt man dieser Neuerung, in der man doch nur einen weiteren Schritt des Landes nach seiner wirtschaftlichen Selbständigkeit hin erblicken sollte, eine Art von Mißtrauen entgegen.

[1]) Der jetzige Kaiser von Deutschland.

Die Stadt Bukarest sendet eine von der Opposition arrangierte Deputation an den Fürsten, um gegen die Regierung und ihre Wahlbeeinflussung zu protestieren. Die Deputation überbringt eine Monstre-Petition, in der man Klage führt, daß die Freiheiten unterdrückt, die Gesetze mit Füßen getreten, die Wahlen beeinflußt würden, u. s. w. Die Petition geht von C. A. Rosetti aus. Der Empfang, welchen der Fürst der Deputation bereitet hat, dürfte für die Zukunft als Lehre dienen. — Der Romanul macht durch perfide Artikel eine furchtbare Propaganda und greift das Ministerium auf eine ganze unwürdige Weise an.

In der Strafanstalt Vacareschti ist eine Werkstatt errichtet worden, welche die Armee mit Stiefeln versorgen soll. Der Fürst inspiziert diese Werkstatt und das ganze Gefängnis und ordnet verschiedene Verbesserungen an. Ehe er fortgeht, begnadigt er einige Sträflinge.

22. März/3. April. Im ganzen Lande nehmen die Wahlen ihren Anfang. Schon in den Urwahlen kam es zu Prügeleien, welche unangenehme Reklamationen zur Folge haben. Noch nie standen sich die Parteien in Rumänien mit einer solchen Gereiztheit und Haß gegenüber wie in diesem Augenblicke.

Im Distrikt Ilfov (in dem die Hauptstadt liegt) wird der Minister-Präsident gewählt. Die Majorität für die Regierung ist groß, aber die Erregung der Gemüter noch größer. Die Erbitterung der Opposition, welche so eklatant unterlegen ist, macht sich auf eine nicht immer loyale Weise Luft.

Das Frühjahr ist herrlich, und der Fürst sucht Erholung auf langen Spazierritten.

Seinem Vater schreibt er am 24. März/5. April folgendes:

„Auf drei liebe Briefe suche ich heute durch eine sichere Gelegenheit zu antworten . . . .

Die Situation hier, obwohl keineswegs verzweifelt, ist durchaus nicht derart, daß ich das Land mit Ruhe verlassen könnte . . . . Bratianu hält sich hinter den Coulissen und läßt Andere für sich wirken. — Seit der Kammer-Auflösung habe ich ihn nicht mehr gesehen, da er längere Zeit in Piteschti war, ich ließ ihm aber sagen, daß ich ihn für Unordnungen bei den Wahlen verantwortlich mache. — Nach Beendigung der Wahlen werde ich ihn zu mir rufen lassen und den letzten Appell an seinen Patriotismus machen; er hat im Lande großen Anhang, und folglich muß immer mit ihm gezählt werden. — Ich habe noch die Hoffnung, daß Bratianu mir ergeben ist, nur ist momentan eine Erkaltung unserer Beziehungen eingetreten, und er ist tief verletzt, daß ich seinen Rathschlägen vor der Kammer-Auflösung kein Gehör geschenkt habe, namentlich in der Angelegenheit Macedonski.

Die Wahlen im ersten Collegium sind fast gouvernemental. Nur zwei von 33 Distrikten haben rothe Candidaten gewählt; heute wählt das zweite Collegium, das Resultat wird aber erst morgen Abend bekannt werden. — Mittwoch und Donnerstag sind die schlimmen Tage, in denen die Städte zu wählen haben. In Bukarest, Piteschti und Ploieschti wird der Kampf heiß

werden; ich hoffe nur, daß es nicht zu ernsten Conflikten kommen wird. — Die Agenten der Opposition bearbeiten in diesen drei Städten die Massen, um Unordnungen herbeizuführen, gegen welche aber mit energischen Maßregeln eingeschritten werden wird. Cogalnitschanu leitet die Wahlen mit großem Geschick und Umsicht. — Nach den Wahlen wird noch eine große Gereiztheit zurückbleiben, deren Reaction im ganzen Lande fühlbar sein wird. In der Walachei wird das Element der Rothen gähren, in der Moldau das der Fractionisten, die Socialisten sind. Dieses sind Considerationen, die mich bestimmen, das Land nicht zu verlassen, denn meine Abwesenheit könnte diese Unzufriedenen, die nichts zu verlieren haben und bei Unruhen nur zu gewinnen hoffen, veranlassen, Unordnungen herbeizuführen. Meinen Ministern ist ein Stein vom Herzen, seitdem sie wissen, daß ich meine Reise nicht weiter als bis Jassy ausdehne . . . . Ich hoffe, daß Du mir nicht böse bist, daß ich Deiner dringenden Einladung, nach Deutschland zu kommen, nicht Folge geleistet. Ich glaube nicht nöthig zu haben, Dich zu versichern, wie sehr mich mein Herz zu meinen inniggeliebten Eltern hinzieht, es ist ja dies das Theuerste, was ich auf Erden habe. Wer aber eine solche Verantwortung trägt, darf nicht mit dem Herzen, sondern muß mit dem Kopfe urtheilen. Ich fürchte, daß Krenski Dir die Situation hier mit zu schwarzen Farben gemalt hat, sie ist nicht so ernst, wie er es sich vorstellt. Mit Geduld, Ausdauer und Energie erreicht man Alles, und ich bin überzeugt, daß auch ich das mir gesteckte Ziel erreichen werde. — Es ist richtig, daß ich in der Zeit, wo Krenski hier war, enorm viel zu thun hatte — wenig Ruhe und viel Ärger, — was mich aber keinen Moment entmuthigte, während Krenski, der für einen Mann und einen Soldaten ein zu weiches Herz hat, oft den Muth verlor. — Die viele und anhaltende Arbeit ohne irgend welche Zerstreuung hatte mich angestrengt und aufgeregt, da war es natürlich, daß ich weder Schlaf noch Appetit hatte. Heute geht es mir vortrefflich, und ich sehe mit Ruhe und weniger Aufregung als meine Umgebung dem Ende der Wahlen entgegen, denn ich weiß, was ich zu thun habe, wenn es zu ernsten Konflikten kommen sollte. Ich werde entschieden nicht den Kürzeren dabei ziehen. — Sollte noch nicht über den Posten in Constantinopel entschieden sein, so bitte ich Dich dringend, den Grafen Keyserling dahin zu rekommandiren. So leid es mir thäte, ihn von hier zu verlieren, so wichtige Dienste könnte er Preußen und mir dort leisten . . . .

Es ist schon Mitternacht und morgen früh um 7 Uhr geht der Courier ab, daher muß ich schließen . . . ."

27. März/8. April. Der Minister des Innern sagt dem Fürsten, daß in Plojeschti durch Agitationen ernste Unruhen hervorgerufen worden seien.

1./13. April. Aus Nizza trifft die Nachricht vom Tode des früheren Hospodaren der Walachei, Barbu Stirbei, ein. Einige Wochen vor seinem Tode hatte der alte Fürst dem regierenden Herrn noch geschrieben und ihm für alle seine Güte und die liebenswürdige Zusendung von Photographien aus der Walachei gedankt: „Dieu bénira les travaux de V. A. Er wird E. H. den

Ruhm verleihen, der Schöpfer eines neuen Rumäniens zu sein! Keiner kennt so gut wie ich die Schwierigkeiten, die sich einem rumänischen Fürsten, der das Gute anstrebt, in den Weg stellen; sie werden E. H. nicht entmuthigen, wenn sie auch das Vollbringen hinausschieben. Mit Einem Sprunge alle diese Schwierigkeiten zu überwinden, wäre unmöglich gewesen." Zum Schluß dankt der alte Hospodar dem Fürsten noch für dessen Interesse an seinen Söhnen. „V. A. peut être sûre de trouver chez mes fils des sentiments d'honneur et de loyauté et un dévouement pour la personne de V. A. à toutes épreuves."

3./15. April. Der Fürst erhält die ihn beglückende Nachricht, daß sein ältester Bruder sicher Ende des Monats bei ihm einträfe.

Die Zeitungen des Landes, besonders Romanul und Tzara, bringen die heftigsten Artikel und behaupten, daß die Freiheit der Wahlen unterdrückt worden wäre. Die Bukarester Kaufmanns- und Bürgerschaft hat dagegen dem Fürsten eine Adresse mit 2256 Unterschriften überreicht, in welcher sie ihre Befriedigung mit dem Verlauf der Wahlen ausdrückt. Der Romanul erklärt den größeren Teil dieser Unterschriften für gefälscht, worauf im Moniteur eine Mitteilung steht: die Adresse läge im Ministerium des Innern zur Einsicht aus.

Das Ergebnis der Wahlen hat, wie die auswärtigen Zeitungen hervorheben, erwiesen, daß die Majorität des Landes „keine abenteuerliche Eroberungspolitik" will, denn unter 157 Deputierten sind nur 10 Oppositionelle gewählt. In den vier größeren Städten der Walachei ist es zu Unruhen gekommen.

Die Neue Freie Presse in Wien äußert sich folgendermaßen über die zukünftige Kammer: die Regierung habe die Hände nicht in den Schoß gelegt, allein bei Geltendmachung ihres „moralischen Einflusses" (ein von Bratianu bei der letzten Wahl, 1868, angewandtes geflügeltes Wort) habe sie mehr Anstand bewahrt als früher die Gegenpartei. Alle Wahlergebnisse seien bekannt, mit Ausnahme jenes der „exklusiv roten" Stadt Plojeschti, wo die Excesse so weit gingen, daß die Regierung die Wahl für nichtig erklären mußte. Die künftige rumänische Kammer sei aus neuen, lebensfähigeren Elementen gebildet, alle politischen Fraktionen darin vertreten, und in ihrer Majorität der Dynastie ergeben.

5./17. April. Der Fürst reist nach Jassy ab, wo er das orientalische Osterfest feiern will; ihn begleiten der Ministerpräsident D. Ghika bis Buseu, und Cogalnitschanu bis Jassy. — Heute bei mildem Wetter bis Buseu, mit Vermeidung von Plojeschti, wo die Wahlumtriebe so wenig loyal gewesen, daß der Fürst die Stadt nicht mit seinem Besuche beehren will.

6./18. April. In Buseu feierliche Einweihung der großen, 500 m langen Eisenbrücke über den breiten, gefährlichen Strom gleichen Namens, der so oft den Verkehr zwischen den beiden Fürstentümern unterbrochen hat. Die Beseitigung dieser schädlichen Hemmung ist auf die Initiative des Fürsten zurückzuführen, was man dankerfüllt in den heutigen Ansprachen anerkennt. — Die Teilnahme des Publikums an der vom Bischof Dionisie vollzogenen Einweihung und der sich anschließenden Feierlichkeit ist groß. Darauf Weiterreise nach Fokschani; es

sind jetzt auf der ganzen Linie alle fünf Brücken vollendet, so daß zum ersten Mal der Fortgang der Reise nicht von der Gunst der Witterung und dem eventuellen Anschwellen der Flüsse abhängig ist.

7./19. April. In Fokschani besucht der Fürst wiederum Schulen, Hospitäler, Gerichte und empfängt eine Deputation, welche um eine Eisenbahn petitioniert. Fokschani wird von der großen Hauptlinie nicht berührt und möchte wenigstens durch eine Zweigbahn mit ihr verbunden werden. Darauf begiebt sich der Fürst zu Wagen nach dem 16 km entfernten Platz jenseits des Serets, der für das Lager (bei Furceni) bestimmt ist. Generalstabsoffiziere erwarten ihn hier, mit denen er nach eingehender Besichtigung an Ort und Stelle in vierstündigem Aufenthalt das Lager absteckt. Er sieht sich noch die Arbeiten an der Eisenbahnbrücke an, von der schon zwei Pfeiler aus dem Wasser ragen, und fährt dann weiter nach Tekutsch.

8./20. April. Der Fürst wird heute 30 Jahre alt. Er empfängt Gratulationen aus Stadt und Umgegend, zahllose Glückwunsch-Telegramme und setzt dann seine Reise fort, besucht die Eisenbahnbrücke über den Trotusch, frühstückt im Ajud beim Großgrundbesitzer Balsch und ist Abends in Baku. Überall unterwegs verfolgt er mit Interesse den Bau der Bahn, welche meistenteils längs der Straße läuft; vor Baku ist ihm ein Triumphbogen errichtet: „Willkommen dem Begründer der rumänischen Eisenbahn.“ —

9./21. April. Weiterreise über Roman. Abends 7 Uhr Ankunft in Jassy, wo dem Fürsten in glänzender Einholung derselbe warme Empfang wie bei früheren Besuchen bereitet wird; die jungen Leute der Gesellschaft sind zu Pferde eine Stunde weit entgegengekommen und eskortieren den Wagen; die Stadt ist glänzend illuminiert. Der Fürst nimmt Wohnung bei seinem Minister Cogalnitschanu. — Auch bei Jassy schreiten die Eisenbahnarbeiten rüstig vorwärts, wie der Fürst gleich konstatiert hat. Er findet ein Telegramm seines Bruders vor, worin derselbe ankündigt, daß er am folgenden Tage von Düsseldorf nach Jassy abreise.

12./24. April. Der Fürst exerziert mit der Garnison, giebt unzählige Audienzen und empfängt jeden Abend Gäste. Er läßt sich die Eisenbahningenieure vorstellen und schreibt stolz in sein Tagebuch: „Übers Jahr bin ich verheirathet und habe die Eisenbahn!“

Aus Paris meldet man ihm, daß dort Verhandlungen gepflogen würden, die den Zweck hätten, in Bukarest eine Revolution hervorzurufen, und daß man auch in Wien um die Sache wüßte. Seit der Rückberufung der militärischen Mission aus Rumänien hat man sich bemüht, in Bukarest einen geeigneten Thronprätendenten zu finden: ein Sohn eines der früheren Hospodare soll dazu auserkoren sein. Zum Vorwand nimmt man in Paris, daß seit Bratianu's Rücktritt Preußen durch seinen Generalkonsul die faktische Regierung in Rumänien ausübe!

14./26. April. Der Fürst empfängt Herrn Steege, der jetzt auch für Petersburg und Berlin als diplomatischer Agent akkreditiert ist, und giebt ihm für seine

neuen Posten Empfehlungsbriefe mit an den Kaiser Alexander und den Fürsten Gortschakow, sowie an den König von Preußen und den Grafen Bismarck, dem er bei dieser Gelegenheit für sein Schreiben dankt.

Der Erbprinz Leopold von Hohenzollern hat heute die rumänische Grenze überschritten und bringt die Nacht in Botoschani zu, wo er von dem Unternehmer[1]) der sehr gut organisierten Posten der nördlichen Moldau, J. Docan, empfangen wurde. Der Fürst erwartet ihn in fieberhafter Ungeduld und fährt ihm am 15./27. April eine Stunde entgegen. Das Wiedersehen ist ein sehr beglückendes; der Fürst findet seinen Bruder ganz unverändert, der Erbprinz aber sieht in dem jugendlichen Antlitz des jüngeren Bruders die Spuren dreier sorgenvoller Jahre. — In der Begleitung des Erbprinzen befinden sich H. von Mayenfisch und Hauptmann von Prittwitz, ein Schwager des Oberstlieutenants von Krenski.

Natürlich bringt der Erbprinz eine Fülle neuer Nachrichten und auch Briefe von der ganzen Familie mit. Fürst Karl Anton schreibt eingehend über die Heiratsfrage des Sohnes. U. a. . . . .

„. . . . E. W. ist in Bezug auf Weltkenntniß, Geist und Wissen jedenfalls Anderen vorzuziehen. Sie ist hübsch und anmuthig, die Herzensgüte liegt ihr auf dem Gesicht — sie ist hochgebildet und selbst von einer seltenen Begabung . . . . Auch in sprachlicher Beziehung excellirt Prinzeß W . . . — sie spricht vortrefflich französisch und englisch und ist, wie gesagt, universell gebildet."

In Bezug auf deutsche Verhältnisse sagt der Vater:

„Viel und Neues kann ich Dir nicht schreiben, Dein Bruder wird Dir alles mittheilen . . . . Das Verhältniß zwischen König und Bismarck ist gerade nicht sehr glänzend, doch ist das Verbleiben Bismarcks im Amt eine eiserne Nothwendigkeit, deshalb wird es zu keiner Krise kommen."

16./28. April. Der Fürst fährt seinen Bruder in Stadt und Umgegend spazieren. Der erste Frühlingsduft giebt der schönen Landschaft einen doppelten Zauber. Nachmittags bei einem größeren Ausflug überrascht sie ein so starkes Gewitter, daß sie ein Obdach suchen müssen, um sich zu schützen.

17./29. April. Gründonnerstag; Fürst und Erbprinz sind vormittags in der Metropolie bei der durch den Metropoliten vorgenommenen Fußwaschung zugegen. Abends fährt der Fürst zur Verlesung der „zwölf Evangelien" wieder in die Metropolie; darauf in die Spiridon-Kirche, so daß er erst gegen zwölf Uhr nach Hause kommt, immer in gewissenhafter Weise alle Pflichten erfüllend.

18./30. April. Karfreitag. Der Grablegung wohnt Fürst und Erbprinz in der Kirche bei. Auch Graf Keyserling, der in Jassy ist, sowie das ganze Gefolge.

---

[1]) Die verschiedenen Teile des Landes wurden vom Staate zur Unterhaltung der Posten in Pacht gegeben, und meistens waren es Bojaren, welche die Pächter wurden und ihren Ehrgeiz darin sahen, ihren Distrikt gut zu versorgen. Man trieb viel Luxus mit Pferden, und die meisten fuhren gern achtspännig per Extrapost.

20. April/2. Mai. Leider aber hat sich das Wetter nicht geändert, und der kalte Wind hat viele Lichter bei der Auferstehungsfeier um Mitternacht ausgeblasen. Als der Metropolit die Kirche verließ, um, der Tradition entsprechend, unter freiem Himmel das „Christus ist auferstanden“ aller Welt zu verkünden, betritt der Fürst mit ihm eine Estrade, um die herum dreißig Sträflinge in Ketten der Gnade des Herrschers harren, und befiehlt, daß man ihnen die Banden löse, er schenke ihnen die Freiheit zur Feier der Stunde. Ein ergreifender Augenblick! Das Rasseln der fallenden Ketten giebt einen eigentümlichen Ton in das Festgeklinge, der dem feinfühlenden Fürsten durchs Herz schneidet.

Nach beendetem Gottesdienst findet das Osterfrühmahl beim Metropoliten statt; darauf fährt der Fürst mit seinem Bruder noch in die Kaserne, um den dort beim Ostermahl versammelten Soldaten seinen Gruß zu entbieten. Bei herrlichem Sonnenaufgang gegen sieben Uhr früh kehrt er in seine Wohnung heim, um sich noch für ein paar Stunden zur Ruhe zu begeben.

Gestern hat in Bufta bei Bukarest die feierliche Beisetzung der sterblichen Reste des Fürsten Stirbei stattgefunden, nachdem dieselben mit allen Ehren in der Hauptstadt empfangen und in der Metropolie eingesegnet worden waren.

Der Minister-Präsident, welcher dem Fürsten nach Jassy Bericht über die Vorkommnisse in der Hauptstadt sendet, beklagt sich, daß Dr. Strousberg, mit dem er in Bukarest verhandelt hatte, alle Fragen zu oberflächlich und seine Einwände zu leicht nähme.

21. April/3. Mai. Der Fürst besichtigt im Eisenbahnbüreau sämtliche Pläne und freut sich über den fortschreitenden Bau des Bahnhofs, erteilt Audienzen und unternimmt nachmittags einen Ausflug mit mehreren Ministern, dem Grafen Keyserling ꝛc. nach Pojeni, um dem Erbprinzen sein Waldgut zu zeigen. Abends empfängt er noch einmal Dr. Strousberg und läßt sich bis gegen Mitternacht von ihm Vortrag halten über die Eisenbahn.

22. April/4. Mai. Abreise aus Jassy. Bei schönem Wetter über Paskani, was wahrscheinlich ein Knotenpunkt der Eisenbahn werden soll, (im Schloß bei G. N. Rosnoveanu wird gefrühstückt und dann die Linie inspiziert) in das schöne Frauenkloster Agapia, dessen weltabgeschiedener Frieden seinen Eindruck nicht verfehlt. Die Einfahrt bei Glockengeläute und Fackellicht in dies Berg- und Wald-Kloster ist jedesmal ergreifend. Der Erbprinz hat Halsschmerzen, besichtigt aber trotzdem alle Nonnenhäuser eingehend und interessiert sich für ihre Einrichtungen.

23. April/5. Mai. In der Nacht friert es, die Berge sind beschneit, so daß der Erbprinz, dessen Halsleiden sich verschlimmert hat, im geschlossenen Wagen direkt nach Varatik fährt, während der Fürst sich zuerst nach Neamtz und dann dorthin begiebt. In allen Dörfern schöner Empfang, ebenso am 24. April/6. Mai bei prächtigem Wetter, aber kühlem Winde, auf dem Wege bis Piatra. Leider ist der Fürst immer noch besorgt um seinen Bruder. Von Piatra, wo der Anblick aufs Bistritza-Thal und die Berge rundherum den Erbprinzen bezaubern und ihm seinen notgedrungenen Aufenthalt im Hause erleichtern, macht der Fürst

einen Ausflug nach Bisericani und besucht abends das in einer zugigen Bretterbude eingerichtete rumänische Theater, in dem gar nicht schlecht gespielt wird.

26. April/8. Mai. Weiterreise über Ajud.

27. April/9. Mai. Ankunft in Buseu, wo der Fürst in der Episkopie absteigt. Er begiebt sich nach Ciolan, zur Einweihung einer Kirche, deren innere Ausstattung er übernommen hat. Der Erbprinz ist wieder hergestellt. Die Einweihung der Cetate von Ciolan, welcher man den Namen Karol beilegt, gestaltet sich zu einer erhebenden Feier. Das Landvolk in seinen schönsten bunten Trachten ist herbeigeströmt, die Lage ist prachtvoll und gewährt den herrlichsten Blick auf das Thal von Buseu und die umgrenzenden Berge. Nach beendeter kirchlicher Weihe findet unter grünem Laubdach ein Frühstück statt. Dann muß der Füist aufbrechen und wieder hinabreiten, da er direkt nach Cotroceni heimkehren will. Das letzte Stück Weges wird bei Fackelbeleuchtung zurückgelegt. In Cotroceni warten die Minister, mit welchen der Fürst, ehe er sich zur Ruhe begiebt, noch die Thronrede für die übermorgen zu eröffnende Kammer diskutiert.

28. April/10. Mai. Der Fürst zeigt dem Bruder sein bescheidenes Heim und den Park. Empfänge.

29. April/11. Mai. Kammereröffnung, welcher der Erbprinz beiwohnt. Die Thronrede ist kurz, spricht nur von dem Konflikt, der zwischen Ministerium und Kammer ausgebrochen war und Neuwahlen notwendig gemacht hatte, ermahnt zur Eintracht und drückt die Hoffnung aus, daß diese Session nicht zu lange dauern werde, um die Abgeordneten nicht von ihrer wichtigen landwirtschaftlichen Arbeit zurückzuhalten.

9./21. Mai. Der Fürst wird bei seinen regelmäßigen Obliegenheiten von seinem Bruder begleitet; so nahm er gestern mit ihm die Revue auf dem Plateau von Cotroceni ab, die bei großer Hitze stattfand; heute sind englische Marineoffiziere aus Galatz zum Diner eingeladen.

10./22. Mai. Der Fürst hatte in einem Briefe an den Ministerpräsidenten dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß man zu dem heutigen Jahrestage seines Einzugs in die Hauptstadt keine Feier, welche mit irgend welchen Kosten verbunden sei, veranstalten, sondern die dazu bestimmte Summe lieber den Notleidenden geben möge. — Tedeum und Gratulation finden doch statt; zu letzterer begiebt sich der Fürst mit dem Erbprinzen zu Fuß in die Stadt. Er beantwortet die Glückwünsche von Kammer und Senat mit einer Ermahnung zur Eintracht: der 10. Mai sei der größte Tag seines Lebens, und er würde ihm noch teurer sein, wenn die Parteispaltungen überwunden werden könnten und die Brüderlichkeit, welche in schweren Zeiten die rumänische Nation errettet hat, wieder in ihr aufleben wollte.

Nachmittags hat der Fürst ein Kinderfest arrangieren lassen, bei dem er 1800 Schulkinder im Cotrocener Garten bewirtet: er unterhält sich $1^1/_2$ Stunde lang mit denselben. — Abends Galadiner in der Stadt, alle früheren und jetzigen Minister, die Spitzen aller Behörden, der deutsche Generalkonsul ꝛc. sind geladen.

11./23. Mai. Gartenfest in Magurelle (1½ Stunde von der Stadt entfernt), welches H. und Fr. Otteteleschanu zu Ehren des Fürsten und des Erbprinzen geben und bei dem die fürstlichen Brüder eifrig bis drei Uhr morgens tanzen.

Die Temperatur war am Tage abnorm hoch gewesen, kurz vor Beginn des Festes brach aber ein wolkenbruchartiges Gewitter aus, so daß der Fürst, welcher seinen offenen, vierspännigen Wagen selbst kutschierte, sowie der Erbprinz ganz durchnäßt ankamen. Anstatt des geplanten Feuerwerks wirkten die Blitze am Himmel. — Das Gartenfest fand also ausschließlich im Schlößchen statt, und die Hälfte des Programms konnte nur zur Geltung kommen.

14./26. Mai. Steege telegraphiert aus Berlin, daß der König ihm Audienz erteilt und ihn sehr gnädig empfangen habe.

16./28. Mai. Fürst und Erbprinz kehren heute von einem Ausflug zurück, den sie ins Gebirge gemacht haben. Auf der Heimfahrt nach Campina waren durch starke Regengüsse die Wege grundlos und die Flüsse so angeschwollen, daß beim jedesmaligen Durchfahren (die Brücken waren sämtlich fortgerissen) das Wasser in den Wagen lief und die Herren sich oben auf das Verdeck des Wagens setzten, um trocken herüber zu kommen. Einige Mal war die Sache recht gefährlich; rechts und links vom Wagen, an jedem Rade wateten Männer, (denen das Wasser bis an die Schulter ging), um die Räder gegen die Strömung zu halten. Von Sinaja aus waren die Herrschaften auf den Kamm des Gebirges geritten und hatten auf dem Rückweg nach Bukarest zuerst (zu Pferde) die Salinen besucht, dann das Frauen-Kloster Jamfira, wo sie zu Nacht blieben, und schließlich noch Calderuschani, das größte Mönchskloster der Ebene.

17./29. Mai. Aus Paris berichtet der rumänische Agent, daß ein Gefühl cette situation pleine de décousu et de contradiction beherrsche: der Haß gegen Preußen, welcher par ricochet auch auf Rumänien wirke. Mellinet berichtete, Graf Keyserling sei der mächtigste Mann in Bukarest, die Ausweisung jenes Polen wäre sein Werk gewesen. (Daß sie zurückgenommen und Frankreich triumphiert hat, ändert an der Auffassung merkwürdigerweise nichts!) Preußen hätte Rumänien 60 gezogene Kanonen geschenkt und hetze dort systematisch gegen Frankreich. Darum unterstütze Frankreich heimlich einen Thronprätendenten! Der Kaiser persönlich wäre wohlwollend gesinnt, er hätte Oberst Lamy mit größtem Interesse nach allen Verhältnissen in Rumänien ausgefragt; leider ließe sich der Kaiser aber von seiner Umgebung mit fortreißen.

(Fortsetzung folgt.)

Erna Heine.

Erzählung

von

E. Merx.

(Schluß.)

Und der Abend des folgenden Tages brachte den Gast. „Auf drei Wochen, Tantchen, mache dich gefaßt; eher wirst du die Einquartierung nicht wieder los," sagte Gotthold nach der herzlichen Begrüßung, und zur Küchenthür hinein, in welcher Liese stand, „ganze drei Wochen mußt du für drei kochen, und ich esse viel, weißt du schon."

„O, Herr Gotthold, ich wollte sagen, Herr Pastor, nicht wahr, das sind Sie, — ich werde es so gut wie die Frau Direktor an nichts fehlen lassen, — bei uns hat noch keins Hunger gelitten."

„Und Durst auch nicht," erwiderte Gotthold, er wollte den scherzenden Ton beibehalten, der seine große Erregung bei dem Wiedersehen Ernas verdecken sollte.

Langsam kam sie von ihrem Zimmer herunter, auf der untersten Treppenstufe blieb sie einige Augenblicke stehen, dann trat sie ruhig gefaßt in das Zimmer, ging auf Gotthold zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Willkommen, Vetter."

„Bin ich dir wirklich willkommen," erwiderte er, indem er ihre Hand herzlich küßte. „Wirklich willkommen, Erna?"

„Ach, Kinder, das sind dumme Fragen; was sich von selbst versteht, braucht man sich nicht doppelt zu versichern," fiel die Tante lachend und zürnend zugleich ein. „Wir haben uns auf dein Kommen lange gefreut. Nun lege aber erst vollends ab, daß man dich besser betrachten kann, du liebes, altes Haus," und dabei legte sie einen Arm um seine Schulter und wandte mit dem andern sein Gesicht sich zu.

„Wir haben uns ein wenig verändert in dem Jahre, das finden wir wohl gegenseitig — ich bin alt geworden, mein Haar grauer, naturgemäß, wenn man ein halbes Jahrhundert hinter sich hat. . ."

„Du hast dich nicht verändert, Tantchen."

Frau Heine schüttelte den Kopf. „Mache keine Flausen und keine Komplimente, das schickt sich gar nicht für Ehrwürden Pastor. Du aber hast dich verändert, bist schlanker geworden, aber was rede ich doch! Zunächst setzen wir uns, und du sollst dich mit Speise und Trank erquicken, — nach der Weise Abrahams, als die verkleideten Engel im Hain Mamre zu ihm kommen."

Sie verließ das Zimmer — in doppelter Absicht.

Da saßen sie nun neben einander, Erna und Gotthold — und beide schwiegen. Er nach der alten Erfahrung, wenn das Herz zu voll ist, findet es keine Worte, sie, weil ihr Herz zu bänglich klopfte.

Liese unterbrach diese peinliche Stille, indem sie mit klappernden Tellern, Messer- und Gabelkorb und frischem, weißem Tischgedeck eintrat und ihr Werk begann.

Sie warf dabei verstohlene Blicke auf das junge, schweigsame Paar, das ihr gar nicht gefallen wollte, sie hatte gemeint, „nun wird's doch endlich herauskommen" — was sie aber meinte, kam nicht heraus.

Endlich sagte Gotthold: „Es ist dir gut gegangen, liebe Erna, dein Brief vom Rigi aus machte mir große Freude."

„Ja, recht gut gegangen; die großartige Natur, die reine Luft und die guten, freundlichen Menschen in ihr, die Erholung suchten wie Mutter und ich, alles zusammengenommen hat mich erquickt."

Und weiter ging die Unterhaltung in diesem Stil. Gotthold fragte, und Erna erzählte von dem Vierwaldstätter-See und den prächtigen Fahrten auf ihm bei Sonnenuntergang. In diesen geweckten Erinnerungen wurde sie lebhafter, als sonst ihre Weise war, ihre Wangen röteten sich, die trüben Augen leuchteten auf — Gotthold betrachtete sie mit unverhohlenem Vergnügen, mehr noch, mit Entzücken, und unwillkürlich stieß er die Worte hervor, „wie schön du bist, Erna!" und dabei legte er, magnetisch angezogen von ihrem Liebreiz, die Hand sanft auf ihr Lockenhaar. Sie neigte den Kopf ein wenig, ließ aber seine Hand darauf ruhen — und duldete die Küsse, die er leise und zart auf ihre Stirn drückte; sie zitterte darunter, aber sie — duldete sie — und wehrte ihm nur mit der freundlichen Frage von sich ab: „Nun rede aber du, was hast du erlebt?"

„Ich erlebt," wiederholte er ihre Worte und richtete sich aus seiner ihr zugeneigten Stellung kräftig auf. „Ich habe im Weinberge des Herrn gearbeitet, und wie ich hoffen darf, nicht ohne Segen — und dabei habe ich gelernt erkennen, daß meinem bisherigen Wissen — geistlichem Wissen — die rechte Weihe fehlte."

Bei den letzten Worten trat Frau Heine wieder in das Zimmer.

„Nicht gar zu feierlich geredet, Gotthold, nicht gleich in der ersten Stunde des Wiedersehens im Kanzelton," sagte sie und klopfte ihm dabei auf die Schulter. „Kommt, Kinder, zum Essen. Es giebt Fisch und Bratkartoffeln und andres mehr, und nachher feiern wir deine Ankunft mit Champagner. Bist du's zufrieden? Seid ihr's zufrieden, ihr, meine beiden Liebsten auf Erden?"

Und weiter redete die gute Tante und Mutter, und sich selbst immer mehr in Rührung hinein.

Sie saßen also zusammen bei Tische, Gotthold schnitt unaufgefordert, nach früherer Gewohnheit, das Brot, vielmehr Semmel zum Fisch und sagte dann heiter zu Liese gewandt, die eben noch Buttersauce zum Fisch brachte: „Liese, in einem alten schönen Karmen heißt es: „Der König Karl saß einst zu Tisch, zu Aachen mit dem Fürsten, man stellte Wildpret auf und Fisch, und ließ auch keinen dürsten." — Was kannst du hieraus lernen?"

„Ach, Bier, Herr Pastor, das hatte ich ja vergessen. Als Sie noch Jungherr Gotthold waren . . .“

„Nun seh' einer die alte Liese, sie spricht ja ganz im Stil der Roland-Romanzen“ . . .

„Pilsener, aus der rechten Ecke,“ schaltete Frau Direktor ein.

„Da sagten Sie immer, der Fisch will schwimmen,“ fuhr Liese fort, ohne sich irre machen zu lassen.

„Und das sage ich auch heute noch. Also Pilsener — hat die Tante im Keller.“

„Für dich, alter Junge.“

„Aber nicht ausschließlich. Ich schätze wohl den Bierheiligen Gambrinus, aber ich trinke nicht allein.“ Er entkorkte eine Flasche. „Erna, reich' dein Glas, du mußt trinken, das giebt rote Backen und Munterkeit. Tantchen, du bist wahrhaftig eine unvergleichliche Tante, du hast eine bewundernswerte Divinationsgabe, Pilsener Bier, schöne Realität bei diesem ersten idealen Abendessen.“

Unter heiterem Gespräch ging es zu Ende, zuletzt mit perlendem Champagner, der seine viel erprobte Wirkung nicht verleugnete.

„Wir machen noch einen kleinen Spaziergang durch den Garten,“ schlug die fröhliche Tante vor, „wir gehen zu dreien durch das Leben wie heute hier. Gotthold an meiner linken Seite, der männliche Schutz, Erna zur rechten, die Freude und Zierde.“

So — fest aneinander geschlossen, wandelten sie in den Gängen auf und ab. Es war ein warmer Abend in der letzten Häfte des August, Dämmerung umhüllte schon die fernen Bäume und Gesträuche, und von den bunten Wicken und hochstieligen Flor, welche die Rabatten umsäumten, stiegen süße Düfte auf und tränkten die leicht bewegte Luft, die erfrischend über Garten und Flur hinstrich.

Anfangs hatte man noch sehr heiter geplaudert, war aber allmählich stiller und ernster geworden. Zuletzt schwiegen sie alle, Frau Heine heftete ihre Augen auf die jetzt sichtbar werdende Silbersichel des Neumonds, und Erna hatte schon länger nach Sternen aufgeschaut; so gingen sie schweigend neben einander her, eine lange Zeit.

„Du frierst, Erna,“ unterbrach Frau Heine zuerst die Stille.

„Nicht doch, liebe Mutter, es ist ja warm und schön.“

„Aber ich fühlte ein leises Zucken deines Armes, und auch deine Hand zittert, wollen wir hineingehen?“

„Nicht meinetwegen,“ erwiderte Erna und schmiegte sich dichter an.

„Tantchen, ich glaube, daß ich ein besserer Wärmeleiter sein werde als du.“ — Mit diesen Worten hatte Gotthold seinen Arm aus dem der Tante gezogen und nach der andern Seite tretend Ernas Schulter umfaßt, „so gehen wir dennoch zu dreien weiter -- wie an diesem schönen Abend unter dem Sternenhimmel im Garten — den Lebensweg zuerst hinauf . . .“ „Und dann hinab,“ fiel Frau Heine mit durch Wehmut gedämpfter Stimme ein.

Und ganz leise, unverständlich fast, unwillkürlich, flüsterte Erna vor sich hin: „Ins Grab".

„Einmal ja, das ist Menschenbestimmung, aber zuvor wollen und sollen wir leben, glücklich sein und uns des Lebens mit seinem reinsten Glück, der Liebe, bewußt werden."

„Recht so," erwiderte die Tante; und wieder gingen sie schweigend eine Weile neben einander her.

Tiefe Stille herrschte in der Natur, die Dunkelheit nahm mit der vorrückenden Stunde zu, und das schwache Mondlicht gewann an Kraft, immer mehr Sterne tauchten am Himmel auf und strahlten glänzend und funkelnd zur Erde hernieder, hüllten sie in graue, mystische Schleier ein, die stumme Betrachtung und Andacht so gern und leicht in sich bergen: „Wortlose Andacht", vielleicht die tiefste und schönste, deren die Menschenseele fähig ist.

„Groß ist der Herr! gepriesen sei sein herrlicher Name in Ewigkeit!" sprach Gotthold plötzlich unvermittelt mit lauter, tiefer Stimme in die feierliche Stille hinein. „Preisen wir ihn zusammen — zusammen Erna" — mit einem sanften Druck der Hand wandte er ihr Gesicht sich zu, das sehr bleich war und unter Thränen lächelte.

„Willst du mit mir zusammen den Herrn suchen und lieben ewiglich?" ... Die Stimme versagte einen Augenblick.

Die Tante hatte ihren Schritt gehemmt vor Erstaunen über die Redewendung und plötzliche Werbung ihres Lieblings, löste sich von beiden los, trat ihnen gegenüber und lauschte atemlos auf Ernas Erwiderung.

„Zusammen — Erna" ... wiederholte Gotthold und gab sie frei.

Keine Antwort.

„Erna", wiederholte Frau Heine — und darauf — mit einem schnellen Aufblick zum Himmel ging es wie ein Hauch aus ihrem Munde: „Ja".

Jetzt legte die Tante die Hände ihrer beiden, im Herzen wie eigene Kinder geliebten ineinander und sprach aufatmend: „Gottes Segen über euch!"

Es war geschehen — wovor Erna zagend, angstvoll wie vor einem zu bringenden großen Opfer gestanden hatte, und eine wunderbare Ruhe kam über sie.

Frau Heine sprach noch einige liebeatmende Worte für beide — Gotthold nicht; er drückte sanft Ernas Hand an seine Lippen, an sein Herz — und zog das geliebte Mädchen zärtlich an seine Brust.

Das war eine Verlobung unter dem Sternenhimmel zu feierlich nächtlicher Stunde.

War das wirklich eine Verlobung, der die erste Bedingung dazu, gegenseitige Hinneigung und Liebe, fehlte?

Frau Heine sah sie als solche an — und der folgende Morgen fand sie als froh besorgte Mutter früh schon am Frühstückstische ihre Lieben erwartend.

Gotthold erschien frisch, fröhlich, mit einem lauten, frommen Spruch zum Preise Gottes und seines Glückes. Erna kam, ruhig, gefaßt und freundlich auf

beide zugehend und reichte jedem eine Hand hin zum Morgengruß. Sie war bleich — aber nicht krank nach einer fast schlaflosen Nacht — und wollte dies selbst als einen ersten fühlbaren Gottessegen ansehen, der ihrem kindlichen Opfer folgte.

„Wenn ihr wollt wie ich," sagte Frau Heine im Laufe der Unterhaltung, „so reden wir von unserm gestrigen feierlichen Ereignis zu niemand. Seid ihr damit einverstanden?"

„Es ist das auch mein Wunsch," erwiderte Gotthold — „die stürmischen Wogen des Glücks sollen sich erst sänftigen, in den Hafen der Ruhe — des Friedens in Gott münden," und mit weniger Pathos fuhr er fort: „ich bin in einer furchtbar großen, schönen, vielleicht zu schönen Aufregung . . ."

„Ich bin," wiederholte die Tante lächelnd, „in einer sehr begreiflichen und erlaubten Bräutigamsstimmung, und ich — möchte dich gar nicht anders sehen. Also, Kinder, wir behalten unser schönes Geheimnis für uns noch eine Weile. Das ist dir wohl auch lieb, Erna? Du bist ja immer schweigsamer Natur gewesen — oft mehr, als recht war."

Erna hatte ihre Zustimmung durch Kopfnicken kundgegeben. „Und du, guter Gotthold, gewinnst Zeit, um Jugendlust — kann auch etwas Übermut mit unterlaufen — sich mit Altersweisheit vereinigen zu lassen. Unser Doktor Klein würde sagen: „das ist mein Rezept." Dieser aber, versteht sich von selbst, steht im Ausnahmeverhältnis zu uns; er darf alles erfahren."

„Und wie halten wir's mit der Liese, die ihre Augen und Ohren nicht in die Tasche stecken wird," fragte Gotthold heiter, indem er Ernas Hand ergriff.

„Die gehört zu uns, Hausinventarium, die ist eine Wissende und wahrscheinlich im vorliegenden Falle Weinende", scherzte Frau Heine. „Der sollt ihr vorgestellt werden."

Sie trat gerade ein, hielt einen großen Strauß bunter Herbstblumen in der einen Hand und trocknete mit dem Schürzenzipfel in der andern ihre Thränen.

„Liese, du willst wohl dem Herrn Pastor und . . ."

„O Gott, ja, ja, Frau Direktor, das wollte ich . . ."

„Wer hat dir denn zu wissen gethan", scherzte Gotthold in ihrer Sprachweise.

„Ach, Herr Pastor, da müßte ich ja wohl dümmer als dumm gewesen sein, wenn ich das nicht sollte gemerkt haben." Neue Thränen brachen hervor, und sie legte ihren Blumenstrauß vor Erna auf den Tisch, „ich gratuliere Ihnen schön, Ihnen zusammen und auch der Frau Tante."

„Kannst auch dir selbst gratulieren," erwiderte diese, „denn dein alter Wahlspruch: „Arbeit macht das Leben süß", wird zweifache Anwendung finden, das aber liegt noch in der Ferne."

„In Gottes Hand," entgegnete Gotthold.

„Weise gesprochen, junger Pastor, ich will fortfahren in dieser nicht ganz neuen Gedankenbahn, wie alles — was geschehen — geschieht und geschehen wird, und damit einverstanden — sind wir fröhlich in Hoffnung; und Liese — jetzt wäre es wohl an der Zeit, den Braten zu klopfen."

Diese ging sofort hinaus, und Erna folgte ihr, um eine Vase mit Wasser für den Strauß zu holen. In der Küche legte sie einen Augenblick ihren Kopf auf Lieses Schulter, und das alte, treue Mädchen legte seine harte Arbeitshand auf die schönen, weichen Flechten und dabei sagte sie schluchzend: „Ich meine, die selige Mutter schaut herab auf ihre liebe, fromme, sanftmütige Tochter und freut sich im Himmel über sie.“

Diese Worte trafen Ernas Herz; darin war ausgesprochen, was ihre Seele tröstete und gestärkt hatte in den Stunden der letzten schlaflosen Nacht.

„Ich danke dir von Herzen dafür, Liese, daß du mir dies gesagt hast“, erwiderte sie und küßte den Mund, der so goldene Worte für sie gesprochen.

Es folgten schöne, ruhige Tage für Frau Heine, ihr jahrelang im geheimen gepflegter Wunsch war erfüllt; ihre Augen ruhten mit warmer, mütterlicher Liebe auf ihren Kindern, und sie begann Pläne für die Zukunft zu entwerfen, und wenn auch keine Luftschlösser — so doch reizende alte Pfarrhäuser in die Luft zu bauen. Alte Pfarrhäuser waren von jeher ihre Liebhaberei gewesen, gepflasterte Hausflure, winklige Zimmer, ein Erkerstübchen hoch oben, eine Lindenlaube im Garten und darin Spargel- und Erbsenbeete — eine Pfarrfrau zu werden, war ihr schönster Jugendtraum gewesen — den aber zur Zeit die Liebe zu ihrem guten Heine zerstört hatte. „Ja, es wäre mir doch lieber, du wärst ein Pastor“ . . . „und du könntest in einem alten, baufälligen Hause wohnen,“ vollendete der straffe, schöne Bräutigam, Gymnasiallehrer damals. An all' dies dachte sie jetzt oft und weinte bei sich, daß sie ja noch im Alter einen Teil ihrer Jugendwünsche erfüllt sehen könnte.

In Gottholds Innern wollten sich die beiden Gefühlsströmungen noch immer nicht einigen, bald siegte der Bräutigam, bald der Priester in ihm. Erna ließ beide Strömungen über sich ergehen, doch dem Priester that sie Vorschub. Sie fragte nach geistlichen Dingen, ließ sich belehren und wagte dann und wann eine Bemerkung darüber zu machen, einen Zweifel darüber zu äußern. Gotthold sprach gern und eifrig, stellte seine Thesen auf — wie sein Vorbild Luther es gethan hatte – und vergaß dabei seinen Bräutigamsstand. In solchen Momenten sah Erna in sein Angesicht, ruhig, voll Teilnahme für das Gesagte. Vor den Augen des liebenden, zärtlichen Bräutigams aber schlug sie die ihrigen erbangend, bebend oft nieder. Etwas war auffallend bei ihrem sonstigen zur Zurückhaltung geneigten Wesen, sie suchte Zerstreuung, Gesellschaft von ihren Schulfreundinnen, sie veranlaßte sie zu einem Besuch bei sich, wünschte gemeinschaftliche Spaziergänge und traf Verabredungen ohne Wissen der Mutter und Gottholds. „Sie wird munter, sie lebt auf, das kommt wohl alles von dem sogenannten Vetter,“ flüsterten die jungen Mädchen untereinander, aber man neckte sie nicht. „Laßt sie, — sonst wird sie unangenehm,“ hieß es hinter ihrem Rücken. Ihre besten Freundinnen Marie und Klaudine Gran wiesen die Vermutungen über ein intimeres Verhältnis Ernas zu ihrem Vetter energisch zurück. Warum Erna den Verkehr gerade jetzt mit den lange vernachlässigten Schulbekannten suchte, ahnten diese nicht. Sie befreite sich dadurch stundenlang von Gotthold, sie floh vor ihm, vor

einem Alleinsein, das sie so schwer, ach nur mit furchtbarer Selbstüberwindung ertragen konnte. In der zweiten Woche seiner Anwesenheit zeigte ihr Äußeres bereits die Verheerungen, welche die Kämpfe und Leiden in ihrem Innern angerichtet hatten.

Der Hausfreund, Doktor Klein, bemerkte es wohl, aber er sagte, dadurch nicht beunruhigt, ganz gelassen: „Das „Schmalwerden" ist mehr oder weniger bei allen Bräuten der Fall, darum ein langer Brautstand, d. h. bei immerwährendem Zusammensein, nichts taugt. Aus der Ferne her macht sich's schon, die schönen zärtlichen Briefe greifen nicht an. Unser Heros in Liebesangelegenheiten, der große selige Goethe, hat sogar gesagt, die schriftliche Verbindung mit einer Geliebten sei reizender und gewähre reineres Vergnügen als das persönliche Beieinandersein."

Hierbei hielt er einige Augenblicke inne und blickte mit einer gewissen Schelmerei zu Frau Heine hin, welche, am andern Ende des Tisches sitzend, eifrig mit einer Häkelarbeit beschäftigt war, sie sah aber nicht von dieser auf, und so fuhr er mit stillem Lächeln fort: „Ich, liebe Freundin, wie Sie zugeben werden, kann in solchen Sachen keine gültige Meinung haben . . ."

„Sie sind ein alter Spötter von jeher gewesen," erwiderte Frau Heine etwas ärgerlich, wobei sie ihre Arbeit niederlegte.

„Ein Unwissender — wollten Sie sagen, und einem solchen muß man vieles zu gute halten; aber ich wollte Ihnen doch noch bemerken, was ich mit Vergnügen wahrgenommen habe, nämlich unser liebes Kind gewöhnt dem jungen, gottseligen Bräutigam einen Teil seiner korrupten Redewendungen ab, scheint mir so, zu seinem Vorteil."

„Doktor, wenn Sie mich nicht ernstlich böse machen wollen, so halten Sie gefälligst Ihre Bemerkungen zurück," fuhr Frau Heine lebhaft auf, „an meinem Gotthold laß ich nicht mäkeln. Er ist ein trefflicher Mensch, und die Zeit wird's lehren, auch ein tüchtiger Geistlicher, der seinen Beruf kennt — und seinen Zielen zustrebt."

„Gegen welche ich nichts einzuwenden habe."

„Nun denn — lassen wir die Sache fallen, und geben Sie mir Nachricht über meinen alten Pflegling, den Zimmermann, darf er jetzt gebratenes Fleisch genießen?"

„So kommen wir denn ins richtige Fahrwasser," meinte der Doktor, „in welchem wir immer Hand in Hand, Fuß bei Fuß durch die Jahre hindurch gegangen und gewatet sind. — Ja, er darf jetzt Braten essen; schicken Sie ihm nur. Und so können wir nun wohl bei geklärtem Freundschaftshimmel friedlich scheiden heute Abend. Auf Wiedersehen!"

Die nächstfolgenden Wochen gaben keinen Stoff zu besonderen Mitteilungen, sie gingen in gleicher Weise vorüber, wie die ersten beiden während Gottholds Besuch. Einmal nur kam er besonders fröhlich von einem Spaziergang zurück, welchen er mit einem älteren Freunde, einem Prediger an der kleinen Kirche in der Vorstadt, gemacht hatte. Frau Heine und Erna saßen nähend in der Garten-

laube, er setzte sich zu ihnen und sagte lachend: „Tantchen, was meinst du dazu, wenn ich hier in unsrer trauten alten kleinen Stadt als Pastor fungieren könnte?"

„O ich meine, das würde sehr hübsch sein." —

„Und wie denkst du darüber, Erna? Liebst du auch die alten baufälligen Pfarrhäuser wie die Tante? Die Möglichkeit, in ein solches einziehen zu können, ist mir heute durch meinen Freund Bennigsen in Aussicht gestellt. Ohne Scherz, meine Damen, er teilte mir mit, daß eine Versetzung in ein andres Pfarramt für ihn im Werke sei — dann ist die Stelle an der Vorstadtkirche vakant; und diese ist, wie die Theologen zu sagen pflegen, dann eine freie Braut, um die sich junge und alte Prediger bewerben können. Die Gemeinde hat das Wahlrecht, läßt die Bewerber der Reihe nach predigen — und, wer am besten gefällt, führt die Braut heim. Bennigsen forderte mich auf, nächsten Sonntag, das wäre mein letzter hier, eine Predigt für ihn zu halten. Sagt — stimmt ihr dafür, daß ich dies thue."

„Ganz gewiß, Gotthold, man muß dem Glücke die Hand bieten," erwiderte Frau Heine lebhaft, obschon sie sonst im allgemeinen sich gegen ein Selbstbestimmenwollen des Schicksals auflehnte.

„Würdet ihr mich predigen hören . . .?"

„Nein, das nicht," fiel Frau Heine ein, „ich glaube, vor bangem Herzklopfen gar nicht hören zu können." Gotthold lachte, fast ergötzt über die Äußerung, und erwiderte: „Das ist die alte Geschichte in etwas andrer Fassung, der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande; liebes Tantchen, bedenke doch, daß ich schon über Jahr und Tag an jedem Sonntage, an manchen sogar zweimal gepredigt habe, da verliert sich die Befangenheit — indessen will ich euch nicht überreden; Erna wird mit dir darin übereinstimmen, vielleicht traut mir die Liese mehr zu . . ."

Sie meldete gerade, daß das Abendessen fertig sei.

„Liese, ich werde am Sonntag in der Vorstadt predigen, willst du in die Kirche gehen?"

„O ja, ja, sehr gern, Herr Gotthold, Pastor, wollte ich sagen."

„Und du fürchtest nicht, daß ich stecken bleibe."

„Beileibe nicht, dazu haben Sie eine zu gute Ausrede."

„Auf dein Wort will ich's denn wagen, gute, alte Seele," scherzte der junge, sich selbst vertrauende Pastor.

Und es geschah.

Am Sonnabend zuvor trat der Bräutigam hinter dem Pastor zurück, Gotthold hielt sich viel in seinem Zimmer auf und war im Zusammensein mit Tante und Erna ernst, fast zurückhaltend. „Erna, gefällt dir dein Bräutigam in dieser Stimmung?" fragte Frau Heine, als Gotthold am Sonntag früh ihr nur die Hand flüchtig zum Abschied gereicht hatte. „Ich meinesteils bin mit ihm zufrieden."

„Ich auch," erwiderte sie, und nach einer Weile sprach sie leise weiter, wie zu sich selbst, einen Gedanken verfolgend: „dem man sich ergeben hat, soll man ganz angehören." —

„Wie meinst du das? Sprichst du von deinem Herzen, liebes Kind,“ fragte sie die Mutter, etwas verwundert über diese Äußerung.

„Ich bezog es auf einen gewählten Beruf, es paßt aber auch für vieles andre, meine ich.“

„Alles Halbe taugt nicht, und in Gotthold werden wir einen ganzen Mann haben.“

Mit dieser Bemerkung verließ Frau Heine das Zimmer, um Liese in der Küche zu vertreten, die in ihrem besten Sonntagsstaat, das Gesangbuch mit weißem Taschentuch und einem kleinen Salbeistrauß belegt, schon früher zur Vorstadtkirche gegangen war. Als sie nach zwei Stunden zurückkehrte, strahlte ihr altes gutes Gesicht völlig vor freudiger Aufregung, und schon im Hausflur rief sie: „Frau Direktor, unser junger Herr hat mächtig gepredigt, — auf dem Heimwege sagten das viele Leute, und mehr noch, wenn Herr Pastor Bennigsen fort ginge, möchten sie diesen zum Nachfolger haben. Fräulein Erna, jetzt muß ich Ihnen noch einmal zu ihm gratulieren, er, unser Herr, hat's wunderschön gemacht. Und wunderschön kleidet ihn der Chorrock, ordentlich wie der Generalsuperintendent im vorigen Jahre hat er ausgesehen.“

Nachmittags kamen einige Freundinnen von Frau Heine zum Besuch, die Lieses Lob in gewählteren Worten wiederholten und schon nach Frauenart die Möglichkeit besprachen, daß ihr Neffe nach Bennigsen's Abgange Prediger an der Vorstadtkirche werden könne.

Die Zukunft machte all' diese Wünsche und Vorhersagungen wahr. Es kann dies gleich hier gesagt werden, obschon noch ein Zeitraum von einem halben Jahre dazwischen liegt.

Am Morgen von Gottholds Abreise erschien Erna schon früh völlig zu einem Ausgange angekleidet, sie wollte mit der Mutter zusammen ihn zum Bahnhof begleiten. Dort angekommen sagte Frau Heine: „Mache es kurz, Gotthold, ein langes Abschiednehmen ist meiner Empfindung nach lange Qual, Lebewohl, lieber Junge, schreibe bald.“ Angesichts der vielen Leute, die um die Waggons umherstanden, erfolgte denn auch der Abschied Gottholds von Erna nur mit einem langen, kräftigen Händedruck und „Auf Wiedersehen!“

Es war dies Ernas Wunsch gewesen, weshalb sie auch die Begleitung vorgeschlagen hatte. Erleichterten Herzens kehrte sie allein heim, während Frau Heine einige Angelegenheiten in der Stadt besorgte, und suchte Zerstreuung in Verrichtung kleiner häuslicher Arbeiten. Dann öffnete sie seit langer Zeit wieder zum erstenmal freiwillig ihren Flügel und spielte ein Adagio aus einer Sonate von Mozart. Von diesem Tage an nahm sie ihre länger vernachlässigten musikalischen Studien wieder auf, anfangs mit Zwang gegen sich selbst, dann aber mehr und mehr mit Freude und Genuß an den seelenerhebenden Schöpfungen von Bach und Beethoven, von Mozart und Haydn. Auch wissenschaftlich beschäftigte sie sich wieder, sie las große Geschichtswerke mit Ausdauer und Erfolg und suchte ihr Leid, den Druck, der auf ihrem Herzen lastete, im Hinblick auf große Weltbegebenheiten zu vergessen oder wenigstens zu mildern. Sie schärfte

mit allem Ernst ihr Pflichtgefühl gegen Mutter und Bräutigam, wollte diese durch stillen Gehorsam glücklich machen, wenn sie selbst es auch nicht dadurch sein konnte.

Das war ihre Seelenstimmung. Ihrer Meinung nach hatte sie sich in ihr Schicksal ergeben. „Gott hat es so gewollt," sagte sie sich ruhig, und weiter: „Er wird mich nicht lange auf Erden weilen lassen."

Die Freundin Lyda sagte von ihr zu den Bekannten: „Ihr könnt es mir glauben, Erna ist jetzt sehr nett, viel umgänglicher als früher, und die Frau Direktor wünscht sehr, daß ihr alle wieder häufiger zu ihr kommt. Und wahr bleibt wahr, es geht bei ihr recht flott, generös sogar im Hause zu."

„Nun, dann wollen wir Gnade für Recht ergehen lassen und sie in unser Kränzchen aufnehmen," war die Entgegnung. Es geschah dies auch mit feierlicher Einladung zur Chokolade von Frau Heine selbst.

So war die Bahn zu größerer Geselligkeit in ihrem Hause gebrochen. Auch ältere Damen kamen häufiger, und die gefällige Wirtin ließ sich zu einem regelmäßigen Whistabend bereden, bei welchem an zwei Tischen gespielt wurde. Wider ihren Willen wurde Frau Heine allmählich in einen größeren geselligen Verkehr hineingezogen, sie besuchte mit Erna Konzerte und Vorlesungen, was sie seit dem Tode ihres Mannes nicht mehr gethan hatte. Sie that es anfangs mit einigem inneren Widerstreben nur Ernas wegen, fand aber bald selbst Gefallen daran, und die guten Folgen der gemütlichen und geistigen Anregungen blieben nicht aus.

So lebte man sich ganz behaglich in den Winter hinein.

Eines Tages wurde ihr von Liese eine Karte überbracht. „Eine fremde Dame steht draußen."

Frau Heine las: „Bertha Hanno."

Eine freudige, laute Begrüßung folgte. „Ist's möglich, du, alte, liebe Bertha! Woher kommst du? Warum hast du mir nicht geschrieben . . ."

„Ich wollte dich überraschen. Bin eigentlich nur auf der Durchreise, gestern Abend spät angekommen . . ."

„Du bleibst bei mir . . ."

„Mein Schwager hat schon Beschlag auf mich gelegt . . . aber ein paar Stunden für dich habe ich mir vorbehalten . . ."

„Das gilt nicht, das geht nicht, du mußt länger bleiben, ich mache dich los von deinem Schwager, lade ihn ein hierher zu kommen."

So gingen die Reden hin und her zwischen den Jugendfreundinnen, während sie sich umarmten und küßten, und dies nicht ohne einige Thränen, die Frau Heine aber am ehesten trocknete, und sie gab Liese Auftrag, für eine Erquickung, vielmehr Erwärmung des lieben Besuchs zu sorgen, denn es war ein bitter kalter Wintertag.

Die Stunden des Beisammenseins wurden dann durch Mitteilung beiderseitiger Erlebnisse gewissenhaft genutzt.

Die Damen saßen nebeneinander im Sofa, Erna hatte sich nach einer ihr zuteil gewordenen herzlichen Begrüßung zurückgezogen, und war im Vorzimmer mit einer Handarbeit beschäftigt zurück geblieben. Die Verbindungsthür stand aber offen.

Frau Bertha Hanno sprach sehr lebhaft und schnell.

„Sieh, so ist es mir ergangen, liebe Auguste, Leid und Freud im schnellen Wechsel. Der Gatte tot, die Kinder verheiratet, und jetzt lebe ich wieder allein. Ich habe sie in ihrer Häuslichkeit gesehen“, hier hielt sie einen Augenblick inne, Frau Heine sah ihr erwartungsvoll in die Augen — und sagte — im voraus schon ihre Frage: „und hast sie glücklich gefunden?“ bestätigt glaubend.

„Im Hause von meiner Tochter Tina bin ich sehr glücklich gewesen, mein Schwiegersohn erklärte sich für den beneidenswertesten Menschen in der Welt, seine Frau für die Krone aller Frauenschönheit und Tüchtigkeit, und Tina liebt ihren Mann grenzenlos, er ist in ihren Augen der vollkommenste Mensch, nach allen Richtungen hin unübertrefflich und unfehlbar. Was könnte ein Mutterherz weiter noch wünschen. Ich war drei Wochen in diesem gesegneten stillen Hause, drei glückliche Wochen. Von dort ging ich zu Herbert.“ Nach einer kleinen Pause fuhr sie mit einem Seufzer fort zu reden: „Ach, Auguste, in seinem Hause habe ich mich nicht wohl fühlen können.“

„Warum dies nicht,“ fragte Frau Heine erschrocken, „waren Krankheiten dort eingekehrt?“

„Das nicht, o nein, die Gesundheit der Kinder läßt nichts zu wünschen übrig. Beide bemühten sich auch, mir den Aufenthalt bei sich angenehm zu machen. Meine Schwiegertochter ist eine musterhafte Hausfrau, sie sorgt für Herberts Bequemlichkeit und läßt es nie an freundlicher Aufmerksamkeit für seine etwaigen Wünsche fehlen, und dennoch, dennoch, Auguste, durchzieht ein kalter Hauch das Familienleben dort. Wie kommt das, fragte ich mich, und beobachtete Herbert genauer, da las ich in manchen Augenblicken eine tiefe Niedergeschlagenheit in seinen ernsten, schönen Zügen, seine Fröhlichkeit schien mir erzwungen, er, der früher immer die gute Laune selbst war, hatte anzukämpfen gegen die böse. Warum? Nacht und Tag beschäftigte mich diese Frage. Über seine Lebensstellung äußerte er sich zufrieden, seine pekuniären Verhältnisse sind befriedigend, seine Aussichten auf höhere Karriere fast gesichert, sein Haushalt ist geordnet, es herrscht darin Wohlhabenheit, beinahe Überfluß, er darf sich künstlerische Genüsse gestatten, Reisen machen, und dennoch . . . Was fehlt im Hause? Da plötzlich wurde es mir klar: die echte, wahre Herzensliebe der Frau fehlt ihm. Nicht die gewissenhafteste Pflichterfüllung kann ihren Mangel ersetzen. Mein armer Sohn leidet darunter, und wie ich glauben muß, hoffnungslos.“ Frau Bertha schwieg in großer Bewegung, und tröstend meinte Frau Heine, „du hast das in mütterlicher Sorge wohl zu schwarz angesehen — sagtest doch selbst, daß deiner Schwiegertochter in keiner Weise ein Vorwurf zu machen sei.“

„O nein, Auguste, es ist so, wie ich meine, mein Herbert ist nicht glücklich in seiner Ehe. Ein zartfühlender Mann kann Fehler an seiner Frau übersehen,

verzeihen, wenn sie ihm auch peinlich sind und Ungelegenheiten schaffen sollten, so lange er das Bewußtsein hat, daß sie ihn liebt, von Herzen, mit ganzem Gemüt. Herbert wird von Anna nicht geliebt, ihr fehlt bei aller tugendhaften Pflichttreue die unbewußte Hingabe des Herzens an ihn. Liebe entsteht nie aus Reflexion — sie läßt sich auch nicht erzwingen — und daß ich es kurz zusammenfasse, ein Mädchen, das ohne Liebe sich einem Manne verbindet und ihn über ihre Herzensstellung zu ihm in Unwissenheit läßt, begeht eine Sünde an ihm, — ist eine große Sünderin."

„Du drückst dich sehr hart aus, Bertha, ich glaube, du treibst deine Ansichten über Liebe und Zuneigung auf die Spitze. Es giebt ja viele Stufen im Reiche der Liebe. Auch sie wächst in der Erkenntnis der Würdigkeit des Gegenstandes, sei es Mann oder Weib. Ich glaube, du faßt die „Liebe" zu weltlich, zu oberflächlich auf, verzeihe mir, die rechte Liebe ist göttlichen Ursprungs — sie kann und soll erbetet werden — und wird so gewonnen."

Angstvoll, mit angehaltenem Atem hatte Erna dem Gespräch gelauscht, bei den Worten, „sie ist eine große Sünderin", durchfuhr es sie wie ein körperlich geführter Schlag. Ihr Herz schlug hörbar wild in die Brust hinauf, es brauste wie Sturm um sie her, zitternd sank sie in den Stuhl zurück, die Arbeit fiel aus den Händen zu Boden. Ein unaussprechliches Etwas durchrieselte sie mit nie gekanntem Entsetzen vor sich selbst. Sie, die geglaubt hatte, Gott ein wohlgefälliges Opfer zu bringen in der Bekämpfung ihres Widerwillens gegen den ihr aufgedrungenen Bräutigam, sie sollte, mußte sich der Sünde einer, wenn auch unfreiwilligen Heuchelei vor sich selbst anklagen. Der fromme Schleier, den sie selbst um ihr passives Leiden und Thun gehüllt hatte, war zerrissen, ein grelles Licht der Wahrheit hindurchgedrungen — das war es, was sie in diesem Augenblick zu erkennen glaubte.

Weiter redeten die Frauen:

„Sympathie ist etwas Unbewußtes, Gegebenes, Himmlisches — darum auch Unerklärliches, Auguste, du hast das selbst erkannt in deiner unwiderstehlichen Hinneigung zu deinem Heine. War es nicht so?"

„Es war freilich so."

„Siehst du wohl — und ein Mädchen, eine reine, fromme Jungfrau, die sich einem Mann ohne solche Hinneigung — Sympathie — vielleicht gar mit ihrem Gegenteil — Antipathie — verbindet — kann ihn niemals wahrhaft beglücken, ihr Thun ist Sünde."

Frau Heine erwiderte hierauf: „Wenn in dem Herzen eines Mädchens, einer Braut will ich bezeichnender sagen, diese von dir genannte Sympathie — Liebe — für einen andern Mann als den, dem sie sich in der Ehe verbindet, leben sollte — dann — aber nur in diesem Falle könnte ich dir beistimmen, daß sie sich an ihm versündigt. Nur in diesem Falle würde ich eine Sünde erkennen. Fürchtest du von Anna solches?"

„Dazu habe ich keine Ursache; sie erschien mir von jeher als kalte Natur — leidenschaftslos, pedantisch, mein verblendeter Sohn nannte das „weiblich

zartes Wesen", er liebte sie. Und nun, Auguste, laß uns von diesen unerquicklichen Familienangelegenheiten schweigen. Du wirst ja nie Gelegenheit haben, die traurige Wahrheit meiner Behauptung zu erfahren."

Als Frau Bertha nach einer Stunde aufbrach und auch von Erna Abschied nehmen wollte, hatte sich diese in ihr Zimmer zurückgezogen und ließ sich entschuldigen, wegen Kopfschmerzen nicht erscheinen zu können.

Nach einer durchwachten, durchkämpften Nacht war sie ruhig geworden, mit gefalteten Händen und mit müden Augen schaute sie in den hellen Wintermorgen hinaus. Sie hatte die Wahl, entweder Mutter und Gotthold aufs tiefste zu betrüben durch ein offenes Bekenntnis -- oder die Sünde der Unwahrheit auf sich zu laden, — und sie entschied sich für das Letztere. „So bin ich allein das Opferlamm, ich allein will es sein."

Aber andre Tage brachten andre Gedanken, die sie von der schweren Schuld entlasten wollten. Sie wiederholte bei sich die Worte, welche die Mutter der Behauptung ihrer Freundin entgegengestellt hatte, „nur dann, wenn ein Mädchen mit der Liebe zu einem andern Manne im Herzen, wissentlich täuscht . . . dann nur kann ich ihr Thun Sünde nennen." „In meinem Herzen lebt kein Bild eines Mannes." Ihres Kindergebetes sich erinnernd, sprach sie leise, „mein Herz ist rein, soll niemand darin wohnen, als Jesus allein." Darin fand sie eine Schein-Ruhe, die eines Tages schwinden mußte. Wie das kam? Wie in diesem reinen Herzen plötzlich Sehnsucht, Verlangen, Liebe erwachen konnte, bleibt hier wie überhaupt immer Geheimnis der Natur und Gottes im Menschenherzen.

Es waren im Laufe des Winters mehrere sehr befriedigende Konzerte gegeben worden, auch sogenannte „Musikalische Abende" hatte die Elite unter den Honoratioren der Stadt genossen. Frau Oberst von Stutterheim, eine sehr musikalische Dame, ließ gegen Ende des Winters eine Einladung zu solchem Abend an nähere und fernere Bekannte ergehen mit dem Bemerken, es würde dies der letzte im Winter sein. Frau Direktor Heine gehörte zu den „Auserwählten" und Erna zu den Lieblingen der Frau Oberst.

Unter den jungen Mädchen, die an diesem Tage zum Besuch zu ihr kamen, zeigte sich eine fröhliche Aufregung, alle hofften und erwarteten vielleicht nach der klassischen Musik zum Schluß ein kleines Tanzvergnügen, wie das im vorigen Jahre der Fall gewesen war. Lyda besonders war munter und unruhig und ermunterte Erna zu einer besseren, zum Tanz geeigneten leichten Toilette.

Aber Erna schüttelte den Kopf dazu und erwiderte: „Das hat keinen Reiz für mich, und besonders ankleiden werde ich mich nicht."

„Nun, dann ziehe meinetwegen, da du einmal immer anders bist als wir, dein schwarzes Samtkleid an mit der gebrannten weißen Krause, du „bräutliche Nonne", flüsterte sie ihr ins Ohr. „Ich möchte tanzen — Klaudine auch, und mit wem? du wirst ja sehen — wohin wir alle sehen."

Nicht erregt durch diese Andeutungen der lustigen Freundin, trat Erna in den Musiksaal ein und nahm bescheiden am untern Ende der Reihe von Stühlen ihren Platz ein.

Es wurden von einer Meisterhand Kompositionen von Beethoven und Schubert vorgetragen, auch von einer Opernsängerin — zu diesem Abend engagiert — große Arien aus neuen Opern.

Erna überließ sich ganz dem Eindruck der Musik, sie lauschte still in sich versenkt, unempfänglich für ihre Umgebung, hörte nicht auf die geflüsterten Worte in ihrer Nähe, bemerkte kaum die längere Pause, die nach dem letzten Gesange, einer Bravourarie aus Norma, eingetreten war, der eine tiefe Stille folgte. Da begann ein leises Vorspiel, einige weiche, einleitende Akkorde, und eine männliche Stimme, wunderbar ergreifend, wie gedämpft durch Wehmut sang nach der Komposition Lassen's: „Ich hatte einst ein schönes Vaterland, der Eichenbaum wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft . . . Es war ein Traum!"

Leise Seufzer mit atemlosem Lauschen begleiteten den immer mächtiger anschwellenden Gesang bis zum letzten, leise verhallenden herrlichen Ton: „Es war ein Traum!"

Ein Beifallssturm erfolgte.

Erna schlug jetzt zuerst die Augen auf, und sie trafen auf einen hochgewachsenen, bleichen Mann, der am Flügel lehnte, sich langsam verneigend den lauten Beifall der zu ihm Redenden mit Handbewegung ablehnte.

„Wer ist der? Woher kommt er? Einzig interessant und schön, sehr schön . . ." so schwirrten Fragen und Äußerungen um Erna her. Sie hörte nur: „Es war ein Traum" — und wie träumend blieb sie auf ihrem Platze sitzen.

Dies schöne Lied von Lassen war die letzte Nummer des Programms für diesen Abend, und bald boten die Räume des Hauses ein andres Bild. Die Hoffnungen der tanzlustigen Jugend wurden erfüllt. Erna nur allein hörte in sich den Nachhall noch von: „Es war ein Traum."

Die Frau Oberst selbst ermunterte freundlich die jungen Leute zum Tanz, und da sie Erna teilnahmslos daran auf ihrem Stuhle erblickte, trat sie zu ihr heran und sagte: „Tanzen sollen Sie auch, liebes Kind, ich selbst werde Ihnen den Tänzer, den Helden des Abends, zuführen, er wird es mir danken." Sie winkte und nickte nach der Tiefe des Saales hin, und der Sänger, der bleiche, hochgewachsene Mann, näherte sich der Oberstin, wurde vorgestellt: „Referendar von Brankoni, der die Auszeichnung genießt, mit meiner kleinen Träumerin, Erna Heine, meinem Liebling, tanzen zu dürfen —" scherzte die Oberstin, indem sie sanft über Ernas glänzenden Scheitel hinstrich.

Er, der schöne Sänger, näherte sich Erna und bot ihr seinen Arm — sie schaute selbstvergessen eine lange Weile in seine tiefen, schwarzen Augen, die mit dem Ausdruck freudigen Erstaunens sich in die ihrigen versenkten. Einige Worte, inhaltlos fast, entfuhren seinen Lippen. Er führte sie in den Kreis der Tanzenden.

War es ein Tanz? War dieses Schweben, Heben und Senken, dieses fremde, nie gekannte Gefühl, diese körperliche — und seelische Wonne ein Tanz?

Es ging vorüber; es war ein Traum.

„Laß uns heimkehren, Mutter," bat Erna.

„Aber Kind, es ist noch früh, wir können nicht; es würde Frau Oberst kränken, und du kannst ja auch noch tanzen.“

„Nein, nicht mehr. Bitte, laß mich hier im Vorzimmer bleiben, bitte, laß mich hier allein . . .“

„Du willst dich erholen vom Tanz; es ist auch heiß im Saal, dann bleibe.“ Frau Heine legte einen Shawl um Ernas Schulter und kehrte in den Saal zurück.

„Zum Tanz befohlen,“ hatte der Referendar von Brankoni, Erna zu einem Platz führend, dabei sich verneigend gesagt, und leiser hinzugefügt: „ein glückseliger Befehl“ — und noch leiser: „auf Wiedersehen! — auf Wiederfinden!“ —

Der Gastgeber, Oberst von Stutterheim, ein jovialer alter Herr, saß im Kreise der nicht tanzenden Damen und sagte mit lauter, erhobener Stimme: „Meine Herrschaften, ich glaube, der lose Knabe Amor hat hier mit seinen Pfeilen durch die Ohren geschossen.“

„Mag wohl sein, Herr Oberst, durchs Ohr ins Herz. Wer ist denn eigentlich dieser singende, siegende Herr?“ erging die Frage.

„Zunächst unbestreitbar ein schöner Mensch,“ erwiderte der Oberst mit Lachen, „und zum zweiten der Neffe des Präsidenten vom Oberlandesgericht, seit kurzer Zeit am hiesigen Gerichtshof beschäftigt, Herr — und nun lachen Sie mit, meine Damen, Romeo von Brankoni. Weiter weiß ich Ihnen nichts zu sagen, er gehört zu den musikalischen Bekannten meiner Frau. Sagen Sie, lieber Gerichtsrat, was Sie etwa mehr von ihm wissen.“

„Nun, er ist ganz einfach Referendar, sein Vater, Bruder unsres Präsidenten, war Kauf- oder Fabrikherr in Ankona, dort mit einer Italienerin verheiratet. Die Eltern beide starben früh, der Knabe, oder wohl schon Jüngling, wurde nach Deutschland gebracht, der Onkel nahm sich seiner an — und weiter — sehen wir ihn hier in Lebensgröße, mehr Italiener als Deutscher, wie mir scheint. Dies mein Bericht.“

Der Gerichtsrat zog mit Ostentation seine silberne Tabatiere, das Geschenk eines fürstlichen Gönners — dessen Bildnis sie auf dem Deckel zeigte, aus der Tasche und bot dem Oberst eine Prise, die dieser mit spitzen Fingern nahm und in die Luft streute.

„Also ein Italiener! daher die kohlschwarzen Haare, der marmorbleiche Teint, und das Erbteil von der wahrscheinlich schön gewesenen Mutter, die herrliche, bezaubernde Stimme, die Herzen gewinnende Stimme! und der dichterische italienische Name Romeo.“

So sprachen die Damen untereinander.

Und Erna? Beklagenswerte Erna! Jetzt hast du deine Scheinruhe, deinen geglaubten Haltepunkt verloren! Jetzt lebt in deinem Herzen das Bild eines Mannes. —

Wohin sie ging — es begleitete sie, im Wachen, im Schlafen, immer, immer — mit elementarer Gewalt liebte sie; unbewußt, willenlos war es über sie ge-

kommen, das bezwingende Gefühl, und — es war ein Traum — konnte, durfte, sollte nur ein Traum sein und bleiben.

Am Gründonnerstage wurde in der Hauptkirche der Stadt die Matthäipassion von Bach aufgeführt. Frau Heine und Erna saßen in einer der ersten aufgestellten Reihe der Stühle dem Podium gegenüber, in stiller Andacht dem gewaltigen Tonwerke folgend. Da trat aus dem Chor der Sänger der Italiener, bleicher noch im gedämpften Kirchenlicht als immer schon, hervor und begann zu singen, allein zu singen den herzbewegenden Choral: O Haupt voll Blut und Wunden . . .

Allmählich, leise und tiefer sank Ernas Kopf auf die Schulter ihrer Mutter, eine Ohnmacht hatte ihre Sinne umfangen. Als man dies wahrnahm und ihr Hilfe leisten wollte, ermannte sie sich und bat stumm ihren Zustand unbeachtet zu lassen.

Von diesem Tage an nahm ihre Körperkraft sichtlich ab. Doktor Klein that sein Möglichstes, aber hier konnten keine Medizinen helfen.

„Einmal, o nur einmal an seinem Herzen ruhen, meine Augen in namenloser Wonne in die seinigen versenken, und dann für immer sie schließen . . .“ Dieser Wunsch brannte in ihrem Gehirn; Gedanken, Vorwürfe, Schuldgefühl und alles andre, was die Welt töten kann und richtet, waren verschwunden, ververnichtet in ihr.

Der Frühling mit seiner Pracht war nach dem kalten, langen Winter eingezogen. Doktor Klein hatte vorgeschlagen, für diese Zeit einen Aufenthalt in einem etwas von der Stadt entfernten, schön gelegenen, mit Gastzimmer eingerichteten Kaffeegarten zu nehmen. Frau Heine ging sofort darauf ein, sie konnte sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß Erna leidend, sehr leidend sei. Alles, was Mutterliebe einem kranken, hinsterbenden Kinde gewähren kann, wurde der Kranken zu Teil, aber diese gab ja nie zu, daß sie Hilfe und Pflege bedürfe; sie klagte nie, sie wies lächelnd ängstlich gezeigte Teilnahme von Mutter und Freundinnen ab.

„Nicht krank; gar nicht krank, ihr denkt das nur,“ wiederholte sie immer, während in ihrem Herzen die Bitte lautete: O nur ein Ende! Mache ein Ende, mein lieber Gott!

Die Übersiedelung in den Kaffee- oder Konzertgarten war geschehen, an der Rückseite eines Seitenflügels des neuen, großen Hauses, geschützt vor Wind und Sonne durch ein türkisches Zelt, war für die Kranke ein reizendes Plätzchen hergerichtet, das einen Blick in das freie Feld hin auf blühenden Klee und gelbe Saatfelder gestattete, ein schmaler Fußweg führte vom Garten aus terrassenartig aufwärts steigend dorthin, — er wurde wenig betreten und fand in einer fernen Allee von Kastanienbäumen sein Ende.

Unter dem Zelte, ruhend in einem weichen, gepolsterten Lehnsessel, verbrachte Erna die Morgenstunden. Sie war lieblich anzusehen in ihrem feinen, weißen Morgenkleide, das schöne, glänzende Lockenhaar fiel zwanglos auf Hals und Schulter herab, die kleinen Füßchen in roten Samtschuhen, auf ein Kissen gestellt,

durften die Strahlen der Sonne umspielen. Zwei hohe Granatbäume standen zur Seite des Zeltes, blaue Enzianen und rote Tausendschönchen, mit einem Kranz von Bandgras umgeben, in wohlgeordneten Beeten bildeten einen reizenden Halbkreis von der kleinen Anhöhe zum etwas tiefer liegenden großen Garten hinab.

Mit träumerischen Augen verfolgte Erna von hier das Spiel der Amseln und Meisen in den schwankenden Zweigen der Akazien, die ihre Wipfel zu ihr hinaufstreckten. „Wie glücklich sind diese," flüsterte sie, „frei, — dürfen sich haschen und lieben, einander nachfolgen im Fluge zum lichten Himmel, hinauf möchte auch ich . . aber einmal, einmal zuvor in seinen Armen ruhen."

Dann tauchte in der Ferne unter den Kastanien eine hohe Männergestalt auf, kam näher und näher den Fußpfad herab, blieb grüßend stehen — sah lange zu ihr herüber und ging nur langsam vorüber. Das war Romeo Alwin — wie sie ihn bei sich selbst nannte. — Und täglich um dieselbe Zeit kam und ging der Ersehnte grüßend vorüber, wie er dies vordem in der Stadt an dem Fenster ihres Hauses — an welchem er sie einstmals gesehen, auch gethan hatte.

Das Tageblatt brachte unerwartet für die Städter die Nachricht von der Versetzung des Pastor Bennigsen an die Schloßkirche in einer entfernten kleinen fürstlichen Residenzstadt. Einige Wochen später meldete es, Pastor Gotthold Brünken sei zu dessen Nachfolger gewählt. Frau Direktor Heine nahm im Hinblick auf die kränkelnde Braut die vielen ihr gebrachten Glückwünsche mit sehr gemischten Empfindungen auf.

Man wußte nicht zu sagen, woher das Gerücht gekommen war, daß Erna die Braut des jungen Pastors — ihres Vetters sei — aber es war da, und auf direkte Fragen konnte Frau Heine nicht verneinend antworten. Was darüber an Erna gelangte, nahm sie mit einem matten Lächeln auf, ebenso alles das, was ihr die Mutter von Haus, Einrichtung, Ausstattung in liebevollem Bemühen sie zu erheitern, mitteilte.

Gerade in diesen Sommermonaten grassierte ein nervöses Fieber in der Stadt, das mit zunehmender Wärme, vielmehr Hitze sich bei den Kranken lebensgefährlich steigerte.

„Am Typhus gestorben —" lauteten die Neuigkeiten fast an jedem Morgen, und eines Tages zählte man den treuen, pflichteifrigen Doktor Klein selbst zu den schwer Erkrankten.

Wochenlang lag er danieder, und als er der Lebensgefahr sich entronnen glaubte, erkannte er doch die Notwendigkeit großer Schonung in einem langen Aufenthalt an einem Luftkurort an. Ungern zwar, aber verständig folgend, verließ er X, um in reiner Atmosphäre zu gesunden, wie er sagte: ein neuer Mensch, daß heißt: wieder der alte Klein zu werden.

Im allgemeinen machte er keine Abschiedsbesuche, zu Frau Direktor Heine aber ließ er sich an einem schönen, stillen Abend hinausfahren.

Er sah seinen Liebling Erna mit erschrockenen Blicken an, der Verfall ihrer jungen Gestalt konnte dem Arzte nicht entgehen, und unsäglich betrübt besprach er mit der Mutter, was ihm für Erna zu thun nötig erschien.

Diese aber bot alle ihre Kraft auf um munter zu scheinen, den guten Onkel zu täuschen.

Als er sich — angegriffen, in die Kissen seines Wagens niedergelassen hatte, und sich noch einmal umwandte, Erna sah, die ein weißes Tuch zum Abschied in schwacher Hand flattern ließ, flossen seine Augen über, und er sagte zu sich selbst: das liegt anders . . . hat einen andern Grund, als ich alter Thor immer gemeint habe. Schaut sie doch aus wie eine weiße Lilie, die den zerstörenden roten Käfer im Kelche trägt — am grünen Stengel welkend. Gott helfe hier!

Zu seinen Vorschriften für Erna gehörte in erster Linie wieder Luftveränderung: Schwarzwald oder Odenwald.

Frau Heine ordnete das sogleich an; sie wählte nach einer Besprechung mit einigen Damen ihrer Bekanntschaft, welche genaue Kenntnis verschiedener Luftkurorte und Bäder hatten, ein wenig besuchtes kleines Bad im Schwarzwald zum Aufenthaltsorte.

Am Morgen des Tages, der vor dem Aufbruch aus der Sommerwohnung im Kaffeegarten bestimmt war, saß Erna wie immer an ihrem Platze unter den Zelten, da nahte sich ihr ein Knabe, den sie von fern her kommen gesehen — und hinter ihm die Gestalt des Einzigen, nach dem sie ausschaute, nach deren Erblicken sie Stunden und Tage zählte. Der Knabe hielt ihr mit bittender Geberde einen weißen Papierstreifen entgegen. „Komm näher“, sagte sie, und ergriff mit zitternder Hand das Papier. Es standen darauf mit Bleistift geschrieben nur die wenigen Worte: „Ich durfte mich hier Ihnen nicht nahen, ich folge Ihnen nach. Wiedersehen kein Traum!“ „Ja wiedersehen!“ wiederholte Erna mit glückseligem Lächeln und barg das Papier an ihrem Herzen.

Die Reise in den Schwarzwald ging ohne Unfall vorüber, und die Einrichtung des Bade- und Logierhauses gewährte die erforderliche Ruhe und Behaglichkeit, welche nervenschwache Personen bedürfen. Es befanden sich zur Zeit nur wenige Badegäste dort, von denen sich Frau Heine in Rücksicht auf Ernas großes Ruhebedürfnis fast gänzlich isoliert hatte.

Erna brachte den größten Teil des Tages an einem bald aufgefundenen einsamen Platz im Schatten hoher, dunkler Fichten und dichtbelaubter Eschen zu, nur selten gestört durch Bekannte ihrer Mutter, die sich auch im Bade eingefunden hatten. Es war so schön am Rande der grünen Wälder, erquickend die Luft an den klar rieselnden Quellen und Bächen, welche die frischen Wiesen durchzogen. Frau Heine hatte darum gebeten, diesen Platz ihrer kranken Tochter besonders zu überlassen, man war diesem Wunsche bereitwillig entgegen gekommen, und der Wirt des Hotels hatte die am tiefsten niederhängenden Zweige von Fichten und Eschen mit einander verbunden zu einem schirmenden Dach gegen die brennenden Strahlen der Mittagssonne. Hier nun, abgesondert von den Wegen, welche Spaziergänger zumeist aufsuchten, war Erna vom frühen Morgen an bis Abend einsam in steter Erwartung — das verheißende Papier am unruhigen Herzen. Dort war sie allein! Nein, nicht allein, denn sie sah ihn — sie hörte ihn — und endlich — o

gütiger Gott! traf ein Ton ihr Ohr, nicht ihr inneres — wie so oft schon, aus der Ferne her drang zu ihr der süße Ton: Ich hatte einst ein schönes Vaterland . . . . es war ein Traum — verhallte in milder Abendluft.

Und es war kein Traum, wie sie ihn oft geträumt hatte. Langsam aus dem Walde hervor schritt ein großer, schlanker Mann in einem grauen Reiseanzug, eine Tasche über den Schultern, am leichten Strohhut einen Eichenzweig.

Diesem Augenblick des Wiedersehens folgten Stunden des — sich innerlich Zusammenfindens — zuerst fast ohne Worte — dann auch mit süßer, wonniger Rede: „Ich suchte dich — ich mußte dich finden . . . seit jenem Abend verzehrt mich die Sehnsucht nach dir! — Erna — nach dir!“ — „Nach dir“, flüsterte Erna — und inniger, zärtlicher folgten Ergießungen zweier gleich heiß liebenden und begehrenden Herzen.

Die Welt mit ihren Anforderungen war für Erna versunken. Zuweilen kam ein wonniges Gefühl wie Ohnmacht, ein Schwinden der natürlichen Lebensfunktionen über sie — ein Vergehenwollen und wünschen in diesem seligen Zustande.

Das war Sympathie — Naturgewalt, die zu einander zog, himmlisch und unwiderstehlich, süß und schrecklich. Fasse es, wer es kann, wie sie entsteht — wodurch sie entsteht, ich, die dies der Wahrheit gemäß berichtet, vermag es nicht.

„Erna, wie bist du so seltsam,“ sagte Frau Heine, „wie ist dir denn zu Mute, liebes Kind? Sage mir das doch nur einmal.“

„Ach, ich kann es nicht, laß mich,“ war die sanfte, bittende Entgegnung, — und ratlos preßte die Mutter oft ihre verschlungenen Hände gegen die heiße, sinnende Stirn.

In der kleinen Badegesellschaft, die zumeist aus Damen bestand, konnte natürlich die Ankunft eines jungen Mannes nicht unbemerkt und unbesprochen bleiben. Eine Dame sagte zur andern: „Ist das nicht der schöne Sänger von den Musikabenden bei der Frau von Stutterheim?“

„Ja wohl, ja wohl, das ist er. Wie heißt er doch? Ich kann mich nicht gleich des Namens entsinnen.“

„Es ist der Neffe des Präsidenten von Brankoni“ — mischte sich ein alter Herr in die kritische Unterhaltung ein, „ich glaube gehört zu haben, daß sein Vater ein rechter Bruder von diesem war, seine Mutter eine Italienerin.“

„Die tiefschwarzen Haare und die marmorgelbliche Hautfarbe machen das glaublich — und dann die prachtvolle Glockenstimme — er sang gestern Abend im Freien — unter den Tannen. Es wäre ja ein angenehmer Zuwachs für die hiesige Gesellschaft, wenn er länger bleiben würde.“

„Da er keine Reiseeffekten von Belang mit sich führt, ist er hier wohl nur Passant.“

So redeten die Damen mit einander.

Aber der „Passant“ blieb wider Erwarten länger dort.

Für einen jungen, gesunden Herrn auf die Dauer kein anziehender Aufenthalt, dies kleine Schwarzwaldbad.

Was kann ihn denn hier fesseln, fragte man sich gegenseitig weiter.

„Der Verkehr mit der blassen, kranken Tochter der Direktor Heine scheint intim zu werden oder schon zu sein.“

„Die ist ja Braut, wie ich hörte.“

„Ich hörte dies auch schon einmal, sie sollte verlobt sein mit dem Neffen der Frau Heine.“

„Nun, darüber könnte man durch eine Frage leicht ins Klare kommen. Sie, Frau Rätin, sind ja einigermaßen bekannt mit dieser, fragen Sie doch einmal.“

Und die indiskrete Dame ging der eben aus ihrem Zimmer kommenden Direktor Heine entgegen und auf ihr Ziel direkt los. „Ihr liebes Töchterchen ist Braut, nicht wahr, der Bräutigam ist Ihr Neffe, der junge Pastor in der Vorstadtkirche in Ihrem Wohnort?“

So entschieden gefragt, konnte Frau Heine nicht verneinen und mußte dem teilnehmenden Bedauern über den leidenden Zustand der Braut Stand halten.

„Und dieser interessante junge Herr, der so viel mit ihr verkehrt, ist gewiß ein intimer Freund Ihres Neffen?“ — so ging das Fragen weiter.

Hierauf erwiderte Frau Heine leichthin, die Unwahrheit nicht betonend, ein leises „ja“. Die Frage aber zeigte ihr, wie auffallend und ungehörig überhaupt das Verhalten Ernas zu dem fremden Herrn und umgekehrt von diesem zu ihrer Tochter sei, und sie meinte Erna darauf aufmerksam machen zu müssen.

Der Versuch dazu mißlang vollständig, wurde sogar mit einem seltsamen, fast geringschätzigen Lächeln zurückgewiesen, welches die Mutter kränkte und schmerzte.

Ernas Lächeln erstarb aber gleich darauf in einer Flut von Thränen. Später dann bat sie: „Verzeihe mir, liebe Mutter, gönne mir doch die wenigen schönen Stunden, die ich noch zu leben habe.“

Vielleicht gewann Frau Heine in diesem Augenblick Einsicht in den Gemütszustand ihrer Tochter, sie kam wenigstens nie wieder darauf zurück, ihr das Seltsame ihres Verhältnisses zu Herrn von Brankoni vorzustellen; sie hinderte ein Zusammensein nicht und begünstigte es auch nicht, das Herz war ihr sehr bedrückt. Sie kam zum erstenmale in ihrem Leben mit Liebe und Pflicht, der herben Pflicht — tadeln zu müssen in Konflikt — und sie ließ geschehen, was sie nicht billigen konnte, suchte sich zu beruhigen mit der Annahme, daß die Abreise ja überhaupt nahe sei, daß Brankoni bald zurückkehren müsse, wie er es ihr am ersten Tage nach seiner Ankunft gesagt hatte.

So gingen vierzehn Tage vorüber; da erklärte er Erna, daß seine Abreise unaufschieblich sei.

Es geschah dies an einem Abend, als beide allein bei schon beginnender Dämmerung neben einander an der geschützten Stelle unter den Tannen saßen.

„Wann muß es sein?“ fragte Erna mit zitternden Lippen, „wann verläßt du mich — mein Leben — mein Glück?“

„Mein Herz bleibt bei dir," erwiderte er, „ewig, Erna — bei dir" — und er legte seinen Arm sanft um ihre Schulter.

„Wann gehst du?" fragte sie wieder.

Er flüsterte: „Es ist hier unsre letzte glückselige Stunde — morgen sehen wir uns nicht mehr, später aber immer — immer!"

„Auf Erden nie wieder" — entgegnete sie und legte ihren Kopf an seine Brust, hauchte die Worte, „so laß mich einmal deinen vollen Herzschlag fühlen."

„Es schlägt mein Herz für dich, Erna." — Sie ruhte an seinem Herzen eine lange, lange Weile schweigend. Dann richtete er mit krampfhafter Heftigkeit ihr Gesicht zu sich auf, sie schauten einander in die Augen tief und lange, Seele in Seele — und dann verschlossen die Lippen die geflüsterten Worte: „dein, dein" — in einem Kuß. Das war der Abschied für immer.

Ein Mal nur an seiner Brust ruhen können, ganz hingegeben ihm sein — dieses ihr Verlangen und Träumen — war Wirklichkeit geworden, — es war kein Traum.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein trüber Morgen folgte diesem Abend, schwere Wolken zogen farblos am Himmel hin, Nebel hüllten Berge, Wald und Thal in graue Schleier ein.

Erna verließ ihr Lager an diesem Tage nicht, sie lag still da, die bleichen Hände in einander gelegt, und dachte immer wieder dasselbe:

„Das Herz ist gestorben, die Welt ist leer, und weiter giebt sie dem Wunsche nichts mehr — — du Himmlische rufe dein Kind zurück! . . . ich habe genossen das irdische Glück; — ich habe gelebt und geliebet." —

„Gelebt und geliebet — nun laß mich sterben, mein Gott," — sprach sie laut — „laß mich nun sterben . ."

„Mit wem sprachst du, mein Kind, ich hörte im Garten vor deinem Fenster stehend deine Stimme," fragte Frau Heine.

„Mit Gott," erwiderte sie, „ich unterredete mich mit Gott."

Mit einem Seufzer der Erleichterung hatte Frau Heine in der ersten Morgenfrühe dem Störenfried ihrer Gemütsruhe und ihres Glückes den Waldweg hinabgehend nachgeblickt, doch — die Ruhe kehrte nicht wieder bei ihr ein, obwohl Romeo jetzt aus ihrem Gesichtskreis schwand.

Erna verließ ihr Bett nur noch selten, und nur um zu dem Platz unter den Tannen zu kommen, den Zeugen ihrer Wonnestunden. „Die Welt ist leer," wiederholte sie fort und fort.

In stiller Verzweiflung lebte die Mutter neben ihr; einmal wagte sie es, Gotthold zu nennen und von seiner möglichen baldigen Ankunft nach N. zu sprechen.

Erna hörte dies so ruhig an, als ginge es sie gar nichts an. Einmal sagte sie plötzlich: „Mutter, ihr werdet zusammen recht glücklich leben in dem alten Pfarrhause, das du gern hast."

„Du mit uns."

Erna lächelte dazu mitleidig.

Wieder einmal sagte sie: „Du siehst doch wohl, daß ich sehr krank bin, liebes Mütterchen," und reichte ihr dabei die Hand, „schau nur, die Knöchelchen stehen ganz heraus — und andres kann ich so gar nicht recht sagen, mein Herz hört oft eine lange Weile auf zu schlagen — und dann ist mir sehr bange." —

„Wir müssen zurück, Erna, wir müssen heimreisen, — es kann hier nicht so weiter gehen," sprach Frau Heine unter Thränen, die Hand auf Ernas krankes Herz gelegt, „vielleicht ist unser guter Doktor Klein jetzt auch zurückgekehrt."

„Liebe Mutter, nein, nein! O ich bitte dich, laß uns bleiben hier — unter den schönen grünen Tannen — laß mich ruhen — und sterben. Ich sterbe gern."

„Mein Kind, mein geliebtes Kind, es geht nicht an, ich kann es nicht zugeben, daß wir hier bleiben," erwiderte Frau Heine mit dem Ton der zärtlichsten Mutterliebe und des trostlosesten Schmerzes, „ich kann das vor Gott und vor Gotthold nicht verantworten."

Erna zuckte schmerzlich zusammen, und ihr Herzschlag stockte unter der Mutterhand.

Angstvoll griff diese zu einem Gläschen, welches belebende Tropfen enthielt, träufelte davon abgezählt auf ein Stück Zucker und legte es auf Ernas Lippen. „Nimm dies," bat sie, und Erna nahm es, auch einen kleinen Trunk Wasser dazu.

Warum versuchen die folgenden Tage und Nächte zu schildern? Sie vergingen zumeist im stummen Darbieten und Annehmen von Erweisungen sorgfältigster Pflege und Liebe, in gegenseitiger zarter Schonung. Ein Arzt aus dem nahen kleinen Städtchen, der vom Badebesitzer für die Zeit des Besuchs im Bade engagiert war, von Frau Heine öfter schon früher in betreff Ernas konsultiert, ging ab und zu. Zwischen beängstigenden Zufällen von Herzbeklemmungen und Atemnot traten zeitweise ruhige Stunden ein, in welchen Erna mit zärtlichen Worten und mehr noch mit Blicken der Mutter für ihre unbegrenzte Liebe und Sorge um sie dankte. Mitunter sprach sie aus umflortem Sinn, aus leichten Phantasien heraus von ihrem Gelöbnis am Sterbebette der seligen Mutter. — Dann schauderte sie plötzlich zusammen und klagte: „Ach, ich habe es nicht halten können, — ach vergieb mir, Mutter — ich wollte — aber ich konnte ja nicht — und da kam Er — und meine Seele flog ihm zu — o gönnt mir die Ruhe. Beide — liebe Mütter . . . du im Himmel, du auf Erden."

Es war an einem stillen, warmen Abend im September, die scheidende Sonne drang vor ihrem Untergange noch einmal strahlend durch die Tannenwipfel in das kleine Gemach hinein, in welchem Erna auf weichem Pfühl, wie eine gebrochene, weiße Lilie ruhte, das schöne Haupt sanft zur Seite gesenkt, die Hände über der Brust gefaltet, die Blicke friedvoll auf die langen Strahlenstreifen der Sonne geheftet, die sinkend noch ihr Lager umglänzten.

Ein rosiger Schimmer erfüllte das ganze Zimmer, in welchem die Mutter still, in sich versunken um Ergebung betend vom Fenster aus ihr geliebtes, schwaches Kind betrachtete.

Es war eine Feierstunde in der Natur, tiefe Stille draußen im Walde und tiefe, schonende Stille im Hause, — da — klang leise das Glöckchen vom Turm des nahen Dorfes herüber ins Thal, das Feierabendläuten.

Mit einem Seufzer erhob Erna die Hand: „Hörst du, Mutter, es ruft mich zur Heimat. Mutter, — ich sterbe . . .“

„Nicht doch, Erna, du fühlst dich schwach . . .“

„Mutter, sage Gotthold — er möge mir verzeihen . . . er solle nicht um mich trauern . . . ich habe ihn nie geliebt . . . nicht lieben können . . .“

Nach einer Weile flüsterte sie noch leiser, abgebrochen, „ein besseres Herz als meines wird ihn lieben und glücklich machen . . . . Mutter, ich danke dir, meine geliebte . . .“

Der Tod nahm das letzte Wort „Mutter“ — von ihren Lippen.

Ein Herzschlag endete ihr Leben.

Es war vorüber.

Und vorüber gingen die Jahre in ihren regelmäßigen Bahnen, Frühling und Sommer, Herbst und Winter kamen und nahmen Jugend, Glück und Hoffnung mit sich — und schufen es wieder in andern neuen Arten und Gestaltungen.

Frau Direktor Heine blieb in innigster Gemeinschaft mit ihrem Neffen Gotthold, dieser, ein übereifriger Diener im Weinberge des Herrn, strenger Altlutheraner, schied aus dem evangelischen Kirchenverbande, lebte später in der Lausitz als Seelsorger einer kleinen Gemeinde, einer Schar schwärmerischer Rechtgläubiger, die sich um ihn gesammelt hatten. Er verheiratete sich mit einer braven, nicht mehr jungen Witwe, predigte und lehrte — was er glaubte.

Dies ehrende Zeugnis gaben ihm die ihn mit Betrübnis aus dem Bund der evangelischen Kirche scheiden sehenden Amtsbrüder.

Frau Direktor Heine blieb einsam in ihrem Heim zurück.

Wohlthun, thätige Hilfeleistungen für Arme und Kranke füllten ihr Leben aus.

Lothar Bucher.

Von

Heinrich von Poschinger.

(Fortsetzung.)

3. Northumberland Terrace Primrose Hill N. W.
8. Januar 1858.

Lieber Vater!

Deine letzten Briefe sind mir verspätet zugegangen. Das Aufgeben der Kur, die ich so lange betrieben, wirkte nicht günstig, ich mußte wieder für einige Zeit auf das Land zurück und alle meine Verhältnisse kamen in Verwirrung. Als ich die Briefe endlich erhielt, sagte mir eine Ahnung, was sie enthielten. Ich habe es mir seit Jahren sagen müssen, daß ich meine Mutter vielleicht nicht wieder sehen würde, und nun der Schlag gekommen

ist, ist es mir doch, als sei es unmöglich. Verzeih', daß ich nicht früher geschrieben. Ich wollte etwas Tröstliches oder doch etwas Ruhiges sagen — und wie sollte ich das, leidend und mit dieser unglücklichen Beschäftigung [1]), die einen nie zur Sammlung kommen läßt! Und wenn man sich einmal sammelt, strömen alle die unterdrückten Gedanken mit einemmale auf einen ein. Indem ich mich jetzt niedersetze, um Dir eine Zeile zu Deinem Geburtstage zu schreiben, kommen mir alle Deine Geburtstage, die ich im elterlichen Hause erlebt, vor die Seele.

Ich kann es niemandem beschreiben, wie ich die letzten Wochen zugebracht habe.

Lieber Vater! Das Schicksal gebe Dir Stärke, daß wir, die wir noch übrig sind, uns einmal wiedersehen. Ich kann Dir für heute nichts weiter schreiben. Tausend Segenswünsche von Deinem Lothar.

P. S. Wolff [2]) soll Dir im Laufe dieses Monats etwas Geld schicken. — —

Wie Bruno Bucher erst kürzlich in den Grenzboten mitteilte, hat Bucher Denkwürdigkeiten nicht hinterlassen: „Seine Memoiren bis 1864 stehen in den Zeitungen und Büchern." Manches von dem, was hier steht, ist in den beiden Bänden meiner Biographie bereits zusammengetragen. Es ist aber immerhin nur ein kleiner Bruchteil, und ich fühlte, als ich mich an die Vollendung der Biographie machte, das Bedürfnis, mich noch einmal in die alten Bucher'schen Korrespondenz-Artikel zu vertiefen, und gleich einer Biene aus den Blumen und Blüten die besten Ingredienzien herauszuziehen. Ich habe das wiederholte Durchblättern der dicken Zeitungsfolianten nicht bereut. Bucher's Artikel sind noch heute nicht nur lesbar, sondern fesselnd, zum Teil nicht antiquiert, ja geradezu modern, weil er mit seinem Geiste weit in die Zukunft hineingesehen hat. Und wenn auch einmal die Sache nicht mehr interessiert, so fesselt die einzige Art, wie Bucher sie darzustellen wußte [3]).

Hier mögen nur einige Thesen folgen, die ich aus seiner Korrespondenz herausschäle.

„Die Engländer sind auf jeden Fremden eifersüchtig, der eine Stellung unter ihnen einnimmt, in der er ihnen etwas leistet, ohne daß sie seinen Namen unterdrücken können. Dazu haben die meisten einen besonderen Widerwillen gegen

---

[1]) Sein ganzes Leben der aufreibenden Tagesschriftstellerei zu widmen, lag niemals in der Absicht Bucher's.

[2]) Der Eigentümer der National-Zeitung.

[3]) Als Schriftsteller stammt Lothar Bucher von Heine, Jean Paul und Lawrence Sterne ab; von Heine hat er die Freude an stilistischem Gefunkel, das nicht immer aus echten Steinen strahlt, von Jean Paul den lockeren Periodenbau und die Lust am Gedankenbummeln, von Sterne das wehmütig lächelnde Mitleiden. Mit Heine, dessen soziale Einsicht längst nicht genug gewürdigt ist, hat er auch das tiefe Mißtrauen vor klingenden Schlagwörtern gemein, und wie einst Heine zu Börne, so konnte später auch Lothar Bucher nicht zu Lassalle den Steg finden, denn Börne und Lassalle gehörten eben bei aller Verschiedenheit doch gemeinsam der Partei an, die an Wörter glaubt. M. Harden in der Zukunft Bd. I, S. 151 f.

jeden, der der deutschen Volkspartei angehört. Sie verspotten die Professoren, aber sie hassen die Demokraten. Diese Gefühle sind tief gewurzelt, wenn auch der Ausdruck je nach dem Stande des Geschäfts variiert. In dem Kreise der Wissenden, der allerdings nicht groß ist, wurde es daher als eine stille Demütigung empfunden, daß ein deutscher Flüchtling den Plan anzugeben hatte, wie den Engländern Kunstgefühl beizubringen. Die Kunstschule in Marlborough-House ist eine Ausführung der Vorschläge von Semper (Wissenschaft, Industrie und Kunst. Oktober 1851). Man rächte sich dadurch, daß man ihn nie nannte, und er hat jetzt die Stelle in Zürich angenommen, weil er es müde ist, auf Steine und Dornen zu säen". (14. 3. 55.)

(Besprechung eines Dickens'schen Romans.) „Dickens wie Thackeray pflegen ihre Helden und Heldinnen erst in zweiter Ehe glücklich werden zu lassen; hier haben wir gar eine dritte Liebe. Bei einem Schriftsteller wie Dickens, der jeden Pulsschlag seines Volkes in dem Schreibefinger fühlt, ist eine solche Erscheinung nicht zufällig, und sie ist doppelt interessant in dem Augenblick, da im Parlamente die ersten, schüchternen Versuche gemacht werden, die monströse Praxis in Betreff der Ehescheidungen zu verbessern." (13. 6. 57.)

„Man macht in England nicht so viel Umstände mit der Scheidestunde des alten Jahres wie in Deutschland. Man gießt kein Zinn, läßt keine Nußschalen schwimmen, sieht nicht ins Ofenloch und wirft nicht den Pantoffel über das Haus. In den Provinzen mögen sich ähnliche Gebräuche erhalten haben; in London aber wird im allgemeinen der Sylvester nicht besonders gefeiert, es sei denn durch ein Extraglas Grog, um bis zur Mitternachtsstunde auszuhalten." (1. 1. 56.)

„Ihnen jedesmal einen Auszug aus der afrikanischen Post schicken, hieße Ihre Geduld mißhandeln. Lassen Sie mich ein für allemal das Formular dieser Berichte geben: Die Soldaten ziehen aus, um den Feind zu suchen, können ihn nicht finden und erfahren, daß er sich hinter ihrem Rücken ganz wohl befindet. Oder sie finden ihn, aber in so starker Zahl oder in so fester Stellung, daß sie ihn nicht angreifen können. In beiden Fällen Rückzug und neuer Operationsplan. Dazwischen gegenseitiges Viehstehlen, worin aber die Kaffern die Palme davontragen. Das Datum und allenfalls den Namen eines Kloof geändert, und das Formular paßt immer." (9. 10. 52.)

„Es ist behauptet worden, daß die Institutionen eines Volkes von einem andern nicht aufgenommen werden könnten und also auch niemals aufgenommen worden seien; wo mit Bewußtsein der Versuch einer Übertragung gemacht worden oder wo eine Aufnahme allmählich und wie von selbst vor sich gegangen sei, da finde man bei genauerer Untersuchung jedesmal, daß nur die Form, der Leib, die äußere Erscheinung übergegangen, das Wesen aber, die Seele, die Substanz zurückgeblieben oder von dem Geiste des aufnehmenden Volkes gänzlich umgestaltet worden sei. Es wäre sehr wichtig, darüber ins Klare zu kommen; denn wenn dem wirklich so wäre, so würden wir uns über das Mißlingen gewisser politischen Bestrebungen nicht länger wundern dürfen und dieselben ein für allemal aufgeben müssen. Die Einführung, Akklimatisierung der englischen Verfassung

hat bisher nirgends gelingen wollen; die Ebenbilder sind teils verwünscht unähnlich geraten, teils nach einer kurzen, siechen Existenz verblichen. Liegt das an Fehlern des Verfahrens, die ein andermal vermieden, an besonderen Umständen, die endlich überwunden werden können, oder ist das die Wirkung eines durchgereiften Gesetzes? Schwierige Untersuchung, gefährliche Untersuchung! denn die englische Verfassung ist eine liberale, sagt man; wer also beweist oder nur den Fall setzt, daß wir sie nicht haben können, der arbeitet für die Reaktion, sagt man." — —

Brauche ich noch ausdrücklich zu konstatieren, daß sich Bucher mit seinen Artikeln nicht bloß beim Leserkreis der National-Zeitung, sondern auch in England nach und nach einen Namen machte? Die Times hatte einmal mit Bezug auf ihn gesagt, daß er der Mann sei, der es verstehe, zu gelegener Zeit „Löcher in den Mantel John Bull's zu schlagen." Aber nicht genug, daß er Wunden schlug oder Mängel in der englischen Konstitution aufdeckte — er wußte als weiser Politiker auch die Mittel anzugeben, wie man solchen Mängeln abhelfen könnte [1]).

Einzelne Abhandlungen, die Bucher während seines Londoner Aufenthalts geschrieben, hat er entweder ganz vergessen oder er wollte sich derselben nicht mehr erinnern. Hierher zählen die „Englischen Skizzen", veröffentlicht im dritten Bande des „Illustrierten Panoramas", bei B. Brigl in Berlin erschienen. Die erste Abhandlung betitelt sich „Austern, Austernschalen" und enthält zunächst eine Schilderung der kleinen Straßen in der Nähe der Oxfordstreet, wo man zahlreiche Händler trifft, die auf Karren ihr meist zum Verzehren auf der Stelle bestimmtes Warenlager mit sich führen. Die Auster spielt darunter eine große Rolle, denn sie ist in London nicht ein so vornehmes Tier wie in Binnenstädten, „braucht nicht zwischen Spiegelscheiben und unter gemalten Plafonds genossen zu werden, will nicht absolut mit Zitronen und Chablis heruntergespült sein." Sie liegen in jenen dunklen Gassen im Naturzustande in einer Bütte auf dem Handwagen. Auf einem quer darüber gelegten Brett liegt das kleine Brecheisen zum Öffnen und eine Flasche mit Holzessig. Der Kunde schlürft die Auster, sowie sie ihm dargereicht wird, von der Schale und wirft die letztere auf das Pflaster, und ehe London wieder munter ist, wird jemand sie aufgelesen haben, jemand, der auch der ambulanten Straßenbevölkerung angehört. Es giebt nämlich wie in allen großen Städten ein Völkchen, welches nur davon lebt, das Weggeworfene von den Straßen aufzulesen: Korken, Zigarrenstumpfe, Austernschalen, Lumpen, Knochen, Glasscherben, Papier. Während die Kaste der ambulanten Straßenverkäufer die Tendenz hat, mittelst der gemachten Ersparungen den Karren oder Straßentisch mit einem Laden zu vertauschen, also nach etwas Höherem zu streben, will Bucher die Beobachtung gemacht haben, daß die Race, die von dem auf die Straße Geworfenen lebt, häufig aus höheren Ständen, besseren Beschäftigungen zu ihrem kläglichen Gewerbe herabgestiegen ist. Die

[1]) Ferdinand Wolff, a. a. O.

Lebensgeschichte eines solchen Unglücklichen schildert Bucher in kurzen, aber prägnanten Zügen. Der Mann ist der Sohn gebildeter, aber armer Eltern und erhielt keine andre Mitgift, als eine gute Erziehung. Er hatte Lust zu den Naturwissenschaften, ward Hilfslehrer an einer guten Schule, und sein Lieblingstraum, einmal eine Professur an einer Universität anzunehmen, wäre bei seinen guten Fähigkeiten kein leeres Hirngespinst gewesen, wenn er mehr Weltklugheit oder weniger Stolz besessen hätte. Er heiratete eine Schülerin, ein schönes, lebhaftes Mädchen, die erst seinen Unterricht, dann ihn selbst liebgewonnen hatte, wie das wohl geschieht. Sonntags und an freien Nachmittagen begleitete ihn seine junge Frau auf der Jagd nach Pflanzen und Käfern in den wunderschönen Umgebungen Londons. Während der Ferien gingen sie bald in diese, bald in jene Grafschaft, die in Boden, Pflanzenwuchs oder Tierwelt etwas Eigentümliches hat, und für ein geübtes Auge hat das jede englische Grafschaft. Sein nächstes Jagdgebiet waren die Heckenwege und die Gemeinde-Anger, und er hatte schnell seine Frau gewöhnt, auch eine Pflanzentrommel zu tragen und die eine Seite des Weges, so genau abzusuchen wie er die andre. So konnte man sie stundenlang nebeneinander hergehen sehen, die Blicke fest auf den Boden gerichtet, in behaglichem Schweigen oder noch behaglicherem Geplauder. Aus dieser Beute sollte ein Buch werden, und das Buch, mußte es nicht Ehre, Ruf, Beförderung, Wohlstand bringen? Der ungesellige Wanderer, der nach dem Kompaß querfeldein durch Gestrüpp und Felsen auf, Felsen ab seinem Ziele zugeht und ihren Weg durchkreuzt, bleibt wohl einen Augenblick stehen und sieht dem glücklichen Paare mit leichtem Neide oder mit leichtem Achselzucken nach, wenn nicht dem Paare, doch der jungen Frau. Wie elastisch ist ihr Schritt, wie blühen ihre Wangen vor Gesundheit und Lust, wie glänzt das nußbraune Haar auf dem sauberen Kragentuch! Auch der Dandy, der vorüberrollt seinem Landsitze zu, sieht ihr nach und läßt sich erkundigen, wer das appetitliche Wesen ist. Kommen sie aber an einen hohen, freien Punkt, thut das Meer sich mit erwärmten Buchten vor den erstaunten Augen auf, so erzählt er ihr, was er von der Flora des Südens weiß, und macht sie träumen von Orangen und Palmen. So waren Jahre vergangen. Die Mappen und Präparate und Manuskripte wuchsen, aber das Buch war nicht fertig, und er war immer noch Hilfslehrer mit knappem Gehalt, obgleich er am meisten zu dem Ruf der Schule gethan, den der Direktor, ein unwissender, aber glatter Bursche, schon zu einem artigen Vermögen ausgemünzt hatte. Seine Frau fand weniger Gefallen an den Exkursionen als sonst, aber lauschte mit unverminderter, ja mit steigender Teilnahme, wenn er vom Süden sprach oder vorlas; und da ihr Benehmen übrigens unverändert war, ließ er sie leichten Herzens auf Tage, ja auf Wochen daheim. Als er eines Abends im Spätherbst von einer Streiferei zurückkehrte, fand er auf seinem Schreibtische folgenden Brief:

„Ich bin auf dem Wege nach Neapel. Du hast es verstanden, eine unbezwingliche Sehnsucht in mir zu erwecken; aber Du wirst nie im stande sein, sie zu befriedigen. Das Leben ist kurz, ich bin eine zu gesunde Natur,

um es nicht genießen zu wollen. Halte Dich an Deine Wissenschaft und betrachte mich als tot!"

Er stützte den Kopf in die Hände und starrte auf die Schriftzüge. So sah ihn das Mädchen, das schuldbewußt am Abend leise eingetreten war, so fand sie ihn am andern Morgen. Wenn er nur einen Erfolg in seiner Wissenschaft schon erreicht gehabt oder wenn er nur einen Freund besessen hätte, der ihm sagen konnte: was die Eine wegwirft, das gieb du dem Menschengeschlecht! so hätte er die dunkle Stunde überwunden. Aber er wußte, daß noch niemand auf ihn sah, und er hatte keinen solchen Freund. Statt eines solchen kam die Frau Nachbarin. Sie hatte schon gehört, was passiert war, und nahm so herzlichen Anteil. Hatte freilich alles kommen sehen, hätte es ihm vorhersagen können, wenn er sie nur gefragt. Hübsche junge Frauen wollten amüsiert sein, und die meisten Männer wären Barbaren. Ihr Mann fahre um acht nach City und komme um sechs schläfrig nach Hause. Wer weiß — dabei schob sie vor dem Spiegel ihre falsche Tour zurecht — was in ihrer Ehe passirt wäre, wenn sie nicht so tugendhaft; an Versuchung habe es wahrlich nicht gefehlt. Sie habe es längst bemerkt, daß, wenn der Herr botanisiren gegangen, ein Fremder die Frau besucht. Sei auch in seiner Equipage gekommen, die Frau abzuholen. Der Bierwirt an der Ecke habe den Livreebedienten ausgefragt und den Namen des Besuchers erfahren; wenn es noch ein Lord wäre oder ein Baronet oder wenigstens ein Honourable! das würde weniger kränkend sein; aber es sei der Sohn eines reichen Schnapsbrenners! das müsse weh thun; ja, ja, die Welt sei sehr verderbt, oh dear!

Er brummte einen Dank für die Teilnahme, behielt den Kopf zwischen den Händen und versäumte die Lektionen. Nach drei Tagen war er entlassen. Nach einigen Monaten verkaufte man seine Habseligkeiten, auch die Herbarien und stieß ihn vor die Thür. Mechanisch ging er ins Freie, durch einen der Heckenwege, den er oft mit ihr gegangen, bald an der rechten Seite, wo er, bald an der linken, wo sie zu gehen pflegte. Nach einigen Tagen waren die wenigen Silberstücke aufgezehrt, die er in der Tasche hatte. Der Instinkt sagte ihm, daß der Hunger leichter in der Stadt zu stillen sei als auf den leeren Feldern. Er kehrte nach London zurück und durchwanderte die endlosen Straßen, sich bald rechts an den Häusern haltend, bald links an dem Fahrwege, immer den Blick fest auf den Boden gerichtet. In einer wüsten Vorstadtstraße rannte er gegen einen Menschen an und erhielt einen Faustschlag, begleitet von Flüchen, zur Erwiderung. Der Schlag schreckte ihn auf; er sah dem andern nach und bemerkte, daß er auch die Augen stets über den Boden schweifen ließ und zuweilen aus der Gasse oder den Kehrichthaufen etwas auflas und in einen Sack steckte, der auf seiner linken Schulter hing. Er ging in die nächste Trödelbude und vertauschte seinen Rock gegen einen schlechten Kittel, einen Sack und eine kleine Harke. Das war dreißig Jahre vor dem Tage, an dem er unserm Zeichner in den Wurf gekommen." —

Ein zweiter Aufsatz L. Bucher's findet sich im dritten Bande des Illustrirten Panoramas S. 278 f., und behandelt „den Kaffee und das Café."

IV. Pause. April 1861 bis Dezember 1864.

Für die Zeit, die zwischen dem Aufgeben der Stellung L. Bucher's bei der National-Zeitung und dem Dienstantritt in dem Auswärtigen Amte lag (Januar 1861 bis Dezember 1864), ist es mir nicht leicht gewesen, eine passende Überschrift zu finden. Ich habe schließlich „Pause" darüber geschrieben, denn es war ein Ausruhen, ein Tasten, ein Irren unter Fremden, ein Leben mit neuen Enttäuschungen. Wie Bucher in Deutschland nach der Amnestie von 1861 empfangen wurde, mag sein Freund Ziegler sagen, der warnend an Ruge schrieb[1]): „In diese Misere wollen Sie zurückkehren? Bucher sitzt ganz allein, nachdem er als Ausländer und gescheuter Mensch sehr unsanft empfangen worden; er geht effektiv mit Niemandem um, kommt sogar selten zu mir, und wird hier nicht viel mehr angesehen, als ein Verrückter."

Bucher begab sich zunächst nach Berlin, dann in die Provinz und schrieb, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, Feuilletons für die National-Zeitung über dies und jenes; heute waren es Schilderungen der Mark, morgen ein Märchen, ein ander Mal die Beschreibung eines Berliner Wettrennens, dann Beobachtungen über das Leben und Treiben der Vogis. Dazwischen hinein fallen Vorträge beim Schillerfeste in Leipzig (November 1861), in der Akklimatisations-Gesellschaft in Berlin (April 1862), im Athenäum in Hamburg (Januar 1863), die Berichterstattung über die zweite Londoner Industrie-Ausstellung, das Erscheinen des ersten Bandes der „Bilder aus der Fremde", endlich die vorübergehende Stellung im Wolff'schen Telegraphenbüreau mit achthundert Thalern Gehalt[2]). Es war eine bedauernswerte Zersplitterung so vorzüglicher Kräfte. Die Quintessenz seiner Erfahrungen aber möchte ich in Bucher's Ausspruch zusammenfassen: „der Fortschritt wird sich noch oft häuten, ehe er stirbt; wer also während seines Lebens noch innerhalb des Staates wirken will, der muß sich ralliieren um die Regierung."

Wie Bucher im Einzelnen die „Pause" ausgefüllt hat, ist aus dem II. Bande des „Achtundvierzigers" (S. 177 bis 302) bekannt. Was hier noch ergänzungsweise folgt, beruht auf Mitteilungen, in deren Besitz ich zum Theil erst nach dem Erscheinen des gedachten Werkes gelangt bin.

Zunächst ein paar Worte zum Verständnis der drei Broschüren, die Bucher gemeinschaftlich mit Rodbertus und von Berg im Jahre 1861 zur Bekämpfung des Nationalitätsprinzips veröffentlichte[3]). Bucher selbst teilte mir hierüber folgendes mit: „Als Vorbereitung zu einem zweiten Kriege gegen Österreich setzte Louis Napoleon das Nationalitätsprinzip auf die europäische Tagesordnung[4]).

---

[1]) Vgl. hierüber den Nekrolog Lothar Bucher's in der „Neuen Zeit", XI. Jahrgang, I. Bd., S. 129—133.

[2]) Wie oft klagte Bucher über diese Stellung, und was noch schlimmer war, über die Färbung der Depeschen: „es ist unerträglich".

[3]) Vgl. Bd. II., S. 167.

[4]) Napoleon III. et la question Roumanie, Paris 1859, und viele andre Flugschriften.

Rodbertus, der die öffentliche Meinung in Deutschland, und ich, der die englische und französische Presse und das Treiben der verschiedenen Emigrationen beobachtete, begegneten sich in dem Gedanken, daß die Deutschen mit dieser Vokabel nicht so geschickt wie ihre Nachbarn umzugehen wissen, und einen zu großen Respekt vor dem Prinzip haben würden.

Wir verständigten uns daher über den Erlaß der „Erklärung", die Ihnen ja bekannt ist[1]); dieselbe ist ein Protest dagegen, daß Deutsche auf den Besitzstand Deutschlands das sogenannte Nationalitätsprinzip anwenden wollen, das vor der Geschichte nicht besteht und das ein jeder unsrer Nachbarn mit seinen Ansprüchen und Wünschen durchbricht.

Ich hielt es für recht, Mazzini, den ich im Herbst 1858 in einer englischen Familie kennen gelernt hatte, von der bevorstehenden Veröffentlichung der Erklärung zu benachrichtigen (Brief vom 12. Januar 1861). Mazzini wies in seiner Antwort jede Absicht eines Zusammenwirkens mit Louis Napoleon ab. Die Kundgebung der drei muß aber doch seine Zirkel gestört haben; denn obgleich er in unsrer zweiten Flugschrift „Seid deutsch! Ein Mahnwort"[2]) mit großer Achtung behandelt wurde, verließ er gleichwohl seine Gewohnheit, nicht zu antworten, und belehrte in sehr gereiztem Tone die Deutschen über ihre wahren Interessen. Das geschah in einem von Mazzini unterzeichneten Aufsatz „Italien und Deutschland", datiert vom 3. Februar 1861, abgedruckt in dem „Popolo d'Italia" vom 14. Februar[3]). Darauf erfolgte in entsprechendem Ton die Antwort in unserm „Offenen Briefe an Mazzini".[4])

An Rodbertus gelangten Zustimmungen zu der Erklärung, aber wenig zahlreich und mit Verklausulierungen, welche bewiesen, daß wohl Grund zu einer solchen Warnung vorhanden war, daß sie aber wenig gewirkt hatte. Ich verweise Sie auf das Kapitel „Moral" am Schlusse des zweiten Bandes der „Bilder aus der Fremde".[5]) „Im Oktober 1861 erschien dann noch unsre vierte Flugschrift „Was sonst? Ein deutsches Programm".[6]) Ich und die Mitunterzeichneten hatten nicht vorhergesehen, daß ein Jemand im Anzuge war, der mit dem Nationalitätsprinzip umzugehen weiß." — —

---

[1]) Ich habe den Wortlaut dieser ersten Erklärung von Rodbertus, v. Berg und Bucher seinerzeit nicht mitgeteilt. Dieselbe findet sich abgedruckt in den „Kleinen Schriften" von Dr. Carl Rodbertus-Jagetzow. Mit einem Anhang: Aufruf an die Deutschen von Joseph Mazzini. Herausgegeben von Moritz Wirth, Berlin 1890, Puttkammer Mühlbrecht. S. 269—272. Unerwähnt ist hier, daß nicht Rodbertus, sondern Bucher die Erklärung verfaßt hat, was ich aus seinem Munde verbürgen kann.

[2]) Diese Flugschrift findet sich abgedruckt a. a. O. S. 273—287. Auch hierin gilt das in dem vorhergehenden Gesagte. Verfasser der Broschüre ist nicht Rodbertus, sondern Bucher.

[3]) Eine deutsche Übersetzung des Mazzini'schen Aufrufes findet sich a. a. O. S. 297—306.

[4]) Derselbe findet sich abgedruckt a. a. O. S. 288—297. Auch diese Flugschrift ist von Bucher verfaßt.

[5]) Vgl. Bd. II. S. 290.

[6]) Abgedruckt in Rodbertus' „Kleinen Schriften" S. 307—318. Auch diese Flugschrift hatte nicht Rodbertus, sondern Bucher verfaßt.

Im Januar 1861, unmittelbar nach dem Erscheinen der „Erklärung"[1]) kam Bucher der Beweis in die Hand, daß dieselbe gerade die rechte Zeit getroffen hatte.

Ein Schlesier, Borkheim, der als Student den Aufstand in Baden mitgemacht hatte, und dann Kaufmann in London geworden war, suchte Bucher auf, um seine Ansicht über einen Brief zu hören, den er von Johann Philipp Becker erhalten hatte. Derselbe schrieb aus Genua: Die Italiener, die etwas im Schilde führten, was wisse er nicht, hätten ihn bewogen, in Genua ein Werbebüreau für Deutsche einzurichten; es werde besonders auf diejenigen gerechnet, welche die Kämpfe in Baden und in der Pfalz mitgemacht hätten. Borkheim möge das in England verbreiten. Bucher sagte, er würde die Zumutung ablehnen, auch dem Becker von der Sache abraten. Das Unternehmen der Italiener werde gegen Österreich und unter andern auf Triest und Wien gerichtet sein. Der Umstand, daß in Genua ein Werbebüreau geduldet werde, beweise, daß Cavour um die Sache wisse, und der unternehme nichts, wozu er nicht von Louis Napoleon die Erlaubnis erhalten. Wozu für eine solche Sache deutsches Blut vergossen werden solle?

Borkheim unternahm es in dem Sinne an Becker zu schreiben. Noch im Laufe desselben Monats las er Bucher die Antwort vor. Becker hatte die Leitung des Werbebüreaus niedergelegt; die Italiener hatten ihm sein Traktament entzogen; er saß in Genua fest und hoffte, die Landsleute in London würden ihn mit Reisegeld nach seinem Wohnort (Zürich) unterstützen.

Bucher gab einen Beitrag; Borkheim sammelte weiter und schickte den Ertrag ab. Daß Bucher die Sache richtig angesehen hatte, dafür hat zwanzig Jahre später Franz Pulßky in seinen Denkwürdigkeiten[2]) den vollständigen Beweis geliefert. Welche Behandlung angeworbene Deutsche in Genua zu erwarten gehabt hätten, läßt sich aus einer kleinen Schrift des Honved-Majors Vischer ersehen[3]). —

Zu den politischen Freunden Bucher's aus der Zeit der Nationalversammlung und der zweiten Kammer zählte auch der Abgeordnete von Unruh. Letzterer kommt in seinen ungedruckten Erinnerungen auf sein Verhältnis zu Bucher bei folgender Gelegenheit zu sprechen.

„Als zu Anfang der sechsziger Jahre die schleswig-holstein'sche Frage das preußische Abgeordnetenhaus beschäftigte, hatte der Ausschuß des Nationalvereins auf Betreiben mehrerer Mitglieder aus Schleswig-Holstein beschlossen, eine sehr gründliche Schrift über die Rechte der Herzogtümer und deren Verhältnis zu Dänemark ins Englische übersetzen und in England an die Mitglieder des Par-

---

[1]) Vgl. umstehend S. 43.

[2]) Meine Zeit, mein Leben Bd. I—IV. 1880—1883, Preßburg-Leipzig. In Bd. III kommt Pulßky wiederholt auf Bucher zu sprechen. Vgl. S. 177, 198.

[3]) „Kossuth und die Legion in Italien" von Conrad Vischer, gewesener Honved-Major. Leipzig 1862. Bei Franz Wagner.

laments verteilen zu lassen, um die dort häufig, auch vom Premierminister Palmerston aufgestellten falschen Behauptungen zu widerlegen. Ich erklärte mich dagegen, weil ich mir nicht denken konnte, daß Palmerston und andre hervorragende Mitglieder des englischen Parlaments wirklich mangelhaft unterrichtet seien. Palmerston spräche zwar von den dänischen Provinzen Schleswig und Holstein, aber dies könne nur gegen besseres Wissen geschehen; denn es sei ihm das wirkliche staatsrechtliche Verhältnis jedenfalls vollkommen bekannt. Sogar das unter Palmerston's Leitung zu stande gekommene, berüchtigte Londoner Protokoll vom 2. August 1852 gestatte die Einverleibung der Herzogtümer in Dänemark doch nur unter der Bedingung, daß die Ständeversammlungen in den Herzogtümern zustimmten. Das war aber nicht geschehen. Es walte bei den englischen Ministern und den Führern im Parlament gewiß nicht Unwissenheit und Irrtum ob, sondern man verleugne und verdrehe die Wahrheit zum Zwecke der Bekämpfung der preußisch-deutschen Politik. Daran werde die Broschüre nichts ändern. Man könne die Kosten sparen. Es wurde aber beschlossen, die Schrift in gutem Englisch zu verbreiten, und ich übernahm es, für die Übersetzung in Berlin zu sorgen. Ich wendete mich deshalb an den jetzigen Geheimen Legationsrat Bucher, den ich aus der preußischen zweiten Kammer von 1849 gut kannte. Er war in dem sogenannten Steuerverweigerungsprozeß der Einzige, der zu mehrjährigem Gefängnis verurteilt wurde und auf den Rat seiner Freunde nach England ging. Dort hatte er als Korrespondent der National-Zeitung gelebt und war dann auf Grund der erlassenen Amnestie nach Berlin zurückgekehrt.

Bucher übernahm die Übersetzung, schrieb mir aber am andern Tage:

> Es thut mir leid, daß ich meine gestrige Zusage in etwas einschränken muß. Ich glaubte, es handele sich um ein historisches Exposé, und finde jetzt, daß der dritte Abschnitt Zukunftspolitik macht und zwar so sehr gegen meine Überzeugung und ich darf sagen gegen mein Wissen, daß ich mich nicht dazu verstehen kann, ihn zu übersetzen . . . Sind Sie damit einverstanden, Nr. III. einem Andern zu geben?

Wenn Bucher mit der Tendenz dieses Abschnitts, die Losreißung der Herzogtümer von Deutschland und ihre Vereinigung mit Dänemark zu verhüten, nicht einverstanden war, so konnte es ihm nicht verdacht werden, daß er zur Verbreitung dieses Teils der Schrift nicht mitwirken wollte. Freilich stand mit dieser Anschauung nicht im Einklange, daß Bucher auf das Anerbieten des Ministerpräsidenten von Bismarck, ihn im Auswärtigen Amt zu beschäftigen, einging: denn dieser hatte sich ganz offen und entschieden gegen die Ansprüche Dänemarks erklärt und selbst mit den Waffen dahin gewirkt, die Herzogtümer für Deutschland, speziell für Preußen zu erhalten. Ebenso stand die bekannte Erklärung, die Bucher mit den Herren von Berg und Rodbertus im großdeutschen, also österreichischen Sinne öffentlich abgegeben hatte, mit der antiösterreichischen Politik Bismarck's in auffallendem Widerspruch.

Dennoch kann Bucher kein Vorwurf über seinen Anschluß an Bismarck gemacht werden; vorausgesetzt, daß er seine Überzeugung über den erwähnten und andre Punkte wirklich geändert hatte und die Richtigkeit der Bismarck'schen Politik anerkannte.

Ich habe keine Veranlassung über Bucher's Charakter, Thun und Treiben ein Urteil abzugeben, nur möchte ich einen Vorwurf kurz widerlegen, den Bucher nach der Versicherung Ziegler's der liberalen Partei gemacht haben soll und der in einer ihm zugeschriebenen Äußerung besteht. die Partei habe ihn im Stich gelassen. Bei der ersten Londoner Ausstellung habe ich Bucher aufgesucht, mich nach seinen Verhältnissen erkundigt und ihn gebeten, mir offen zu sagen, ob er pekuniären Beistandes bedürfe, den nicht ich allein, sondern auch unsre politischen Freunde gern leisten würden. Bucher lehnte dies Anerbieten ab und versicherte, daß das Honorar, welches ihm die Eigentümer der National-Zeitung für seine Korrespondenzen (200 Pfd. Sterl. Fixum) und für die Feuilletonarbeit zahle, zu seiner Existenz hinreiche. Damals waren Bucher's Korrespondenzen vortrefflich und seine Anschauungen über vaterländische Verhältnisse durchaus klare und richtige, was bei politischen Flüchtlingen sehr selten der Fall ist. Als ich dann Bucher bei der ersten Pariser Ausstellung wiedersah, war eine auffallende Veränderung mit ihm vorgegangen. Ich fand ihn einsilbig, sehr zurückhaltend und mißtrauisch. Er hatte inzwischen die Bekanntschaft von Urquard in London gemacht, und der damalige Chefredakteur der National-Zeitung, Zabel, sagte mir bei meiner Rückkehr nach Berlin, daß die Bucher'schen Korrespondenzen immer mehr eine Färbung annähmen, die mit der Tendenz der National-Zeitung in starkem Widerspruch ständen und großenteils nicht aufgenommen werden konnten. Der Eigentümer der Zeitung, Wolff, beschäftigte Bucher nach seiner Rückkehr nach Berlin bei seinem Telegraphenbüreau. Die mit der Sorge für Flüchtlinge und politisch Verfolgte sehr belastete liberale Partei hatte also keine Veranlassung, Bucher zu Hilfe zu kommen, was derselbe auch niemals verlangt hat. Wenn aber Bucher vielleicht fühlte, daß seine Beschäftigung bei dem Telegraphenbüreau nur ein Notbehelf war, so ist es ihm gewiß nicht zu verdenken, daß er lieber von dem Wohlwollen Bismarck's als von dem eines Zeitungseigentümers leben wollte, noch dazu, da ihm dort die Aussicht auf eine dauernde, ehrenvolle Stellung geboten wurde. Selbst wenn seine Ansichten nicht vollständig mit denen Bismarck's harmonirten, so durfte er sich sagen, daß dies wohl auch bei andern Beamten des Auswärtigen Amts ebenso der Fall sei. Unverständlich ist mir nur eins: weshalb Bucher sich von den meisten seiner alten Bekannten ganz zurückzog und beim zufälligen Zusammentreffen dieselben wie Fremde behandelte."

Aus den von Bruno Bucher in den Grenzboten mitgeteilten „Erinnerungen" wissen wir, daß sein Bruder Lothar fleißig Verse machte, und daß dies sein Talent oft für Familienfeste in Anspruch genommen wurde. Aus den sechziger Jahren datiert ein Gedicht desselben, überschrieben:

Zum Abschied von der Dachstube in Sacrow,

in der er zwei Sommer den Sonnabend Nachmittag und den Sonntag zugebracht hatte. Ich lasse es, da es ungedruckt ist, hier folgen.

Sei mir gegrüßt, du traute Klause,
Wo ich so stille Zeiten fand.
Es steht noch alles in dem Hause,
So wie vor einem Jahr es stand.
Der Fenstersitz, auf dem das Beste
Ich aus den besten Büchern trank,
Der Herd, wo selbst gelesene Äste
Geprasselt zu des Kessels Sang.

Nun zu dem See, an dessen Rande
Ich manchen langen Sommertag
Auf wunderlich geripptem Sande
Auf weich gewirktem Moose lag,
Bis daß der Reiher, schwer von Beute,
Zum Horste seiner Jungen flog,
Bei Sankt Salvators Nachtgeläute
Das letzte Segel meerwärts zog.

Und zu dem Berg mit seiner Warte,
Vor dem sich wie sonst in Gold
Des Morgenlichts wie eine Karte
Die weite Landschaft aufgerollt.
Der Forst, durch den mit meiner treuen
Bussole ich mir Pfade brach,
Das Undurchforschte, das mir neuen
Behaglichen Genuß versprach.

So hab', was Tage füllen würde,
Ich heut mit Hast zusammgedrängt
In Stunden, weil des Amtes Bürde
Sich an der Uhr Gewichte hängt.
Umsonst singt Schlummermelodien
Der Kessel, umsonst schweift mein Blick
Vom Herde nach dem Abendglühen
Vom Abendglüh'n aufs Buch zurück.

Doch klag ich nicht, da ich verloren
Die Ruhe gleich dem Aschenhauf;
Zu Unruh ist der Mensch geboren,
Zum Himmel schlägt die Flamme auf.

In die „Pause“ fällt auch die Bekanntschaft Bucher's mit Lassalle [1], der ungefähr um dieselbe Zeit wie Bucher sein Domizil in Berlin aufgeschlagen hatte. Diejenigen, welche die zeitweilige Intimität dieser sehr verschiedenen Naturen wundert, denken nur an das eine Gesicht Lassalle's, an seine Agitator-Eigenschaft, an den Begründer der deutschen Sozialdemokratie. Nebenbei war aber Lassalle ein liebenswürdiger Wirt, ein geistreicher, ja bahnbrechender Kopf, ein warmer Anhänger des Staatsgedankens, ein eifriger Gegner des Individualismus, ein guter preußischer Patriot und ein ausgesprochener Bewunderer Bismarck's [2]. Im Mai 1863 hofft er in einer Rede vor dem Berliner Kammergericht alles von dem Staat, „dem uralten Vestafeuer der Zivilisation.“ Im März 1864 soll ein „Königtum, das, gestützt auf den Knauf des Schwertes, noch aus seinem ursprünglichen Teige geknetet dasteht“, seine Pläne verwirklichen. Bei derselben Gelegenheit sagt er: „Es ist die stärkste Diplomatie, welche ihre Berechtigung mit keiner Heimlichkeit zu umgeben braucht, weil sie auf eigene Notwendigkeit gegründet ist. Und so verkünde ich Ihnen an diesem feierlichen Orte, es wird vielleicht kein Jahr mehr vergehen, und Herr von Bismarck hat die Rolle Peel's gespielt, und das allgemeine direkte Wahlrecht ist oktroyiert.“ Der Frankfurter Fürstentag ist ihm „eine föderalistische Intrigue“; des herannahenden Nationalkrieges zur Einigung Deutschlands unter Preußen gedenkt er bei seiner

[1] Vergl. Bd. II., S. 281.

[2] M. Busch, Unser Reichskanzler. Bd. II., S. 273.

Agitation zu verschiedenen Malen. Als er im September 1863 Heerschau über seine Getreuen am Rhein hält, bemerkt er mit Bezug auf die Stellung, welche der Frankfurter Abgeordnetentag zu dem österreichischen Bundesreformprojekte eingenommen: „die Fortschrittler liebäugeln mit den Fürsten, um Herrn von Bismarck bange zu machen. Das sind die Mittel dieser Ärmsten! Und wenn wir Flintenschüsse mit Herrn von Bismarck wechselten, so würde die Gerechtigkeit erfordern, noch während der Salven einzugestehen: er ist ein Mann, jene aber sind alte Weiber." Zornig schreibt er um dieselbe Zeit an einen seiner Bevollmächtigten, der Freischaren für den Herzog Friedrich in Kiel bilden möchte: „Wir können uns unmöglich für das legitime Erbrecht des Hauses Augustenburg schlagen. Ist es national, zu den dreiunddreißig deutschen Fürsten noch einen vierunddreißigsten zu schaffen? Ist das der Drang nach deutscher Einheit?" Es folgt dann die Andeutung, daß die einzig vernünftige Lösung der schleswig-holsteinschen Frage die Einverleibung in Preußen sei. Man sieht, der Anknüpfungspunkte gab es auf dem Gebiete der inneren und äußeren Politik nicht wenig.

Ehe wir auf den Punkt zu sprechen kommen, der die beiden Geister trennte, wollen wir daran erinnern, daß Bucher in der bekannten Schrift Lassalle's: „Herr Julian Schmidt der Litterarhistoriker mit Setzer-Scholien, herausgegeben Berlin 1862" als stiller Mitarbeiter fungierte.

Auf Seite 135 bemerkt Lassalle:

„Soweit — d. h. bis zu Schiller — war ich gekommen, Herr Schmidt, als ich mir sagte, daß in dem Pantheon der deutschen Göttergestalten, denen Sie, wie die Araber den egyptischen Götterbildern, die Nasen absäbeln, noch eine mir fast vor allen theure fehle, die Statue meines geliebten Schiller's! Auch war das sehr natürlich. Denn, wie ich Ihnen bereits S. 62 gestanden, es war mir nur der zweite Theil Ihres Werks zu Händen gekommen, Schiller aber müßten Sie der Zeitfolge nach schon in dem ersten Bande desselben betrampelt haben. Was war zu thun? Auch noch den ersten Theil Ihres Werkes lesen? Schauderbar! Unmöglich! Nicht um Alles hätte ich wieder ein Buch von Ihnen in die Hand nehmen mögen!

In dieser Noth wandte ich mich an einen Freund

„und zeigt' ihm alle meine Seelenwunden!"

Ich bat ihn, das Kreuz auf sich zu nehmen, vor dem ich zurückbebte, und mir aus dem ersten Bande Ihres Werkes zwei oder drei Stellen zur Charakterisirung Ihres Verhaltens zu Schiller zu liefern.

Dieser Edle und Gute — es wird das bis zu den fernsten Zeiten als das rührendste Beispiel von Freundestreue citirt werden, gegen welche die gegenseitige Aufopferung in der Bürgschaft zu einer lächerlichen Kleinigkeit herabsinkt, — sah mein Leiden, und war gerührt. Er versprach mir, welche Selbstüberwindung er auch zu bestehen haben werde, mir die gewünschten Stellen über Schiller zu liefern. Er verlangte dafür nichts, als die Erlaubniß, einige dieser Schillerstellen unter dem Namen meines Weibes selbst commentiren zu dürfen.

Also erlauben Sie, daß ich die Formalia in Ordnung bringe und zur Vorstellung schreite: „Herr Schmidt, das Setzerweib! Das Setzerweib, Herr Schmidt!"

Das „Setzerweib" war aber kein geringerer als L. Bucher, und darum gewinnt der auf Schiller bezügliche Theil von „Julian Schmidt" für uns erhöhte Bedeutung.

Bucher hatte zunächst die Stelle in Bd. I. S. 257 des Julian Schmidt'schen Werkes aufs Korn genommen, wo es heißt:

„Da sich Schiller bemühte, die Schilderungen dem Stoffe anzupassen [1]), so ist man oft über seine Sympathien im Unklaren gewesen [2]). Die ausführliche Schilderung des katholischen Rituals im Gang nach dem Eisenhammer hat nicht weniger als die Kommunionsscene in der Maria Stuart manchen wohlmeinenden Kritiker verführt, dem Dichter katholische Neigungen unterzuschieben [3]); betrachten wir aber aufmerksam diese Beschreibung der Messe, wo Fridolin dem Priester die Stola und das Cingulum umgiebt, bald rechts und bald links kniet und genau aufmerkt, um immer zur rechten Zeit zu klingeln, so wird uns ein ironischer Zug nicht entgehen [4]). Freilich paßt dieser ironische Zug wieder nicht

---

[1]) „Das Setzerweib: Das klingt so, als ob Sie, Herr Schmidt, wenn Sie eine Ballade schrieben, den Stoff der Schilderung anpassen würden.

[2]) Ich nie. Schiller's Sympathien gelten immer dem, was gut und schön ist.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt,
Er hat alles geseh'n, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt:
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Wenn Sie aber die Sympathien für die eine oder die andre christliche Konfession, für den einen oder den andern Katechismus meinen, so erlaube ich mir, Sie daran zu erinnern, daß die Wortklauber bis diesen Tag darüber streiten, ob Shakespeare Katholik oder Protestant gewesen.

Es soll der Sänger mit dem König geh'n,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höh'n.

[3]) Wohlmeinende Kritiker? Nein, Herr Schmidt, große Dummköpfe müssen das gewesen sein. Ich weiß nicht, wer sie sind, wie sie heißen, denn es ist jetzt das erstemal, daß ich etwas über Schiller lese; aber den Schiller selbst habe ich ordentlich gelesen und meinen gesunden Menschenverstand lasse ich mir von keinem Doktor abdisputiren. In der Ballade beschreibt der Dichter eine katholische Messe und in dem Trauerspiel eine katholische Communion; wie soll er die denn anders beschreiben, als gemäß der katholischen Weise? Soll er etwa den Fridolin die Dienste eines protestantischen Küsters verrichten und die Maria ihre Beichte nach dem Katechismus Lutheri ablegen lassen? Und warum nennen Sie denn solche Dummköpfe „wohlmeinend"?

[4]) Aha, jetzt merke ich, weshalb jene Kritiker „wohlmeinend" sind; ich hätte es freilich schon an dem Worte „unterschieben" merken können. Wohlmeinend, weil stramme Protestanten, wie Sie, Herr Schmidt, einer sind, und ein wenig Jesuitenriecher. Wenn Schiller die Messe beschrieben hätte in keiner andern Absicht, als eine Messe zu beschreiben, so würden auch Sie, Herr Schmidt, katholische Sympathien an ihm herausgeschnüffelt haben. Aber Sie haben eine noch feinere Nase als jene „Wohlmeinenden"; in dem verdächtigen Weihrauchsdampfe wittern

zur Tendenz des Ganzen. Nach mittelalterlichen Begriffen handelte der Graf von Savern weise, als er durch den verhängnisvollen Tod Roberts sich von dessen Schuld überzeugen ließ, und in einem alten Volksliede, das die Geschichte unbefangen erzählt, würden wir sie uns gefallen lassen; aber bei dieser ausführlichen Beschreibung können wir das Gefühl der Absurdität nicht unterdrücken[5])."

Sie ein klein wenig Teufelsdreck von Ironie. Schiller beschreibt nur deswegen die Messe so ausführlich, um sich darüber lustig zu machen, Ihnen und allen guten Protestanten und wahren Kunstrichtern zur Erquickung! Ich weiß nicht, worüber ich mich mehr wundere, über Ihren Mangel an Urtheil, was die Komposition der Ballade betrifft, oder über die Rohheit der Vorstellungen, die Sie von Schiller haben. Lesen Sie das Gedicht noch einmal ganz und nehmen Sie Ihre Gedanken zusammen. So gering ich von Ihren Fähigkeiten denke, so will ich Ihnen doch zutrauen, Sie werden dahinter kommen, daß der lange Verzug Fridolins erklärt oder, wie Sie es auszudrücken lieben, „der Phantasie nahe gebracht werden" muß, und daß das in der Welt nicht besser geschehen kann, als durch eine ausführliche Beschreibung der mancherlei Dienste, die er dem Priester zu leisten hat. Daß überdies jene Stelle einen wesentlichen Zug zu dem Bilde Fridolins liefert, das werden Sie allerdings nicht begreifen, und wenn man Sie mit der Nase darauf stieße.

[5]) Wer verursacht Ihnen das Gefühl der Absurdität? Der Graf von Savern? Nein, der kann es nicht sein; denn Sie sagen ja, nach den Begriffen seiner Zeit habe er weise gehandelt. Also muß es der Dichter sein. Und weshalb erscheint Schiller, oder das, was er geschrieben hat, Ihnen absurd? Kommen Sie mir zu Hilfe; ich bin nur eine einfache Frau, aber Sie haben ja auch nicht für die Gelehrten geschrieben, die, wie ich höre, so wenig auf Ihre Werke geben, daß dieselben nicht einmal für die königliche Bibliothek angeschafft sind. Helfen Sie mir, Herr Schmidt! Sie stellen gegenüber ein altes Volkslied, das die Geschichte unbefangen erzählt — das wollten Sie sich gefallen lassen — und die ausführliche Beschreibung in einer modernen Ballade — die verursacht Ihnen das Gefühl der Absurdität. Worin steckt denn der Gegensatz? Es scheint darin, ob die Beschreibung ausführlich oder nicht ausführlich, lang oder kurz ist; eine lange Beschreibung erscheint Ihnen absurd, eine kurze nicht. Aber giebt es denn nicht alte Volkslieder mit recht ausführlichen Beschreibungen von Vorgängen, Zuständen und Vorstellungen, die uns heute fremd sind, in des Knaben Wunderhorn zum Beispiel? Und wie kann etwas, was an sich verständig ist, durch die Ausführlichkeit der Darstellung absurd, und umgekehrt etwas, was an sich absurd ist, durch die Kürze der Darstellung verständig werden? Oder steckt der Gegensatz etwa darin, daß das Volkslied alt und die Schiller'sche Ballade neu ist? Wollen Sie sagen, daß die Geschichte von Fridolin sich überhaupt nicht zum Gegenstande eines modernen Gedichtes eignete, daß die Poesie nur Stoffe wählen dürfe, die in der Zeit oder doch in den Vorstellungen der Zeit spielen? Nein, Herr Schmidt, das können selbst Sie nicht meinen. Aber, Potz Fingerhut! wo denn sonst steckt der Gegensatz? Vielleicht darin, daß das alte Volkslied „unbefangen" und die Schiller'sche Ballade — ja was denn, ist? In Ihrem Kopfe scheint ein Gegensatz gegen das „Unbefangen" existirt oder doch geflimmert zu haben, aber in dem Satze, den ich eben unter dem Trennmesser habe, fehlt er. Was können Sie im Sinne gehabt haben? Befangen? oder: mit Reflexion? oder Tendenziös? Richtig! ein paar Zeilen zuvor sprechen Sie von der „Tendenz des Ganzen". Sie sagen freilich nicht, was diese Tendenz sei: aber Sie bezeichnen sie als eine solche, die zu dem Spott (dem von Ihnen entdeckten Spotte Schiller's) über die Gläubigkeit Fridolins und den Ritus der katholischen Kirche nicht passe; das heißt, als Schiller's Tendenz erscheint Ihnen, und auch mir, das Bestreben, den Hergang so zu erzählen, wie er den gläubigen, katholischen Zeitgenossen erschien: das heißt Schiller hat den Hergang unbefangen, wie in einem alten Volksliede erzählen wollen. Wo also ich frage zum vierten Male, wo steckt der Gegensatz? Was giebt Ihnen das Gefühl der

Absurdität? Ich denke, ich habe es. Sie haben sich gesagt: wenn ich, der Dr. Julian Schmidt, Verfasser dieser wundervollen Literaturgeschichte, der Gemahl der schönen Kunigunde wäre, würde ich in Roberts Schicksal ein Gottesurtheil sehen? Nein, wäre nicht so absurd! Würde ich, wenn ich ihr Lieblingspage wäre, ihr zu Gefallen bei der Messe ministriren und zur rechten Zeit klingeln? Nein! oder ich würde wenigstens eine Grimasse dabei schneiden. Und das, Herr Schmidt, giebt mir Licht über manche andre Stelle Ihrer Litteraturgeschichte, die ich über meines Mannes Schulter weg gelesen habe. — Gott, was einem der Mensch mit den paar Zeilen für Arbeit gemacht hat! Da wollte ich ja lieber zehn Docken verhebderter Floretseide abwickeln."

In dieser Tonart hat Bucher noch auf neunzehn Seiten weiter Stellen von Julian Schmidt mit Glossen versehen und mit der Leistung gezeigt, daß der „Setzer" sich seines „Weibes" wahrlich nicht zu schämen brauchte.

Der Punkt, der Bucher bewog, sich von Lassalle als **Politiker** förmlich loszusagen, war die Erkenntnis, daß letzterer offen auf den Umsturz hinsteuerte, während der bedächtige Bucher den Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung auch nicht einen Zoll breit verlassen wollte und nichts von der Gegenwart verlangte, was nur die Zukunft reichen kann.

Wie sich der Konflikt allmählich zusammenspitzte, ist aus den folgenden Briefen ersichtlich, welche Bucher zu Anfang der sechziger Jahre an Lassalle richtete [1]):

Samstag, 7. Februar.

Lieber Lassalle!

Sie haben sich die Regel zu Herzen genommen, ein Gespräch nicht eher abzubrechen, als bis Sie den andern überzeugt haben. Ich will daher kein Gespräch führen, sondern komme schriftlich und will nicht disputiren, sondern um etwas bitten. Lassen Sie den vielbesprochenen Schluß weg! Thun Sie es der Gräfin und mir zu Gefallen, die wir uns nicht würden zufrieden geben können, wenn das vertrakte „Rettet" Sie ins Unglück bringt. Sie sind es uns schuldig, darin nachzugeben, denn Sie haben uns gefragt. Passirt etwas, so haben wir uns ewig Vorwürfe zu machen, daß wir nicht mehr in Sie gedrungen sind.

Lesen Sie Heinrich IV. Erster Theil, Akt II. Sc. 3, ich habe bei der Scene immer an Sie gedacht.

Herzlich der Ihrige

gez. L. B.

Augenscheinlich handelte es sich bei diesem Briefe um die Redaktion von Lassalle's „Offenes Antwortschreiben an das Central-Komitee zur Berufung eines allgemeinen deutschen Arbeiter-Kongresses zu Leipzig", d. d. 1. März 1863 [2]), das unter allen Arbeitern Deutschlands „wie ein Pulverfaß" zündete.

[1]) Bucher's Brief vom 22. Januar 1863 und Lassalle's Antwort vom 23. Januar 1863 ist bereits in Bd. II, S. 259 ff. veröffentlicht.

[2]) Abgedruckt in Ferdinand Lassalle's ausgewählten Reden und Schriften I. Bd. Leipzig Karl Fr. Pfau. S. 27—63.

Am Schlusse des Briefes zitiert Bucher den Auftritt, wo Lord Percy, der junge Heißsporn, im Begriffe das Banner der Insurrektion zu erheben, von einem Freunde einen ähnlichen Brief erhielt:

„Das Unternehmen, das Ihr vorhabt, ist gefährlich; die Freunde, die Ihr genannt, ungewiß; die Zeit selbst unpaßlich; und Euer ganzer Anschlag zu leicht für das Gegengewicht eines so großen Widerstandes."

Lassalle schrieb am 9. März, vor der Veröffentlichung seines „Leipziger Antwortschreibens", an einen rheinischen Freund über die Haltung Bucher's:

„Bucher ließ mir hinreichend deutlich durchblicken, daß er allerdings sehr für die Publikation sei, daß er mir aber nicht dazu raten wolle, weil er sich scheue, dadurch einen Teil der Verantwortlichkeit von mir auf sich zu nehmen, wegen des wütenden Hasses und der scheußlichen Verunglimpfungen, mit welchen mich die Bourgeoisie verfolgen werde."

Berlin, 26. April 1863, Morgens [*]).

Lieber Lassalle!

Was ich Ihnen neulich des Abends sagte in Bezug auf . . ., Sie möchten es nicht wie Urquhart machen, Ihre Freunde ruiniren und dadurch zu Feinden machen, war prophetisch. Am andern Morgen zeigte sich eine sehr ernste Verwickelung, hervorgegangen aus der Zusage, die ich dem Leipziger Arbeiterverein auf Ihr Verlangen gemacht und aus der Form, in welche ich diese Zusage gekleidet hatte und der Wendung gegen die Berliner Presse, die ich gewählt hatte, weil es mir anständig erschien, Jemanden, mit dem man in den vier Pfählen und an seinem Herde in den freundschaftlichsten Beziehungen lebt, draußen nicht zu verleugnen, sei es auch nur durch Stillschweigen in einer Streitfrage, in der man auf seiner Seite steht, oder um es kürzer und platter auszudrücken, weil ich es für anständig hielt, von den vielen Prügeln, die auf Sie fielen, auch etwas abzubekommen. Die Verwickelung ist noch nicht gelöst, kann den einen oder andern Ausgang nehmen. Ich benutze die Zwischenzeit, um Ihnen in vollständiger Gemüthsruhe einen Entschluß mitzutheilen, der unzählige Male in mir aufgestiegen und immer niedergedrückt während der verflossenen Nacht mit einer Klarheit und Festigkeit in meine Seele getreten ist, wie seit vielen Jahren keiner. Ich muß den Umgang mit Ihnen aufgeben. Wenn ich ihn fortsetzte, so würde ich über kurz und lang durch Sie entweder in schwere Verwickelungen hineingezogen oder in Lagen versetzt werden, die mich zwängen, mich selbst in Verwickelungen zu stürzen. Statt einer Motivirung dieses Entschlusses, die Sie ja auch aus unsern mannigfachen Dis-

*) Zum Verständnis dieses Briefes darf daran erinnert werden, daß Lassalle während einer am 19. April 1863 in Berlin gehaltenen Rede von den Gegnern mit Pfeifen und Geschrei gereizt wurde, und daß L. Bucher darauf am 20. April 1864 dem Centralkomitee zur Gründung eines deutschen Arbeitervereins einen Brief schrieb, worin er sich gegen die Manchesterpartei wandte und versprach, seine Ansichten in einem Vortrage auszusprechen. Vergl. darüber Bd. II S. 299.

putationen seit Ihrer Rückkehr aus Italien selbst entnehmen können, lassen Sie mich einfach sagen: es ist mein Instinct! Noch weniger brauche ich Ihnen zu schreiben, wieviel mich der Entschluß kostet, ich wiederhole nur, was ich oft hinter Ihrem Rücken gesagt habe, daß ich dem Umgange mit Ihnen mehr Belehrung und Anregung verdanke, als irgend einem andern Verhältnisse. Ich kann jetzt in voller Freundschaft von Ihnen scheiden, wie wenn ich nur eine Reise anträte; ob ich es in einigen Tagen noch könnte, weiß ich nicht. Ich überlasse Ihnen ganz, wann und wo Sie über den Gegenstand dieses Briefes sprechen wollen, ich selbst werde längere Zeit keine Nöthigung dazu haben und wenn ich endlich muß, einfach sagen: Ich habe mich im Bewußtsein meiner Schwäche zurückgezogen.

Endlich noch eins: ich habe wohl erwogen, daß Sie davon gesprochen, sich vielleicht von der Politik zurückziehen zu wollen. Ich kenne Ihr Temperament genügend, um zu wissen, daß die Gefahr damit nicht beseitigt wäre. Und nun schüttle ich Ihnen herzlich die Hand.

gez. L. Bucher.

Ihre Bücher in den nächsten Tagen.

Berlin, 28. April 1863, Morgens.

Lieber Lassalle!

Ihr Brief hat alle die schmerzlichen Gefühle geweckt, die nicht aufkommen zu lassen, ich mich vorgestern so knapp faßte.

Ich gehe auch jetzt auf keine Beantwortung ein, denn nur mit dem kältesten Verstande werde ich aus dieser Verwickelung den richtigen Ausweg finden. Lassen wir die Antwort auf diesen Theil Ihres Briefes aufgeschoben sein. Ich schreibe Ihnen in diesem Augenblicke nur, um Ihnen pendente lite zu sagen, daß mein Entschluß auf alle Fälle gefaßt war. Sie wissen, daß ich abergläubisch bin, wie man es nennt. Eine Stimme, die nie getrogen und deren Nichtbeachtung sich stets bitter gerächt hat, sagt mir, daß es Ihr Verhängnis ist, Ihre Freunde verderben zu sehen, und daß jetzt für mich die letzte, wenn noch eine Chance ist, diesem Verhängnis zu entgehen. Mit der Stelle, die Ihnen nicht deutlich ist, wollte ich nur sagen, daß ich mich nicht sicher fühle, ob mich später nicht die Neigung beschleichen würde, Vorwürfe, die ich mir selbst zu machen hätte, im Stillen auf Sie abzuwälzen.

Ich werde diese Zeilen nicht abschicken, ohne ein Postscript über den Ausgang der Sache. Und nun leben Sie herzlich wohl. In unveränderter Freundschaft. gez. L. Bucher.

Berlin, 6. Juni 1863.

Lieber Lassalle!

Von einem Tage zum andern habe ich es verschoben, Ihnen zu schreiben, und je länger ich zögerte, desto mehr wuchs mir der Stoff. Ich sah endlich ein, daß wenn ich zu meiner eigenen Befriedigung schreiben wollte, ich eine Art von Beichte über mein ganzes Wesen abzulegen hatte, zu der mein

verschlossenes Wesen sich nicht verstehen will. Doch kann ich Ihnen die Bücher nicht ohne Begleitung einiger Zeilen zurückschicken und sage daher wenigstens so viel, daß ich auf meiner Flucht vor Ihnen meine Freundschaft für Sie nicht verloren habe. Ich werde es beweisen, so oft Gelegenheit dazu, ich kann sagen, ich habe es in den letzten Wochen schon bewiesen.

Die Zeit, die ich sonst mit Ihnen zu verleben pflegte, verbringe ich größtentheils im Freien, allein mit meinen Gedanken. Es ist daher nicht Einflüsterung Anderer, was ich noch hinzufüge: Seien Sie vorsichtig! Sie kommen faktisch der Regierung in diesem Augenblick zur Hülfe — man wird Sie eine Zeit lang gewähren lassen und dann die schwere Hand auf Sie legen, u. A. weil man Ihnen die Veröffentlichung der Varnhagen'schen Tagebücher zur Last legt. Denken Sie an die αναρσια! Mit herzlichem Händedruck

gez. L. Bucher.

Der nachstehende Brief bezieht sich auf die Verhandlung gegen F. Lassalle vor dem Staatsgerichtshof zu Berlin am 12. März 1864. Die Anklage lautete auf Hochverrat, und es war dieselbe noch verschärft durch die Neben-Anklagen, „eine Staatseinrichtung öffentlich verhöhnt und der Verachtung ausgesetzt und die Staatsminister beleidigt zu haben." Wie man sieht, war Bucher der stille Berater Lassalle's in Bezug auf die Art, wie er seine Verteidigungsrede einrichten sollte[1]).

Sonntag, 6. May 1864[2]).

Sie müssen sich schon daran gewöhnen, nach jeder Konsultation ein Separatvotum zu den Akten zu nehmen. Und ein eigentliches Separatvotum ist es, was ich hier schreibe, die Ausführung eines Votums, das ich gestern gegeben. Ich beschränkte mich darauf, ein Monitum gegen das Wort „intellektueller Urheber" zu erheben, in der Voraussetzung, daß, wenn Sie das Monitum begründet fänden, Sie auch die übrigen ähnlichen Ausdrücke modifizieren würden. Über Nacht bin ich darauf aufmerksam geworden, daß Sie vielleicht von der Gewöhnung zu wenig haben, in der ich vielleicht zu viel thue: sich in die Seele, in die Haut dessen zu versetzen, dessen Handlungsweise man beurtheilen, voraus berechnen will, daß Sie namentlich die erforderliche vorgängige Operation vielleicht nicht gründlich genug vornehmen: nämlich aus der eigenen Haut hinauszusteigen und sie von außen anzusehen. Zünden Sie eine frische Cigarre an und führen Sie den Prozeß mit aller Muße und mit allem Humor durch. Kriechen Sie in diese Haut, auf der . . . . festgewachsen ist,

---

[1]) Lassalle verteidigte sich unter Berufung auf Bismarck und auf die preußische Regierung, welche für den Plan einer Oktroyierung (?) des allgemeinen Stimmrechts gewonnen und somit bei der von ihm befürworteten Änderung der Verfassung mitbeteiligt seien. Das Urteil lautete auf Freisprechung hinsichtlich des Hochverrats und auf Verweisung der beiden Nebenklagen vor andre zuständige Gerichte.

[2]) Als ich Bucher die Abschrift dieses Briefes vorlegte, bemerkte er am 22. Oktober 1889: „Ich sehe diesen Brief jetzt zum erstenmale, und kann mich nach der langen Zeit über die Ächtheit nicht erklären." — Bedenken an der Ächtheit werden gleichwohl kaum zu erheben sein.

denken Sie sich, daß Sie damit umgingen, das allgemeine Wahlrecht zu octroyiren und daß Ihnen nun einfiele, in der Vertheidigungsrede des bösen Socialisten L. gelesen zu haben:

„Ich werde die Verfassung stürzen!"

und

„Ich bin der intellectuelle Urheber."

Ich weiß, was Sie mir antworten werden: Er muß [1]). Aber löst sich nicht alles Müssen in die Wahl unter zwei Übeln auf? Und würde er das bezeichnete Übel nicht als ein unerträgliches betrachten? Ich stimme daher salvo meliore dafür, daß Sie die erste Phrase in das Passivum verändern: „Die Verfassung wird umgestürzt werden" und aus dem intellectuellen Urheber ein Vorläufer, Herold, oder sonst etwas der Art werde.

Herzlich der Ihrige

gez: L. Bucher.

Bitte um die Faucher'sche Monatsschrift durch Überbringer.

Niemals trat in Bucher seine Teilnahme für des Freundes Geschick so lebhaft zu Tage wie am 12. März 1864 [2]). „Da stand Lassalle vor dem Staatsgerichtshof im Kammergerichtsgebäude unter der Anklage der Vorbereitung des Hochverrats. Mit Ausdauer verblieb Bucher im Zuschauerraum während der Verhandlungen. Als der Oberstaatsanwalt von Luck gegen den Angeklagten die Verhängung einer dreijährigen Zuchthausstrafe beantragt hatte, da beschlich Bucher bange Besorgnis; schien ihm doch die Stimmung des Richterkollegiums keineswegs günstig für den Agitator, der soeben kühn seine Prophezeiung von der „Revolution mit wehendem Lockenhaar" und gleichzeitig die von der Verkündigung des allgemeinen Wahlrechts ausgesprochen hatte. Der Gerichtshof zog sich zur Beratung zurück, Lassalle trat in unsern Freundeskreis. Da gedachte Bucher der ähnlichen Lage, in der er sich bei seinem Steuerverweigerungsprozeß 1848 befunden; während der Richterberatung hatte er seinen von Freunden wohlvorbereiteten Fluchtplan ausgeführt. Und eingedenk dieser Stunde drang er mit einer an ihm seltenen Lebhaftigkeit und Eindringlichkeit in den Freund, den Gerichtssaal zu verlassen. Vergebens. Die einzige Antwort Lassalle's war: „Das schickt sich nicht!"

Wie Lassalle Bucher, so hing dieser jenem mit dem Gefühl aufrichtigster Liebe an, wenn er gleich demselben nicht so warmblütigen Ausdruck gab wie der stets wortreiche und stürmische Agitator. Das Einzige, was Bucher in dem Verkehr mit seinem Freunde störte, war dessen Unzertrennlichkeit von der — guten Gräfin. Oftmals bestürmte Lassalle den Freund, im Sommer mit ihm zu reisen. — „Wie gern würde ich mit ihm gehen" — vertraute mir Bucher auf einem abendlichen Heimwege an — „aber die Gesellschaft der Hatzfeldt!" Und Lassalle

[1]) Er (Bismarck) muß das allgemeine Wahlrecht einführen.

[2]) Die folgenden Mitteilungen stammen von einem Freunde Bucher's. (Berl. Tageblatt v. 14. Oktober 1892.)

blieb auf dem Rigi allein. Das war im Jahre 1864, seinem Todesjahr. Wie sehr hätte er des besonnenen, klarschauenden Freundes gerade hier bedurft, als sich das unheilvolle Liebesdrama abspielte!

Die Bitte Lassalle's an Bucher, mit ihm in die Schweiz zu gehen, bildete den Inhalt der letzten Stunden, welche beide mit einander verlebten; sie sollten sich nicht wiedersehen. — Am 28. August brachte ich Bucher die Nachricht von der schweren Verwundung des Freundes — da habe ich Thränen in seinen Augen gesehen.

Der Tod des Freundes brachte Bucher übrigens in nicht geringe Verlegenheit, als es sich um den Plan einer Totenfeier handelte. Die Gräfin Hatzfeldt zog mit dem Sarge am Rhein umher und von dort aus kündete sie telegraphisch dessen bevorstehendes Eintreffen in Berlin an und verlangte die Veranstaltung einer Gedächtnisfeier am Sarge. In den Kreisen der Lassalle'schen Freunde hielt man in erster Linie Bucher für berufen, die Rede zu halten. Allein dieser lehnte ab. „Man wird es mir gewiß verdenken" — so schrieb er mir — „aber Sie werden meine Gründe bald verstehen; ich kann sie Ihnen noch augenblicklich nicht mitteilen, aber die Lage, in der ich mich befinde, legt mir diese Zurückhaltung auf." — Die Sache war die, daß, nachdem Bucher an den Justizminister das Gesuch gestellt hatte, ihm die Rechtsanwalt-Praxis zu gestatten, Verhandlungen über seinen Eintritt in das Auswärtige Amt geführt wurden. — Aus der Totenfeier wurde überhaupt nichts — bekanntlich bewirkte die Polizei die direkte Überführung der Leiche nach Breslau."

Die auf L. Bucher bezüglichen Stellen im Testamente Lassalle's lauten:

„Zu Testaments-Exekutoren setze ich die Herren Rechtsanwalt Holthof und Lothar Bucher in Berlin ein." Dem Oberst Rüstow in Zürich vermachte Lassalle eine jährliche Rente von 800 Thlr. Diese soll ihm bis zum Jahre 1870 inkl. ausgezahlt werden, „wenn in diesem Jahre mein Anteil an der Dividende der Breslauer Aktiengesellschaft erlöschen sollte". „Mit den gleichen Bestimmungen vermache ich eine Rente von 566 Thlr. Herrn Lothar Bucher in Berlin." „Aus meiner Bibliothek soll sich Herr Lothar Bucher 200 Bände auswählen dürfen."

„Herrn Hans von Bülow vermache ich meinen Apollo nebst Untersatz [1]), Lothar Bucher den Satyr."

„Meine sämmtlichen Briefschaften und Papiere der Gräfin (Hatzfeldt), die gelehrten und schriftstellerischen Aufsätze und Notizen unter diesen Papieren soll

---

[1]) Hierauf bezieht sich folgender, an Dr. Hans von Bülow gerichteter Brief: „Schöneberger-Ufer 31, 12. Oktober. Verehrter Freund! In Lassalle's eben eingetroffenem Testament ist Ihnen der Apollo mit Untersatz legirt. Entschuldigen Sie mich, daß ich so lange unsichtbar gewesen bin; der Umzug und die Einrichtung haben mich ganz in Anspruch genommen. Hoffentlich geht es Ihnen fortschrittlich besser! Ganz der Ihrige L. Bucher.

sie an Bucher ausliefern. Das Eigenthum an meinen sämmtlichen schriftstellerischen und gelehrten Werken vermache ich Herrn L. Bucher."

Auf die Differenzen, die wegen dieses Testaments entstanden, werden wir später zurückkommen. (Fortsetzung folgt.)

Das Land der Morgenruhe.

Von

M. von Brandt,

früherem Kaiserlichen Gesandten in Peking.

Während der langen Zeit meines Aufenthalts in Ostasien habe ich drei Mal Gelegenheit gehabt, das Land der Morgenruhe, Korea, zu besuchen, im Jahre 1871, 1882 und 1893. Mein erster Besuch wurde durch die gespannten Verhältnisse zwischen Japan und Korea veranlaßt. Die alten Beziehungen zwischen den beiden Ländern waren allmählich eingeschlafen, die sogenannten Tributgesandtschaften der Koreaner nach Jedo hatten halb von selbst, halb auf Wunsch der Regierung der Shioguhne, welche sie zu kostspielig für ihre Kasse fanden, aufgehört, und der Handelsverkehr war ebenfalls auf das geringste Maß zurückgegangen, während die Berührungen zwischen den Angehörigen beider Länder auf Fusan in Korea und Tsusima in Japan beschränkt blieben. Die Bewegung, welche die Herrschaft des Shioguhns stürzte und den Mikado auch thatsächlich an die Spitze der Regierung stellte, schien berufen, hierin eine Änderung hervorzubringen; Japan verlangte die Wiederaufnahme der alten tributären Beziehungen und als äußeres Zeichen der Anerkennung seiner Oberhoheit die Übersendung der Karten des Landes. Korea hatte diese Forderung mit Entschiedenheit zurückgewiesen und seine Weigerung durch scharfen Hohn über das, was es als die Unterwürfigkeit Japans gegen die fremden Barbaren und die Abtrünnigkeit von den Sitten und Gebräuchen der Vorfahren bezeichnete, noch verletzender gemacht. Eine große Partei in Japan verlangte laut, daß der demselben angethanene Schimpf mit den Waffen in der Hand gerächt werde, und selbst besonnene Staatsmänner sahen in einem Kriege gegen Korea ein Mittel, die unruhigen, durch den Verlauf der inneren Umwälzung in ihren materiellen Interessen geschädigten Samurai zu beschäftigen und durch eine äußere Aktion eine innere Krisis zu vermeiden. Unter den Umständen erschien es mir wünschenswert, mich durch eigene Anschauung über die Tragweite der thatsächlich zwischen Japan und Korea noch bestehenden Beziehungen zu unterrichten, und ich benutzte deshalb eine auf S. M. Schiff „Hertha" im Frühjahr 1870 nach Satzuma, Uwadjima und Tsusima unternommene Fahrt, um von letzterem Platze aus nach Fusan einen Besuch abzustatten. Was W. E. Griffis in seinem Buche „Corea, the hermit nation" von der Absicht der kaiserlichen Regierung

erzählt, mit Korea in Handelsbeziehungen zu treten und von meinem Versuch, mit dem Gouverneur von Tong-nai Verhandlungen zu eröffnen, entbehrt jeder Begründung. Bald nach der Ankunft der Hertha vor der japanischen Niederlassung bei Fusan begab ich mich mit einer Anzahl von Offizieren und Kadetten des Schiffs und meinem persönlichen Begleiter an Land, um einen Spaziergang zu machen, während die japanischen Beamten, welche mich bei meinen Besuchen bei den Fürsten von Satzuma und Uwadjima begleitet hatten, ihre Landsleute aufsuchten. Ein Versuch der koreanischen Landbevölkerung, uns in einem Hohlwege den Weg zu versperren, hätte beinahe zu einem Zusammenstoß geführt; glücklicherweise gelang es meiner Dazwischenkunft und einer rechtzeitigen Verteilung von Cigarren und Cigaretten, denselben zu vermeiden, und wir schieden als gute Freunde von den braven Leuten, denen man es kaum übelnehmen konnte, nach ihren früheren schlechten Erfahrungen jeden Fremden mit Mißtrauen zu betrachten. An Bord zurückgekehrt, fand ich meine Japaner mit sehr langen Gesichtern; sie waren von den koreanischen Beamten mit Vorwürfen überhäuft und ihnen bedeutet worden, daß, da die bestehenden Bestimmungen Japanern den Besuch von Fusan nur in japanischen Dschunken und zu festgesetzten Zeiten gestatten, aller Verkehr zwischen den Bewohnern der japanischen Niederlassung und den Koreanern unterbrochen bleiben werde, bis sie, die Übertreter der Gesetze, mit dem fremden Schiffe, welches sie dort hingebracht, Fusan wieder verlassen hätten. — Es konnte mir natürlich nicht in den Sinn kommen, durch mein längeres Verweilen an dem Platze der Regierung des Mikado, welche mich während meiner Reise mit Aufmerksamkeit und Freundlichkeit überhäuft hatte, Schwierigkeiten zu bereiten; ich erklärte den Japanern daher, zu ihrer großen Beruhigung, daß die Hertha am nächsten Morgen wieder in See gehen werde, und ich konnte dies um so eher thun, als mein kurzer Aufenthalt vollständig genügt hatte, mich über den Wert der auf die bestehenden, thatsächlichen Beziehungen begründeten Ansprüche der Regierung des Mikado aufzuklären. Die japanische Niederlassung in Fusan, die auf den Siebold'schen Karten und auch sonst als ein Fort und als ein letzter von den Japanern nach der Räumung Koreas im Jahre 1599 besetzt gehaltener Punkt bezeichnet war, hatte sich als ein elendes Handelskontor, als eine Art japanischen Desimas, herausgestellt, in dem die Japaner von den Koreanern in strenger Abgeschlossenheit gehalten wurden und wo ein unbedeutender Handelsverkehr unter erdrückenden und demütigenden Bedingungen stattfand. Am 2. Juni verließ die Hertha die Bai, nachdem der Kommandant an der „Hirschinsel", welche dieselbe schließt, noch eine kurze Schießübung abgehalten hatte. Der Donner der Geschütze der Korvette mag dem Gouverneur von Tong-nai die Gelegenheit zu einem willkommenen Siegesbericht über die fremden Barbaren gegeben haben, wenigstens konnten wir durch unsere Gläser erkennen, daß die Wälle der am andern Ende der Bai gelegenen Stadt mit Soldaten und wehenden Bannern besetzt waren.

Mein zweiter Besuch fand im Jahre 1882 mit S. M. Schiff Stosch und S. M. Kanonenboot Wolf von Chefoo aus statt und hatte den Abschluß eines Vertrages mit Korea zum Zweck. Der im Frühjahr 1876 zwischen Japan und Korea ab-

geschlossene Vertrag und die in demselben vereinbarte Zulassung eines japanischen diplomatischen Agenten in Söul, sowie die Eröffnung von drei Häfen für den japanischen Handelsverkehr hatten den chinesischen Staatsmännern schwere Beklemmungen verursacht, die durch die Besorgnisse vor russischen Übergriffen und koreanischen nationalen Bestrebungen nicht vermindert wurden. Li hung chang, dem in seiner Eigenschaft als Generalgouverneur von Chili die Überwachung der Verhältnisse mit Korea zufiel, hatte sich längst im Sinne der Eröffnung des Landes für den Fremdenverkehr ausgesprochen; er sah in demselben einen Schutz gegen japanische und russische Intrigen, aber auch aus andern Gründen lag ihm daran, das letzte der asiatischen Reiche aus seiner Abgeschlossenheit herauszureißen. Er war es müde, sich von den chinesischen konservativen Heißspornen Korea als ein Beispiel, daß fremder Anmaßung und Aufdringlichkeit trotz allem ein erfolgreicher Widerstand entgegengesetzt werden könne, vorhalten zu lassen; er wollte seinen Gegnern den Vorwand zu weiteren Vorwürfen und Angriffen nehmen und so mit einem Schlage zwei Vorteile erlangen. — Ihm kam daher der Entschluß der Regierung der Vereinigten Staaten, China und nicht Japan um die Vermittlerrolle Korea gegenüber anzugehen, sehr gelegen, aber es bedurfte seines ganzen Einflusses, um die Zustimmung der leitenden Persönlichkeiten in Peking zu erlangen und die koreanische Regierung zu dem Entschluß des Vertrags-Abschlusses mit andern Mächten als mit Japan zu bringen, ein Entschluß, den die lärmende Opposition der national-konservativen Partei zu einem ganz besonders schweren machte. Endlich im Frühjahre 1882 waren alle Schwierigkeiten überwunden; begleitet von drei chinesischen Kriegsschiffen und einem chinesischen Bevollmächtigten, traf der Bevollmächtigte der Vereinigten Staaten, Kommodore F. W. Shufeldt, auf der Korvette Swatara am 7. Mai von Chimulpo ein und unterzeichnete zwei Tage darauf in einem einige Meilen von dem Ankerplatze des Schiffes aufgeschlagenen Zelte den ersten Vertrag zwischen Korea und einer andern als einer asiatischen Macht. Ein englischer Vertrag wurde wenige Tage später durch Vize-Admiral Willes vereinbart.

Auch der Abschluß des deutsch-koreanischen Vertrages stieß auf keinerlei Schwierigkeiten. Die koreanischen Unterhändler, welche zwei Tage nach meiner Ankunft vor Chimulpo mit dem chinesischen Bevollmächtigten, Ma kie tchung, an Bord erschienen, übergaben ein Schreiben des Königs von Korea an den Kaiser von Deutschland, in welchem der erstere erklärte, daß die Beziehungen, welche zwischen China und Korea seit altersher bestanden hätten, keine dritte Macht etwas angingen, daß Korea aber in administrativer und politischer Beziehung ein durchaus unabhängiges Land sei. Die Verhandlungen begannen sofort und wurden in zwei Sitzungen zu Ende gebracht, obgleich sie schriftlich geführt werden mußten, da die Koreaner wohl die chinesischen Schriftzeichen lesen konnten, aber die chinesische Aussprache derselben nicht verstanden, und mein Dolmetscher sich in derselben Lage befand, nur daß die koreanische Aussprache ihm unverständlich war. Trotz der sich daraus ergebenden Schwierigkeit war der Vertrag innerhalb von sechs Tagen vereinbart, abgeschrieben und unterzeichnet,

und es war mir gelungen, über die früheren Zugeständnisse der Koreaner hinaus die Zusicherung zu erhalten, daß der französische Text als der maßgebende angesehen und Reichsangehörigen auch vor der Ratifikation des Vertrages der Aufenthalt in Korea gestattet werden solle. Die koreanischen Bevollmächtigten zeigten das liebenswürdigste Entgegenkommen und die größte Kordialität, und auch bei der Bevölkerung war keine Spur von Haß oder Abneigung zu bemerken.

Bei einem Ausfluge, den wir auf dem nach Kang-hoa führenden Meeresarme machten, dem Schauplatz der Kämpfe, welche die Koreaner seit 1866 mit den Franzosen, Amerikanern und Japanern geführt hatten, entdeckten wir dagegen an der Stelle, die wir, um dort zu frühstücken, ausgewählt hatten, eine der Denksäulen, welche auf Befehl des Regenten im Jahre 1866, nach den Gefechten gegen die Franzosen unter Admiral Roze, errichtet worden waren, und deren Inschriften von dem festen Willen der Koreaner Zeugnis ablegten, jedem Versuch der fremden Barbaren, Zugang zu Korea zu erhalten, mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. Es war ein eigenes Gefühl, vor diesem Denkmal des Fremdenhasses und der Überhebung zu stehen, auf die Forts herabzublicken, in denen Hunderte von Koreanern den Eigensinn ihrer Regierung mit dem Tode gebüßt hatten, und dabei zu wissen, daß die Zeit der Abgeschlossenheit auch für Korea zu Ende sei und keine eingeborene Opposition dieselbe zurückbringen könne. An dem guten Willen und freundlichen Entgegenkommen der Regierung oder vielleicht richtiger der im Schoße derselben maßgebenden Partei konnte kein Zweifel sein; ob dieselbe aber stark genug sein würde, den Widerstand im Innern zu überwinden, ohne zu dem Mittel blutiger Unterdrückung greifen zu müssen, konnte nur die Zukunft lehren.

In diesem Jahre führten mich nur persönliche Angelegenheiten nach Korea, aber mein Besuch des Landes der Morgenruhe war trotzdem von ganz besonderem Interesse; er gab mir Gelegenheit, die Hauptstadt Söul und den König zu sehen, sowie die Bekanntschaft einiger der fremden und eingeborenen Persönlichkeiten zu machen, welche den größten Einfluß auf die Entwickelung der Verhältnisse des Landes ausgeübt haben. Die Anwesenheit von diplomatischen und konsularischen Vertretern des Deutschen Reichs, der Vereinigten Staaten, Japans, Rußlands, Frankreichs und Großbritanniens in Söul, und das Vorhandensein protestantischer und katholischer Kirchen, Kapellen und Schulen, an welchen zahlreiche französische, amerikanische und englische Missionare thätig sind, zeigten, wie schnell und vollständig die Zeiten sich verändert hatten, aber die Ruinen des alten königlichen Palastes und die von Zeit zu Zeit immer wiederkehrenden Hinrichtungen von politischen Verbrechern bewiesen, daß der Übergang kein leichter und unblutiger gewesen war und daß das Feuer der Unzufriedenheit unter der scheinbar ruhigen Oberfläche noch weiter glimmte. Während meiner Anwesenheit in Söul im April d. J. kamen aus den südlich von der Hauptstadt gelegenen Provinzen Chullu und Chung chong Gerüchte von einer starken fremden- und christenfeindlichen Bewegung, die von einer Tong Hak, östliche Religion, genannten Sekte ausgehen und die Vertreibung der fremden Missionäre und

aller Fremden, ganz besonders aber der Japaner, zur Aufgabe haben sollte. Unzweifelhaft ist, daß angebliche Abgesandte einer solchen Sekte in Söul erschienen, um eine ihr Verlangen enthaltende Bittschrift dem Könige zu überreichen, und daß namentlich die amerikanischen Missionare durch an den Thüren ihrer Wohnhäuser angeschlagenen Proklamationen, die ihre Vertreibung forderten und mit ihrer Ermordung drohten, in nicht geringe Unruhe versetzt wurden. Alle mit den Verhältnissen vertraute Persönlichkeiten sahen die Sache aber als bedeutungslos und ungefährlich und als das Ergebnis der Hetzereien brotloser Litteraten an, nur die japanische Vertretung, die kein besonders gutes Gewissen haben mochte, ließ sich zu unbesonnenen Maßregeln hinreißen, die in ganz überflüssiger Weise durch die japanische Presse kommentiert und verbreitet wurden und so eine gewisse Aufregung unter den fremden Gemeinden in China und Japan hervorriefen. In den fünftausend, durch amerikanische Offiziere ausgebildeten Soldaten hat die koreanische Regierung eine hinreichende Macht, um jeder solchen Bewegung mit Erfolg entgegentreten zu können, und nach dem Urteil einer der besten Kenner koreanischer Verhältnisse würde eine Gefahr für die Regierung sich nur aus einer Erhebung dieser Soldaten oder der arbeitenden Bevölkerung ergeben, wenn dieselben durch Nichtauszahlung des Soldes oder Mangel an Beschäftigung in materielle Not versetzt würden.

Der König, ein Mann von einundvierzig Jahren, ist eine wohlwollende, durchaus sympathische Natur; ein vielleicht nicht unbegründetes Gerücht schreibt seiner Gemahlin, der Königin, einen größeren Einfluß auf seine Entschließungen zu, als den Interessen der Regierung manchmal entsprechen soll, aber man darf bei einer Beurteilung ihrer Handlungsweise nicht vergessen, den bestehenden, auf einer langen historischen Entwickelung beruhenden Verhältnissen Rechnung zu tragen.

Seit Jahrhunderten kämpfen rivalisierende Familien um den Thron, um Macht und Einfluß, und es kann kein Wunder nehmen, daß jedes Mitglied einer solchen Familie, dem das Glück günstig ist, in erster Linie darauf bedacht ist, seinen Verwandten Ämter und Würden und damit Geld und Macht zuzuwenden. Die Königin gehört der Min-Familie an, und es ist selbstverständlich, daß alle höheren einflußreichen und lukrativen Ämter sich in den Händen der Angehörigen dieser Familie befinden. Daß die Mitglieder der andern großen Familien mit einer solchen Verteilung von Licht und Schatten nicht einverstanden sind, liegt auf der Hand, aber man darf nicht vergessen, daß sie es nicht anders gemacht haben und vorkommenden Falls anders machen würden. Nimmt man hierzu das am Hofe von Söul in vollster Blüte stehende Harem- und Eunuchenwesen, so ist es nur zu natürlich, daß der Boden, auf dem sich die Eingeborenen und fremden Staatsmänner zu bewegen haben, ein äußerst schlüpfriger ist, der allen Beteiligten oft die unerwartetsten Überraschungen bereitet.

Die einflußreichste Persönlichkeit in Söul ist unbedingt der chinesische Resident, Yüan Shi Kwai, ein durch und durch europäischer Mann, der 1882 an der Spitze seiner chinesischen Eskorte den König aus den Flammen des brennenden Palastes

rettete und kurze Zeit später den Vater desselben gefangen nahm und nach China deportierte, hält er auch die nicht wenig zahlreichen schlechten Elemente unter seinen Landsleuten in diesen mit eiserner Hand in Ordnung. Ihm war die Aufgabe zugefallen, die Schwenkung in der chinesischen Politik, welche von einer absoluten Ableugnung jedes Einflusses auf die koreanischen Verhältnisse, wie dieselbe noch 1876 von dem Tsungli Yamên laut proklamiert wurde, zehn Jahre später zu einer thatsächlichen Ausübung der Hoheitsrechte über einen tributpflichtigen Staat übergegangen war, an Ort und Stelle durchzuführen, und man muß gestehen, daß er dies, wenn auch vielleicht manchmal mit überflüssiger Härte und Schroffheit, so doch mit entschiedenem Geschick gethan hat.

Was die Beziehungen Koreas zum Auslande anbetrifft, so kann man dieselben als einen zum größten Teil erfolglosen Versuch charakterisieren, denselben gegenüber die Rolle einer unabhängigen Macht zu spielen. Es ist vielleicht gut, daß diese Versuche so erfolglos verlaufen sind, denn Korea ist nicht in der Lage, seinen Nachbarn Rußland, Japan oder China gegenüber seine Unabhängigkeit zu verteidigen, und da es der Anlehnung an einen dieser Staaten bedarf, um den Angriffen der andern zu widerstehen, so erscheint es das seinem Interesse am meisten Entsprechende zu sein, wenn es die hundertjährigen Beziehungen zu China aufrecht erhält und fester knüpft. Korea ist eins der wenigen Außenländer Chinas, für dessen Verteidigung das Reich der Mitte seine ganze Kraft einsetzen muß und wird. Eine andre Macht, fest am Ufer des östlichen gelben Meeres 80 bis 300 Seemeilen von Tientsin, Tschifu und Shanghai etabliert, wäre das Ende des chinesischen Reiches, wie es heute besteht, und das ist auch den chinesischen Staatsmännern vollständig klar. Es wäre aber irrtümlich, wenn man in Söul voraussetzen wollte, daß, weil eine solche zwingende Notwendigkeit zur Verteidigung Koreas in Peking anerkannt wird, die kleinere Macht mit ihren andern Nachbarn nach Belieben kokettieren dürfte, stark in dem Gefühl des sichern Rückhalts. China, das im gegebenen Augenblick mit seiner ganzen Macht für die Erhaltung Koreas eintreten muß, kann verlangen, daß ihm auch in Friedenszeiten ein maßgebender Einfluß auf die koreanischen Verhältnisse, äußere wie innere, zugestanden werde, und der Richtigkeit dieser Auffassung wird man sich auf die Dauer auch in Söul nicht verschließen können.

Für den Augenblick scheint der Kampf um Korea vertagt. Nach dem 1885 zwischen dem japanischen Premier-Minister Ito und Li Hung Tschang in Tientsin abgeschlossenen Übereinkommen haben China und Japan sich gegenseitig verpflichtet, ihre Truppen aus Korea zurückzuziehen und keine weiteren ohne vorhergängige Benachrichtigung und Verständigung mit den andern Kontrahenten nach dort zu entsenden. Auch zwischen Rußland und China besteht ein umfassendes Abkommen, durch welches Rußland erklärt hat, sich jeder Einverleibung koreanischen Gebiets enthalten zu wollen, so lange China an dem bestehenden Verhältnis zu Korea nichts ändere. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Rußland trotz des Bedürfnisses, welches es fühlen mag, seine Grenze am stillen Ocean nach Süden vorzuschieben, vor der wenigstens teilweisen Vollendung der

sibirischen Bahn diesem Vorsatz untreu werden wird. Eine größere Gefahr droht durch die provozierende Haltung der Japaner in Korea, die einerseits auf nationale Überhebung auch der unteren Klassen, andrerseits auf die Hetzereien der radikalen Parlamentsmitglieder und Presse zurückzuführen ist, die in angeblichen Entschädigungsansprüchen japanischer Kaufleute gegen die koreanische Regierung einen willkommenen Vorwand findet, die eigene Regierung anzugreifen und den Patriotismus ihrer Partei in das rechte Licht zu stellen. — Für den unparteiischen Beobachter ist es nicht ohne Interesse, zu sehen, wie die Japaner, die nur mit Ungeduld die ihnen durch die Verträge auferlegten Verpflichtungen tragen und sich als durch dieselben in ihren heiligsten Rechten gekränkt ansehen, sich selbst Korea gegenüber verhalten; ich kann mit gutem Gewissen die Versicherung geben, daß nie ein fremder Ansiedler oder Vertreter der japanischen Bevölkerung oder Regierung gegenüber eine ähnliche Überhebung, um nicht einen schlimmeren Ausdruck zu gebrauchen, gezeigt hat, wie dies täglich seitens der in Chimulpo und andern geöffneten Häfen ansässigen Japaner der eingeborenen Bevölkerung und seitens der japanischen Beamten den höchsten koreanischen Würdenträgern gegenüber geschieht. Schon unter gewöhnlichen Verhältnissen würde ein solches Verfahren als in hohem Grade unvorsichtig und herausfordernd bezeichnet werden müssen, aber es ist es noch viel mehr einem Lande gegenüber, in dem ein vielhundertjähriger nationaler Haß gegen alles Japanische besteht, und unter Umständen, die der japanischen Regierung keinen Zweifel darüber lassen können, daß die Macht, die aus einem Konflikt zwischen Japan und Korea Vorteil ziehen würde, nicht Japan, sondern Rußland sein wird, und daß kein territorialer oder sonstiger Gewinn für Japan die Gefahr aufwiegen kann, die ein weiteres Vordringen dieses Nachbarn nach Süden für dasselbe im Gefolge haben muß. Es wäre daher wohl zu wünschen, daß die japanische Regierung ihren Beziehungen zu Korea etwas größere Aufmerksamkeit als bisher angedeihen ließe und dieselben nicht parlamentarischen Kombinationen opferte.

Die deutschen, und man kann wohl sagen, die fremden kaufmännischen Interessen werden in Korea noch immer durch den „einen Herrn Meyer“ mit Erfolg vertreten, obgleich die chinesische und namentlich die japanische Konkurrenz sich sehr fühlbar machen. In vielen Zweigen des Geschäfts haben besonders die Japaner ein thatsächliches, in den eigentümlichen asiatischen und nachbarlichen Beziehungen beruhendes Monopol, das ihnen wohl auch verbleiben wird. Trotzdem würde es irrtümlich sein, die Bedeutung Koreas vom wirtschaftlichen Standpunkt aus zu unterschätzen; das Land ist reich an natürlichen Hilfsmitteln und bedeutender Entwickelung fähig, sobald einmal die angeborene und durch jahrhundertlange Aussaugung und Unterdrückung noch gesteigerte Trägheit der Bevölkerung einem besseren Verständnis der eigenen Interessen und der Lust an gewinnbringender Thätigkeit gewichen sein wird. Daß dies möglich ist, darüber kann niemand einen Zweifel haben, der die kräftigen Gestalten der Landbevölkerung gesehen und die oft wahrhaft erstaunlichen Marschleistungen der Koreaner zu bewundern Gelegenheit gehabt hat.

Diese zum mindesten nicht unwahrscheinliche ökonomische Entwickelung des Landes wird auch dem Deutschen Reiche die Pflicht auferlegen, darüber zu wachen, daß der dortige Markt ihm nicht, wie dies zum Teil schon in den hinterindischen Gebieten der Fall gewesen ist, durch Einverleibung von seiten einer schutzhändlerischen Macht entzogen werde; doch ist der Gegenstand ein zu wichtiger und umfassender, um nicht eine besondere Erörterung zu verdienen.

Höhenluft und verdichtete Luft.

Von

Georg Freiherrn von Liebig.

(Reichenhall.)

Wer die begeisterten Worte liest, mit denen Paul Güßfeldt in der Deutschen Rundschau die „Berg-Extase" schildert, „bestehend in einer gesteigerten Lebensfreudigkeit auf Grund erhöhter Muskel- und Gefühlsthätigkeit, welche den Menschen immer wieder hinauftreibt aus den Thälern zu den ätherumspülten Höhen, wo sie auf Augenblicke die Empfindung des absoluten Glückes giebt," der dürfte wohl versucht sein, ihm nachzufolgen, um sich den Genuß zu verschaffen, welchen ihm die Höhenluft bietet und welcher ja so leicht durch einige Muskelanstrengung erreicht werden könnte.

Anders zeigt sich das Bild in der Beschreibung, welche der Reisende D'Orbigny (1826) von seinen Empfindungen giebt, als er auf dem Wege von der peruanischen Küste nach La Paz in Bolivien die Kammhöhe der Cordilleren in 4500 m Höhe überstieg. Schon tags vorher hatte er sowie sein Treiber samt dem Maultiere und auch sein Hund an Atembeschwerden gelitten, so daß sie alle 20—30 m stehen bleiben mußten, um Luft zu schöpfen. Auf der Paßhöhe selbst empfand er unerträgliche Schmerzen in den Schläfen, Übelkeit, und er konnte kaum atmen. Bei jeder Bewegung starkes Herzklopfen, endlich allgemeine Abgeschlagenheit und Mutlosigkeit, bis ihn gegen Abend Nasenbluten etwas erleichterte. Während er sich so krank fühlte, sah er zwei eingeborene Boten, die ihn überholten, eilenden Schrittes und mit der größten Leichtigkeit die Felsen erklettern und übersteigen.

Man sieht wohl, daß D'Orbigny nicht Mitglied eines Alpenklubs gewesen war, und daß er nicht die nötige Vorübung besaß, sonst hätte er in der verdünnten Luft einer Höhe, welche unsre jetzigen Montblanc-Besteiger ohne Beschwerde bewältigen, nicht so unaussprechlich leiden müssen.

Ähnliche Empfindungen, wie sie D'Orbigny beschreibt, kann ein Ungeübter bei Ersteigung einer geringen Höhe schon unter dem gewohnten Luftdrucke erfahren. Denn wenn man, nehmen wir an im Winter, eine steile Höhe zu hastig

hinaneilt, häufig in weichen Schnee einsinkend, so kommt es leicht vor, daß man mit seiner Atmung in Rückstand gerät, weil im raschen Steigen die Lungen nicht gehörig ausgedehnt werden können. Die Folge davon ist eine Störung des Kreislaufes, da die enger gestellten Lungen weniger Blut aufnehmen können, welches sich nun in den Venen ansammelt. Diese schwellen an, das Gesicht färbt sich dunkel, Pulsbeschleunigung und Herzklopfen stellt sich ein, ja bei fortgesetzter Anstrengung kann es vorkommen, daß eine Anwandlung von Übelkeit eintritt und daß die Beine ihren Dienst versagen, da die Versorgung der angestrengten Muskeln mit Sauerstoff unzureichend wird. Bleibt man dann stehen, so genügen einige tiefe Atemzüge, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Allmählich gewöhnt man sich, im ruhigen Takte zu schreiten und zu atmen, und bleibt dann von ähnlichen Zufällen verschont.

Ganz ähnliche Erscheinungen, die man unter dem Namen der Bergkrankheit zusammenfaßt, treten in der stärker verdünnten Luft großer Höhen auf, dort aber bei Neulingen oft schon in der Ruhe oder bei nur mäßiger Bewegung. Die Ursache ist auch dort eine geringere Ausdehnung der Lungen, denn im Anfange ist unter stark vermindertem Luftdruck das tiefere Atmen erschwert.

Aber, wird vielleicht ein Leser einwenden, die Kraft, welche wir anwenden, um einzuatmen, ist doch oben dieselbe wie unten, und die dünnere Luft sollte eher leichter in die Lunge eindringen. Dies mag richtig sein, aber wenn wir bei der Einatmung die Brust erweitern, erweitern wir nicht zugleich die Lungen, das thut nur der Luftdruck. Denn die Lungen sind nicht mit den Wandungen der Brusthöhle verwachsen, sondern sie sind in dieser frei beweglich. Wenn durch eine zufällige Verwundung Luft in die Brusthöhle eintritt, so zieht sich die Lunge zusammen und läßt sich durch keinerlei Anstrengung der Atemmuskeln mehr ausdehnen.

So lange aber die Brusthöhle geschlossen und keine Luft darin ist, wirkt der Luftdruck vom Innern der Lunge aus, indem er diese ausdehnt, so daß sie mit den Wandungen der Brusthöhle in Berührung bleibt und ihnen folgt, wenn sie bei der Einatmung erweitert werden. Sie folgt leichter, wenn der Luftdruck stärker ist, denn dieser muß den elastischen Widerstand der Lungen überwinden, und langsamer, wenn mit der Höhe der Luftdruck abnimmt. Nehmen wir an, der gewöhnliche Luftdruck sei um die Hälfte erniedrigt, so ist die Geschwindigkeit, mit welcher der Luftdruck die Lungen ausdehnt, allerdings immer noch größer als die Geschwindigkeit, mit welcher wir in der Regel die Brusthöhle erweitern, aber sie ist doch auch nur halb so groß als unter dem gewöhnlichen Luftdrucke, und dies kann unter Umständen zu einer Erschwerung der Einatmung führen.

Die Ausatmung wird im Gegenteil unter dem verminderten Luftdrucke großer Höhen beschleunigt. Wir atmen in der Regel nicht aus, indem wir Muskeln zu Hilfe nehmen wie bei der Einatmung. Dies ist bei der Ausatmung nicht notwendig, weil die vorher erweiterten Teile, Lungen und Brustwandungen, mit eigener Spannkraft sich zusammenziehen, sobald der Muskelzug nachläßt, der sie bei der Einatmung ausgedehnt hatte. Sie kehren dann wieder in die

frühere Ruhestellung zurück. Nur in Ausnahmefällen wird bei der Ausatmung die Thätigkeit der Bauch- und Zwischenrippenmuskeln in Anspruch genommen.

Die Zusammenziehung der Lungen hat aber auch einen Widerstand zu überwinden, der sie verzögert, nämlich den Widerstand, welchen die äußere Atmosphäre dem Strome der aus den Luftröhren ausgetriebenen Luft entgegensetzt, und dieser Widerstand nimmt ab, wenn die Luft dünner wird. Die Lunge zieht sich daher in stark verdünnter Luft bei der Ausatmung rascher und stärker zusammen, ebenso wie ein Blasebalg, der durch seine eigene Schwere zusammensinkt. Die Ausatmung ist in der Regel ein mechanischer Vorgang und ist als solcher einem bestimmten Gesetze unterworfen, nach welchem sie auf der Höhe des Montblanc unter sonst gleichen Umständen in etwa $^{8}/_{10}$ der Zeit erfolgt wie unter dem gewöhnlichen Luftdrucke.

Humboldt erzählt, daß in der Höhe zwischen 2600 und 3600 m in der Gegend der Stadt Quito im Staate Ecuador die neu Ankommenden sich besonders bei schnellem Sprechen im Atmen beschwert fühlen. Dies erklärt sich nun daraus, daß der zum Behufe der Lautbildung zurückgehaltene Atem dort rascher entweicht, und daß er daher kürzere Zeit, als man es gewohnt war, zur Wortbildung ausreicht. — Ebenso beobachtet man, daß manche Menschen bei einer Verminderung des gewohnten Luftdruckes' von 760 mm auf 500 mm, nicht mehr pfeifen können. Der Ton des Pfeifens beruht auf einer bestimmten Stellung der Lippen und auf einer bestimmten Geschwindigkeit, mit welcher mit Zuhilfenahme der Bauchmuskeln die Luft aus den Lungen ausgetrieben wird. Die Aufwendung an Muskelkraft ist hier unwillkürlich noch der vorher gewohnten Luftdichte angepaßt, welche der ausströmenden Luft einen bestimmten Widerstand bot. Mit der Abnahme dieses Widerstandes in der dünneren Luft erhöht sich die Geschwindigkeit des Luftstromes, und der erwartete Ton bleibt aus. Um wieder pfeifen zu lernen. muß man eine andere unwillkürliche Einstellung der Lippen und der angewandten Kraft erwerben, was immer einige Zeit und Übung erfordert.

Von Ärzten hören wir, daß schon in der Höhe von Davos, 1600 m, während eines kurzen Aufenthaltes ihre Atmung beschleunigt und weniger tief wurde. Dies können wir uns nun aus der Wirkung des verminderten Luftdruckes erklären, und ebenso die gleichzeitig beobachtete Beschleunigung des Pulses, welche mit der durchschnittlich geringeren Ausdehnung der Lungen zusammenhängt. Die größere Atemfrequenz an hochgelegenen Orten hat immer auch einen gewissen Einfluß auf den Stoffwechsel, indem sie die Befreiung des Blutes von gasförmigen Auswurfsstoffen, wie Kohlensäure, befördert.

Bei Luftschiffern war die Beschleunigung des Pulses die erste physiologische Beobachtung. welche in der Höhe gemacht wurde. Atembeschwerden treten bei Luftschiffern erst in größerer Höhe auf als bei Bergsteigern, weil die Muskelanstrengung im allgemeinen eine geringere ist. Aber der Übergang zu einer stark verdünnten Luft ist auch rascher, und die dann eintretende Erschwerung des tieferen Atmens, die in der Regel nicht zum deutlichen Bewußtsein kommt,

bewirkt eine Verflachung der Atemzüge, durch welche der verdünnte Sauerstoff nur in ungenügender Menge dem Blute zugeführt wird. Die Kraft der Atemmuskeln nimmt dadurch ab, und die Muskeln der Arme und Beine werden mehr oder weniger der Herrschaft unsres Willens entzogen. Die Sinne beginnen sich abzustumpfen. So ging es Croce Spinelli, Sivel und Tissandier am 15. Aug. 1875, als sie in zwei Stunden die Höhe von 7000 m mit 300 mm Druck erreicht hatten. Atmeten sie nun Luft, welcher auf den Rat von Paul Bert ein größeres Verhältnis von Sauerstoff beigemischt war, so belebten sich Nerven und Muskeln wieder.

Bei längerem Aufenthalte in hochgelegenen Gegenden nehmen die Erscheinungen der Bergkrankheit ab, weil man seine Atmung der verdünnten Luft allmählich anpaßt. Die Änderung, welche dabei eintreten muß, läßt sich leicht ableiten, man muß, um tiefer zu atmen, die Lungen langsamer ausdehnen, und dies lernt man erst durch anhaltende unbewußte Übung, wobei sich die Atemmuskeln kräftigen. Dieselbe Übung erlangen die Mitglieder der Alpenvereine, welche häufig Berge besteigen, durch Wiederholung ihrer Ausflüge, und diese sind deshalb der Bergkrankheit viel weniger unterworfen als solche, welche eine vorherige Übung nicht haben.

Ein Beispiel, wie sehr die Gewöhnung in dieser Beziehung den Bergsteiger fördert, bieten die großartigen Leistungen von Paul Güßfeldt, welche er in der Deutschen Rundschau 1892 mitgeteilt hat. Er atmete und bewegte sich in Höhen, in welchen der Luftdruck die Hälfte des gewöhnlichen beträgt, also etwa in 5500 m, ohne alle Beschwerden und empfand bei seiner Besteigung des Aconcagua in Chile Atemnot erst von 6000 m Höhe an, er konnte aber schließlich die Spitze dieses Berges noch bewältigen, welche eine Höhe von 7000 m nahezu erreicht, eine Erhebung, in welcher die Luftschiffer schon die Sauerstoffatmung zu Hilfe nehmen mußten.

Eine Eigenschaft, welche die Mischung der Höhenluft von der Luft im Tieflande unterscheidet, ist ihr geringerer Gehalt an Feuchtigkeit, der so weit geht, daß auf den Hochebenen der Anden, in Peru und in Bolivien, in der Höhe von 3600—3900 m das Fleisch der Schlachttiere an der Luft getrocknet werden kann. Die Reisenden D'Orbigny und Wedell berichten übereinstimmend, daß dort die getöteten Hammel gespalten und mit Salz eingerieben in der Luft aufgehängt werden und daß sie dann in 4—6 Tagen getrocknet sind.

Der in der Luft enthaltene Wasserdampf stammt der Hauptsache nach vom Meere, darum ist das Innere der großen Kontinente trockner als die Küstengegenden, aber auch nach oben verliert sich der Wassergehalt rasch. Die Hälfte alles atmosphärischen Wasserdampfes ist in der unteren Luftschicht bis zur Höhe von etwa 2000 m enthalten, und die stärkste Wolkenbildung findet unterhalb dieser Höhe statt, während oberhalb der Himmel viel häufiger klar ist.

Eine große Trockenheit der Luft wirkt bekanntlich anregend auf das Nervensystem, man ist munterer und mehr zu körperlicher und geistiger Thätigkeit ge-

neigt. Auch bleiben die Bewohner sehr trockner Gegenden nach den Berichten von Reisenden frei von jedem überflüssigen Fettansatze.

Wer im Sommer der heißen Luft der Städte entfliehen will, der sucht gerne einen höher gelegenen Aufenthaltsort, weil er weiß, daß in der Höhe die Luft kühler ist, und besonders in der heißen Zone sind Aufenthaltsorte zwischen 2000 und 3000 m Höhe beliebt. Obgleich man der Sonne näher ist, so ist doch die Luft in der Höhe weniger warm als unten, weil die Luft von der Sonne so gut wie nicht erwärmt wird. Die Luft läßt die leuchtenden Sonnenstrahlen ungeschwächt hindurchtreten und empfängt dann ihre Wärme von den dunklen Wärmestrahlen, welche der von der Sonne erwärmte Boden an sie abgiebt. Daher sind die unteren Luftschichten immer wärmer als die oberen. Aber nicht nur auf Gipfeln und auf Pässen, sondern auch auf der Hochebene ist es kühler als in tieferen Lagen, denn die dünnere Luft in der Höhe nimmt von der ausgestrahlten Wärme des Bodens weniger auf als die dichtere Luft des Tieflandes. Wenn also der Boden in der Höhe mehr Wärme empfängt, so strahlt er sie auch gleichzeitig in den kalten Weltraum wieder aus, ohne die Luft entsprechend zu erwärmen. Man erkennt dies schon daran, daß in der Höhe der Unterschied zwischen der Temperatur in der Sonne und im Schatten größer ist als im Tieflande. Für die Empfindung des menschlichen Körpers aber ist die Wirkung der Sonnenstrahlen eine größere in der Höhe, sodaß die Kurgäste in Davos im kalten Winter an geschützten Stellen sich der Sonnenwärme in leichterer Kleidung erfreuen, als sie es zu Hause hätten thun können.

In der Höhe der Stadt Cerro de Pasco in Peru, 4500 m., braucht der Besucher 10—12 Tage, um seine Atmung der Höhenluft anzupassen, sodaß er seine Zwecke ungestört verfolgen kann. Wenn er anfangs schwerer leidet, kommt es vor, daß er vorübergehend wieder einen um 1000 m tiefer gelegenen Aufenthaltsort aufsuchen muß: aber schon während des Absteigens atmet er dann bald leichter und fühlt sich frischer und kräftiger. Dies ist die Wirkung der dichter werdenden Luft.

Ganz die gleichen Empfindungen kann man erfahren, wenn man in einer Luft atmet, die künstlich verdichtet ist, wie in der pneumatischen Kammer. Dort wird der Luftdruck um nahezu eine halbe Atmosphäre erhöht, und wenn ein Mensch, dessen Atmung asthmatisch beanlagt ist, sich darin befindet, fühlt er sogleich, daß er voller atmet, die Häufigkeit der Atemzüge vermindert sich, die erregten Nerven finden Ruhe, und er fühlt sich wie neu belebt.

Die mechanische Wirkung der dichteren Luft auf die Atmung ist die umgekehrte wie die der Höhenluft. Der höhere Luftdruck begünstigt die Erweiterung der Lunge, und die dichter gewordene Luft verzögert die Ausatmung und bewirkt schließlich eine etwas erweiterte Lungenstellung. Damit wird nun auch die Pulsfrequenz verlangsamt, und die Venen, welche unter dem verminderten Luftdrucke eine stärkere Anfüllung gezeigt hatten, werden vollständiger entleert; dies ist auch der Grund der Abnahme von Kongestivzuständen in der pneumatischen Kammer. In dem Verhältnisse wie die Luft dichter wird, wächst die Menge des Sauer-

stoffes, den wir einatmen, und der nun dem Blute reichlicher zugeführt wird. Bei der Fortsetzung des Gebrauches erkennt man dies bald an der Zunahme des Appetites und an dem frischeren Tone der Hautfarbe: konnte sich vorher ein Leidender nur langsam fortbewegen, so wird nun sein Schritt rascher und rüstiger. Auch außerhalb der Kammer bleibt das Atmen erleichtert, und aus solchen Beobachtungen erkennt man, daß der Gebrauch der verdichteten Luft eine Nachwirkung besitzt, welche durch das Spirometer bestätigt wird. An einzelnen Personen hat man das Fortbestehen einer tieferen und ruhigeren Atmung noch nach einem und nach zwei Jahren beobachten können.

Die pneumatischen Kammern, in welchen die durch Luftpumpen zugeführte Luft auf jedem Grade der Verdichtung bleibend erhalten werden kann, sind von verschiedener Größe, zur Aufnahme von drei bis zu zwölf Personen eingerichtet, wobei selbstverständlich für eine gute Ventilation Sorge getragen wird. Sie stehen gewöhnlich in der Mitte eines gut beleuchteten Saales, ihre Wände sind von starkem Eisenblech und mit Fenstern versehen, so daß man hinreichend Licht hat, um bequem lesen zu können. Die Kammern dienen ausschließlich zur Heilung von Krankheitszuständen, meist katarrhalischer Art, bei Anlage zu Asthma, zur Verbesserung der Atemthätigkeit, dann zur Verbesserung der Blutbildung bei anämischen und herabgekommenen Personen, wo die verdichtete Luft oft noch Nutzen bringt, wenn andre Mittel versagen.

Die erste pneumatische Kammer wurde in den dreißiger Jahren von Tabarié, einem Physiker in Montpellier, errichtet, der sie später einem Arzte zur Leitung übergab. Kurz nachher schon folgte ihm Pravaz in Lyon, und von beiden Forschern wurden nun in rascher Folge Beobachtungen an Gesunden und an Kranken der Pariser Akademie und dem ärztlichen Publikum vorgelegt. Von Frankreich aus verbreitete sich der Gebrauch der verdichteten Luft in den sechziger Jahren allmählich über die verschiedenen Länder von Europa, und die größte derartige Anstalt besitzt jetzt Herr E. Mack in Bad Reichenhall, in welcher gleichzeitig 53 Personen den erhöhten Luftdruck gebrauchen können.

Im Jahre 1841 wurde durch den französischen Ingenieur Triger die Benutzung des erhöhten Luftdruckes bei Wasserbauten eingeführt, und dies gab Gelegenheit, die Wirkung viel höherer Luftdrucke, als sie in den pneumatischen Kammern angewandt werden, an den Arbeitern zu beobachten. Die Arbeit unter dem Drucke wird in einem an den Seiten und nach oben luftdicht geschlossenen eisernen Schachte ausgeführt, der auf den Grund des Wassers eingesenkt ist wie eine Taucherglocke, von welcher das obere Ende über den Wasserspiegel hervorragt. In diesen Schacht wird von oben fortwährend Luft eingepumpt, welche das Wasser unten hinausdrängt, so daß man den Boden bearbeiten kann. Wenn sich dann mit der zunehmenden Menge der herausgeschafften Erde der Schacht tiefer und tiefer einsenkt, kann sich der Luftdruck darin auf $3\frac{1}{2}$ bis nahezu 4 Atmosphären erheben. Zehn Meter Wasserhöhe entsprechen etwa dem Druck einer Atmosphäre.

Man hat nun gefunden, daß bis zu dem Drucke von zwei Atmosphären die Wirkung der verdichteten Luft auf die Arbeiter eine überraschend günstige ist, die schwere Arbeit geht leichter von statten als außerhalb, und mit geringerer Ermüdung und bei Anstrengungen, wie z. B. bei dem raschen Ersteigen von Leitern, wird man weniger leicht atemlos. Auch außer der Arbeitszeit fühlt sich der Arbeiter kräftiger und in gehobener Stimmung.

Hat der Luftdruck zwei Atmosphären überstiegen, so beginnen bei den Arbeitern gewisse Beschwerden aufzutreten, Hautjucken, Anschwellungen und Schmerzen in den am meisten angestrengten Muskeln u. a., aber diese treten nicht unter dem Drucke selbst auf, sondern erst nach dem Verlassen der Arbeit, und sie vergehen wieder bei der Rückkehr unter den Druck. Es würde zu weit führen, darauf noch näher einzugehen, ich will nur erwähnen, daß die Aufseher von diesen Zufällen verschont bleiben. Sie erhalten vielmehr eine erhöhte geistige Anregung, die sich in dem vermehrten Drange zur Mitteilung äußert.

Wenn nun der Luftdruck noch weiter zunimmt, so verstärkt sich der Widerstand gegen die Ausatmung. Bei erweiterter Lungenstellung werden die Atembewegungen schwächer, zuletzt fast unmerklich, das Sprechen wird erschwert, und man kann nicht mehr pfeifen. Sowie unter dem verminderten Luftdrucke die raschere Zusammenziehung der Lungen das Pfeifen verhindert, so wird das gleiche Ergebnis hier durch die Verlangsamung des Luftstromes aus den Lungen bewirkt.

Mit Überschreitung eines Druckes von drei Atmosphären nimmt der belebende Einfluß auf die Arbeiter mehr und mehr ab, die sehr verlangsamte und unvollkommene Thätigkeit der Atmung fängt an den Gasaustausch in den Lungen zu benachteiligen, insbesondere wird die Kohlensäure im Blute zurückgehalten. Die Arbeiter ermüden leichter, der Appetit verliert sich, und bei fortgesetzter Arbeit magern sie ab. So finden wir denn, daß auch die Verdichtung der Luft eine Grenze hat, welche der Mensch nicht ohne Nachteil überschreiten kann, die Grenze ist aber nach dieser Seite hin viel weiter gezogen als nach der Seite der verdünnten Luft.

Die Erfahrung zeigt nun, daß ein vorübergehender Wechsel aus unserem gewohnten Luftdrucke nach beiden Richtungen sowohl angenehm als auch in verschiedener Weise nutzbringend auf unsre Lebensthätigkeit wirkt. In der Höhe können wir die uns zusagende Stufe der Luftverdünnung beliebig aufsuchen, dagegen ist es uns versagt, eine dichtere Luft als die unsrige zum Aufenthalt zu wählen. Nur aus wenigen sehr hoch gelegenen Orten kann man die Rekonvalescenten abwärts schicken, um in einer sauerstoffreicheren, dichteren Luftschicht schnellere Erholung zu finden; der Bewohner des Tieflandes muß in dem beschränkten Raume der pneumatischen Kammer ihren segensreichen Einfluß suchen. Aus dem über die mechanische Veränderung der Atemthätigkeit Mitgeteilten kann man entnehmen, daß ein vorübergehender Gebrauch der verdichteten Luft neben seinen andern Wirkungen auch die beste Vorbereitung für das richtige Atmen in der Höhenluft gewähren würde.

Das „Atrium Vestae".

Von
Guido Baccelli.

Seit 1870 war in Italien der Wunsch rege, so viel wie möglich die monumentalen Überreste der ewigen Stadt wieder zu Ehren zu bringen. Je mehr Arbeiten auf dem Forum in Angriff genommen wurden, desto größer ward das Verlangen, die Vestalinnen wieder aufzufinden; dasselbe blieb jedoch unbefriedigt, obschon bei den lateinischen Klassikern sich für deren Vorhandensein Beweise finden, die nicht nur hinreichend, sondern auch genau schienen.

Martial, Ovid, Horaz, Virgil, Cicero, Statius bringen in ihren Werken topographische Aufzeichnungen von hohem Werte.

Martial in seinem Buche, welches auch deswegen zur palatinischen Bibliothek gehörte, sagt, indem er die Sprache der alten Dichter spricht:

Guaeris iter? dicam vicinum Castora, canae
Transibis Vestae, virgineamque domum.

Martial (I, 71).

Du fragest nach dem Weg?
Hier nahe geh' vorüber
Zum Tempel des Castor
Jenen der antiken Vesta hinter dir lassend.

Demnach mußte der Tempel der Vesta vor dem des Castor stehen. Ähnlich Ovid, indem er einen Fremden gleichsam geleitend, diesem die Plätze an der Via Sacra bezeichnet:

. . . . haec sunt fora Caesaris, inquit,
Haec est a sacris quae via nomen habet.
Hic torus est Vestae quae pallada servat et ignem
Haec fuit antiqui regia parva Numae.

Ovid. III, 1, 27.

„Hier ist, sagt er, indem er weiter schreitet, das Forum des Augustus, hier der heilige Weg: hier hütete Vesta das heilige Feuer und das Palladium, hier hatte Prisca Numa die bescheidene Residenz."

Demnach lag der Tempel der Vesta auf der Sacra Via.

Ibam forte via sacra sicat meus est mos
. . . . . Ventum erat ad Vestae.

Horat. (I, 9, V, 1.)

Und Horaz in dem ersten Buche seiner Oden erzählt folgendermaßen. „Ich ging eines Tages auf der Via Sacra spazieren, wie ich zu thun pflegte, in heitere Gedanken versunken . . . . . . Man gelangte zum Vesta-Tempel . . . ."

Also auch Horaz deutet hier bestimmt an, daß das Heiligtum der Vesta auf der Sacra Via lag.

Und deutlich erklärt sich nach den neuesten Entdeckungen dieser andre Passus des Ovid, worin er erzählt, „er habe eine römische Matrone barfuß zu

den Votiv-Festen der Göttin hinunter schreiten sehen auf der Treppe, welche die Via nova mit dem Forum verbindet; vor dem Wiederauffinden des Atriums der Vesta wußte man weder von der Treppe noch von der Via nova.

Von Cicero ist gleichfalls zu sagen, daß er in seinem Buche de Divinitate behauptet, eine Stimme gehört zu haben, die zu ihm aus dem Haine der Vesta drang, „der sich längs der Via nova erstreckte und am Fuße des Palatinischen Hügels endigte."

Endlich stellt Statius den Vestatempel so, daß die Bronzestatue des Domitian, von der man auf dem Forum noch einen Rest des Grundsteins erblickt, über dem Tempel der Göttin Wache zu halten schien.

Alle diese Andeutungen, die heute von Wert und wirklich genau sind, genügten dennoch nicht, die Nachforschungen zum richtigen Ziele zu lenken. Und warum? Weil da, wo fast alle mit Sicherheit das Vorhandensein des Monuments annahmen, nämlich auf der Via Sacra, bis zu dem Zeitpunkt der Entdeckung auch nicht die geringste Spur zu finden war.[1])

Denn nach allem verloren sich die Forschungen nach dem Tempel der Vesta auf dem Wege von St. Theodor bis zur Bocca della Verita, wie aus einem Passus bei Virgil hervorgeht: „Vesta, Schutzgöttin der Tiber und des Palatinischen Hügels."

Zu den wenigen Glücksfällen, welche ich als Unterrichtsminister hatte, zählt die endliche Auffindung der Vestalinnen im Jahre 1883. Das Forum, das im Jahre 1881 aus vielen Sektionen bestand, war in zwei Hauptpartien geschieden. Die erste, welche die Via Bonella mit der Via Consolazione verbindet, umfaßte einen wertvollen Teil und begrub zur Hälfte die Monumente des Tabularium; die zweite erstreckte sich von St. Cosma und Damiano und vom Tempel des Antoninus und der Faustina bis zu der Höhe der großen Bögen am Abhange des nordöstlichen Teiles des Palatins.

Hier nun war die große Grabesstätte, fast wie zum Hohn, geschmückt mit den Mauern der Farnesinischen Gärten und der berühmten Porta von Vignola.

Ich gedenke noch mit Schauder des Vandalismus bei den Farnesinischen Ausgrabungen, wobei die Gewölbe der kostbaren Säle durchbrochen wurden und die mühevollen Arbeiten nur die nackten Wände zu Tage förderten, welche inmitten der aufgeworfenen Erde an die noch erhaltenen Gebeine eines antiken Grabes erinnerten. Indem ich das Forum von dem Schutte freilegen wollte, schickte ich mich an, eine nach der andern dieser straßenbildenden Zwischenwände zu zerstören, und jede Zerstörung war reich an interessanten Entdeckungen. Die erste brachte

---

[1]) Via Sacra war jene Straße, die, von der Velia ausgehend, am Titusbogen vorüber, nach rechts abfallend bis in das Thal des Forums und zum Triumphbogen des Septimus Severus führte. Gleichfalls Via Sacra wurde die andre Straße genannt, in die man vom Vico Tusco unterhalb des Castortempels gelangte und die zwischen der Basilika Giulia und den monumentalen Überresten zum Kapitol hinführte. Nun glaubte man, daß eine dritte Abzweigung in gerader Linie nach dem Titusbogen hinführe. Aber alle Versuche sie aufzufinden waren erfolglos.

ans Licht die antike Rednerbühne, wo seiner Zeit der Kopf Ciceros und dessen mit einer Nadel durchstochene Zunge, letzteres ein Racheakt der Claudia, angenagelt worden war; ferner die Basis des goldnen Meilensteins des Forum; den großartigen Säulenstuhl (Stylobata) vom Tempel des Saturn; das aerarium militare, wo Cäsar das Schwert entblößte gegen einen Tribunen, der es gewagt hatte Einspruch zu erheben gegen die Verwendung der Gelder für die Legionen; unterhalb dieses Tempels die Überreste einer christlichen Kapelle, von welcher noch eine zierliche Säule erhalten war, die ich, wie zu sehen ist, auf dem Platze ließ, und endlich den Vicus Jugarius und die Basen eines Triumphbogens, der, wie einige vermuten, dem Domitian gewidmet war.[1])

Die zweite Ausgrabung war noch fruchtbarer als die erste; zwischen den vielen Trümmern kam das Fragment einer marmornen Tafel zum Vorschein mit der topographischen Darstellung eines Teiles des Forum und glücklicherweise desjenigen, auf dem wir die Arbeiten begonnen hatten. Hier sah man die bei Ovid beschriebene Treppe, wo er die römische Matrone mit entblößten Füßen zu den Votiv-Festen der Göttin herabsteigen läßt. Hier war auch der Tempel des Castor bezeichnet. Dieses Fragment wurde nachmals vor jedem andern, wie es sich gebührt, von unsern trefflichen Archäologen Lanciani, Marucchi und Maes beleuchtet und erklärt.

Mit fieberhafter Spannung ließ ich tausend und wieder tausend Kubikmeter Erde wegschaffen, und wir näherten uns immer mehr dem Fuße des Palatin, wo wir links auf die Überreste jener Behausung des Hohenpriesters stießen, in der Julius Cäsar in der Nacht des 13. März, ehe er unter der Hand der Verschworenen fiel, geschlafen hatte, und rechts auf einen kleinen Tempel, der, nach der Art des Marmors und den Inschriften zu urteilen, aus der besten Zeit des Kaiserreichs herrührte. Nahe diesem erblickten wir einige Marmorstufen, die alle nach einer bestimmten Richtung hin ausgetreten waren, so daß die Menge, die darüber geschritten, sichtbarlich nach einer und derselben Seite hin sich bewegt haben mußte. Nun glaubten wir sicher einen Zugang zu dem berühmten Atrium der Vesta gefunden zu haben, um so mehr, da zunächst das Aggestum in Form einer Rotunde steht, auf der sich der kleine Tempel der Göttin erhoben hatte. Die zuletzt weggeschaffte Erde brachte uns auf eine neue Abzweigung der Via Sacra, die von den Höhen, wo der Bogen des Fabianus stand, bis zu den Dioskuren hinabführte.

Hier hatten wir also die Vestalinnen auf der Via Sacra gefunden. Unbeschreiblich war die Befriedigung, die ich empfand, als ich der ersten Inschriften ansichtig wurde, welche sich auf die hehren jungfräulichen Vestalinnen beziehen. Es steigerte sich dies Gefühl, als ein Fragment der Statuen nach dem andern und noch weitere, immer vollständiger und zahlreicher werdende Beweise in den vielen Überresten von mehr oder weniger feinen und schönen Säulen zum Vorschein kamen, welche letztere teils dem ersten, teils dem zweiten Stockwerk des Atrium zugehört haben

[1]) Unter Leitung des Professor Baccelli's Ende Januar in Augenschein genommen.

mußten. Eine Inschrift, die eine Oberpriesterin der Vesta betraf, deren Namen wiederum entfernt worden war, erregte mein besonderes Interesse.

Diese Inschrift pries die Verdienste der Betreffenden, deren Reinheit und Keuschheit und deren bewundernswerte Kenntnis der heiligen Gebräuche. An der Seite des Postaments war Datum und Name der Konsuln eingegraben.

In jener Zeit, erzählt die Geschichte, habe sich eine Vestalin zum Christentum bekehrt, und es scheint nach genauen Forschungen des bedeutenden Professors Marucchi, daß es gerade diese war, auf welche sich die Inschrift bezieht. Die Gründe hierfür bringen wir mit den Worten des verdienten Archeologen.

„Das Monument, wie es durch Datum und Unterschrift der Konsuln erhellt, wurde im Jahre 364 n. Chr. gesetzt; in diesem Jahre mußte demnach die Vestalin durch ihre Treue im Dienste der Göttin besonderen Ruhm erlangt haben. Daher konnte das Verdammungsurteil, das deren Andenken traf, erst einige Jahre später erfolgen und wird naturgemäß sich auf jene denkwürdige Epoche des letzten und entscheidenden Kampfes des Heidentums mit dem Christentum beziehen. Dies war in den Jahren des Pontifikates des Papstes Damasus. In jenen Tagen wurde die berühmte Kontroverse über den Altar der Siegesgöttin verhandelt, welcher als letztes Zeichen des Götzendienstes in der Aula des Senats geblieben war, eine Kontroverse, die mit vergeblicher Stärke der Beredsamkeit von Symmachus, dem Haupte der heidnischen Partei, verfochten ward, — und siegreich bekämpt vom heiligen Ambrosius, dem Papst Damasus 382 den Auftrag erteilt hatte, gegenüber dem Kaiser Gratianus die geistige Überlegenheit des Christentums darzuthun und für dessen hohe Berechtigung einzutreten.

Als Gratianus gestorben war, wandte sich Symmachus an Kaiser Valentinianus wegen Wiederaufrichtung des heidnischen Altars und schrieb seine hochberühmte Memoria; aber auch diesmal blieb Ambrosius Sieger, und das letzte Zeichen des Götzendienstes wurde für immer aus der Aula der Senatoren verbannt.

In jenen Tagen waren die Bekehrungen zum Christentum, das sich allenthalben triumphierend auf den Trümmern des Heidentums erhob, außerordentlich zahlreich, und Prudentius beschreibt in poetischer Weise die Götzenpriester, die in Scharen in die Kirche Christi einzogen.

„Vittatus olim Pontifex adscitur per signum crucis."

In diesem Hymnus wird auf eine Vestalin hingedeutet. die Christin ward: aedemque Laurenti tuam Vestalis intras Claudia."

Soweit Marucchi. Alles trifft hier in einer Weise zusammen, daß wir nicht zweifeln können, diese Vestalin sei mit jener, deren Name ausgelöscht worden war, identisch, um so mehr, da der Anfangsbuchstabe ein C. also Claudia erhalten blieb.

Alle diese Entdeckungen waren für mich so anziehend, daß es mich täglich zu den Ausgrabungen am Forum hinzog.

Eines Tages bot sich mir ein eigentümliches Bild. Inmitten der ärmlich aussehenden, bestaubten Arbeiter fiel mein Auge auf einen feingekleideten Herrn

von hoher Gestalt, dessen Angesicht ein blonder Vollbart umrahmte. Dieser Herr hielt das Ende eines Seiles und arbeitete mit seiner ganzen Kraft, um aus der Erde den seit Jahrhunderten begrabenen Rumpf einer Statue, unzweifelhaft den einer hohen Vestalin, herauszuziehen. Indem ich mich näherte, sah ich seitwärts einen andern Herrn in ehrfurchtsvoller, militärischer Haltung verharrend. Auf meine Frage, wer diese Herren seien, konnte mir niemand Antwort geben. Ich trat vor und erkannte in jenem Herrn, der sich den Arbeitern beigesellt hatte, den Kronprinzen von Deutschland, Friedrich von Preußen. Ich begrüßte ihn ehrfurchtsvoll, und er sagte mir lächelnd, er schätze sich glücklich, durch seine Kraft beigetragen zu haben, jene Überreste einer glorreichen Zeit wieder ans Licht zu fördern, und wenn er könne, würde er sich täglich einfinden, den braven Arbeitern bei dem Werke, das ihn mit so lebhafter Befriedigung erfüllte, beizustehen. — —

Wer erinnert sich nicht dieses Fürsten beim Begräbnisse unsres Königs Victor Emanuel und dann bei seiner zweiten Anwesenheit in unsrer Stadt! Wer sah ihn nicht von der Loggia des Quirinal beim Zujauchzen eines ganzen Volkes unsern Kronprinzen auf dem Arme halten, als Zeichen seiner innigen Freundschaft für Italien und die ruhmreiche Dynastie des Hauses Savoyen!

Dieser Fürst, ebenso groß im Kriege wie im Frieden, als er unglücklich war durch das grausame Leiden, das sein vorzeitiges Ende herbeiführte, hat es nicht unter seiner Würde gehalten, sich höchst eigenhändig an dem Werke zu beteiligen, das von so hoher Wichtigkeit für uns ist; es zeigt uns auch diese Thatsache, welche unendliche Anziehungskraft diese ehrwürdigen Überreste auf die edelsten Geister aller Nationen ausüben, und wie sehr es unsre Pflicht ist, nicht in den begonnenen Forschungen nachzulassen. Von weit und breit strömen die Archäologen und Geschichtsforscher hierher, und es genügt zu wissen, daß in dem gelehrten Deutschland bereits ein Lehrstuhl für das Studium und die erläuternde Beschreibung des römischen Forums errichtet ward.

Doch kehren wir zurück zu unserm Berichte.

Jeder Tag, jede Stunde brachte weitere Ergänzungen zu der wichtigen Auffindung. Und als nach vieler mühevoller Arbeit das Atrium der Vesta von den es bedeckenden Erdmassen befreit war, lag vor uns eine rechtwinklige Fläche von 60 m Länge und 20 m Breite, im Hintergrunde derselben das Tablinum; der rechten Wand entlang zeigten sich die Umrisse von Sälen, die, nach den noch vorhandenen Ornamenten zu urteilen, höchst prunkvoll gewesen sein mußten. Ich will mich nicht damit aufhalten, das zu wiederholen, was Jordan, der bedeutendste Erklärer des Forum romanum, und mit ihm die einheimischen und fremden Archäologen aufs genaueste beschrieben haben. Ich werde nur zu dem, was wir bereits über die Priesterinnen der Vesta wußten, dasjenige hinzufügen, was mit vollständiger Gewißheit als neu zu betrachten ist.

Die Zahl der Vestalinnen, deren Obliegenheiten, Ansehen, Reichtum und Vorrechte sind uns allen bekannt. Der Konsul selbst, wenn er ihnrn begegnete, ließ seine Liktoren Halt machen, die Fasces senken und zurücktreten, um den Weg frei zu geben. Wenn sie unterwegs einem Verurteilten begegneten, durften sie ihm die Freiheit schenken.

Das Wiederfinden der Statuen der Vestalinnen nun ermöglicht uns jeden Zweifel zu heben, der noch bezüglich der Art und Weise ihrer Gewandung bestand. Die Darstellungen der opfernden Vestalinnen auf den Münzen der Kaiserzeit lassen das Eigentümliche ihrer Kleidung nicht erkennen. Es waren Frauengestalten in langen Gewändern, den Kopf nach hinten in einer Weise bedeckt, daß dadurch ein Teil der Gewandung verhüllt war.

Die Vestalin, deren Haar bei der Aufnahme abgeschnitten wurde, ließ es ohne Zweifel wieder wachsen; denn die Schönheit eines geordneten Haarschmuckes zeigte sich an dem von der Infula freigelassenen Teile des Kopfes. Die Infula war ein Schmuck in Form eines Diadems, welches das Haupt umschloß und am Hinterkopf zusammengefügt war. Die Enden der Infula, welche man Binden nannte, legten sich auf beiden Seiten des Halses an. Diese Tracht war so charakteristisch, daß man die Vestalinnen auch Vittata Sacerdos, Priesterin von der Binde, nannte: Die Infula bestand aus sechs wollenen, mit erhabenem Muster verzierten Streifen, deren Farbe vermutlich abwechselnd weiß und purpurn war. Über der Infula lag der Schleier oder suffibulum, der auf die Schultern herabfiel und daselbst befestigt war; er ward suffibulum genannt, weil er auf der Brust mit einer goldenen Nadel, Fibula, zusammengehalten wurde. Unter demselben kam die lange, blendend weiße Tunika hervor, gegürtet von einer Schnur mit einfachem Knoten; über die Tunika fiel der Mantel mit langer Schleppe, die zusammengerafft auf dem Arm getragen wurde. Die Füße bedeckten starke, wollene Strümpfe, welche nach Art der Fausthandschuhe eine besondere Abteilung für die große Zehe hatten.

Vergegenwärtigen wir uns eine schöne Frau in dieser Gesamt-Kleidung, und schön mußten die Vestalinnen sein, so begreifen wir das Imponierende ihrer Erscheinung.

Noch erwähne ich der seltenen Feinheit der verwendeten Stoffe und der zur Herstellung der Infula wahrscheinlich notwendigen, kostbaren Purpurstreifen. Wie wichtig allein die Auffindung der Vestalinnen für die Feststellung der Art ihrer Bekleidung war, ist nicht zu verkennen; ja Jordan und Boissier und alle unsre Archäologen nennen dies einstimmig die interessanteste archäologische Ausbeute der letzten Zeit.

Boissier, obschon er zugiebt, daß die Vestalinnen Tugenden besaßen, welche selbst bei einer christlichen Genossenschaft bewundernswert seien, fügt hinzu: die pomphaften Inschriften auf den Postamenten möchten jedoch nicht mit dem Geiste der Demut, den die christliche Religion auferlegt, in Einklang zu bringen sein.

Diese Bemerkung des französischen Archäologen scheint mir inopportun. Die Religion unsrer Vorväter war ganz Äußerlichkeit, Prunk und Pracht; sie mußte

zu den Sinnen eines sieggewohnten Volkes reden und auf dasselbe durch die erhabene Feierlichkeit ihrer Gebräuche überwältigend wirken. Mehr dem Kultus als den Personen selbst galt das Prunkhafte, das uns aus den Inschriften entgegentritt, und billiger Weise darf unser Urteil über jene sich nicht dadurch beeinflussen lassen. —

In der Göttin Vesta waren die Urelemente Erde, Wasser, Feuer symbolisiert, und ihr Kultus der älteste, von dem wir wissen.

In dem Tempel selbst war keine Bildsäule, statt derselben der Opferaltar, auf dem die Priesterinnen das ewige Feuer, das nie erlöschen durfte, hüteten und bewahrten. Erlosch es dennoch, durfte es nur durch die konzentrirten Strahlen der Sonne wieder entzündet werden.

Die Vestalin, die sich des Erlöschens des Feuers schuldig gemacht hatte, wurde, nur mit einem Schleier bedeckt, an einem dunkeln Orte vom Oberpriester mit Geißelhieben gezüchtigt. Es wurde dies Ereignis als unheilvolles Zeichen für die Wohlfahrt des Staates angesehen, und durch öffentliche Opfer mußte die Schuld gesühnt und der Zorn der Göttin besänftigt werden.

Die Vestalinnen waren beständig im Dienste der Gottheit thätig; sicher keine leichte Aufgabe, wie aus vielen in Stein gegrabenen Lobreden hervorgeht.

Wie bekannt wurde Verletzung der Keuschheit bei den Vestalinnen mit Lebendigbegrabenwerden bestraft und der Mitschuldige öffentlich zu Tode gepeitscht.

Die Aufzeichnungen über den Campo Scelerato nächst der Porta Collina besaßen wir bereits, ehe unsre Ausgrabungen begannen.

Die Einteilung der Vestalinnen in Lernende, Ausübende und Lehrende unterliegt der Kritik, wie dies bereits Jordan klar dargethan hat.

Anfangs bestand die Zahl der obersten Vestalinnen aus vier, später wurden denselben noch zwei beigegeben; nach einigen war deren Anzahl zeitweise sieben. Sie traten ein zwischen dem sechsten und fünfzehnten Jahre, dreißig Jahre blieben sie dem Dienste verpflichtet. Mit Gewißheit ist anzunehmen, daß bei dieser Anordnung niemand freiwillig in den Dienst der Göttin trat. Die höchste Vestalin war stets die älteste.

Sie mußte Tag und Nacht den Dienst überwachen, den die Novizen allein nicht versehen durften. Nach allem muß die Zahl der Dienenden beträchtlich gewesen sein, und während die Oberpriesterin betete und das Feuer hütete, waren jedenfalls die andern bemüht ihr beizustehen.

Die Vestalinnen genossen in hohem Grade das öffentliche Vertrauen; sie waren die Hüterinnen der geschriebenen Verträge des Triumvirates und bewahrten auch für den einfachen Bürger Akten, Verträge und wichtige Verschreibungen.

Herodes der Große.

Ein Kapitel aus der jüdischen Geschichte des ersten Halbjahrhunderts vor Christus

von
A. Réville,
Professor am Collège de France.

(Schluß.)

Alle diese Vorgänge lasteten auf dem Bewußtsein der jüdischen Nation wie ein Albdruck, aber das Volk verharrte in dumpfem Schweigen, denn der Schrecken herrschte überall. Der Haß, den man Herodes entgegenbrachte, wurde auch auf dessen ältesten Sohn Antipater übertragen, nachdem sein Vater ihn zu seinem Nachfolger erwählt und als seinen Mitregenten ausgerufen hatte, in der Hoffnung, sich so auf dessen Treue verlassen zu können.

Inzwischen war Herodes ein alter Mann geworden, und die frische Lebenskraft, die ihn in seiner Jugend so sehr ausgezeichnet hatte, war durch die unendlichen Greuelthaten, die um ihn und durch ihn geschehen waren, zerrüttet. Nach außen hin war seine Herrschaft vollkommen sicher.

Die vielfachen Gehässigkeiten und Feindseligkeiten, durch die sein Leben verbittert war, wollte er seinen Nachkommen nach Möglichkeit ersparen und verheiratete deshalb die Kinder Alexanders und Aristobuls mit Mitgliedern seiner eigenen Familie. So gab er seinem Sohne Antipater eine Tochter Aristobuls und dem ältesten Sohne Alexanders eine Tochter seines Bruders Pheroras. Pheroras selbst hatte sich das Vertrauen seines königlichen Bruders in unverändertem Maße zu erhalten gewußt; er verwaltete in seinem Namen unter dem Titel eines Vierfürsten die Gegenden östlich des Jordans.

Da glaubte Herodes plötzlich zu bemerken, daß Pheroras und Antipater, die dem äußeren Scheine nach sehr kühl gegeneinander standen, heimliche Zusammenkünfte miteinander hätten, die seinen Argwohn erregten. Salome konnte sich diese neue Gelegenheit, Haß und Verdacht zu säen, was ihres ganzen Lebens Aufgabe zu sein schien, natürlich nicht entgehen lassen. Es scheint auch wahr zu sein, daß damals eine Partei, welche sich hauptsächlich aus Pharisäern zusammensetzte, damit umging, Herodes zu beseitigen und Pheroras zum König zu machen. In diesem Fall hätte allerdings auch Pheroras mit Antipater doppeltes Spiel getrieben. Jedenfalls wollte Herodes den Pharisäern, von denen er große Dankbarkeit verlangen zu können glaubte, einen derben Denkzettel geben und ließ Hunderte von ihnen niederschlachten. Daß die Pharisäer ihr Vertrauen auf Pheroras setzten, erklärt sich damit, daß die Frauen seiner Umgebung und besonders Pheroras' eigene Gemahlin eifrige Pharisäerinnen waren. Das Pharisäertum gab ihnen Gelegenheit, ihre Frömmigkeit schön zur Schau zu tragen, und selbst Salome, dieser Teufel in Menschengestalt, erfüllte alle vorgeschriebenen Regeln mit größtem Eifer. Pheroras fürchtete sich bedroht und blieb ruhig in seinem Vierfürstentum zurück, aus dem er selbst dann nicht heraus-

kam, als man ihm sagte, Herodes sei krank geworden und verlange ihn zu sehen. Antipater hatte wieder alle Gunst seines Vaters erlangt, und Herodes schickte ihn nach Rom, um für das Testament, in dem er ihn zum Nachfolger machte, die kaiserliche Bestätigung einzuholen.

Da trat wieder ein neuer Umschwung ein. Es verbreitete sich die Nachricht, daß Pheroras sehr krank und an seinem Wiederaufkommen zu zweifeln sei. Herodes suchte ihn selbst auf; sei es, um ihm dadurch zu zeigen, daß der letzte Zwischenfall keinen nachhaltigen Groll in ihm erregt habe, sei es, daß er sich an Ort und Stelle davon unterrichten wollte, wie es in der nächsten Umgebung seines letzten Bruders zuginge. Pheroras starb, und Herodes ließ ihm in Jerusalem eine prächtige Bestattung bereiten.

Bald darauf kamen zwei Sklaven Pheroras' zu Herodes und behaupteten, ihr Herr sei keines natürlichen Todes, sondern an Gift gestorben. Ein Liebestrank sei ihm angeboten worden, und in diesem seien die tödlichen Stoffe enthalten gewesen. Als Herodes dies hörte, ließ er, da ihm kein andrer Weg zu Gebote stand, alle Frauen, die im Hause seines verstorbenen Bruders gedient hatten, zur Folter bringen. Keine von ihnen machte eine wesentliche Aussage, aber eine rief in halber Verzweiflung aus, sie wünsche der Mutter Antipater's dieselben Schmerzen, die sie selbst erleide. In diesem Seufzer lag für Herodes schon ein halbes Geständnis; die Folter wurde mit verdoppelter Schärfe in Anwendung gesetzt, und jetzt erfuhr man alles, was man wollte: Antipater sei falsch und untreu gegen Pheroras gewesen und selbst dem König Herodes habe er nach dem Leben getrachtet. Nunmehr wurde Antipater's Mutter Doris zum zweitenmale aus dem Lande verbannt. Bei den weiteren Vernehmungen gestand ein Hausmeister Antipater's auf der Folter, der Prinz habe auch Pheroras Gift geschickt, mit der Weisung, es dem König Herodes einzugeben, während Antipater sich in Rom befände. Antipater's Frau, die Tochter des unglücklichen Aristobulus, die unter allen diesen Schrecken ihre Besonnenheit verloren hatte, äußerte, sie werde gehen und das Gift holen. Als sie so einen Augenblick allein und unbeobachtet war, stürzte sie sich von einer Galerie auf den Hof. Sie starb aber nicht, sondern kam wieder zu sich, und Herodes versprach ihr volle Vergebung, wenn sie alles gestände, was sie wüßte. Nun ist anzunehmen, daß diese Frau ihrem Manne noch deshalb grollte, weil er an dem Tode ihres Vaters beteiligt war. Jedenfalls erklärte sie geradezu, ihr Mann habe das Gift in Ägypten bereiten lassen. Pheroras sei durch den Besuch, den Herodes an seinem Sterbelager gemacht habe, milde gegen ihn gestimmt worden und habe ihr das Gift gegeben mit dem Auftrage, es zu verbrennen. Sie habe aber auf alle Fälle noch eine kleine Probe zurückbehalten, und diese zeigte sie vor.

Später glaubte Herodes noch eine neue Verschwörung gegen sein Leben zu entdecken, die diesmal im größten Maßstabe unternommen sein sollte, und an der sich sogar eine seiner Frauen, die Tochter des Hohenpriesters Simon, beteiligt hätte. Die Frau wurde verstoßen und Simon abgesetzt.

Während alle diese Verwickelungen sich in Jerusalem vollzogen, war Antipater in Rom, ohne etwas davon zu erfahren. In seinen Briefen verfolgte er seine alte Gewohnheit, alle Personen, die ihm unbequem waren oder von denen er etwas zu fürchten hatte, durch Verdächtigungen und Anzeigen zu beseitigen. So legte er dem Könige Briefe von seinen römischen Freunden vor, in welchen den Prinzen Archelaus und Philippus, die Herodes in Rom erziehen ließ, vorgeworfen wurde, daß sie unehrerbietig und schlecht von ihrem Vater sprächen und Furcht vor der Rückkehr nach Jerusalem zeigten, um nicht wie Alexander und Aristobulus verraten zu werden. Zugleich aber trat er in honigsüßer Weise für seine Halbbrüder ein, indem er alles auf den Unverstand und die Unerfahrenheit ihrer Jugend zurückführte.

Infolge der letzten Vorgänge sah aber Herodes hierin nichts als einen neuen Beweis von Antipater's Falschheit und wollte nunmehr die Sache schnell zur Entscheidung bringen. Er ließ ihn vor sich berufen, ohne ihm anzugeben, was er von ihm wollte, höchstens daß er ihm andeutete, er sei mit seiner Mutter unzufrieden; im übrigen behandelte er ihn ganz wie immer als seinen Lieblingssohn. Auf dem Wege erfuhr Antipater von Pheroras' Tode, und daß er sich verdächtig machen würde, wenn er Furcht zeigte. Er überlegte sich, ob er nicht trotzdem umkehren solle, aber endlich entschloß er sich, die Reise fortzusetzen, denn er rechnete auf die große Liebe, die sein Vater zu ihm hatte. Als er ankam, überraschte ihn schon die große Kälte, mit der er im Vaterhause aufgenommen wurde; Herodes empfing ihn in Gegenwart des römischen Statthalters von Syrien, Quintilius Varus, welcher damals gerade in Jerusalem war; er überhäufte ihn mit den heftigsten Scheltworten und warf ihm Vatermord und Brudermord vor. Man habe Briefe seiner Vertrauten aufgefangen, in denen er gewarnt werde, nach Jerusalem zu kommen, da alles verraten sei. Er sei schuld an dem Tode seiner Brüder Alexander und Aristobulus: wenn sie schuldig gewesen seien, so sei er ihr Nachahmer, wenn sie aber unschuldig gewesen seien, ihr Mörder. — (Man hätte fragen mögen: was war Herodes selbst?) — Antipater suchte darauf hinzuweisen, wie wenig Wahrscheinlichkeit in den gegen ihn erhobenen Anklagen liege, denn er habe doch nie etwas Andres wünschen und begehren können, als was ihm sein Vater schon versprochen und zugesichert habe. Alle gegen ihn gemachten Aussagen seien auf der Folter erpreßt, von unglücklichen Leuten, die ihre Qualen nicht länger hätten aushalten können. Er schlug sich ins Gesicht und warf sich auf die Erde, um durch alle Zeichen seines Schmerzes die Anwesenden und Herodes selbst zu rühren.

Da nahm der mehrerwähnte Redner Nicolaus von Damaskus das Wort, ein Mann, der allen Anlaß gehabt haben mag, sich vor Antipater's Thronbesteigung zu fürchten. Er führte die Anklage nach allen Regeln der Kunst in jedem einzelnen Punkte durch, ja er versuchte sogar darzulegen, daß von allen Aussagen die auf der Folter erpreßten die zuverlässigsten seien. Nunmehr verlangte Varus die Vorlegung der von Antipater's Frau aufbewahrten Giftprobe.

Diese wurde einem zum Tode verurteilten Verbrecher eingegeben, der nach dem Genusse sofort seinen Geist aufgab.

Mehr verlangte Herodes nicht. Er ließ Antipater verhaften und schrieb an Augustus einen Brief, in dem er ihn bat, seinen unnatürlichen Sohn nach Gebühr bestrafen zu dürfen. Von allen Personen, die dem Argwohn Herodes' zum Opfer fielen, flößt uns Antipater ohne Zweifel am wenigsten Teilnahme ein. Mag er nun wirklich dem Leben seines Vaters nachgestellt haben oder nicht, jedenfalls wurde damals in diesen Kreisen, wo keiner sich bis zum nächsten Morgen seines Lebens sicher fühlte, ziemlich viel mit starken Giften gespielt. Es kann nicht bezweifelt werden, daß es ihn danach drängte, selbst einmal zur Regierung zu kommen, und daß er seine Ungeduld nicht immer geschickt verbarg, sondern sich hinreißen ließ, zu sagen, daß sein Vater zu lange lebte und nicht mehr im stande sei, die Geschäfte zu verwalten. Die abscheulichen Fallen, die er seinen Halbbrüdern Alexander und Aristobulus gestellt hat, und der tückische Verrat, den er gegen Archelaus und Philippus ins Werk setzte, weisen darauf hin, daß er eine niedrige Gesinnung hatte und vor keinem Mittel zurückscheute, das ihm zu seinem Zwecke helfen konnte. Immerhin bleibt das eine, was er zu seiner Verteidigung geltend zu machen suchte, bestehen: alle ungünstigen Aussagen waren durch die Folter erpreßt; und die mit dem Gift gemachte Probe ergab doch nicht, von wem es herstammte und für wen es bestimmt war. Für uns wird sich die Wahrheit wohl nie ermitteln lassen, Herodes mußte aber zu einem Ende kommen.

Die Gesundheit und Kraft des Königs waren damals unwiderbringlich dahin. Er war schon über 71 Jahre alt, Reue und Sorge nagten an seinem Leben, und das Gefühl, allen zum Abscheu zu dienen, machte ihn so trübgestimmt, daß er kaum wieder zu erkennen war. Dazu quälte ihn ein körperliches Leiden. Die Beschreibung, welche Josephus von seiner letzten Krankheit macht, ist so, daß wir uns keine klare Vorstellung von ihr bilden können. Es scheinen sich Geschwüre in den inneren Organen gebildet zu haben, welche immer weiter fortschritten und zuletzt brandig geworden sind. Die Zeichen der Zersetzung traten zuerst an den Gliedmaßen auf.

Um dieselbe Zeit wurde, sei es nun durch Zufall, sei es durch eine künstliche Falle, die Entdeckung gemacht, daß Antipater in Rom eine jüdische Sklavin des Kaisers mit Namen Akme durch sehr hohe Belohnungen dazu bestochen hatte, einen Brief zu schreiben, in welchem Salome in hohem Grade bloßgestellt wurde. Herodes, welcher sich noch immer mit der Hoffnung der Genesung trug, machte Augustus hiervon Anzeige und änderte sein Testament dahin, daß er Herodes Antipas zu seinem Nachfolger ernannte. Archelaus und Philippus überging er; denn wenn er auch die Überzeugung gewonnen hatte, daß auf Antipater's Anklagen kein Wert zu legen sei, so war er doch im Zweifel, ob nicht an den gegen sie erhobenen Vorwürfen doch etwas Wahres sei.

Die lange Dauer seiner Krankheit und sein hohes Alter gaben der altjüdischen Partei, welche noch immer mit derselben Strenge an der strikten Be-

folgung der Religionsvorschriften und an ihrem Hasse wider die Idumäer festhielt, neuen Mut. Zwei im Volke sehr beliebte Schriftgelehrte, Judas ben Sarifha und Matthias ben Margaloth, hielten anscheinend die Zeit für gekommen, um gegen die vielen Gottlosigkeiten, die unter Herodes' Regierung vorgekommen waren, einen Rückschlag zu üben. Sie riefen ihre Anhänger auf, den goldenen Adler über dem Thor von Herodes' Tempel zu zerstören, da dieser den frommen Juden als eine Verletzung ihres zweiten Gebotes zu allen Zeiten ein Dorn im Auge gewesen war. In der That riß die Menge den Adler herab und zertrümmerte ihn mit Axtschlägen. Als die Leibwache des Königs hinzukam, wurden viele Verhaftungen vorgenommen, und alle Aufständigen wurden mit ihren zwei Anführern dem Könige vorgeführt, der sich damals in einer Senfte nach Jericho tragen ließ. Herodes redete die Vorgeführten an und suchte ihnen in einer langen Rede ihre Undankbarkeit zu Gemüte zu führen. Sie hätten ein dem Gottesdienste geweihtes Werk zerstört und ihn selbst gekränkt, nachdem er ihnen solch einen schönen Tempel gebaut hätte, wogegen die Makkabäer während ihrer einhundertfünfundzwanzigjährigen Regierung nichts Ähnliches gethan hätten. Nachdem er seine Rede beendet hatte, ließ er sie alle lebend verbrennen. Aus der Bezugnahme auf die Makkabäer sieht man, wie sehr ihn noch immer der Gedanke beschäftigte, daß er die alte Anhänglichkeit des Volkes an die frühere Herrscherfamilie noch nicht verdrängt hatte.

An das Lager des sterbenden Königs wurden Ärzte aus allen Ländern berufen, und jeder gab ihm seinen Rat. Aus Kalirrhoë, einem Badeorte am Ufer des toten Meeres, wurde Wasser herbeigeschafft, aber es half nichts. Der ganze Körper des Kranken wurde in eine Wanne mit Öl getaucht, aber sein Leiden verschlimmerte sich so, daß seine Wärter glaubten, er könnte ihnen unter den Händen sterben. Der König selbst sah auch seinen Tod voraus und ließ sich nach Jericho zurückbringen. Halb im Zorn und halb in geistiger Umnachtung sagte er zu Salome, er wolle eine allgemeine Landestrauer haben. Da er wußte, daß alle Welt ihn haßte, so wollte er doch erreichen, daß ganz Judäa bei seinem Begräbnis in Thränen schwimmen sollte. Zu diesem Zwecke hatte er die angesehensten Häupter der Juden zu sich berufen und sie dann in dem Hippodrom bei Jericho einschließen lassen, mit dem Befehl, alle zu töten, sobald er selbst den letzten Seufzer ausgehaucht hätte. Dieser Befehl ist glücklicherweise nicht ausgeführt, und man mag deshalb darüber streiten, ob er überhaupt gegeben ist.

Die Antwort des Kaisers Augustus auf den letzten Brief kam noch zu Herodes' Lebzeiten an. Akme war zum Tode verurteilt worden, und Augustus ermächtigte Herodes, mit Antipater nach seinem Ermessen zu verfahren. Wahrscheinlich war der Kaiser müde, von seinem alten Freunde immer wieder um die Erlaubnis zur Tötung seiner Söhne gebeten zu werden, und es ist anzunehmen, daß er sich um alle diese Intriguen nicht kümmern wollte, da er doch nicht im stande war, ihre Fäden zu entwirren. Antipater selbst kann übrigens auf den Kaiser keinen andern als einen sehr unsympathischen Eindruck gemacht haben. Um dieselbe Zeit entstand in Jerusalem das Gerücht von dem Tode des Königs

und es wurde so laut, daß es auch in Antipater's Zelle drang. Dieser bat seinen Wächter, ihm die Pforte zu öffnen, und versprach ihm goldene Berge dafür. Aber der Wächter blieb treu und erstattete Bericht an Herodes, der alsbald einen andern Wächter entsandte, um Antipater das Haupt abzuschlagen.

Fünf Tage später starb Herodes der Große selbst. Ich glaube nicht, daß es in der ganzen Welt ein traurigeres Bild giebt als das des alten Tyrannen, der mit dem Tode um seine letzten Stunden kämpft und dabei einem seiner Trabanten den Befehl zur Ermordung seines eigenen Sohnes giebt.[1])

---

[1]) Die Grausamkeit, die Herodes gegen seine Unterthanen und vor allem gegen seine eigenen Kinder bewiesen hat, ist anscheinend die Ursache für die Sage vom Kindermord in Bethlehem. Ich nenne dies Ereignis eine Sage und kann es nicht für etwas historisch Gewisses ansehen. Dieser blutige Vorgang bildet einen wesentlichen Teil der Geschichte von dem Besuche der Weisen aus dem Morgenlande in Bethlehem, und daß diese Geschichte sagenhaft ist, kann kaum bestritten werden. Der Kindermord wird bei Lucas überhaupt nicht erwähnt, könnte auch an keiner Stelle seiner lieblichen und anmutigen Erzählung von Christi Geburt irgendwie passend hineingeschoben werden. Noch auffallender ist, daß Josephus, der seinen Lesern nicht eine einzige von Herodes' vielen Blutthaten erspart, diese grausamste von allen völlig mit Stillschweigen übergeht. Freilich verschweigt Josephus aus den früher erwähnten Gründen absichtlich alles, was sich auf den Messiasglauben seiner Landsleute bezieht, aber das wäre doch kein Grund, den Kindermord wegzulassen, da er ihm doch mit Leichtigkeit einen andern Zweck und einen andern Zusammenhang unterschieben konnte. Zu beachten ist ferner, daß es eine jüdische Legende giebt, welche in Anlaß der Geburt Abrahams etwas Ähnliches erzählt. Man zeigt noch heute in Orfa, welches mit dem biblischen Ur in Chaldäa identisch sein soll, eine Höhle, in der Abraham geboren ist, mit der Erzählung, der König Nimrod habe in den Sternen gelesen, daß ein Mann, der dazu bestimmt sei, seine Religion und seine Herrschaft zu zerstören, in der nächsten Zeit geboren werden solle. Er habe deshalb befohlen, alle Kinder zu töten, die um diese Zeit geboren würden. Deshalb habe Abrahams Mutter sich in diese Höhle geflüchtet und hier im Geheimen ihre Niederkunft abgewartet. Diese Sage ist geeignet, an die Geburt eines jeden Religionsstifters angeknüpft zu werden, und kehrt in wenig andrer Form auch bei der Geburt Mosis' wieder, denn auch dieser entgeht nur wie durch ein Wunder dem Verderben, das der König Pharao durch sein Gebot allen neugeborenen Knaben bereitet hat. Eine Bestätigung der Nachricht von dem Kindermord ist in einer Notiz gefunden worden, die Makrobius in seinen Saturnalien (II, 4, 11) bringt. Hier heißt es: als Augustus hörte, daß unter den Kindern von weniger als zwei Jahren, die Herodes der König der Juden in Syrien hatte töten lassen, auch dessen eigener Sohn gewesen sei, da rief er aus: „ich möchte lieber ein Schwein (ὗν) als ein Sohn (υἱόν) des Herodes sein." Hier hat Makrobius, der etwa vierhundert Jahre nach diesen Ereignissen seine Saturnalien geschrieben hat, zwei ganz verschiedene Dinge mit einander verwechselt, die Tötung Antipater's und den Kindermord in Bethlehem. Das griechische Wortspiel des Kaisers Augustus kann sich, wenn es überhaupt historisch ist, nur auf den Tod Antipater's beziehen. Außerdem macht auch die Zeitrechnung große Schwierigkeiten. Wenn Jesus zur Zeit seiner Taufe durch Johannes im Jordan dreißig Jahre alt gewesen ist, und diese Taufe im 15. Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius (in den Jahren 781. 782 der Stadt Rom oder im Jahre 29/30 unsrer Zeitrechnung) geschehen ist, wie aus den Angaben Lucas 4 v. 23 hervorgeht, so ist es nicht möglich, daß Jesus in einem der letzten Regierungsjahre Herodes', wie Matthäus annimmt (2 v. 1, Kap. 15 v. 19) oder auch nur in diesem allerletzten Jahre, wie Lucas schließen läßt, geboren sei. Denn Herodes ist im Jahre 749/750 der Stadt Rom, vier Jahre vor dem Beginn unsrer Zeitrechnung, gestorben.

Wiewohl der Charakter des Königs Herodes nur zu sehr geeignet ist, Abscheu und Entsetzen einzuflößen, so wäre es verkehrt, seine geschichtliche Bedeutung nur von diesem Gesichtspunkte aus zu würdigen; denn er war neben allen Schattenseiten und Fehlern ein Politiker von ganz hervorragender Bedeutung. Wir haben gesehen, mit welch' erstaunlicher Schnelle er von einem Erfolge zum andern geeilt ist. Freilich kamen ihm die Umstände in wunderbarer Weise zu Hilfe, aber das ist bei allen Menschen, welche große Erfolge haben, in gleicher Weise der Fall. Die Kunst besteht eben darin, die Umstände richtig auszunutzen. Die große Kunst seines Lebens bestand darin, die feindlichen Gewalten, die an ihn herantraten und ihn zu vernichten drohten, dadurch unschädlich zu machen, daß er sie gegen einander spielen ließ und selbst außen vor blieb. Alle Kämpfe zwischen Juden und Heiden, Rom und Jerusalem, Pompejus und Cäsar, Antonius und Cassius, Octavianus und Antonius ließen ihn unberührt. In seinem ersten Mannesalter wurde er der Herrscher eines reichen, starkbevölkerten Landes, und der Umfang seines Gebietes wuchs unter seiner Herrschaft zu einer sehr beträchtlichen Größe heran. Herodes ist niemals während seines ganzen Lebens beliebt gewesen, aber er hielt die Zügel seiner Regierung mit starker Faust, und mit geringfügigen Demütigungen erkaufte er für sein Reich eine bedeutende und angesehene Stellung unter den Nachbarstaaten. Das jüdische Reich war zweifellos das wichtigste von allen Reichen und Herrschaften, die im Morgenlande unter der Schutzherrschaft des römischen Reiches fortbestanden, und die Ruhe von ganz Vorderasien hing zum großen Teile davon ab, daß es in Palästina ruhig war. Herodes der Emporkömmling, der Sohn eines intriganten Günstlings am Hofe des letzten Makkabäerkönigs, konnte sich rühmen, in politischer und sozialer Beziehung die zweitwichtigste Persönlichkeit unter allen gekrönten Häuptern seiner Zeit zu sein; nur der römische Kaiser war ihm an Bedeutung überlegen. Seinen Unterthanen, nach deren Anerkennung er haschte, deren Liebe zu erwerben er sich sein ganzes Leben hindurch vergeblich bemühte, konnte er doch vorhalten, daß durch ihn alle jüdischen Gemeinden, welche im Auslande zerstreut lebten, im ungestörten Genusse ihrer Freiheiten verblieben und die früher verlorenen wiedergewannen.

Ein Rätsel ist uns aber zu lösen geblieben. Herodes war ein Mann, der seine Pläne mit klarem Blicke und großer Beharrlichkeit verfolgte, und doch scheint es, daß er zwei widerstreitenden und unvereinbaren Zielen nachging, indem er in der Fremde Freigebigkeiten um sich verbreitete, deren Absicht wir nicht kennen, und die ihn daran verhinderten, im Innern die so sehr von ihm begehrte Aussöhnung mit seinem Volke zu erzielen.

Zweifellos wollte Herodes eine Herrscherfamilie begründen. Das geht aus allem hervor, was er that, und besonders daraus, daß er die Ernennung seiner Erben mehrfach änderte, wenn die Vorgänge im Innern seiner Familie ihm Schwierigkeiten bereiteten. Diese Herrscherfamilie konnte aber nur bestehen, wenn er seine Nachkommen zu Königen der Juden machte. Deswegen mußte er die Makkabäerfamilie von Grund aus ausrotten, nachdem es ihm mißglückt

war, sie mit seinem Hause zu verschmelzen. Die Familie Herodes sollte die Makkabäerfamilie ersetzen. Anderseits mußte er sich, wenn er sich in Judäa halten wollte, unter allen Umständen die werkthätige Hilfe der Römer sichern, und die Politik, die das Haus Herodes, seine Nachfolger sowohl wie er selbst, verfolgte, bestand darin, sich jederzeit als demütige und gehorsame Diener der Römer zu zeigen. Herodes war nichts als ein Lehnsmann der römischen Kaiser, aber durch seinen unbeugsamen und unablässigen Gehorsam erreichte er einen großen Einfluß außerhalb seines Reiches und die Möglichkeit, in Judäa selbst eine unbeschränkte Gewalt auszuüben.

Nachdem aber Herodes seine Herrschaft auf dieser Grundlage errichtet hatte, lag der Gedanke nahe, für sich oder wenigstens für seine Nachfolger nach einer noch weitergehenden Macht zu streben, und wir müssen uns fragen, ob er sich nicht auch mit solchen Gedanken getragen habe. Ich glaube, daß dies der Fall ist, und daß wir uns mit solchen Plänen das Widerspruchsvolle in seinen Handlungen zu erklären haben. Wie Tacitus und Suetonius uns berichten, hatte sich nach der Thronbesteigung der Flavier der Glaube geltend gemacht, daß die Männer, die zur Weltherrschaft bestimmt seien, aus dem Morgenlande kommen müßten. Nero, der letzte Kaiser aus der Nachkommenschaft Julius Cäsars, hatte oft einen derartigen Traum, der ihm bei seinem romantischen, zum Größenwahn neigenden Charakter viel zu denken gab. In diesen Gerüchten, die so lange Zeit dauerten, und die im Abendlande immer festere Wurzel faßten, können wir nichts andres erblicken als einen Widerhall der jüdischen Messiashoffnungen. Aus diesem Grunde muß ein solcher Glaube im Morgenlande schon viel früher entstanden sein, und ein Mann, wie Herodes, der alle religiösen Überzeugungen nur daraufhin ansah, welchen Nutzen sie seiner Politik bringen möchten, und der an der Stelle lebte, wo diese Hoffnungen entstanden sind und sich herausgebildet haben, hat gewiß daran gedacht, wie eines Tages er oder einer seiner Nachkommen diesen Glauben für sich ausnützen könne. Es ist sehr zu bedauern, daß Josephus die Messiashoffnungen seines Volkes so vollkommen verschweigt. Er kann uns nun auch nicht angeben, welche Stellung Herodes ihnen gegenüber eingenommen hat. Wir sind daher nur auf Vermutungen angewiesen, aber es ist sicher, daß Herodes jene Hoffnungen gekannt und in irgend einer Weise bei seinen Plänen berücksichtigt haben muß, und es giebt Vermutungen welche so überzeugend sind, daß sie der Wahrheit fast gleich kommen.

Folgendes sind meine Vermutungen, deren Annehmbarkeit die Sachkundigen prüfen mögen.

Es wäre nur natürlich, wenn Herodes an der unerschütterlichen Festigkeit des römischen Reiches gezweifelt hätte. Schon zu seinen Lebzeiten waren in dem Reiche so oft alle Verhältnisse umgewälzt, und es hatte so oft in seinen Grundfesten gewankt, daß Herodes die neue Zeit des Friedens und der Ruhe, die mit Augustus' Regierungsantritt angebrochen war, wohl für eine zeitweilige, wenn auch lange andauernde, aber nicht für ewig halten konnte. Wir wissen ja auch,

daß nach Nero's Tode (68 n. Chr.) ganz allgemeine ernste Zweifel bestanden, ob das römische Reich unter einem Haupte zusammenbleiben werde oder nicht.

Wenn die modernen Geschichtsforscher auch wissen, daß das römische Reich bestehen bleiben mußte, weil alle Umstände zu seiner Erhaltung zusammentrafen, daß außerhalb des römischen Reiches nichts als Wirren und Gesetzlosigkeiten und eine Zerrüttung aller Verhältnisse ohne Maß und Hilfe zu finden waren, daß trotz einzelner Vorgänge, die dagegen zu sprechen scheinen, die Bande, die die römische Monarchie zusammenknüpften, so fest waren, daß selbst die germanischen Heerscharen lange Zeit hindurch in den Reichsverband aufgenommen zu werden wünschten, anstatt ihn zu sprengen: so verdanken wir diese Erkenntnis erst dem Studium der gesamten Fülle der Ereignisse. Herodes konnte solch' einen scharfen Blick noch nicht haben, und seine persönlichen Erfahrungen wiesen ihn vielmehr auf die Annahme, daß das Reich, das er so oft erschüttert gesehen hatte, auch einmal stürzen könne.

Was nun geschehen sein würde, wenn das römische Reich wirklich zerrissen worden wäre, ist schwer zu sagen. Aber unser morgenländischer König, ein Günstling des Glücks, ein tapferer Soldat und siegreicher Heerführer, an der Spitze eines streng geschulten, aus allen Ländern der Welt zusammenberufenen Heeres; der die andern Fürsten des Ostens, in Syrien, Ägypten, dem asiatischen und europäischen Griechenland um sich scharen konnte; ein Herrscher, dem ein gewaltiger Ruf voranging; ein Sohn des Landes, das die alten Orakel als die Heimat des Weltherrschers bezeichnet hatten; ein König, der als der Retter der Welt vor gänzlichem Untergang auftreten konnte; ein solcher Mann hatte jedenfalls einen bedeutenden Einfluß auf die weitere Entwickelung zu erwarten. Wenn man dies ins Auge faßt, so erklärt sich Herodes' Verfahren leicht. Wir sehen, warum ihm daran lag, in allen den Städten, die er mit Freigebigkeiten überhäufte, bekannt zu werden, und warum er selbst die großen Kosten nicht scheute, um diesen Zweck zu erreichen, und warum er sich als eifrigen Schützer der Juden im Auslande aufspielte. Diese Judengemeinden und die immer zunehmenden, daran angeschlossenen Proselytenscharen sollten zugleich seine Vorhut und die Verbreiter seines Ruhmes sein. Derselbe Gesichtspunkt erklärt uns auch die Grundsätze seiner Kirchenpolitik im Innern seines Reiches. Er wollte den jüdischen Glauben nicht zerstören; denn er wußte, daß es ohne den jüdischen Glauben kein Judäa, und ohne Judäa für ihn kein Königtum gab. Im Gegenteil schonte er die Empfindlichkeiten des jüdischen Glaubens und schmeichelte ihnen; er baute einen Tempel, welcher seiner hohen Bestimmung würdig war, ja, er hat die beliebtesten Lehrer des jüdischen Glaubens eine Zeitlang mit Freundlichkeiten überhäuft. Aber auf der andern Seite wußte er auch, daß der jüdische Glaube zu eng, zu spröde und zu unduldsam war, um ihm für die geträumte Weltherrschaft förderlich zu sein. Wie würden die vielen heidnischen Völker um ihn her einen Judenkönig aufnehmen, der sich schroff an alle jüdischen Gesetze hielt und sich verpflichtet fühlte, schon in jedem einfachen Bildwerke eine religiöse Unreinheit zu sehen! Er mußte daher suchen, seine Unterthanen

nachgiebiger und duldsamer zu stimmen, und der berüchtigte goldene Adler auf dem Tempelthore, dessen Zerstörung einen der letzten Zornesausbrüche seines Lebens hervorrief, kann vielleicht als Beweis dafür dienen, daß Herodes solchen Plänen nachgegangen ist, wie ich annehme. Der Zweck dieses Adlers wäre dann gewesen, die Jerusalemer an den Anblick einer erhabenen Figur zu gewöhnen, und das wäre dann ein erster Schritt auf dem eingeschlagenen Wege.

Eine sehr bemerkenswerte, anscheinend unbegreifliche Thatsache ist die, daß Herodes sich im letzten Augenblicke dazu entschlossen hat, sein Reich in drei Gebiete zu zerlegen und dreien von den Söhnen, die ihm noch verblieben waren, je eins derselben zuzuweisen, nachdem er vorher so lange Zeit daraufhin gewirkt hatte, daß die ganze Herrschaft auf einen einzigen Erben übergehen und daß dieser seine Aufgaben fortsetzen solle. Man möchte aber diesen Entschluß auf eine Anregung Augustus' zurückführen. Denn dieser hatte, wie wir uns erinnern, Herodes bei einem seiner Besuche in Rom erlaubt, einen Nachfolger nach Belieben zu ernennen. oder auch, wenn er wolle, seine Herrschaft unter seine Söhne zu teilen. Wenn eine solche Erlaubnis ungebeten erteilt wird, so verrät sie einen Wunsch dessen, der es erlaubt. Es scheint also in dem Palatium die Furcht geherrscht zu haben, daß das jüdische Reich, so lange es in einer Hand bliebe, gefährlich werden könne, und eine solche Furcht wäre sehr begreiflich; denn Judäa konnte sich unter Umständen mit Syrien im Norden und Ägypten im Süden, ja vielleicht auch mit den immer noch gefürchteten Parthern verbünden, und dann wäre der Judenkönig im stande gewesen, das Mittelmeer mit seinen Flotten zu überschwemmen und das Signal zu einem allgemeinen Zusammenbruche zu geben. Jedenfalls hat Augustus nach Herodes' Tode die Teilung bestätigt, aber dem Teilfürsten Archelaus, an welchen das eigentliche Judäa gefallen war, nicht erlaubt, den Königstitel zu führen. Zehn Jahre später hat er ihn ganz beseitigt und an seiner Stelle einen Landpfleger eingesetzt, aus Gründen, die uns von der Geschichte nicht überliefert, aber leicht zu erraten sind.

Die späteren Glieder der Familie Herodes herrschten in Palästina weiter, bekannt als allezeit willige Diener der römischen Politik, aber oft genug wurden ihnen Absichten und Pläne nachgesagt, vor denen die Römer sich zu hüten hatten.

Herodes Antipas, Vierfürst von Galiläa und Peräa, der zeitige Landesherr Jesu, wurde zuletzt im Jahre 39 n. Chr. durch Kaiser Caligula abgesetzt und verbannt, und zwar infolge der Anklagen, die einer seiner Neffen, namens Herodes Agrippa, gegen ihn erhob. Diese Anklagen bezogen sich darauf, daß Herodes Antipas im geheimen große Mengen von Waffen sammelte und verdächtige Verbindungen mit den Parthern angeknüpft hätte. Welche Pläne konnte er damit verfolgt haben!

Herodes Agrippa selbst betrat einen ähnlichen Weg. Er war der letzte Herodier, der noch einigen Glanz um sich verbreitet hat. Thronprätendent und Landstreicher, mehrfach ohne einen Heller Geld im Besitze, brachte er es als Enkel der unglücklichen Mariamne und durch das große Wohlwollen, das er bei Caligula und Claudius fand, doch dahin, das ganze Reich Herodes' des

Großen wieder für einige Jahre unter seinem Scepter zu vereinigen. Er hatte in seiner Jugend ein wild-ausschweifendes Leben geführt; als König war er der straffste Pharisäer unter allen Herodiern. Während seiner Regierung fing er an, Jerusalems Befestigungen zu vergrößern, obgleich sie schon sehr stark waren, und obgleich er von niemand etwas zu befürchten hatte. Der Statthalter von Syrien schöpfte Mißtrauen und befahl die Einstellung der Arbeiten. Kurz vor seinem Tode, der ihn im Jahre 44 in Cäsarea ereilte, hatte er in Jerusalem einen ganzen Kongreß von vorderasiatischen Fürsten zusammenberufen, welche alle ebenso wie er unter der Oberherrschaft des Kaisers standen: den König von Kommagene, den König von Emesa (wo später Julia Domna und Heliogabalus geboren sind), den König Kotys von Klein-Armenien, König Polemon von Pontus und einen andern Herodes, seinen Bruder, den Claudius zum König von Chalcidien gemacht hatte. Welche Zwecke konnte eine solche Zusammenkunft gekrönter Häupter verfolgen? Auch hier argwöhnte der Statthalter Marsus von Syrien hochverräterische Zwecke und verfügte die sofortige Auflösung des Fürstenkonklaves.

Mit einem Wort, so lange es Glieder der Familie Herodes gab, findet man bei allen Äußerungen von Weltherrschaftsplänen, welche freilich meist nicht über Ideen und Wünsche hinausgegangen sind. Aber sie wurden vom Vater auf den Sohn vererbt und sorgfältig im geheimen gehütet und gepflegt. Wenn wichtige gegenwärtige Interessen sich geltend machten, so wurden die Zukunftspläne auf einige Zeit zurückgesetzt, aber sie wurden nie ganz aus dem Auge verloren und sie wurden immer so umgebildet, daß sich alle günstigen Zeitereignisse zu ihrer Verwirklichung gebrauchen ließen. Wenn diese Annahme richtig ist, so muß es auch richtig sein, daß diese Pläne von Herodes dem Großen ausgegangen sind. Denn wenn man seine ganze innere und äußere Politik, so wie wir es gethan, mit einem großen Blicke überschaut, so ergiebt sich, daß nur diese Annahme einen gemeinsamen Gesichtspunkt für seine anscheinend so widerspruchsvollen Handlungen und Maßnahmen ergiebt.

Seine Politik war ein verzerrtes Widerspiel der Messiasidee. Er wollte aus Judäa den Kernpunkt einer großen Weltherrschaft machen und es zu diesem Zwecke stärken, vergrößern und befestigen. Er wollte, daß irgend ein Herodes, einerlei ob er selbst oder einer seiner Nachfolger, zum zweiten Octavianus Augustus werden und statt des römischen Friedens den jüdischen Frieden über die Welt verbreiten sollte. Das Judentum sollte seinen religiösen Vorrang behalten, der Gott Israels sollte an die Stelle des kapitolinischen Jupiter treten, aber seine Herrschaft sollte weniger streng und eifersüchtig, weniger unduldsam gegen jeden Widerspruch in Lehre und Leben werden. Bis dahin wollte er die Juden im Auslande beschützen und in Städten, denen er nichts schuldig war, durch freigebige Spenden begeisterte Freunde erwerben. Dies sind, wie ich glaube wahrscheinlich gemacht zu haben, die Grundgedanken seiner weitausschauenden und ehrgeizigen, aber wohldurchdachten Politik.

Mit dieser Politik hat er nun freilich einen vollständigen Mißerfolg gehabt, aus mehr als genügenden Gründen, die wir heute genau zu würdigen wissen,

die aber Herodes und seine Zeitgenossen noch nicht zu erkennen vermochten. Einer der Hauptgründe bestand in dem unglücklichen Charakter des Königs selbst. Er hat seine eigene Familie dadurch entkräftet, indem er gerade diejenigen unter seinen Söhnen zum Tode führen ließ, von denen man noch am ehesten erwarten konnte, daß sie seine Politik mit Aussicht auf etwas Erfolg fortgesetzt hätten. Es war ferner auf die Dauer nicht möglich, daß jemand ein treuer und unbedingter Anhänger der Römer sein und zugleich einen verräterischen Aufstand von langer Hand vorbereiten wollte. Das jüdische Volk hat sich nie mit vollem Herzen an die Idumäer gehängt, vielleicht mit Ausnahme einer kurzen Zeit unter der Regierung Herodes Agrippa's I., wo sie zwischen zwei Übeln das kleinere zu wählen hatten, und in der letzten Zeit hatten die Juden für die Herodier und die Römer einen gemeinsamen Fluch.

Herodes hat den Namen des Großen ohne Zweifel durch den Vergleich mit seinen schwächeren und unbedeutenderen Nachfolgern bekommen. Er war vom Glück ohne gleichen begünstigt, aber zugleich unglücklich wie kein zweiter. Als Herrscher, der sich vom Nichts auf eine so hohe Stufe geschwungen hat, hat er den Namen des Großen verdient, als Mensch war er elend und verächtlich.

Sibirien und die Verbannung.

Von

Max Behrmann.

Audiatur et altera pars.

Als ich Ende 1889 von meiner letzten ostrussisch-sibirischen Studienreise nach Deutschland zurückkehrte, da war das erste Buch, das mir in die Hände fiel, George Kennan's bekanntes Reisewerk über Sibirien in deutscher Übersetzung. Was für eine Metamorphose war aber inzwischen mit jenem Kennan vorgegangen, den ich durch seine schlichte, anspruchslose Beschreibung der Kamtschatkareise persönlich so lieb bekommen hatte! Aus dem ernsten, wahrheitsliebenden Reisenden war ein sensationslüsterner, amerikanischer Dutzendjournalist geworden und — was noch viel merkwürdiger — ein Lackstiefel-Tourist, der bei Reiseverbindungen einen Pullman'schen Salonwagen und bei Ernährungsfragen — das Menu eines Londoner Klub zum Maßstabe nimmt. Ich habe diese Verwandlung tief bedauert, sowohl um Sibiriens als Kennan's wegen, und wenn ich im nachfolgenden einiges aus meinen jahrzehntelangen persönlichen Erfahrungen im europäischen Rußland und Sibirien niederzuschreiben versuche, so geschieht es nicht etwa deshalb, weil ich eine Ehrenrettung Sibiriens und des russischen Verbannungssystems herbeiführen wollte, sondern um der Wahrheit wenigstens einigermaßen zu ihrem

Rechte zu verhelfen. Für Kennan ist das Sibirien der Sträflinge eine Hölle — nun, auch in meinen Augen ist es kein Paradies, ebensowenig wie Plötzensee, Newgate oder Sing-Sing für mich ein Eden darstellt. Sibirien ist eben ein Accessoir unsers schattenreichen sozialen Lebens, wohl verbesserungswürdig und nach gar mancherlei Richtung hin der Vermenschlichung bedürftig, aber unter den gegebenen Verhältnissen leider einmal notwendig.

Die nach Sibirien Verbannten zerfallen bekanntlich in gemeine und „politische" Verbrecher. Bezüglich der ersten, wohl 95 Proz. aller Verbannten ausmachenden Kategorie kann ich mich kurz fassen. Das russische Gesetzbuch kennt für gemeine Verbrecher die Todesstrafe nicht, die nur bei schweren Attentaten politischer Natur — Aufruhr, politischem Mord und Mordversuch u. ähnl. m. — zur Anwendung kommt. Anderseits dürfte es wohl kaum ein zweites zivilisiertes Land geben, wo der Boden für Verbrechen gegen Eigentum und Leben so erträgnisfähig wäre wie gerade in Rußland. Der Russe ist zwar gutmütig, aber jähzornig und abergläubisch: der Dorfbewohner lyncht ohne weiteres den ergriffenen Pferdedieb, verbrennt noch heutigen Tags vermeintliche Hexen, rennt mit einer Wagendeichsel seinem ertappten Nebenbuhler den Schädel ein und erdrosselt seine ihm untreu werdende Frau. Die nichtslavische Bevölkerung des Zarenreiches ist in hohem Grade verbrecherisch veranlagt: für den Kaukasier sind Blutrache und Räuberwesen ritterliche Tugenden, der ostrussische Tatare ist Räuber und Einbrecher und Raubmörder par excellence, dem Turkmenen kommt kein andrer Volksstamm an Blutdurst, Diebesgelüsten und Grausamkeit gleich, Kirgise und Räuber sind nahezu Synonyma. Die unheimlichen „heiligen Bücher" der noch unheimlicheren lichtscheuen Sektirer des russischen Nordens und Nordostens sanktionieren Mord, Raub, Verstümmelung und Blutschande als gottgefällige Werke. Keines dieser Kapitalverbrechen wird in Rußland durch Todesstrafe geahndet: mag der Raubmörder Dutzende von „Seelen" auf seinem Gewissen, mag der finstere Sektirer kaltblütig Frau und Kinder, Vater und Mutter seiner „Lehre" zum Opfer gebracht, mag der viehische Tatare jahrelang die Durchreisenden dahingeschlachtet und beraubt haben — nicht durch Henkersbeil und Galgen wird das vergossene Blut gesühnt, sondern durch Deportation nach Sibirien. Unter den Verbanntentransporten, die ich unter Leitung der Etappenführer, Gefängnisärzte ꝛc. in den wichtigsten Durchgangsstationen Kasan, Perm, Tjumen ꝛc. besichtigte, machten rückfällige Einbrecher, Räuber, Totschläger, Brandstifter und Falschmünzer regelmäßig 75—90 Proz. aus. Der sibirische Bergwerksarbeiter ist somit ein Zuchthäusler allerschlimmster Art, der in Westeuropa wahrscheinlich auf dem Schafott seine sündige Seele ausgehaucht haben würde, und eine solche Spezies von „Arbeitern" kann mit Glacéhandschuhen eben nicht dirigiert werden. Der Sträfling weiß ganz gut, daß er, mag er noch so viele neue Verbrechen begehen, sein Strafmaß — abgesehen von einer Durchpeitschung, an die er längst gewöhnt ist — keinesfalls verschärfen kann, und so spielt bei ihm ein Menschenleben keine Rolle mehr. Um zu entfliehen, um sich für eine Lappalie zu rächen, ja, um sich nur etwas zu „verändern", mordet er kaltblütig Vorgesetzte, Aufseher, selbst Kameraden.

Mir wurde einst ein „Katorschnik“ (sibirischer Sträfling) gezeigt, der auf dem Wege vom Gefängnis zum Arbeitsplatz ein vorübergehendes kleines Mädchen plötzlich ergriffen und demselben buchstäblich den Hals umgedreht hatte, bevor die Begleitungsmannschaft ihn an dieser Bestialität hatte hindern können. Auf die Frage, warum er das Kind gemordet, antwortete er wütend: „Es hat mir die Zunge gezeigt! . . .“ Ein andrer Sträfling, den ich im Gefängnislazarett zu Tjumen sah, hatte vor wenigen Jahren, auf einer Flucht aus Njertschinsk begriffen, in der Nähe eines Dorfes eine beerensuchende Bäuerin erdrosselt und dann entsetzlich verstümmelt, von einem weitverbreiteten Aberglauben geleitet, daß Menschenfett, in bestimmter Weise angewandt, den Einbrecher unsichtbar mache. Als man ihn bald darauf gefangen genommen und ihm das Unmenschliche seiner grauenvollen That vorgehalten hatte, da sagte der Unhold, verschmitzt-naiv lächelnd: „Ach, Ew. Wohlgeboren, eine Sünde mag es ja gewesen sein, allein die Hundestochter war schon gar zu fett! . . .“ Das sind die Repräsentanten jener Menschenklasse, für die Herr Kennan das Mitleid beider Hemisphären anruft!

Ich komme nunmehr zu den „politischen“ Verbannten. Herr Kennan möge mir gütigst verzeihen: als ich seine Verherrlichung der armen „Politischen“ las, da kamen mir unwillkürlich seine reizenden jungen Landsmänninnen in Erinnerung, die dem zum Tode verurteilten Verbrecher Rosensträuße bringen und um ihn in einer Art Verzückung bittere Thränen vergießen . . . Nicht als ob ich sagen wollte, daß Herr Kennan uns bewußte Unwahrheiten darbietet — durchaus nicht: die ganze Schuld trägt lediglich seine Forschungsmethode. Wenn ich einen medizinischen Vergleich gebrauchen darf, so möchte ich sagen, daß Herr Kennan bei der Diagnose die objektive Untersuchung zu Gunsten der subjektiven, anamnetischen, und die Ätiologie zu Gunsten der symptomatischen Forschung gänzlich außer acht gelassen hat. Herr Kennan sah in Sibirien anscheinlich gebildete Männer und Frauen, die ihm durch ihren Besitz von Spencer's, Mill's und Buckle's Schriften gewaltig imponierten; Herr Kennan plauderte mit ihnen, ohne etwas von Blutvergießen, Dynamit und Revolver ihrerseits zu hören; Herr Kennan bat sie um ihr curriculum vitae und erhielt zur Antwort eine Mosaik von Regierungstyrannei, offiziellen „Mißverständnissen“, Kerker, Mißhandlung, Hunger, Elend, Selbstmord und Wahnsinn; Herr Kennan notierte sich das Gehörte sehr sorgfältig und sang darauf, wie er uns selbst erzählt, mit seinen männlichen und weiblichen Berichterstattern revolutionäre Lieder, worauf er nach Amerika zurückkehrte und im „Century Magazine“ die armen „Politischen“ als Geisteshelden schilderte, die in jedem zivilisierten Lande schon längst mit Ministerportefeuilles bedacht worden wären . . . Eine derartige Forschung ist denn doch gar zu einseitig, denn sie verarbeitet nichts weiter als Aussagen von Leuten, die wahrlich keine Veranlassung haben, ihre Thaten wahrheitsgetreu dem Auslande gegenüber zu schildern oder gar der Regierung, die sie in die Verbannung geschickt, etwas Gutes nachzusagen.

Herr Kennan möchte uns glauben machen, die einzige Schuld der politischen Verbannten hätte in „Meinungsverschiedenheiten“ zwischen den „Politischen“ und

der russischen Regierung bestanden. Nun, man befrage selbst einen Ravachol über seine Verbrechen — und ich wette, er würde ebenfalls sagen, er stehe einfach in „Meinungsverschiedenheiten“ mit den augenblicklichen Regierungs- und Sozialprinzipien Frankreichs, seine Thaten seien lediglich ein Ausfluß seiner „Meinungen“ gewesen, welche Dynamitverbrechen eben als zulässig erachten. — Allerdings hat die westliche Republik ihre Ravachole mit Glacéhandschuhen angefaßt, während die östliche Autokratie die ihrigen auf den Galgen oder in die Bergwerke schickt; allein obwohl ich nicht gerade zu den Blutdürstigen gehöre, erlaube ich mir das letztere Vorgehen für das richtigere zu halten. Es wäre vielleicht auch für Frankreich besser gewesen, wenn es sich im vorigen Jahre aus Petersburg ein Rezept gegen „politischen“ Meuchelmord hätte kommen lassen . . . Eine derartige Beweisführung führt in eine Sackgasse. Nicht um ideelle „Meinungsverschiedenheiten“ hatte es sich in den Schreckensjahren 1878—1885 gehandelt, als die russische Regierung mit ihren politischen Massenverbannungen vorging, nicht um einen Kampf um die Verfassung, wie Herr Kennan zu glauben scheint, sondern um ein vielfach wohlorganisiertes, verbrecherisches Sturmlaufen der deroutiertesten sozialen Elemente gegen Gesellschaftsordnung und Sitte. Der Nihilist des Jahres 1880 unterschied sich in nichts vom Anarchisten des Jahres 1892 — nur daß seine „Technik“ noch nicht so weit vorgeschritten war, und er sich daher anstatt der Feigheitswaffe Dynamit meistenteils des Dolches und Revolvers bedienen mußte. Ich kann darüber gewissermaßen aus eigner Erfahrung sprechen, denn glückliche Zufälle hatten mich zu jener Zeit mehrmals an den „Ort der That“ geführt. Ich war in Petersburg, als Sassulitsch auf den General Trepow, Solowjew auf Alexander II. geschossen; ich sah Katschewsky (Stepnjak) den Gendarmerie-General Mesenzew erdolchen, ich war in Charkow Zeuge des blutigen Kampfes zwischen Studenten und Kosaken, dem wenige Tage darauf die Ermordung des mir persönlich so sympathischen Gouverneurs, des Fürsten Krapotkin, durch Goldberg folgte. Ich war während dieser vielen Jahre mit den Nihilistenkreisen mehrfach in Fühlung gekommen und kann auf Grund meiner Erfahrungen nur das eine sagen: wer, wie Herr Kennan, in jener Sturmzeit lediglich einen „politischen Kampf“ nach westeuropäischem Begriff oder gar einen Kampf um die Verfassung sehen will, der begeht eine — im vorliegenden Falle unbewußte — Geschichtsfälschung. Die große, traurige Liste der russischen „politischen“ Wortführer aus jener Zeit — ich erwähne nur Sassulitsch, Katschwesky, Solowjew, Goldberg, Hartmann, Deutsch, Ryssakow, Scheljabow, Kibaltschitsch, Michailow, Perowskaja, Helfmann u. a. m. — zeigt uns keinen einzigen Namen, auf den die Bezeichnung Liberaler, Konstitutionalist, „friedlicher“ Sozialist zutreffen könnte. Vielfach suchte freilich diese anarchistische Bewegung wohlweislich ihre Grundprinzipien und Endziele zu bemänteln, um einesteils ihre Cadres auch durch weniger blutdürstige Nihilisten zu vervollständigen, andernteils um nicht ganz Europa gegen sich aufzubringen, dessen Neutralität und Asylrecht die Unholde auf alle Fälle sich sichern mußten. Dadurch verlor die destruktive Bewegung in den Augen der wenig Eingeweihten jede Einheitlichkeit, dadurch ist das Studium

derselben für jeden Fremden überaus erschwert worden; dadurch mußte aber auch anderseits in der Art der Bestrafung und in den Maßregeln behufs Verhütung weiterer Verbrechen eine gewisse Ungleichheit, ja hier und da eine nicht zu umgehende Ungerechtigkeit Platz greifen. Ich muß hier nochmals auf das gegenwärtige Frankreich zurückkommen. Als dort im vorigen Jahre die Dynamitverbrechen begangen worden waren, die zwei Menschenleben gekostet, da ging ein Entrüstungsschrei durch ganz Europa; man höhnte die feigen Geschworenen, die eine unangebrachte Milde bei ihrem Verdikt hatten walten lassen, man erklärte die Dynamitarde für vogelfrei, man sann auf neue strenge Gesetze und Vorbeugungsmaßregeln. Was sind aber diese Dynamitattentate gegen jene Schreckensscenen, deren Zeuge das russische Volk während der mehrmals erwähnten Zeitperiode gewesen? Generale und Gouverneure wurden ermordet, Eisenbahnen und ganze Straßen Petersburgs unterminiert, Staatskassen beraubt, „Verräter an der guten Sache" gemeuchelt, Staatsgebäude am hellen lichten Tage demoliert; endlich tötete man auf entsetzlichste Weise einen Fürsten, der, wie kein andrer Herrscher Rußlands vor ihm, sein Land der Kultur erschlossen und sich die aufrichtige Sympathie der ganzen Welt errungen hatte. Solchen systematischen, jahrelangen Greuelthaten gegenüber wäre Milde Verbrechen gewesen: Zivilisation und Volksgefühl schrie nach Wiedervergeltung und Rache. Die Zeit, wo eine Sassulitsch von Petersburger Geschworenen freigesprochen werden konnte, war jetzt vorüber; alle Gesellschaftsklassen sahen sich bedroht, alle Stände nahmen den Kampf gegen die lichtscheuen Mörder auf. Nur wer in Rußland zu jener Zeit geweilt, weiß es, wie tief die Erregung, das Entsetzen, der Rachedurst in allen Volkskreisen des Czarenreiches gewesen — nach jeder Massenverbannung, nach jeder Hinrichtung atmete die Gesellschaft erleichtert auf. Bei einer öffentlichen Massenhinrichtung auf dem Semjonow'schen Platze in Petersburg war ich zu jener Zeit selbst davon Zeuge, wie die Zuschauer — meistens kleine Handelsleute, Handwerker und Bauern — in ein grimmiges Lachen befriedigter Rache ausbrachen, als die Körper der Delinquenten auf den Galgen zuckten, wie die Verwünschungen und Flüche des Volkes, gegen die Verurteilten gerichtet, von den Trommeln nicht mehr übertönt werden konnten — und doch standen hier dieselben Russen, die den gemeinen Verbrecher als einen „Unglücklichen" bezeichnen und ihn mit Speise und Trank, Geld und Segenswünschen regalieren.

Nein, die damaligen Hinrichtungen und Verbannungen, die überfüllten Zellen der Petropaul'schen und Schlüsselburgfestung waren keine „Akte der Brutalität einer freiheitsfeindlichen Regierung", sondern beklagenswerte, aber leicht erklärliche Maßnahmen einer Staatsverwaltung gegen brutale, unmenschliche, lichtscheue Feinde jeder Kultur und Sitte. Es war ein heimtückischer Guerillakrieg mit allen Schrecken eines solchen; daß dabei auch weniger Ungerechte hier und da arg zu leiden hatten, daß man in der Strafbemessung hier und da zu weit ging — wer will das einer Regierung verdenken, die auf einem Vulkan saß, die allaugenblicklich Bomben und Revolverkugel zu gewärtigen hatte? A la guerre comme la guerre — ein trauriger, aber berechtigter Ausspruch.

Als die Hauptschuldigen jener blutigen Zeit ihr Leben am Galgen gelassen hatten, die weniger Kompromittierten nach Sibirien verbannt waren, trat wieder eine relative Ruhe ein: die Massenverbannungen „Politischer“ hören gegen Mitte der achtziger Jahre auf, vor allem die Verbannung auf administrativem Wege. Diejenigen „Politischen“, die Herr Kennan auf seiner sibirischen Reise gesehen und gesprochen, waren sämtlich Helden der Schreckenszeit 1875—1885, Gestalten, die wohl die Sympathien eines sensationsbedürftigen Reisejournalisten, nicht aber diejenigen eines kühlen Kulturforschers erwecken können. Das trifft selbst bei solchen Verbannten zu, bei denen Herr Kennan den fernstehenden Leser glauben machen will, daß es sich lediglich um „Mißverständnisse“ gehandelt habe, wie z. B. in Bezug auf Lazarew und den Fürsten Krapotkin: diese beiden, vor allem der Letztere, waren eifrige Mitglieder der „Propaganda der That“, und wenn sie zu „Thaten“ nicht gekommen sind, so geschah es wahrlich nicht aus Ehrlichkeit und Gutherzigkeit, sondern aus dem einfachen Grunde, weil jenseits des Ural dazu keine passende Gelegenheit mehr war . . . Kennan ist erstaunt darüber, daß man blutjunge Mädchen in die Verbannung geschickt — ich sah mit eignen Augen, wie ein kaum 16 jähriges Mädchen in Petersburg auf dem Kasan'schen Kirchenplatze die aufgeregten Massen zu Widersetzlichkeiten anspornte (Scheftel, glaube ich, hieß die vielversprechende Dame). Herr Kennan wehklagt, daß man auf Gravidität keine Rücksicht genommen — hat die Gravidität eine Helfmann davon abgehalten, Mordthaten vorzubereiten? Herr Kennan ist empört, daß man einen Studenten verbannt, weil dieser „zur Hebung der unteren Klassen in einer der Vorstädte Petersburgs eine Abendschule für Fabrikarbeiter eröffnet.“ Ich habe zu jener Zeit einmal eine derartige (geheime) „Schule“ besehen — die „Belehrung“ bestand im Verteilen von revolutionären Büchlein à la „Drei Brüder“, die Schüler — aus Fabrikarbeitern, die Ende der siebziger Jahre bekanntlich im Begriffe standen, sich der nihilistischen Bewegung anzuschließen. Man kann sich denken, was für Früchte eine „Belehrung“, in solchen geheimen Schulen und unter einem nihilistischen Studenten getragen, hätte bringen können . . . Herr Kennan brandmarkt die russische Regierung, weil sie damals „junge Männer und Frauen nach Sibirien geschickt, die vielleicht zusammengekommen waren, um Spencer's oder Mill's Werke zu lesen.“ Die abendlichen Zusammenkünfte im Petersburger Nikolaus-Square, welchen ich häufig beigewohnt, bezweckten weniger philosophische Auseinandersetzungen als einen Gedankenaustausch über „angewandte“ Chemie und Physik . . . Eine Zeit lang führten dort Verbrechertypen wie Kobozew und Deutsch das große Wort, Leute, die später in Anlegung von Minen und Durchbruch von Gefängnismauern bedeutendes geleistet. — Man wird mir zugeben, daß die Kennan'schen „Enthüllungen“, ihrer Sensation beraubt, eine wesentlich andre Gestalt bekommen.

Sibirien ist ein Krankenhaus für moralisch Erkrankte. Nicht jedermann kann die Hospitalluft ertragen, nicht jedermann kann eiternde Wunden und amputierte Körperteile sehen — auch Kennan's Nerven erwiesen sich als zu schwach. Gar oft wähnt der Kranke, der Arzt habe ihm seine Schmerzen ver-

ursacht — Herr Kennan glaubte diesen Klagen ohne weiteres. In jedem Krankenhause kommen einige weniger geschulte und — was noch bedauerlicher ist — grausame Wärter vor, so auch in Sibirien, wo mancher Polizeichef, ja mancher Gouverneur (ich erinnere beispielsweise an den berüchtigten Gouverneur Lyssogorsky) eine unpassende Härte an den Tag legte; allein man sollte anderseits auch bedenken, daß die Patienten — um beim Vergleich zu bleiben — dort äußerst störrischer Natur und ihren „Prinzipien“ treu geblieben sind. Den Eid der Treue für Alexander III., d. h. eine schriftliche Erklärung, der revolutionären Thätigkeit zu entsagen, hat nur ein verschwindend kleiner Teil der „Politischen“ unterzeichnet — Herr Kennan findet ein derartiges Ansinnen lächerlich, ich glaube jedoch, daß er wenig Anhänger für diese seine Meinung finden wird: welche Regierung hätte nicht das Recht, Revolutionäre, die sich direkt als solche bekennen, in Gewahrsam zu behalten, nachdem man gesehen, daß ein russischer Revolutionär auf Thaten mehr Gewicht als auf Worte legt, Blut der Tinte vorzieht? Herr Kennan zitiert ferner den dreisten Brief eines „Politischen“ an den russischen Senat, ergötzt sich an dessen Sarkasmus und Ironie und bemerkt, der Brief sei an den Absender von dem Senat einfach zurückbefördert worden — ich dächte, für dreiste Witze und sarkastische Ausfälle wären Witzblätter und humoristische Vereine vorhanden, nicht aber die höchste richterliche Behörde eines Staates. Für einen derartigen „sarkastischen Erguß“ wäre ein Sträfling in jedem andern europäischen Staate empfindlich hart bestraft worden.

Ob die Deportation im allgemeinen, d. h. ob ein systematisches Bevölkern großer, mit natürlichen Reichtümern in hohem Maße gesegneter Länderstriche durch viele Tausende von gemeinen Verbrechern staatsmännisch und rein wirtschaftlich opportun erscheint — das ist ja wieder eine Frage für sich, mit deren Lösung Gelehrte, Politiker und Volkswirte sich seit Jahrzehnten beschäftigen, ohne volle Übereinstimmung untereinander zu finden. Ebenso fraglich erscheint es, ob die Verbannung eines politisch Kompromittierten den letzteren bessern könne. Das sind aber, wie gesagt, Fragen, die kühl und ruhig, ohne Tamtam und Sensationslust beurteilt werden wollen, wie denn solche Fragen nicht einmal Rußland allein tangieren. Noch vor wenigen Jahrzehnten hatte fast jeder europäische Staat sein „Sibirien“ und noch heutigen Tages sendet England einen Teil seiner Sträflinge nach Brisbane, Frankreich — nach Cayenne, Holland — nach Niederl.-Indien. Ob Cayenne angenehmer ist als Tomsk oder Tschita, weiß ich zwar nicht aus persönlicher Anschauung, da ich in Cayenne nicht gewesen; bezweifeln möchte ich jedoch die Superiorität Cayennes oder Brisbanes nach all' den mündlichen und schriftlichen Berichten, die mir zu Gehör und Gesicht gekommen.

Und dennoch geht kein philantropischer Journalist nach Brisbane oder Neukaledonien, um dort „Regierungsgreuelthaten“ zu konstatieren, während Sibirien allmählich zu einem „Enthüllungslande“ par excellence zu werden droht. Woher diese merkwürdige Erscheinung? Ich glaube, das rührt daher, weil Sibirien trotz vieler Gelehrtenreisen noch immer verkannt wird: man denkt sich unter Sibirien

ein arktisches Land mit ewigem Winter, Eisbären und — — grimmigen Gefangenenaufsehern. Daß Sibirien in manchen seiner Gegenden ein geradezu subtropisches Klima aufweist, daß selbst Kamtschatka einen Sommer hat, wie wir ihn nur in Südeuropa finden, daß die sibirische Blumenpracht, die sibirischen dufterfüllten, lauen Sommernächte ihresgleichen in Europa suchen, daß die sibirischen Städte eine Universität, Gymnasien, Real- und Töchterschulen, Theater und Museen, politische und wissenschaftliche Zeitschriften aufweisen — all' dies ist einem nur sehr kleinen Kreise Gebildeter bekannt. Dazu kommt noch in Betracht, daß eine Reise durch Sibirien in Bezug auf die darauf zu verwendende Zeit nahezu einer Durchquerung Centralafrikas gleichkommt, daß die russische Sprache nur wenigen, die sibirischen Eingeborenensprachen niemandem im Auslande bekannt sind, daß eine monatelange Reise zu Wagen und zu Pferde nicht nach jedermanns Geschmack ist. Die projektierte große sibirische Eisenbahn wird hoffentlich den gegenwärtig leider so modern gewordenen sibirischen Greuelmärchen ein Ende machen, ebenso wie seiner Zeit die transkaspische Eisenbahn die Turkmenen- und Sartenmärchen auf das richtige Maß zurückgeführt hat. Sibiriens großartige wirtschaftliche Zukunft — und die ist für mich zweifellos — wird freilich nicht durch verbannte Mörder und Einbrecher verwirklicht werden, noch viel weniger aber durch „Politische“, die trotz ihres Spencer und Mill weder die Fähigkeit noch die Lust besitzen, als Kolonisatoren und wirkliche Kulturträger aufzutreten. Wären diese „Politischen“ Deutsche, Engländer oder Amerikaner gewesen — sie hätten Sibirien und sich selbst reich gemacht, während die russischen „Politischen“ eben nur ihren Spencer halb verdauen und auf die Regierung schimpfen. — Mich wundert es ungemein, daß dieser naheliegende Gedanke Herrn Kennan niemals eingefallen ist — mir ging er während meiner ganzen Reise nicht aus dem Kopf. Immer und immer wieder fragte ich mich: ist das Lesen von populär-philosophischen Büchern und das Bekritteln von Regierungsmaßnahmen denn wirklich die einzige Mission gebildeter, junger, kräftiger und nicht selten von Hause aus wohlhabender Männer, die das Schicksal — ob gerechter oder ungerechter Weise, ist ja dabei irrelevant — in ein naturreiches, schönes und dabei völlig brachliegendes Land versetzt hat, ohne ihnen dabei irgend welche zeitraubende Muß-Arbeit auferlegt zu haben?

Herr Kennan erzählt uns zwar, daß barbarische Regierungsverordnungen den „Politischen“ jede nutzbringende Thätigkeit verbieten — das ist aber durchaus unzutreffend. Allerdings muß der „Politische“ eine diesbezügliche Erlaubnis nachsuchen; sie wird ihm jedoch nie versagt, wenn wirklich ernste Absichten seitens der Supplikanten erkennbar sind. Das Verbot der Ausübung ärztlicher Privatpraxis — eine Maßregel, die in Herrn Kennan's Augen geradezu als verabscheuungswürdig erscheint — erklärt sich auf einfache Weise: die „Doktoren“, von welchen Herr Kennan spricht, waren fast ausnahmslos nicht Ärzte, sondern ehemalige Studenten in jungen und jüngsten Semestern, die überdies während ihrer kurzen „Studienzeit“ sich weniger mit Hyrtl, Virchow und Niemeyer als mit den Erzeugnissen der nihilistischen Geheimdruckereien beschäftigt hatten.

übrigens giebt Herr Kennan selbst zu, daß er in Sibirien viele „Politische" als Archäologen, Forschungsreisende in Diensten der kaiserlichen geographischen Gesellschaft, Dekorationsmaler und sogar — — Gerichtssekretäre gesehen hat. Das „Verbot jeder Thätigkeit" kann somit nicht gar zu schlimm sein. Nein, nicht drakonische Verordnungen lassen so viele politische Verbannte Jahre hindurch in Sibirien faulenzen, sondern die sprichwörtliche Trägheit. Indolenz des Russen, hier noch gepaart mit dem kindischen Trotz eines störrischen Knaben, der, anstatt seine Hände in die Taschen zu stecken, sie absichtlich dem Froste entgegenhält und dann vor Schmerz weinend ausruft: „Es geschieht meinem Vater recht, wenn ich mir die Hände erfriere — warum kauft er mir keine Handschuhe?" —

Herr Kennan schildert die „Politischen" als Opfer und Märtyrer — ich glaube, daß er damit weder der Sache noch den beklagenswerten Verbannten dient. Das Martyrium ist auch in Rußland ein Anachronismus; Fleiß, Unternehmungsgeist, Arbeitslust — das fehlt den „Politischen" in Sibirien, und wer die verirrten jungen Leute darauf aufmerksam machen wollte, der erwiese ihnen wahrlich eine viel größere Wohlthat als derjenige, der ihre angeblichen Peiniger brandmarkt und mit ihnen selbst wehklagt und — — revolutionäre Lieder singt.

Arzt und Patient.

Von

Hermann Vierordt.

Das Thema [1]), das in seiner weiten Fassung an sich mancherlei Erörterungen und Erklärungen freien Spielraum gewähren könnte, soll ganz in Kürze einleitend ein wenig umgrenzt werden. Ich betone von vornherein, daß ich nicht etwa bloß das alte Lied anstimmen werde von den lieben, aufopferungsvollen Doktoren und den bösen, undankbaren Patienten, obschon auch diese Frage wird gelegentlich gestreift werden müssen, ich will auch nicht, modernen Strömungen Rechnung tragend, von dem Kampf ums Dasein reden, von dem man so viel hören und lesen muß, in den jetzt der ärztliche Stand glücklich auch hineingewirbelt ist, will auch nicht reden von der neuerdings in verstärktem Maße hervortretenden Sucht nach allerlei möglichen und unmöglichen Heil- und Kurmethoden, denen auch das sogenannte bessere Publikum, mäßige Feinschmeckerei in therapeutischen Dingen damit bekundend, huldigt. — Vielmehr möchte ich auswählend verschiedene Punkte zur Sprache bringen, die bei dem Verkehr zwischen Arzt und

[1]) Am 18. Januar 1893 im Museum zu Tübingen gehaltener Vortrag. Das im nachstehenden Mitgeteilte ist an verschiedenen Stellen gegenüber dem auf bestimmte Zeit beschränkten mündlichen Vortrag erweitert; dies gilt namentlich auch von der Friedrich den Großen betreffenden Episode.

Patient von Bedeutung sind, über die auch gewiß einzelne sich Gedanken gemacht und selbst fixe Meinungen gebildet haben, deren Beleuchtung von medizinischer Seite aber auch seine gute Berechtigung haben dürfte. Wenn ich dabei dem Anekdotischen ein, wie ich mir wohl bewußt bin, nicht unbedingt zu billigendes, weitgehendes Recht einräume, so war dabei die Absicht maßgebend, das an sich Einfache und tagtäglich sich Ereignende durch seine Verbindung mit der hervorragenden Persönlichkeit schärfer hervortreten zu lassen. — Ich verkenne es keineswegs, daß Arzt und Patient in einer Art von Gegensätzlichkeit sich befinden. Beim kindlichen Gemüt, das noch rein und unerzogen sich darstellt, tritt es ja oft genug zu Tage; der wohlerzogene Erwachsene beklagt es vielleicht manchmal, daß er zum Arzt eben das Vertrauen nicht haben könne, das andre ihm so reichlich und willig spenden. Dieses vielberufene Zutrauen ist aber, — gestehen wir's uns — eine heikle Sache und erträgt es kaum, daß man viel davon rede. Jedenfalls sind die Patienten, welche mit der Phrase des Zutrauens sich wohl einzuführen vermeinen, womöglich unter Hervorhebung übler Erfahrungen, die sie mit andern Ärzten gemacht, nicht die richtigen, in der Bethätigung dieses ihres Zutrauens zum mindesten nicht immer konsequent. Da ist es doch viel besser und einfacher, wenn der Kranke ohne weitere Umschweife in die Notwendigkeit sich fügt, dem Arzt sich anzuvertrauen und mit der Thatsache gerade, daß er diesen oder jenen aufsucht, das sogenannte Zutrauen bekundet. — Der verständige Arzt wird sich keine Illusionen darüber machen, wie verschiedenartig, im Prinzip schon, seine Thätigkeit, seine Bestrebungen aufgefaßt werden. Er wird im Kranken zunächst bloß den Kranken sehen, er wird oft genug ein menschliches Verzeihen haben für allerlei Launen und Verstimmungen des häufig von Angst gequälten Leidenden, und dies um so mehr, als die Ärzte selbst bekanntlich nicht immer die liebenswürdigsten Patienten zu sein pflegen, er wird auch Humor genug haben, sich über mancherlei scherz- und ernsthafte Rede, die über den Arzt seit fast undenklichen Zeiten im Schwange ist, hinwegzusetzen oder selbst daran sich zu erfreuen. Ich kann es mir nicht versagen, dieses nicht undankbare Gebiet der mehr oder minder ernsten Satire, auf dem die Schriftsteller alter und neuer Zeit sich wacker getummelt haben, kurz zu berühren; der Verzeihung meiner medizinischen Kollegen glaube ich dabei sicher zu sein. Um nur herauszugreifen aus vielem: so beginnt Jean Paul in der „Auswahl aus des Teufels Papieren" ein Kapitel, das überschrieben ist: „ob nicht die Wissenschaften sowohl, als das peinliche Recht, den besten Gebrauch von den Ärzten machen könnten?" folgendermaßen: „wenigstens dreimalhunderttausend Epigrammen und Satiren gegen die Ärzte laufen auf die Pointe aus: sie morden. Die Satiriker von Adam an bis auf mich wissen die Ärzte nur mit dieser einzigen Waffe anzufallen und diese wird seit so langer Zeit von Hand in Hand gereicht." — Und mindestens so deutlich ist Scarron, der Gemahl der späteren Frau von Maintenon:

Les doctes assassins
Qui s'appellent médecins.

Solche Beispiele von Wohlwollen gegen unsern Stand ließen sich noch gar viele anreihen, aus dem klassischen Altertum, von Griechen und Römern, aus neueren Zeiten hauptsächlich von Molière, der ganze Theaterstücke mit solcher Satire ausstaffiert hat. Möge es am Angeführten genug sein.

All' diesen munteren Reden gegenüber konstatiere ich mit Befriedigung, daß zu allen Zeiten die Ärzte, ganz abgesehen von der wissenschaftlichen Seite, dem äußeren Verhalten gegenüber dem Publikum ihre ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben. Kein Stand — den der Theologen will ich ausnehmen — ist dabei so gewissenhaft, so anspruchsvoll in den Anforderungen an seine Adepten gewesen. Ein Moderner mag vielleicht über so altmodisches Schriftwerk lachen, das sich vermißt, einen jungen Doktor Mores zu lehren, und doch spricht, ganz abgesehen von dem ursprünglich praktischen Zweck, eine hohe Auffassung von dem ganzen Beruf aus allen diesen Schriften, die oft genug von den hervorragendsten Ärzten stammen, von solchen, die, wie man sich gern ausdrückt, Schule gemacht haben. Wie subtil, wie schwer im einzelnen erfüllbar sind die Vorschriften, welche das vor Jahrhunderten geschriebene medizinische Lehrbuch des Susruta dem indischen Arzt giebt: „Du mußt der Liebe und dem Hasse, dem Neide und dem Zorn, der Trägheit, der List und der Habsucht entsagen. Mit Sorgfalt auf dein Äußeres bedacht, mußt du ein reines, von Wohlgerüchen duftendes Kleid tragen. Sei ein Diener der Wahrheit und du wirst des Namens eines Zöglings würdig sein. Du sollst den Brahminen, deinen Lehrern in der Heilkunde, den Anachoreten, deinen Freunden und allen denen, welche sich an dich um Hilfe wenden, dieselbe Hingebung widmen wie deinen Eltern. Der Arzt soll die Haare kurz, die Nägel rein und beschnitten tragen. Er soll nie sein Haus verlassen, ohne einen Stock oder einen Sonnenschirm zu führen."

„Der Arzt soll schön, wohlgebaut, liebenswürdig, ernst, ohne Anmaßung, freundlich und geistreich, seine Rede sanft und ermutigend, wie die eines Freundes, sein Herz rein und edel sein. Er soll ein Muster der Nüchternheit darstellen und seine Kranken mehr lieben als Geschwister, Freunde oder Eltern. Man kann vor einem Bruder, einer Mutter, einem Freunde Furcht empfinden, vor einem Arzte niemals."

Zwei Schriften der hippokratischen Sammlung, die „vom Arzt" und „vom Wohlverhalten des Arztes", befassen sich u. a. mit den körperlichen, geistigen, sittlichen Eigenschaften des Arztes. — Die Eigenschaften, die vom Chirurgen von Fach zu fordern sind, hat vor neunzehnhundert Jahren der römische Schriftsteller Cornelius Celsus mit Worten geschildert, die heute noch Anerkennung verdienen. „Es soll der Chirurg ein junger Mann sein oder jedenfalls dem Jugendalter näher als den Greisenjahren, mit kräftiger, stetiger, nie zitternder Hand, links wie rechts gleich geschickt, scharfen und offenen Blicks, unerschrocken, mitleidslos, so, daß er den einmal übernommenen Kranken auch heilen will, ohne sich durch dessen Wehklagen zu größerer als der erforderlichen Eile antreiben oder zu weniger Schnitten, als notwendig sind, bestimmen zu lassen."

Wer auf präcise Kürze Wert legt, begnügt sich vielleicht mit dem holländischen Sprichwort: „ein Doktor muß ein Falkenauge, eine Jungfrauenhand und ein Löwenherz haben."

Über die Pflichten eines Professors der Medizin hat im vorigen Jahrhundert ein deutscher Universitätsprofessor ein lateinisches Programm geschrieben, und das „Zusammenseyn der Ärzte am Krankenbett" hat der Hannöversche Leibarzt Joh. Stieglitz zum Gegenstand einer wohl etwas breit angelegten, aber immerhin auch heute noch lesenswerten Abhandlung gemacht. Einigermaßen in Verlegenheit aber bringt mich der berühmte Hallenser Professor Friedrich Hoffmann — Sie kennen ihn von den Hoffmannstropfen her. — Dessen im Jahre 1738 zuerst erschienener, ursprünglich lateinisch geschriebener „Politischer Medicus oder Klugheitsregeln, nach welchen ein junger Medicus seine Studia und Lebensart einrichten soll", hebt mit den wenig modernen Worten an: „die erste Regel: ein Medicus soll ein Christe seyn." Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß in dem sonst unduldsamen Mittelalter jüdischen Ärzten selbst die Behandlung von Christen gestattet war. In Salerno, in Montpellier waren sie zum Studium zugelassen, im frühen Mittelalter waren in Alexandrien und auf den arabischen Schulen ausgebildete Juden sehr häufig neben den Mönchs-Ärzten die Profan-Leibärzte der Fürsten. So hatte Kaiser Karl der Kahle einen Juden als Leibarzt, später auch König Wenzel u. a. — Befleißigt man sich jetzt in solchen Dingen im allgemeinen einer nicht voll zu billigenden Gleichgültigkeit, so war in nicht gar so weit zurückliegender Zeit die Animosität um so größer. Als in der Mitte des 17. Jahrhunderts ein gewisser Hirsch, Judaeus, promotus doctor medicinae, seiner fürtrefflichen Experienz und Kunst wegen im ganzen Lande Württemberg zollfrei sollte passieren dürfen, „setzten sich wider dieses Privilegium alle Geistlichen mit der größten Vehemenz, sagend, es wäre besser mit Christo gestorben, als per Judendoktor mit dem Teufel gesund werden." Verzeihen Sie mir diese streng genommen nicht hierher gehörige Abschweifung. Derartiges gilt ja heute als überwundener Standpunkt, ein Verständiger wird, wenn es nicht anders geht, die Gesundheit dankbar aus jeder Hand entgegennehmen. Die Religion als solche wird kaum mehr im ärztlichen Standesleben Gegenstand principieller Erörterungen werden können. — Daß aber auch in neuerer Zeit das Bedürfnis nach Feststellung ärztlicher Kompetenz und Pflicht nicht geschwunden ist, vielmehr in andrer, schärferer Form da und dort auftaucht, mag Ihnen ein kleiner Codex beweisen, betitelt „Arzt und Publikum", eine Darlegung der beiderseitigen und gegenseitigen Pflichten." Er ist dem Code of medical ethics nachgebildet, den die ärztliche Gesellschaft in New York für ihre Mitglieder vereinbart hat, und ist zunächst als ein Entwurf zu betrachten, den der ärztliche Bezirks-Verein München im Jahre 1875 seinen Mitgliedern zur Verteilung und Begutachtung vorgelegt hat. Was eigentlich aus ihm geworden ist, vermag ich selbst nicht zu sagen; manches darin ist aber treffend, und wenn Sie auch zum Teil Selbstverständliches und Einfaches hören werden, so darf ich doch die Erwartung

hegen, daß aus dem Ganzen der edle, von aufdringlicher Geschäftsmäßigkeit freie Ton Sie anmuten werde.

Artikel I., Pflichten der Ärzte gegen ihre Patienten, lautet: § 1. Der Arzt hat nicht allein immer bereit zu sein, einem an ihn gerichteten Rufe zu folgen, sondern er hat auch eingedenk zu sein der Größe seiner Aufgabe und der Verantwortlichkeit, die er mit ihr übernimmt. Diese seine Verbindlichkeiten sind um so bedeutender, als nur sein eigenes Gewissen Richter ist über allenfallsige Nachlässigkeit und Mangel an Sorgfalt. Der Arzt muß die Wichtigkeit seines Berufes immer vor Augen haben und bedenken, daß das Wohlbefinden, die Gesundheit und das Leben der ihm Anvertrauten von seiner Geschicklichkeit, Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit abhängen. Er muß Zartheit mit Festigkeit und Herablassung mit Autorität so in seinem Benehmen vereinigen, daß seine Patienten mit Dankbarkeit, Respekt und Vertrauen auf ihn sehen.

§ 2. Jeder Fall soll mit Aufmerksamkeit, Festigkeit und Humanität behandelt, verständige Nachsicht der geistigen Schwäche und den Launen der Kranken zugestanden werden. Verschwiegenheit und Zartgefühl sollten (wo sie durch besondere Umstände geboten sind) streng beobachtet werden; auch im vertraulichen Umgange, wie er sich oft zwischen Ärzten und Klienten entwickelt, soll immer Diskretion, Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit bewahrt werden. Die Verpflichtung der Verschwiegenheit reicht über die Zeit der ärztlichen Behandlung hinaus; über persönliches und häusliches Leben, über Schwächen der geistigen Anlage und Flecken des Charakters, die der Arzt während der Erfüllung seiner Berufspflichten bemerkt hat, darf er nichts verlauten lassen, es sei denn, er würde von berechtigter Seite dazu aufgefordert.

§ 3. Häufige Besuche bei Patienten sind im allgemeinen erforderlich, da sie es dem Arzte ermöglichen, genauer die Krankheit zu erkennen, rascher jeder allenfallsigen Veränderung zu begegnen und sich das Vertrauen der Kranken zu bewahren, aber unnötige Besuche müssen vermieden werden, da sie den Kranken nutzlos ängstlich machen, die Autorität des Arztes leicht schädigen und ihn in den Verdacht bringen können, seinen eigenen Vorteil dabei zu suchen.

§ 4. Der Arzt soll nicht voreilig schlimme Prognostika stellen, um nicht den Verdacht auf sich zu laden, als wolle er die Wichtigkeit seiner Dienste bei der Behandlung oder Heilung einer Krankheit größer erscheinen lassen. Aber er soll nicht unterlassen, zur richtigen Zeit und bei passender Gelegenheit die Angehörigen des Kranken von der eingetretenen Gefahr zu unterrichten, und selbst den Patienten, wenn es durchaus notwendig ist. Diese Benachrichtigung des letzteren, vom Arzte selbst ausgehend, ist so beunruhigend, daß sie, wenn möglich, einer andern Person von hinreichendem Verständnis und Zartgefühl übertragen werden soll, denn der Arzt soll Hoffnung und Wohlbehagen den Kranken einflößen, er soll, indem er das niedergedrückte Gemüt durch Trostesworte aufrichtet, den Tod erleichtern, das entfliehende Leben neu anregen und dem entmutigenden Einflusse jener Krankheiten entgegenwirken, welche oft die Ruhe des resigniertesten

Patienten zerstören. Das Leben eines Patienten kann nicht nur durch Handlungen, sondern auch durch die Worte und das Benehmen des Arztes verkürzt werden. Es ist deshalb eine heilige Pflicht für ihn, in dieser Beziehung sorgfältig auf sich zu achten und alles zu vermeiden, was den Kranken entmutigen oder sein Gemüt niederdrücken könnte.

§ 5. Ein Arzt darf einen Patienten nicht verlassen, weil der Fall als unheilbar anzusehen ist, denn seine Hilfe kann fortwährend höchst nützlich für den Patienten sein und beruhigend für die Umgebung, selbst im letzten Stadium der letalen Krankheit, indem er Schmerzen und andre Erscheinungen lindert und die geistige Angst und Kummer mildert. Die Besuche unter solchen Umständen abzulehnen, heißt einem eingebildeten Zartgefühl und mißverstandener Rücksicht die moralische Pflicht opfern, deren Erfüllung ja nicht von der pekuniären Belohnung abhängt, sondern erhaben über sie ist.

§ 6. Konsultationen sollen in schwierigen und langwierigen Fällen veranlaßt werden, da man durch sie Vertrauen, Energie und erweiterte praktische Anschauungen gewinnt.

§ 7. Der Arzt hat sehr oft auch Gelegenheit, moralisch auf Patienten einzuwirken. Wie weit er hierin gehen darf, muß ihn Diskretion und Zartgefühl belehren.

So ist der ärztliche Stand seiner Verpflichtungen gegen das Publikum in aller Zeit sich sehr wohl bewußt gewesen, wie Sie aus dem Vorgebrachten entnehmen mögen.

Wenn bisher der Arzt, so wie er ist oder sein soll, zum Wort gekommen ist, so darf anderseits der Patient, dem der Arzt seine Existenzberechtigung verdankt, der genaueren Beleuchtung nicht entrückt werden. Es ist selbstverständlich, daß die ärztliche Thätigkeit nicht allenthalben in ihrer wahren Bedeutung erkannt und gewürdigt wird. Wer wollte auch dies verlangen! Hat Rousseau recht, so verdankt der ärztliche Stand überhaupt bloß einer großen Verkehrtheit und Unnatürlichkeit sein Dasein, im günstigsten Fall ist er für viele ein notwendiges Übel, wie es allerdings noch mancherlei in dieser unvollkommenen Menschenwelt giebt. Wenn übrigens ein Mediziner einmal es als oberstes und letztes Ziel der Heilkunde bezeichnet hat, sich selbst entbehrlich zu machen, so hat er, freilich in edlerer Form, auch nicht viel andres sagen wollen. Die ärztliche Welt verlangt keineswegs nach kritikloser Bewunderung und schrankenloser Verehrung, wie sie nicht so selten dem unverfrorenen und selbstbewußt auftretenden Heilkünstler in so reichem Maße zu teil wird. Gerechtigkeit und Billigkeit ist alles, was sie braucht, so schmeichelhaft es ihr auch sein mag, daß man zuweilen das Unmögliche vom Arzt verlangt, das im gegebenen Fall Übernatürliche, das der Charlatan oder Halbarzt stets ohne Bedenken zusagt, wohl wissend, daß er sein Versprechen nicht halten kann. Der Beachtung wert und jedenfalls von billiger Überlegung zeugend ist der Standpunkt, den Friedrich der Große in diesen Dingen einnimmt.

„Ich habe bei mir selbst die Frage noch nicht entscheiden können, ob die Medizin eine Kunst sei oder nicht. Aber ich bin fest überzeugt, daß kein Mensch

in der Welt das Vermögen habe, einen Magen, Lunge oder Niere neu zu machen, wenn diese für das menschliche Leben wesentlichen Teile einmal verletzt sind, und ich rate meinen Freunden sehr, wenn sie krank sind, ihre Zuflucht zu einem Arzt zu nehmen, der schon mehr als einen Kirchhof gefüllt hat, und nicht zu einem jungen Schüler von Hoffmann oder Boerhaave, der noch nicht Gelegenheit gehabt hat, irgend einen Menschen zu töten . . . Die Lehrer der Medizin müssen besonders ihre Schüler gewöhnen, die Symptome der Krankheiten sorgfältig zu untersuchen, um ihre Gattungen genau zu kennen. Die Symptome sind ein schneller oder schwacher, ein starker oder heftiger Puls, Trockenheit der Zunge, Beschaffenheit der Ausdünstung und aller Arten von Absonderungen. Hieraus zieht der Arzt Folgen, nach denen er mit einiger Sicherheit die Art des Marasmus bestimmen kann, welcher die Krankheit verursacht, und nach diesen Kenntnissen wählt er alsdann die sichersten Mittel, sie zu heilen. Der Lehrer der Arzneikunst muß auch besonders sich Mühe geben, seinen Schülern die ausnehmende Verschiedenheit der Temperamente und die Aufmerksamkeit, die sie erfordern, zu zeigen. Er muß ihnen deutlich machen, wie dieselbe Krankheit bei jedem Temperamente ganz verschieden sich äußere und wie notwendig es daher sei, die Arzneimittel auch in derselben Krankheit auf das genaueste nach der Konstitution des Patienten abzumessen. Nach allem diesem Unterricht wage ich es doch nicht zu hoffen, daß unsre jungen Äskulape Wunder thun werden, aber das Publikum wird doch den Vorteil davon haben, daß die Unwissenheit oder Trägheit der Ärzte künftig einige Bürger des Staates weniger töten werde.“ Es braucht ja gewiß nicht alles unterschrieben zu werden, was der große König hier ausgesagt hat, aber das Interesse für die ärztliche Thätigkeit, die Anerkennung der Schwierigkeiten in der Beurteilung der einzelnen Krankheiten und Kranken ist doch aus diesen, der Schrift über die deutsche Litteratur entnommenen Sätzen genugsam ersichtlich und uns um so wertvoller, als wir dem hier über Medizin Urteilenden späterhin noch als Patienten begegnen werden. Nicht die laienhafte Neugier, die oft genug lästig fällt, nein, das Interesse in irgend einer Form, das man gar häufig in gegenwärtigen Zeiten auch bei intelligenten und hochgebildeten Menschen vermißt, ist von einem gewissen Nutzen, wenn es sich manchmal auch in fast absonderlicher Manier äußern mag. So liebte es Alexander der Große, seine Freunde ärztlich zu behandeln, der Czar Peter huldigte (wohl ein besonderer Gewinn seiner niederländischen Studienreise) dem etwas barbarischen Vergnügen, seinem Hof- und Dienstpersonal die Zähne höchst eigenhändig auszuziehen, auf dem zweiten Bundestag in Schmalkalden 1537 übermittelte Herzog Ulrich von Württemberg dem damals schwer erkrankten Luther ein Tränklein gegen Stein und Gicht, das hauptsächlich aus einer Abkochung von Wachholderbeeren bestand, und „Herzog Christoffens seligen Pilulae gegen den (rheumatischen) Hauptfluß“ können in Osw. Gabelchover's Arzneibuch eingesehen werden. Mit Heinrich VIII. von England, der ganze Rezeptsammlungen für allerlei Übel hinterlassen hat, und Jakob V. von Schottland, der als Geburtshelfer eines gewissen Rufes sich erfreute, will ich die Liste der Potentaten schließen, die ein Interesse für die Heilkunde bethätigten,

eine Thatsache, die ich keineswegs überschätzen möchte, aber doch auch nicht ohne eine gewisse Genugthuung registriere. Wissen doch manche nicht die Thätigkeit eines Arztes von der eines kräuterkundigen alten Weibes zu unterscheiden, machen keinen Unterschied zwischen einem wissenschaftlichen Heilplan und der rohen, mit künstlich aufgebauschter Autorität gepaarten Empirie vielleicht eines geistlichen Herrn, mag dies nun — fin du siècle — ein bayrischer Pfarrer oder zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ein Kapuziner-Pater Bernardo sein, der mit seinen Kaltwasser- und Eiskuren ganz Malta und Sicilien in Aufregung brachte.

Dem medizinischen Laien ist es an sich nicht zu verargen, wenn er die Gesundheit nimmt, wo sie geboten wird. Wenn er aber beispielsweise eine an sich vielleicht überhaupt nicht operierbare Geschwulst sich lieber von einem Kurpfuscher auf die schmerzhafteste und langwierigste Weise anätzen als ausschneiden, von einem Heilkünstler sich einen Bandwurm und eine dementsprechende Kur einreden läßt, aus der Hand eines analphabetischen Weibes mit gläubigstem Vertrauen ein Tränklein, etwa zur Regeneration des Blutes, entgegennimmt u. s. f., so fragt man vergeblich nach der Logik, zu welcher doch wahre Bildung eine gewisse Anwartschaft verleiht. Einige Schuld an all' dem mag vielleicht der Umstand haben, daß der medizinische Laie die Stellung des Arztes zur Krankheit sich nicht immer klar zu machen weiß; in der Geschichte der Medizin hat sogar bei den Ärzten selbst die Auffassung geschwankt. Hatte einst Hippokrates im 5. Jahrh. v. Chr. die Natur als den vorzüglichsten Arzt der Krankheit hingestellt, so behauptete ungefähr drei Jahrhunderte später der Bithynier Asklepiades, die Natur nütze nicht bloß nichts, sie schade sogar. Und seine dieser Doktrin entspringende, nicht gerade sehr annehmliche Kurmethode hat ganz Rom in Entzücken versetzt, er erschien aller Welt als ein Bote des Himmels. Immer wieder im Laufe der Zeiten ist es nötig gewesen, die Natur in ihrer wesentlichen Bedeutung wieder zum Recht kommen zu lassen, ihre Heilkraft, Restitutionskraft, oder wie man es gerade genannt hat, hervorzuheben. Besorgt aber die Natur alles, so ist der Arzt höchstens der Handlanger, der minister naturae, der in den Gang der Dinge bestimmend nicht eingreifen kann. So Molière im „steinernen Gast": „ein Arzt ist ein Mensch, der sich dafür bezahlen läßt, daß er im Zimmer des Kranken Lappalien schwatzt, bis die Natur ihn geheilt hat oder die Arzneimittel ihn umgebracht haben." Und noch etwas drastischer, jedenfalls viel aktiver stellt der Satiriker die ärztliche Thätigkeit dar:

„Wenn Krankheit und Natur in einem Körper streiten,
So kommt der Arzt hinzu und schlägt nach beiden Seiten;
Wenn er die Krankheit trifft, so stellt er wieder her,
Wenn die Natur, so — tötet er.

Mir scheint aus all' dem hervorzugehen, daß halb absichtliches, halb unabsichtliches Mißverständnis vielfach hier im Spiele ist. Die Thätigkeit des Arztes ist eben eine verschiedene, bald eine zuwartende, ordnende, sanft führende, dann aber auch eine dem Laien gewiß verständliche, rasch zugreifende, aufs Ziel geradewegs zusteuernde, eminent aktive. Und so gut die Kriegskunst zwischen Offensive

und Defensive unterscheiden muß, ohne das eine oder andre prinzipiell höher stellen zu können, ebenso gut muß das Handeln des denkenden Arztes sich verschieden darstellen, unbekümmert darum, was der Kranke oder gar dessen Angehörige im einzelnen Fall erwartet oder gehofft haben. Jedenfalls ist es nicht selbstverständlich, was in früherer Zeit fast als wesentlich erschien, daß der Arzt immer nur mit zweischneidigem Messer an das Lager des Kranken trete.

„Du sprichst, mein Helikanus, wie ein Arzt,
Du überreichst mir einen solchen Trank,
Den du nur selbst mit Zittern nehmen würdest."

Shakespeare, Perikles Akt 1, Scene 4.

Wo aber so viele Möglichkeit des Handelns und Sichgebens auf der einen, so mancherlei Ansprüche, Erwartungen, Befürchtungen, Hoffnungen auf der anderen Seite zusammentreffen, da mag oft genug Reibung zwischen beiden Parteien sich entwickeln. „Kann Er mir davon helfen," so empfing, auf einen Karbunkel im Nacken hinweisend, der alte Kurfürst von Hessen den Chirurgen Konrad Johann Martin Langenbeck. „Er kann schon, aber er will nicht," erklärte der Göttinger Professor und verließ allsogleich den Palast, in welchem ihm nicht die gebührende Höflichkeit zu teil geworden. Da verweilt man allerdings mit mehr Interesse auf einem Patienten, wie ihn die Geschichte nicht oft darbietet, auf Friedrich dem Großen. Es war von vornherein anzunehmen, daß der energievollste Mann seines Jahrhunderts auch als Kranker seine besondere Eigenart nicht verleugnen werde. „Das Physische des Königs war ebenso außerordentlich als sein Moralisches", schreibt der Leibarzt, Professor Selle, der eine kurze Krankheitsgeschichte des Königs niedergeschrieben hat. Für unsre Zwecke von Bedeutung sind die Berichte, die der zur Konsultation berufene Hannöversche Leibarzt Joh. Georg Ritter von Zimmermann über des Königs letzte Krankheit hinterlassen hat. Die französisch geführten Gespräche[1]) zwischen dem Monarchen und dem in Höflichkeit zuweilen schier ersterbenden Sohn der freien Schweiz sind mit einer gewissen breitspurigen Selbstgefälligkeit wiedergegeben, sie bieten, wenn sie auch keine Geschichtsquelle ersten Ranges darstellen, des Interessanten eine reiche Fülle. Als Zimmermann nach Sanssouci kam, war der König schon schwer krank, er galt für verloren, die Hofleute in Berlin hatten schon ihre Trauerkleider gekauft. Am 24. Juni 1786 wurde Zimmermann zuerst vor den kranken König gerufen. „Es war einer der allerschreckhaftesten und schauderigsten Tage meines Lebens." Schon im Jahr 1771 hatte Zimmermann mit dem König eine Unterredung über Arzneikunst gehabt: „Friedrich examinirte mich in dieser Stunde, in Absicht auf meine etwanige Kenntnisse, wie ich wahrlich sonst niemals in meinem Leben examinirt worden bin." —

Im Nachfolgenden muß ich mich auf möglichst kurz gefaßte Auszüge beschränken, die mir zur Charakterisierung des Königs geeignet scheinen.

[1]) Über Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm kurz vor seinem Tode. Leipzig in der Weidmannischen Buchhandlung 1788.

In 17 Tagen hat Zimmermann dreiunddreißigmal den König gesehen und gesprochen. Am ersten Tage äußerte der König im Laufe des Gesprächs: „o, ich habe sehr gealtert, ich bin sehr krank.“ — „Deutschland und Europa werden nicht gewahr, daß Ew. Majestät alt und krank sind. — Ew. Majestät schrieben mir, das Atemholen werde Ihnen seit 7 Monaten sehr beschwerlich.“ König: „Engbrüstig bin ich, aber die Wassersucht habe ich nicht; Sie sehen indessen, wie meine Beine geschwollen sind.“ Zimmermann: „Mit der Engbrüstigkeit verbindet sich oft starke Geschwulst in den Beinen . . “ K.: „Man kann mich nicht heilen, nicht wahr?“ Z.: „Erleichtern, Sire!“ K.: „Was raten Sie mir?“ Z.: „Vorerst nichts. Aber sogleich werde ich mir die Krankheitsgeschichte Ew. Majestät von Ihrem Kammerdiener erzählen lassen und alles lesen, was die Ärzte Ew. Majestät darüber geschrieben haben. Dann werde ich die Ehre haben, meine Meinung zu sagen.“ K.: „Recht so; Schöning[1]) ist von allem unterrichtet.“ Nun nahm der König sehr freundlich den Hut ab und sagte: „Ich danke Ihnen nochmals, daß Sie hierher haben kommen wollen, haben Sie die Güte, diesen Nachmittag um 3 Uhr mich wieder zu besuchen.“ . . . Der König hatte die Wassersucht in hohem Grade. „Die Hände fand ich äußerst entfärbt, mager und dürr, den Leib sehr stark und die Beine bis ganz oben an die Lenden so fürchterlich geschwollen, als nur irgend Beine geschwollen sein können.“ Eine Crux der Leibärzte war des Königs unzweckmäßiges Verhalten in Beziehung auf Diät. Zimmermann läßt sich erzählen: „nichts gleiche dem Feuer, womit man alle seine Speisen würze und womit er täglich seine Eingeweide verbrenne. Die unverdaulichsten Speisen seien seine liebsten Speisen, nichts esse er zum Exempel lieber, als preußische Erbsen, die härteste Art von Erbsen in der Welt, Erbsen, von denen man sogar in Niedersachsen und vollends in Westfalen sagen würde: sie sind zu hart . . . Und wenn es früher nicht nach Wunsch ging, so habe er erschrecklich auf Ärzte und Arzneikunst gescholten, höchst erbärmlich habe er dann seinen Ärzten die Köpfe gewaschen und sie gleich auf der Stelle nach ihrer Heimat versendet.“

Am zweiten Audienztag (25. Juni) geht es minder gut als tags zuvor. Zimmermann erregt des Königs Mißfallen, da er die guten Dienste des Leibarztes Professor Selle in Berlin erwähnt. Der König schlummert nach verschiedenen Beklemmungsanfällen ein . . „Alleine war ich armer Fremdling bei dem König von Preußen, der entrüstet über mich schien . . . . Blut hätte ich geschwitzt, wenn man könnte Blut schwitzen. Bei dem schrecklich großen Manne stand ich da, ganz alleine, in der allgemeinsten feierlichen Stille und weit umher herrschenden Ruhe.“

Am 26. war die königliche Laune wieder besser. Zimmermann giebt in Kürze die Grundzüge seines Heilplans. K.: „Sie wollen mich also heilen?“ Z.: „Lindern will ich den Zustand Ew. Majestät, wenn Sie Geduld genug haben und mir Zeit genug vergönnen. Eine sehr gelinderte Krankheit ist am

[1]) Des Königs Kammerhusar und erster Kammerdiener.

Ende eine halb geheilte Krankheit.“ K.: „Da haben Sie recht; aber was wollen Sie mir denn geben?“ Z.: „Ein sehr gemeines, allgemein bekanntes, äußerst einfaches Mittel, dessen sich die Griechen und Römer schon bedienten, den zur Honigdicke eingekochten Saft vom Löwenzahn.“ K.: „Das ist eine Pflanze, die ich nicht kenne.“ Z.: „Sie wächst im Frühjahr auf allen Wiesen.“ K.: „Den Löwen möchte ich wohl kennen, für den dieser Zahn erschaffen ward.“ Z.: „Sire, das wird sich bald zeigen.“ K.: „Aber, kennen Sie die Wirkungen dieser Pflanze aus eigener Erfahrung?“ Z.: „Aus häufiger Erfahrung.“ K.: „Ich will dieses Mittel nehmen.“

Tags darauf, den 27. Juni, war all' die Folgsamkeit verschwunden, über die Herr Schöning so sehr erstaunt gewesen war. Eine äußerst zahlreiche Artillerie von Einwürfen gegen den Löwenzahn — so ist der Ausdruck — wird ins Feld geführt, schließlich sagt der König: „Das sage ich Ihnen aber zum Voraus: Ich nehme Ihre Arznei nur einmal im ganzen Tag.“ Dann Verhandlungen über die Dosis und der Einwurf: „Aber der Löwenzahn kann die Kraft verloren haben, die er zur Zeit der Griechen und Römer hatte.“ Z.: „Diese Pflanze und ihre Kräfte kenne ich nicht nur aus Büchern. Ich bediene mich des eingekochten Saftes derselben seit 30 Jahren; jeden Frühling verschreibe ich vielleicht mehr als einen Zentner dieses Extraktes . . . Trinken Ew. Majestät diesen Gift in meiner Gegenwart und sehen mir dabei scharf ins Gesicht. Sie werden erfahren, daß ich ebenso wenig aus meiner Fassung komme, als der Arzt des großen Alexanders.“ Diese kleine Rakete schien bei dem König mehr zu wirken als alle medizinischen Räsonnements. Er sagte laut und nachdrücklich: „Ich werde Ihr Mittel nehmen.“ Und in der That, das Mittel wurde in der Frühe des folgenden Tages genommen und vom König hoch gepriesen. „Ihr Mittel hat Geist, denn es weiß, wo mein Übel sitzt. Sie thun Wunder, denn ich bin heute mehr erleichtert, als ich es noch nie, durch kein einziges Mittel gewesen bin.“ Z.: „Wunder habe ich noch nie gethan, werde sie auch nie thun, und ich glaube an keine, als an diejenigen, die Ew. Majestät im siebenjährigen Kriege thaten.“ In den nächsten Tagen verschiedene grobe Diätfehler des Königs mit Melonen, stark gewürzter Polenta und, wie ein Höfling sich ausdrückte, in der Hölle gebackener Aalpastete. So tief war des Königs Verstimmung, daß er zu dem schwer erschütterten Zimmermann sagte: „Ich bin nichts mehr, als ein altes Gerippe, wert auf den Anger geworfen zu werden.“ Nach zwei Tagen, als eine Nudelpastete das mühsam Gewonnene wieder zerstört hatte, meint der König: „Hören Sie, es scheint mir doch, daß der Löwenzahn, den ich nehme, weiter nichts sei, als un peu miton mitaine.“ Z.: „Ew. Majestät glauben ganz gewiß nicht, daß ich mich erdreisten würde, Ihnen medizinisches Spielwerk zu verschreiben! Aber man kann auf eine Krankheit, wie die Krankheit Ew. Majestät ist, nicht Sturm laufen.“ K.: „Das begreife ich, denn wollten Sie auf die Krankheit Sturm laufen, so schmissen Sie den Kranken zu Boden.“ Ab und zu kommt die Rede auf Diät, wobei der König dem Arzt im Prinzip beipflichtet und sehr weise Ansichten entwickelt . . . Z.: „Heute aß ich

mit meiner Frau das letzte Stück der kleinen afrikanischen Melone, die Ew. Majestät mir vor 4 Tagen schenkten. Sie sehen also, Sire, daß ich Diät lehre und ausübe.“ K.: „Sie haben aber doch auch gesehen, wie meine christliche Seele gemartert sein muß, wenn ich dieser Versuchung soll widerstehen!“ Dann äußert er sich wieder einmal befriedigt vom Löwenzahn, setzt aber mit dem Zeigefinger freundlich winkend hinzu: „Aber, aber! fünfundsiebenzig Jahre.“ Z.: „Ein Leben, wie das Ew. Majestät, berechnet man nicht nach der Zahl der Jahre.“ An diesem Tag Diätfehler mit allerlei Süßigkeiten, selbst ein dreiviertelstündiger Ritt im Park zu Sanssouci, der dem König sehr schlecht bekommt. Auf des Königs Einwurf: „Ihr Mittel aus dem Löwenzahn hat nichts gewirkt,“ sagt der Arzt freimütig: „Ew. Majestät erinnern sich, daß ich Ihnen dieses Mittel vorgeschlagen habe, um Sie dadurch zu erleichtern, aber nicht mit der Hoffnung, Sie dadurch zu heilen.“ K.: „Haben Ihre Hannover'schen Soldaten in Gibraltar diesen Löwenzahn auch heruntergeschluckt.“ Z.: „Nein, Sire, sie tranken dafür Malaga und Portwein.“ — Allmählich macht sich der König mit dem Gedanken vertraut, er könnte doch die Wassersucht haben, tröstet sich aber damit, daß sein Vater 5 Jahre daran gelitten; er demonstriert dem Arzt, wie er, vom Kammerhusar unter dem Arm gefaßt, gar schlecht und kümmerlich gehe; von Zimmermann muß er sich sagen lassen: „Die einzigen gefährlichen Feinde Ihrer Majestät sind Ihre Köche.“ Am 11. Juli wird Zimmermann vom König auf das huldvollste verabschiedet. „Ich bitte alle Ihre Kranke um Verzeihung, daß ich sie so lange Ihrer Hilfe beraubet habe. Ich danke Ihnen für die Gefälligkeit, mit der Sie so lange hier bei mir gewesen sind. Ich wünsche, daß es Ihnen immer wohl gehe . . . „Nunmehr nahm der König seinen Hut mit unbeschreiblicher Würde, Huld und Freundlichkeit ab, neigte sein Haupt und sprach: „Adieu, mein guter, mein lieber Herr Zimmermann. Vergessen Sie den guten, alten Mann nicht, den Sie hier gesehen haben.“ Am 17. August starb der König am „Stickfluß“, „die Maschine dieses außerordentlichen Geistes war zum Stillstand gebracht,“ wie Selle schreibt.

Ich habe etwas lange verweilt bei diesem Patienten, die universelle Bedeutung desselben und vor allem der Umstand, daß er einen häufig zu beobachtenden Typus von Kranken darstellt, gaben mir vielleicht das Recht dazu. Zimmermann selbst, ich muß dies erläuternd anfügen, war sich der Stellung wohl bewußt, die er dem großen König gegenüber einnahm. Der Hoffnung auf die Möglichkeit irgend einer ordentlichen und durchgreifenden Kur hatte er gleich von Anfang an gänzlich entsagt. „Mein ganzes Verfahren bei dem König, außer den ernsthaften Vorstellungen, die ich ihm so oft machte, war im Grunde nichts und wieder nichts, als „medizinische Politik“. Und auf diese mehr zuwartende, ich möchte sagen ausgleichende Thätigkeit muß sich der Arzt oft genug beschränken. Häufig nährt ja der Kranke Hoffnungen, oder er giebt sich unnötigen Befürchtungen hin, mit beiden muß gerechnet und im einzelnen Fall entschieden werden, welche Stellung zu nehmen ist. Es ist aber eine tröstliche Erfahrung, die oft zu machen ist und die auch Zimmermann von seinem Patienten

berichtet: „zu einer Zeit, wo der König schon als verloren zu betrachten war, war sein Mut noch groß, und seine Hoffnung, wenn er derselben auch in trüben Augenblicken entsagte, verließ ihn nie.“ — Ein Punkt, der kurzer Erwähnung bedarf, ist die Bereitschaft zum Sterben. Wenn Elisabeth von England das Wort Tod nicht hören konnte, schon in gesunden Tagen, so giebt es anderseits Kranke genug, die fast mit Geflissentlichkeit davon reden, den Unerschrockenen spielen und doch gewaltig zaghaft werden, wenn es ernst wird, jedenfalls die Ankündigung des Todes, um die sie dringend gebeten haben, recht übel aufnehmen. Hatte einst der gesunde Napoleon das übermütige Wort geäußert: L'empereur ne connait autre maladie que la mort, so ward er doch recht kleinlaut, als er auch bei sich selbst den todbringenden Magenkrebs glaubte vermuten zu können, dem sein Vater Carlo Bonaparte erlegen war, an dem nach ihm noch zwei seiner Schwestern, die Fürstin Borghese und die Königin von Neapel, sterben sollten. Nicht selten, so wird erzählt, rief er, die Hand auf die Magengegend drückend, schmerzlich aus: Ah, mon pylore[1])! „Ich fürchte keine Gefahr, aber leiden mag ich nicht. Ein Mittel verlange ich, das mir auf der Stelle helfe,“ sagt Friedrich der Große zu Zimmermann, welcher erwiderte: „Dies Mittel wünsche ich Eurer Majestät von Herzen, aber ich kann es Ihnen nicht verschaffen.“ Der König: „So gehe denn alles, wie es gehen mag. Ich fürchte den Tod nicht, sondern nur die Schmerzen.“ — Zu dem schon mehrmals erwähnten Selle kam ein kranker Offizier und zwang ihm förmlich eine Erklärung darüber ab, ob noch Rettung für ihn möglich sei. Als er eine verneinende Antwort erhalten, dankte er auf das verbindlichste und erschoß sich gleich darauf auf der Treppe. Ich kenne kein historisches Beispiel — von Trajan, vom Mansfelder und ähnlichen will ich absehen — als Joseph II., von dem die Ankündigung des nahenden Todes mit einer fast dankbaren Ruhe hingenommen wurde. Die vom Kaiser ausdrücklich geforderte offene Darlegung des wahren Standes der Dinge wurde dem Leibarzt mit glänzenden Auszeichnungen vergolten. — Bei dem so gar verschiedenen Verhalten der einzelnen Kranken, bei der Umwandlung, die auch normale Menschen durch Krankheit erleiden können, ist der Wunsch, den Patienten ihre Verpflichtungen gegen den Arzt darzulegen, gewiß berechtigt, Verpflichtungen, von denen manche, auch gebildete Kranke oft keine Ahnung haben. Wenigstens klagt noch Zimmermann: „Ich mußte als Arzt damals der Sklave von jedermann sein, der mich dazu machen wollte. Es war damals in Hannover noch Sitte, zumal bei den alten Damen, die mit Georg II. Kaffee getrunken hatten, Ärzte für Knechte zu halten.“ — Der früher erwähnte Codex meint: die Mitglieder des ärztlichen Standes haben sicher ein Recht, zu erwarten und zu verlangen, daß auch ihre Patienten ein richtiges Gefühl und Verständnis für die Pflichten, die sie ihren ärztlichen Beratern schulden, zu erkennen geben. Er erachtet es als eine erste Pflicht eines Patienten, sich nur einem wissenschaftlich gebildeten, approbierten Arzte anzuvertrauen, er fordert wahrheitsgetreue und rückhaltslose

---

[1]) **Pylorus** der Pförtner, untere Magenmund am Übergang in den Zwölffingerdarm.

Mitteilung dessen, was nicht zur Sache gehört, er verlangt sofortige und genaue Befolgung der Vorschriften des Arztes, anderseits Rücksicht insofern, als nicht unnötigerweise während der Speisestunden oder des Nachts der Arzt gestört werden soll. Kaum allgemeiner Billigung dürfte der Satz sich erfreuen: wünscht ein Patient seinen Arzt zu entlassen, so verlangt die Gerechtigkeit und Höflichkeit, ihm auch die Gründe hierfür anzugeben, und was der frommen Wünsche noch mehr sind.

Wir Ärzte sind uns dessen wohl bewußt, daß wir, verglichen wenigstens mit gewissen Zeitperioden, unsre rechtliche und soziale Stellung entschieden verbessert haben, obwohl auch in dieser Beziehung noch manches auszugestalten wäre. Zum mindesten war es eine höchst bedenkliche Sache, wenn z. B. nach dem westgotischen Recht des 7. Jahrhunderts ein Arzt, in dessen Behandlung ein Edelmann gestorben war, sofort den Verwandten ausgeliefert wurde, damit sie mit ihm anfangen könnten, was sie wollten, oder wenn König Johann von Böhmen 1337 einen Breslauer Augenarzt, der ihn nicht von seiner Blindheit heilen konnte, einfach ins Wasser werfen ließ. — Aber auch der Kranke hat seine Stellung als solcher verbessert, das Recht krank zu sein gilt mehr als je. Das ist nicht immer so gewesen. Ich erinnere nur an die Geisteskranken, die übrigens schon Hippokrates vor langen Zeiten den körperlich Kranken an die Seite gestellt hat, ich erinnere an die Herzkranken, die man noch im vorigen Jahrhundert in manchen Ländern für besessen oder behext hielt, an die Aussätzigen, die von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen waren. Die Krebskranken haben heutzutage noch auf unsern Dörfern einen schweren Stand. — Mir scheint aus all' dem klar und unabweislich hervorzugehen, daß Rechte und Pflichten für beide Teile aufzustellen sind, die Krankheit als solche überhebt keineswegs deren Inhaber aller und jeder Rücksicht, es ist in des Patienten eigenstem Interesse, dem Arzt die Arbeit nicht möglichst sauer, sondern möglichst leicht zu machen, es bleibt für diesen immer noch genug der Beschwer. Das Publikum aber hat in den letztvergangenen Zeiten die Neigung angenommen, vom Arzt eher zu viel als zu wenig zu verlangen, die ärztliche Konkurrenz, die da und dort sich geltend macht, begünstigt solche Bestrebungen, schon sind die Zeiten fast vorüber, wo die, freilich nur bedingtes Lob verdienenden, sogenannten Originale von Ärzten in ihrer Ursprünglichkeit sich zeigen dürfen, sei es nun daß feiner oder sarkastischer Witz oder gar eine gewisse göttliche Grobheit ihre Hauptleistung darstellte. Anläufe dazu, daß auch die Ärzte etwas der Sonntagsruhe Ähnliches, soweit es angeht, genießen könnten, sind bisher ohne nennenswerten Erfolg geblieben. Die Devise: „keine Ruh' bei Tag und Nacht" wäre manchem Praktiker durchaus angepaßt. — Was würde das heutige Publikum dazu sagen, wenn ein Arzt es machen wollte wie im vorigen Jahrhundert der Professor Molinelli in Bologna? Der ließ sich aus Furcht, durch übermäßige Anstrengung eine Herzkrankheit sich zuzuziehen, in Wohnungen, die nicht zu ebener Erde lagen, in der Sänfte tragen. Heutzutage würde jede derartige ängstlich-egoistische Handlungsweise der Ruin einer ärztlichen Praxis sein, halb mit Recht, halb mit Unrecht. Das Ausharren auf dem Posten

in Zeiten der Gefahr und Not gehört stillschweigend in den Codex der Pflichten des Arztes; einer Pest auszuweichen, wie es dem berühmten Galenos nachgesagt wird, hat nahezu etwas Schimpfliches. Ich rede nicht von der Cholera, welche die Ärzte verhältnismäßig wenig gefährdet; aber wie viele Ärzte sind schon der Diphtherie, den Pocken, dem Flecktyphus erlegen! Man sehe auch von solchen Gesichtspunkten aus die ärztliche Thätigkeit an, und es wird manches, dem Gewerbegesetz zum Trotz, in einem höheren Licht erscheinen müssen. —

Zu einer freilich etwas subtilen und heiklen Sache möchte ich noch das Wort ergreifen, nicht etwa zur Frage der weibichen Ärzte, sondern zu der vielberufenen Honorarfrage. Der öfters erwähnte Codex sagt: „der Patient soll nach seiner Genesung dem Arzte eine gerechte Anerkennung des Wertes der ihm geleisteten Dienste bewahren, denn durch bloße pekuniäre Belohnung lassen sich diese Dienste ihrer Natur nach nicht bezahlen oder quitt machen." So wäre es durchweg, wenn wir in einer einigermaßen vollkommeneren Welt lebten. Zwar scheint die höfliche Bezeichnung Honorar darauf hinzuweisen, daß es sich nicht um eine Geld-Entlohnung im gewöhnlichen Sinne handelt, sondern um eine Art Ehrengeschenk, um einen Versuch, seiner Erkenntlichkeit in dieser Form Ausdruck zu geben. Auch ist nie das Honorar als etwas unter allen Umständen zu Leistendes angesehen worden, so wie die Ware um Geld getauscht wird. Zu allen Zeiten bei den verschiedensten Völkern sind solche ausdrücklich namhaft gemacht, von denen der zünftige gebildete Arzt ein Honorar nicht verlangen, ja nicht einmal annehmen soll. Der indische Arzt durfte von Brahmanen, Verwandten, Freunden, Unglücklichen keine Belohnung fordern, von einem Weibe eine Gabe nur nehmen mit Gutheißen des Gatten oder Aufsehers, und sie durfte nur in Speise bestehen. So hat es auch D. Martin Luther, der bekanntlich mit irdischen Gütern nicht sehr gesegnet war, gegenüber seinem Arzt Curio gehalten: „Die Praxis ist mager, ich selbst habe für viele Dienste nie nichts gegeben ohne einen Trunk Bier." Das west-gotische Recht bestimmte: „Wenn ein Arzt den Kranken gegen Sicherheitsleistung übernommen hat, so soll er den Kranken gesund machen. Ist der Tod eingetreten, so soll er den verabredeten Lohn nicht verlangen, noch soll darob einem der beiden Teile ein Prozeß gemacht werden." — „Meine besten Kranken," äußerte der berühmte Kliniker Boerhaave in Leyden, „sind die Armen, denn Gott zahlt ihre Rechnung." Freilich als er im Jahr 1738 starb, hinterließ er angeblich seiner Frau und seiner einzigen Tochter ein Vermögen von zwei Millionen holländischen Gulden. — Brauch und Sitte der Völker sind dem bedürftigen Kranken allezeit zu Hilfe gekommen, und wenn auch aus guten Gründen nicht immer so großartig, wie ein Londoner Arzt des vorigen Jahrhunderts, auf dessen Epitaph steht: „Hier ruht Dr. Fothergill, der während seines Lebens 200000 Guineen zum Troste der Unglücklichen verwandte", so hat doch die ärztliche Humanität immerdar viel und gern gespendet. Es ist wohl bloß die Unsicherheit der Verhältnisse, die Neigung des Publikums, den Zufall oder das Belieben walten zu lassen, was vor Jahrhunderten schon, z. B. in der Hohenstaufenzeit, zur Aufstellung von Medizinaltaxen, zur Festsetzung des für die

einzelne ärztliche Leistung anzusprechenden Honorars geführt hat. Ich bringe einiges vor aus der „Sportul-Ordnung des kgl. preußischen Collegii medici anni 1725", welche, von der von 1685 nur wenig verschieden, in der Hauptsache auch heute noch zu Recht besteht, die jetzt allgemein für antiquiert geltende von 1815 ist im wesentlichen bloß eine Erneuerung der 90 Jahre zuvor erlassenen. Es war beispielsweise angesetzt: „Vor jedes Recept, so die Patienten von dem Medico aus seinem Hause holen lassen, 3 Groschen, vor den ersten Gang in gemeinen Krankheiten 1 Thlr., vor den ersten Gang in ansteckenden Krankheiten außer der Pest 2 Thlr., vor jede Visite ohne Verfassung eines Rezeptes in gemeinen Krankheiten 8 Groschen, vor jede Visite bei auklebenden Krankheiten 15 Groschen, vor eine Visite bei nachtschlafender Zeit 1 Thlr., vor eine Reise über Land vor jede Meile 2 Thlr. Vor mühsame Balsamation wird die Remuneration in der Erben Diskretion gestellt." — Für die Chirurgen war beispielsweise ein Beinbruch an alten Personen mit 10 bis 16 Thlr., ein Arm- oder Beinbruch an jungen Personen mit 6 bis 10 Thlr. angesetzt, alles Positionen, die verglichen mit dem damaligen Geldwert nicht gerade gering erscheinen, jedenfalls höher stehen als unsre jetzige durchschnittliche Honorierung. — Noch ist ausdrücklich bemerkt: „bey armen Leuten, die außer Nahrung sitzen und keine Mittel haben, wird einem gewissenhaften Medico die von ihm erforderte christliche Liebe seine Schuldigkeit schon anweisen, also daß er denselben seinen Rath und Hülfe nicht versagen wird." — Freilich vermag die beste und gerechteste Taxordnung das nicht zu leisten, was ihr eigentlicher Zweck ist, dem Arzt ohne viel Umschweife zu dem Lohn für seine Bemühungen zu verhelfen. Der Leute giebt es noch genug, die es schmerzlich empfinden, daß die wiedererlangte Gesundheit, die so manchen von der Natur gratis, dazu noch in unverwüstlichster Form gespendet wird, Geld kosten soll, andre denken vielleicht noch plumper, und der Satiriker Saphir hat einmal vor Jahren in Wien im Josefstädtischen Theater für einen wohlthätigen Zweck, was einiges entschuldigen mag, einen Vortrag gehalten mit dem Titel: Sympathie, Antipathie, Allopathie, Homöopathie, Hydropathie, oder auf wie vielerlei Weise kann man zu den Menschen sagen: „Gieb's Geld her!"

Während der Krankheit sind Versicherungen der Dankbarkeit und Verheißungen eines großen Lohns, zumal bei den Kranken gewisser Nationalität und Abstammung, keine seltene Sache, es scheint die nicht immer geschickt verhüllte, an bäuerliche Logik erinnernde Meinung dabei obzuwalten, durch Versprechung den Arzt zu größerer Sorgfalt anzuspornen, zu Leistungen und Maßnahmen, mit denen er sonst zurückgehalten hätte. Nach der Krankheit wird es dann häufig ruhig, und das alte Sprichwort kommt zu seinem Recht:

„Nimm', so lange es schmerzet,
Denn sonst ist der Lohn Dir verscherzet."
(Accipe dum dolet, post morbum medicus olet.)

Wie wahr ist es, was der französische Arzt Bouvart zu einem Marquis sagte: „In den ersten Tagen Ihrer Krankheit, so lange Sie noch in Lebensgefahr schwebten, war ich Ihr teuerster Freund, als es besser ging, Ihr guter Bouvart,

jetzt aber bin ich Mr. Bouvart, wonach Sie in voller Genesung sein müssen." Von solchen kleinen Erlebnissen kann jeder Arzt erzählen. Der berühmte Kliniker Oppolzer mußte in seinem Ordinationszimmer die Gepflogenheit einführen, jedes auf den Tisch gelegte Couvert vor des Patienten Augen zu öffnen, er hatte früher gar zu oft leere Couverts als Angebinde erhalten. Mir selbst ist es passiert, daß mir einmal ein Patient, um den ich mir in schmerzhafter Krankheit nicht geringe Verdienste glaubte erworben zu haben, einen Brief zugehen ließ mit der rührenden Phrase: „Nehmen Sie Inliegendes als ein Zeichen meiner nie erlöschenden Dankbarkeit"; der Brief enthielt nichts, hatte nie etwas enthalten. Vor mehr als 300 Jahren schreibt der berühmte Theophrast Bombast von Hohenheim, genannt Paracelsus: „O wie vielen hab' ich geraten und geholfen, da Ihr mit Euren Arzneien verzagt seid, dafür mir auch kein Pfennig worden. Ich geschweig anderer Müh' und Arbeit, so ich umsonst gethan." Und dieser selbe Paracelsus verklagte — freilich erfolglos — beim Rat von Basel den Domherrn Cornelius von Lichtenfels, den er durch drei Opiumpillen von einem schmerzhaften Magenübel befreit hatte, auf Zahlung der vorher bedungenen 100 Fl., während der Kanonikus nach der Genesung, auf die Taxe sich stützend, bloß 6 Fl. bezahlen wollte.

„Der ist mir ein kaltes Fieber und zwei Katarrhe schuldig," äußerte Corvisart, der Leibarzt des ersten Napoleon, über einen reichen Bankier, und die Art, wie auch zahlungsfähige Patienten ihrer Verpflichtung gegen den Arzt durch kleine Angebinde sich zu entledigen suchen, pflegte er mit den Worten zu rügen: „das wird gut sein zum Verkauf nach dem Tode."

In allerjüngster Zeit hat ein kaufmännischer Verein — nicht etwa eine Krankenkasse — in einer großen deutschen Stadt sämtliche Ärzte derselben zur Behandlung der zum Teil recht wohlhabenden Vereinsmitglieder unter besonderen Bedingungen eingeladen. Dabei war es eigentümlich, fast naiv, daß der Verein als solcher eine Verbindlichkeit für Zahlung der an der Grenze des Menschenmöglichen stehenden Honorare nicht übernehmen wollte. Die Generalversammlung des betreffenden ärztlichen Vereins hat den Kontrakt abgelehnt, nicht unter Verkennung der schweren Schädigung des ärztlichen Standes durch ein derartiges Vorgehen, das die Thätigkeit des Arztes in eine Linie mit einem Konsum-Artikel stellt.

Angesichts solcher Thatsachen darf man, obwohl es sich leider im Grunde bloß um einzelne, das Gros der Ärzte nicht berührende Ausnahmen handelt, wohl anführen, daß zu allen Zeiten Ärzte gelegentlich mit großartigen, fast überschwenglichen Honoraren bedacht worden sind. Man hat sich vor einigen Jahren in Deutschland über die Summen erstaunt und geärgert, die tagtäglich von Kaiser Friedrich an Morell Mackenzie bezahlt wurden. Ausgangs des 13. Jahrhunderts erhielt der durch teure Kuren und Geiz einigermaßen berüchtigte Thaddeus von Florenz vom Papst Honorius IV. der kaum glaublichen Überlieferung nach täglich 100 Goldstücke (= 1000 Frks.) und außerdem noch 10000 nach gelungener Heilung. Wenn zu des Kaisers Tiberius Zeiten der Legat von Aquitanien für eine Kur 200000 Sesterzen bezahlte (ca. 38000 Mark), ein vom Kaiser

Schranken eines engbegrenzten Faches halten, sondern übergreifen auf große und wichtige Gebiete des Kunstgewerbes, ja des künstlerisch zu verschönernden äußeren Lebens überhaupt, lohnt sich wohl der Versuch, das Interesse nicht nur der Fachleute, sondern der Gebildeten überhaupt der betreffenden Litteratur und den daran zu knüpfenden Erörterungen zuzuwenden.

Die Geschichte der Teppichknüpferei des Orients, vorab ihrer Ornamentation, wird von der ersten hier zu erwähnenden Publikation W. Bode's behandelt. Jener Wiener Teppichausstellung ist es wohl zumeist zu danken, wenn endlich auf dieses dunkle Gebiet einiges Licht zu fallen beginnt. Hat doch selbst ein Forscher wie Bode erst daraus Veranlassung genommen, seine umfassenden Kenntnisse in einer systematisch geordneten Studie darzulegen,[1]) obschon kaum ein Zweiter zu einer solchen längst erwarteten und dringend benötigten Arbeit gleich sehr berufen war als Bode, bei dem die Vorbedingungen in hohem Maße sich vereinigten. In erster Linie ist die wohl einzig dastehende Denkmälerkenntnis zu nennen. Einer der Ersten, die Teppiche nach historischen Gesichtspunkten sammelten, nunmehr Besitzer der instruktivsten Teppichsammlung, hatte er nach eigener Angabe Gelegenheit, etwa tausend historisch bedeutsame Teppiche, d. h. solche, die mehr als zweihundert Jahre alt waren, kennen zu lernen und mit den zahlreichen Nachbildungen auf alten Bildern der verschiedenen Schulen zu vergleichen. Die Erwerbung eines besonders wertvollen und wichtigen Stückes für die Berliner Museen war die äußere Anregung zur Veröffentlichung des Aufsatzes über „Altpersische Knüpfteppiche“ zuerst im Jahrbuch der K. preußischen Kunstsammlungen, dann im Sonderabdruck, wodurch er der zahlreichen Gemeinde derer, die sich für jene idealen Erzeugnisse des Orients interessieren, bequemer zugänglich geworden ist.

Über die Berechtigung und die Wichtigkeit solcher Untersuchungen kann ein Zweifel nicht mehr bestehen, doch ist es nicht überflüssig, was Bode über die Bedeutung anführt, die seit Alters den persischen Teppichen beigelegt worden ist, und sehr merkwürdig ist, was er über deren Einfluß auf die abendländische Kunst, auf die koloristische Richtung der venezianischen, dann der vlämischen und in höherem Maße noch der holländischen Schule äußert. Bode ist sich über die Schwierigkeiten der Arbeit auf diesem Feld, auf dem „noch das meiste zu thun ist“, klar, er verhehlt sich auch nicht die Wichtigkeit, die hierfür die Kenntnis des Orients und der orientalischen Sprachen haben müsse, eine Kenntnis, die er sich abspricht. Anderseits teilt er nicht die „fatalistische Ergebung“ in die Unmöglichkeit, zu einer Lösung der Fragen nach Alter und Herkunft der alten Teppiche zu kommen, die selbst Fachmänner angesichts der Fülle und Mannigfaltigkeit der Wiener Ausstellung befallen hat. Und seine Arbeit ist ein Beleg dafür, wieweit man schon jetzt durch eine klare, methodische Behandlung des Gegenstandes gelangen kann. Er stellt die Hilfsmittel zur Entscheidung über das Alter und die Herkunft der einzelnen Muster zusammen, unter denen die Inschriften eine ge-

[1]) Altpersische Knüpfteppiche. Studien zur Geschichte der persischen Knüpfarbeit von Wilhelm Bode. Berlin. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1892. 4. 8 Mk.

ringere Rolle, als manche erwarten mochten, eine weit größere der Vergleich mit der persischen Miniaturmalerei und sonstigen dekorativen Arbeiten, den Gläsern und Fliesen Vorderasiens, der architektonischen Dekoration, die wichtigste Rolle jedoch (worauf einst schon J. Lessing fußte) das Studium der alten italienischen und niederländischen Bilder mit zahlreichen Darstellungen östlicher Teppiche spielt. Hier ist Bode auf altvertrautem Feld. Der Erwerb eines ganz hervorragenden, alten Tierteppichs, den er in Abbildung veröffentlicht, ward der nächste Anlaß, mit einer Studie über die Gattung dieser Teppiche hervorzutreten, die sich über das gesamte Gebiet erweiterte. Seine Methode, die sozusagen mit der Sache gegeben war, besteht darin, die verschiedenen Muster nach gemeinsamen Merkmalen zu gruppieren und die Entwickelung innerhalb der Gruppen an den vorhandenen Originalen zu verfolgen, wobei alle jene genannten Vergleichsmomente zur Geltung kommen. Für die Datierung wird dann die bildliche Darstellung herbeigezogen. Auf diese Weise werden dann in der That die Grundlinien der Geschichte der Knüpfteppiche gewonnen, die rückwärts bis ins XIII. Jahrhundert weisen und den Höhepunkt der Entwickelung zur Zeit der Sefiden Abbas des Großen († 1628) erkennen lassen, von wo ab eine stetig zunehmende Degenerierung zu konstatieren ist.

Zahlreiche Abbildungen der vorgeführten Haupttypen unterstützen den Text.

Bode's Darlegungen werden in manchen Einzelpunkten vielleicht Ergänzung oder gelegentlich Berichtigung finden, aber bahnbrechend sind sie doch im rechten Sinn des viel gemißbrauchten Wortes; denn mit ihrer Hilfe erst eröffnet sich die Aussicht, den Pfad durch das Labyrinth des reichen Stoffes zu finden. Auf ihrer Grundlage werden die vorangegangenen Arbeiten und Publikationen von Lessing, Karabacek, Robinson und Birdwood und auch Riegl nutzbringend für die Wissenschaft verwertet werden, nicht minder die neuerdings erschienenen und zum Teil noch im Erscheinen begriffenen unten genannten Werke.

Unter diesen steht das Wiener Teppichwerk in mehrfacher Hinsicht obenan.[1]) Was die große Teppichausstellung des Jahres 1891 in Wien an seltenen, schönen, sowohl künstlerisch als für die Geschichte interessanten Stücken vorübergehend vereinigt hatte, soll hier für die Zwecke der Kunstindustrie wie für die Forschung nutzbar gemacht werden. Gute Farbendrucke, denen zur Kontrole die zu Grunde liegenden Lichtdrucke beigegeben sind, ziehen zunächst das Interesse auf sich. Hier werden zum erstenmal die köstlichen, im Besitze des österreichischen Kaiserhauses, von Magnaten, Museen und Privatsammlern befindlichen Susandschirde und sogen. Polenteppiche, die herrlichsten Erzeugnisse Persiens und Kleinasiens, in einer Andeutung ihrer Farbenwirkung auch denen vor Augen gebracht, die sich nicht der Pracht der Originale zu erfreuen Gelegenheit haben. Ferner liegt es im Plan des Werkes, die namhaften Forscher des In- und Auslandes, die auf dem Gebiet der Geschichte der Knüpfteppiche ihre Autorität in die Wag-

[1]) Orientalische Teppiche mit Unterstützung des k. k. Handelsministeriums &c. herausgegeben vom k. k. österreichischen Handels-Museum. Wien, London, Paris 1892. Fol. Die Lieferung 40 Mark.

schale legen dürfen, nach einander mit selbständigen Aufsätzen zu Worte kommen zu lassen, wie denn schon W. Bode einen Beitrag über die Tierteppiche, Vincent J. Robinson über indische Teppiche geliefert haben. Um nun bei der Fülle des Stoffes (die bis jetzt vorliegenden 6 Lieferungen enthalten bereits 78 Teppiche) und der weit umfassenden Anlage dieses zu einem klaren Urteil zu gelangen, ist es unumgänglich, die Gesichtspunkte sich zu vergegenwärtigen, die dabei in Frage kommen müssen.

Wissenschaftliche und praktische Rücksichten und Zwecke haben sich bisher bei allen ähnlichen Publikationen gemischt, und der Doppelzweck ist auch bei dem großen Wiener Teppichwerk offen eingestanden. Es handelt sich zuvörderst um die Erforschung eines wichtigen Zweiges des orientalischen Kunstgewerbes, sowohl mit Rücksicht auf seine eigene innere Entwickelung, die Wurzeln seiner Formensprache, deren Ausbildung zur klassischen Höhe um die Wende des 16. Jahrhunderts und allmählichen Zerfall, daneben auch mit Rücksicht auf die Berührung mit der Kunst des Westens und gegenseitige Beeinflussung. Dieser wissenschaftliche Zweck ist als der umfassendere mit Recht in den Vordergrund gestellt. Das Werk baut sich auf breiter, wissenschaftlicher Grundlage auf. Die erste Erfordernis, eine mechanische treue Wiedergabe, ist soweit als möglich (die Einschränkung betrifft die nur annähernd erreichte Treue der Färbung) erfüllt. Genaue technische Analyse, gewissenhafte Zusammenstellung der erlangbaren Notizen u. a. m. geben dem Werk den Wert eines Quellenwerkes. Vom Stand der geschichtlichen Kenntnis dieses Kunstzweiges werden die erwähnten Monographien Rechenschaft geben. Neu und wichtiger fast als diese zusammenfassenden Aufsätze ist der lediglich beschreibende Teil des Textes. In jeder Lieferung wird fünf hervorragenden, typischen Stücken eine besondere eingehende Beschreibung zu teil, während diese bei den übrigen sich auf das Hervorheben der eigenartigen Züge beschränkt. Aber nicht etwa auf die Sorgfalt und Ausführlichkeit dieser Beschreibung ist der Hauptnachdruck zu legen, sondern auf das erfolgreiche Streben des Verfassers, Alois Riegl, eine klare und für alle Einzelmotive des Ornaments ausreichende Terminologie zu schaffen. Alle bisherigen Beschreibungen litten unter der Allgemeinheit der dabei verwendeten Ausdrücke, die sich nicht sicher in Anschauung umsetzen ließen. Ein allgemeines Einverständnis ist aber nur mittelst einer allgemein verständlichen, Mehrdeutigkeiten und Unklarheiten ausschließenden Sprache zu erreichen. Diese Erkenntnis scheint so nahe zu liegen, und doch mußte ihrer thatkräftigen Anerkennung soviel großenteils fruchtloser Kraftaufwand vorhergehen. Mögen diese Anfänge sich für jetzt noch etwas schwerfällig darstellen, so ist die Arbeit doch eine überaus dankenswerte und voraussichtlich von größter Tragweite. Auf Grund solcher Vorarbeiten wird man von der geschichtlichen Forschung erst zuverlässige Ergebnisse erwarten dürfen.

Aber auch für die weiteren Zwecke, denen diese Publikation wie die vom Berliner Kunstgewerbe-Museum ausgehende dienen soll, wird diese sachgemäße Beschreibung von Bedeutung werden. Diese Zwecke sind von Interesse für unsre Industrie eingegeben, die aus dem hier beigebrachten Material Anregung zur Nachahmung und Nacheiferung schöpfen soll.

Soviel Klarheit und allgemeine Übereinstimmung über die wissenschaftliche Aufgabe herrscht, soviel Widerspruch über die praktische Seite. Niemand freilich wird leugnen, daß wir keinen eigenen Teppichstil haben. Die Plafond- und Tapetenmuster neuerer modernen Teppiche werden wohl nicht als stilgemäß gelten. Das Gefühl für das reine Flachornament, (wie es der Fußbodenbelag logischerweise verlangt), ist bei uns schlecht entwickelt, und die richtigen Anläufe werden immer wieder von ungünstigen Einflüssen durchkreuzt. Da mag es wohl von nöten sein, zur Kräftigung des Stilgefühls immer von neuem mustergiltige Beispiele vor Augen zu stellen, um einer Industrie, die nicht selbst den Geschmack diktiert, sondern den wechselnden Launen der Mode nach- oder auch zuvorkommen will, jederzeit eine bequeme Handhabe zur Einlenkung in korrektere Bahnen zu bieten. Anderseits ist aber die Gefahr einer wahllosen Anhäufung von Vorbildern oft zweifelhaften Wertes nicht zu unterschätzen. Der natürliche Gang der Dinge war in naiv schaffenden Zeiten doch immer der, daß aus einer größeren Zahl von Möglichkeiten einige herausgegriffen und durch stete Wiederholung und Neuwendungen zur vollkommenen Beherrschung gebracht wurden. Die moderne Kunstindustrie aber leidet mehr oder weniger an der Überfülle von Möglichkeiten. Der Reichtum an Vorbildern und technischen Hilfsmitteln läßt keine Vertiefung und innere Aneignung zu. Damit hängt denn zusammen, daß bei dem fieberhaften Wettlauf der Industrie die Assimilierung neuer Elemente zurücktritt gegen die weit bequemere Nachahmung schlechthin. Bei solcher Notlage wäre also eine verständige Auswahl des wirklich Vorbildlichen wichtiger als die Ausschüttung dieses reichen Segens von Nachbildungen, die schon durch den zur Veröffentlichung ins Werk gesetzten umständlichen Apparat eine zum Teil weit über das Verdienst hinausgehende Bedeutung erhalten, da doch nur verhältnismäßig wenig Stücke auf der Höhe stilgemäßer Vollendung stehen, sodaß sie vorbildlichen Wert beanspruchen könnten. (Schluß folgt.)

Breslau. Julius Janitsch.

Naturwissenschaftliche Revue.

Werner von Siemens' Lebenserinnerungen. — Physikalisch-ökonomische Studien. — Columbus und die Provinz Huelva. — Monismus. — Grundzüge der Anthropologie. — Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. — Gletscher Savoyens. — Mikroskopische Untersuchung der Gesteine. — Entstehung der Diamanten. — Fünfter Jupitermond. — Neuer Stern im Fuhrmann. — Sonnenflecken und erdmagnetische Störungen. — Schwankungen der Rotationsaxe der Erde. — Massendefekt unter den Alpen, Massenanhäufung in der Poebene. — Handwörterbuch der Chemie, Handbuch der Physik. — Leitungsfähigkeit der allotropen Modifikationen des Silbers. — Lehrbuch der Kohlenstoffverbindungen. — Anleitung zum Experimentieren bei Vorlesungen über anorganische Chemie. — Deckung des Wärmebedarfs des tierischen Organismus. — Biologie als selbständige Wissenschaft. — Alpentiere im Wechsel der Zeit. — Schmarotzertum in der Tierwelt. — Haushalt des Kuckucks. — Aufnahme des Stickstoffs durch die Pflanzen. — Kalkflechten. — Feinde der Kulturpflanzen. — Bäume und Sträucher des Waldes. — Tier und Mensch.

Dem Leser ist bekannt, welche Lücke unter den Förderern der Wissenschaft durch den Tod Werner von Siemens' gerissen worden ist. Doch sind die gleichzeitig erschienenen Lebenserinnerungen des Dahingeschiedenen, die zu beendigen ihm gerade noch vergönnt

war, wohl geeignet, die Trauer zu mildern. Es giebt wenige Bücher, die man so unbedingt empfehlen könnte, wie dieses[1]). Setzt es auf der einen Seite das, was Werner Siemens und seine zwei Brüder Wilhelm und Friedrich leisteten, in das richtige Licht und begründet Ansprüche, die bisher unklar zu sein schienen, weil Werner Siemens Patente nicht zu nehmen pflegte, so erzählt es auf der andern Lebensschicksale von so außerordentlicher Art, daß man sie in unserm Jahrhundert für unmöglich halten möchte. Fast allein erobert er als junger Artillerieoffizier die Festung Friedrichsort bei Kiel, versorgte während des Krimkrieges Rußland, unerhörte Schwierigkeiten überwindend, mit Telegraphenkabeln, legte das erste brauchbare Seekabel, litt im roten Meere Schiffbruch, kam später im Mittelmeer mit einer Wasserhose in Berührung, machte mehrere an Abenteuern reiche Reisen in dem Kaukasus rc. Seine Erfindungen aber waren alle grundlegender Natur, durch ernsteste Studien erhalten. Ohne seine Dynamomaschine gäbe es keine Elektrotechnik, ohne seine Arbeiten über Drahtleitungen keine terrestrische und marine Kabeltelegraphie, und doch sind dies nur einige seiner Arbeiten und Erfindungen. Siemens begann mit geborgtem Gelde und starb hochbegütert. Er war ein guter Patriot, Gründer der Fortschrittspartei und mehrjähriges Parlamentsmitglied, Schöpfer des Patentgesetzes und der physikalisch-technischen Reichsanstalt, zu deren Gebäude er den Bauplatz schenkte. Seiner großen Herzensgüte wurde es schwer, eine Bitte abzuschlagen, und er hat sich keinen Augenblick besonnen, sogar wenn es galt, Konkurrenten zu unterstützen. Daß er trotzdem so Bedeutendes erreichte, ist ein Beweis seiner Geistesgröße, und Deutschland hat allen Grund auf diesen seinen Sohn stolz zu sein.

Die sich durch die Dynamomaschine ergebende Möglichkeit, Arbeit auf große Entfernung zu übertragen, scheint besonders geeignet, mit dem Vorrat von Energie, den die Erde besitzt, vorsichtiger wirtschaften zu können, als bisher geschah: Berechnungen des in Europa in den Kohlenlagern vorhandenen Vorrates haben das wenig erfreuliche Ergebnis gebracht, daß er in mehreren 100 Jahren erschöpft sein wird. Und dasselbe wird in nicht allzu ferner Zeit von der ganzen Erde gelten. Ohne die Kohle sind aber ihre Bewohner auf die einfachere Lebensweise, die geringeren Bedürfnisse unsrer Voreltern angewiesen, zu denen zurückzukehren jedoch schon aus dem Grunde seine Schwierigkeit hat, daß die Bevölkerungszahl unsres Planeten seitdem eine unvergleichlich viel größere geworden ist. In einem „Physikalisch-ökonomische Studien"[2]) betitelten Schriftchen berechnet Sanoy, daß die Erde 5782 Millionen Menschen ernähren könne, daß aber gegenwärtig bereits 1503 Millionen auf ihr leben. Bei der mittleren Bevölkerungszunahme von 8 Proz., wie sie gegenwärtig angenommen werden muß, würde jene höchste Zahl in 175 Jahren erreicht sein und was dann? Sanoy gelangt ebenfalls zu dem Ergebnis, das die Naturwissenschaft und die Technik längst erhalten haben, daß es im Hinblick auf die Schwierigkeit der Beantwortung dieser Frage unsre Pflicht sei, mit dem ebenso kostbaren wie unersetzlichen Besitze der Kohle möglichst sparsam umzugehen, und zur Lösung dieser Aufgabe mitzuwirken ist die Elektricität allerdings in erster Linie mitberufen.

Wie sehr sich in den letzten 4 Jahrhunderten die Lebensbedingungen der Kulturmenschen geändert haben, das tritt namentlich gelegentlich der Feier der Entdeckung Amerikas hervor. Zu den in Spanien abgehaltenen Festlichkeiten hat Rein eine Festschrift als ersten Band geographischer und naturwissenschaftlicher Abhandlungen[3]) erscheinen lassen, der das Leben und die Reisen des Columbus schildert, ihn aber keineswegs als den Heiligen erkennen läßt, zu dem er jetzt gestempelt wird. Sein Charakter war ein seltsames Gemisch von Frömmigkeit und Schwärmerei, Gerechtigkeitsliebe und Habsucht, praktischem Sinn und Mangel an Klugheit und Menschenkenntnis, von gutmütigem Wohlwollen und gelegentlicher Grausamkeit. Enthusiastisch im Glück trug er verschuldetes Unglück keineswegs geduldig, und es bietet der geschichtliche Columbus ein wesentlich andres Bild wie der von der Poesie verklärte. Weiter enthält das Buch die Schilderung der spanischen Provinz Huelva mit ihrem schon von den

[1]) Berlin. J. Springer

[2]) Konstanz, E. Ackermann.

[3]) Leipzig, Engelmann.

Phöniciern und Römern betriebenen bedeutenden Bergbau auf Kupfer, den jetzt eine Actiengesellschaft in Händen hat. Auch andre Produkte Spaniens und ihre Gewinnung werden genau beschrieben, so der Kork und die Korkeiche, die Schweinezucht und die Steineiche, der Reis und sein Bau, die Erdnuß und die Zwiebel. Dabei lernen wir die eigentümlichen Küsten in der Umgegend von Valencia kennen und den spanischen Bauer als einen äußerst fleißigen und genügsamen Arbeiter schätzen, dessen Emporkommen nur Pacht- und Steuerdruck verhindert, denn der größte Teil des Landes ist in den Händen des Adels und der Kirche.

Während nun die Wissenschaft einerseits zeigt, welchen Schwierigkeiten die Menschheit entgegengeht, sucht sie anderseits sich von allem Wust zu erheben und Rechenschaft zu geben über das, was ist und wie es geworden ist. Fangen wir bei uns selbst an, so hat Häckel in einem Vortrage über den Monismus als Band zwischen Wissenschaft und Religion[1]), den er gelegentlich des 75jährigen Stiftungsfestes der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes hielt, sein bekanntes naturphilosophisches System von neuem entwickelt. Obwohl eingeleitet von zwei Gedichten von Goethe und einem von Fitger, welches das Christentum als Erfüllung des Balderliedes darstellt, wird der in ihm ausgesprochene Gedanke den Gott des Christentums durch den als allumfassende Gottheit betrachteten Weltäther zu ersetzen, wenig Anklang finden. Der Verfasser meint, seine Ansicht müsse von allen Naturforschern, die genug Kenntnisse, Urteilskraft, moralischen Mut und Geisteskraft besitzen, um sich von Vorurteilen befreien zu können, geteilt werden. Das würde aber doch nur der Fall sein, wenn in der Naturwissenschaft Dogmen zur Herrschaft gelangten. So lange wie ihr Wesen ein gesunder Empirismus ist, wird ihr die Notwendigkeit des Monismus schwerlich einleuchten mit seinen vielen unbewiesenen Behauptungen und Wortklaubereien.

Die Kenntnis des menschlichen Körpers sucht Sprockhoff in seinen, von Virchow durchgesehenen Grundzügen der Anthropologie[2]) zu verbreiten. Der in seiner gewöhnlichen Bedeutung nicht zu nehmende Titel soll bedeuten, daß das Buch Anatomie, Physiologie, etwas Pathologie, Hygiene und Psychologie umfaßt. Dem Verfasser verdankt man eine Menge Lehrbücher über verschiedene Zweige der Naturwissenschaft; da aber seine Hauptstärke wohl die Methodik ist, so kann es nicht erstaunen, kleinen Ungenauigkeiten zu begegnen, die freilich in solchen Lehrbüchern am wenigsten am Platze sind. Namentlich Kehlkopf und Ohr sind in dieser Hinsicht etwas schlecht weggekommen, und die Lehre Darwin's wird erwähnt, aber verworfen!

Den Werdeprozeß der Erde sucht Haas in einer Schrift: Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde[3]) vor Augen zu führen. Die Einleitung behandelt die Entstehung des Weltalls, steht jedoch durchaus nicht auf der Höhe der Forschung, wenn sie die Kant'sche und Laplace'sche Weltbildungsannahme zusammenwirft, wenn sie den Ring des Saturns aus Gas, statt aus kleinen Monden, den Sonnenkörper aus feurig flüssigem Stoffe, auf welchem die Sonnenflecken als Schlacken schwimmen, statt aus Gas, bestehen läßt, die Meteoriten für Trümmer zersprungener Weltkörper erklärt. Die beiden folgenden Abschnitte behandeln unter der Überschrift: Aus der Esse Vulkans und: Etwas vom Baumaterial unsrer Erde und von den hauptsächlichsten Kräften, welche dasselbe bilden und wieder zerstören, die Feuerberge und ihre Ursachen, die Gesteine der Erde und die Thätigkeit des Wassers und des Eises. Zum Teil sehr hübsche Abbildungen gereichen dem Buche zur Zierde, und wenn auch Wiederholungen oder Hinweise auf das, was im zweiten Bande mitgeteilt werden soll, seine Lektüre nicht fördern, so wird man diesen vorliegenden Band doch mit Interesse lesen und mancherlei Belehrung daraus nehmen können.

Daß die Einwirkung der Gletscher auf die sie beherbergenden Gebirge noch fortdauert, ist bekannt. Sie dringen in längeren Perioden vor oder ziehen sich wieder zurück, aber ihre Aus-

---

[1]) Bonn, E. Strauß.

[2]) Hannover, C. Meyer (Gust. Prior.)

[3]) Berlin, Verein für Bücherfreunde.

breitung bleibt auf eine geringe Größe beschränkt. Nach Forel[1]) ist die Zahl der sich ausbreitenden Gletscher der Savoyischen Alpen, welche 1891 52 betrug, im vergangenen Jahre auf 54 gestiegen. Die Periode, wo Gletscher einen großen Teil Europas bedeckten, die unter dem Namen der Eiszeit bekannt ist, trennt Zeiten von einander, deren Lebewesen anders geartet waren wie die jetzt lebenden, und setzt demnach eine längere Dauer, während welcher sie geherrscht haben muß, voraus. Mit der Länge derartiger Zeiträume kargte die Geologie früher nicht, bis die physikalische Forschung zu Ergebnissen kam, welche zwangen, sie bedeutend einzuschränken. Zu derselben Forderung gelangte aber auch die mikroskopische Untersuchung der Gesteine[2]), wie Bonney bei der Rede-Lecture zu Cambridge für 1892 näher ausführte. Danach war, als die Oberfläche der Erde sich noch in schwacher Weißglut befand, alles Wasser als Dampf in der Atmosphäre und somit der Luftdruck 350 mal größer als jetzt. Die hohe Temperatur erlaubte die Bildung grobkrystallinischer Struktur der erstarrenden Massen, und so entstanden zuerst die krystallinischen Schiefer. Dieselben Bedingungen bestehen auch jetzt noch, aber in unerreichbarer Tiefe. Nun ist es aber auch möglich, daß unter Wirkung des großen Drucks auch jetzt noch geschmolzene Steine in Erdinnern vorhanden sind oder doch Gesteine in einem labilen Zustand ihrer Teile, sodaß noch langsame Umformungen lokal stattfinden können. Untersuchungen von Spring und Lucion haben weiter Aufklärung gegeben, wie es möglich war, daß viele Mineralien ihr Hydratwasser verloren[3]) haben, wofür die hohe Temperatur nicht verantwortlich gemacht werden kann. Wohl aber wirkt das Salz der Salzlösungen wasserentziehend auf die Hydrate, und so kann das Meerwasser oder eine sonstige Salzlösung diese Wirkung gehabt haben.

Würde durch diese Annahme die Entstehung jener geschichteten Urgesteine begreiflich, so sind Beobachtungen und Versuche, welche Friedel und Moissan hinsichtlich der Entstehung oder Herstellung der Diamanten[4]) gemacht haben, geeignet, auch in dieses dunkle Gebiet etwas mehr Licht zu bringen. Da man ganz unzweifelhafte kleine schwarze Diamanten im Meteoreisen gefunden hat, so versuchten beide Forscher mit gutem Erfolg aus Eisen, welches Kohlenstoff gelöst enthielt, Diamanten dadurch abzuscheiden, daß sie es unter hohem Druck erstarren ließen; sie erhielten in der That mikroskopisch kleine schwarze Diamanten. Die Ansicht, daß alle Diamanten meteoritischen Ursprungs sind, konnte Moissan auch durch die Beobachtung widerlegen, daß die Lagerstätte der Diamanten am Cap, die sogenannte blaue Erde, ebenfalls Diamanten in großer Menge in mikroskopischer Kleinheit enthält, dieselben sich daselbst gebildet haben müssen.

Wie die Meteore hat man auch die kleinen Planeten, allerdings mit noch weniger Grund, für die Reste eines zersprungenen größeren ansehen wollen, während beide durch die Verdichtung kosmischer Materie ebenso entstanden sein dürften, wie die Sonne und die großen Planeten. Nach der Mitteilung von Berberich sind im Jahre 1892 nicht weniger als 28 neue Planeten entdeckt[5]), davon 24 mit Hilfe der Photographie. Die Zahl der kleinen Planeten ist dadurch auf 352 gestiegen, von denen einige Bahnen gehen, welche von denen der übrigen Planeten sehr bedeutend abweichen. Außerdem wird die Existenz von 7 weiteren noch vermutet. Den vor kurzem von ihm gefundenen fünften Jupitermond[6]) hat Barnard genauer beobachtet, seinen Abstand vom Jupitermittelpunkt zu 170016 km, seine Umlaufszeit zu beinahe 12 Stunden gefunden. Sein Durchmesser kann nicht kleiner sein als 160 km; er erscheint als ein Stern 13. Größe.

---

[1]) Arch. de sciences plup. nat. B. 28, pag. 71. Naturw. Rundschau 1892, S. 544.

[2]) Naturw. Rundschau 1892, S. 569.

[3]) Bull. de l'Académie roy. de Belgique Bd. 24, S. 21. Naturw. R. 1892, S. 574.

[4]) Compt. rend. CXV, pag. 1037, CXVI, pag. 218, 224, 292.

[5]) Naturw. Rundsch. 1893, S. 98.

[6]) Monthly Notices of the R. Astr. Soc. LIII, pag. 36. Nach Naturw. Rundsch. 1892, S. 516; 1893, S. 104.

Die Photographie des Himmels hat vortreffliche Dienste geleistet, als im Februar dieses Jahres im Sternbild des Fuhrmanns ein neuer Stern[5]) entdeckt wurde, welcher mit sich ändernder Helligkeit bis zum Ende Februar sichtbar blieb, im August aber noch einmal erschien. Man fand nun zunächst, daß die photographischen Abbildungen der betreffenden Teile des Himmels ihn bereits vom Dezember an zeigten. Die Photographie seines Spektrums aber zeigte dieses aus zwei übereinandergelagerten Spektren bestehend, von denen das eine von einem Licht ausstrahlenden, das andre von einem es absorbierenden Körper herrührte. Seeliger glaubt diesen Befund nur durch die Annahme erklären zu können, daß der Stern durch eine Wolke kosmischer Materie hindurchgegangen und dabei in Glut geraten sei, wie solche nach Ausweis der Himmelsphotographieen den Weltenraum geradezu anfüllen. In der That hat E. von Gothard mehrere solcher Nebel spektroskopisch untersucht und ihr Spektrum mit dem einen des neuen Sterns übereinstimmend gefunden, während Wolff mehrere solcher Nebelwolken in der Nähe des neuen Sterns nachgewiesen hat, die durch eine viel schwächere Nebelmasse in Verbindung zu stehen scheinen. Das Aufleuchten wäre demnach ebenso entstanden wie das der sichtbar werdenden Meteoriten.

Bei andern neuen Sternen, welche man früher beobachtete, war die Ursache des Aufleuchtens in einem Ausbruch glühender Gase zu suchen, wie solche auf der Sonne in kleinerem Maßstabe periodisch in größerer und geringerer Zahl stattfinden. Mit der Häufigkeit der durch sie verursachten Sonnenflecken zeigte nun die Häufigkeit der Nordlichter und der erdmagnetischen Störungen[1]) denselben Gang, so daß man diese auf jene als Ursache glaubte zurückführen zu können. Nun hat aber Lord Kelvin, unter welchem Namen Sir William Thomson in den Grafenstand erhoben ist, berechnet, daß, um den nicht sehr starken magnetischen Sturm vom 25. Juni 1885 hervorzurufen, das betreffende Agens auf der Sonne eine Arbeit von 160 Trillionen Pferdestärken müsse geleistet haben, d. i.: 34 mal soviel als die die Sonnenstrahlung repräsentierende Arbeit. In 8 Stunden müßte also die Sonne zur Hervorbringung jener Störung eine Arbeit geleistet haben, wie sie sonst in vier Monaten leistet, und das hält der große englische Gelehrte für unmöglich. Es können also die Störungen nicht von den Sonnenflecken bewirkt werden, oder mit ihnen die nämliche Ursache haben, die Übereinstimmung der beiderseitigen Perioden ist nur zufällig; die Ursachen jener Störungen bleiben somit noch dunkel.

Der Leser dieser Revue erinnert sich der Untersuchungen an mehreren Sternwarten Deutschlands, die ergeben hatten, daß die Rotationsaxe der Erde gewissen kleinen Schwankungen unterworfen[2]) sei. Gleichzeitige Beobachtungen dieser Bewegungen in Berlin und Honolulu, welche letzteren Marcuse anstellte, haben ergeben, daß sie an beiden Orten gleichzeitig in entgegengesetztem Sinne erfolgen, und so vermutet der genannte Forscher, daß die wechselnden Belastungen, welche die Landmassen der östlichen Halbkugel im Norden durch Eisablagerung, im Süden durch Austrocknen erfahren, die Ursache der Erscheinung sein möchten. Anderweitige ungleiche Massenverteilungen kommen ja, wie wir ebenfalls früher sahen, vor. So befindet sich, worauf schon Helmert hinwies, nach von Sterneck unter den Alpen ein Massendefekt[3]), dessen spezifisches Gewicht 2,5 ist, im Einbruchsgebiet der Poebene eine Massenanhäufung vom spezifischen Gewicht 5. Doch sind beide gegen die genannten Regionen nach Norden verschoben. Die Tiefe jener dichteren Massen ist nicht groß. Sie wird vielleicht durch 4—5 km mächtige Schichten eines vulkanischen Gesteins gebildet.

Von der Encyklopädie der Naturwissenschaften[4]) liegen der heutigen Revue vier neue Lieferungen vor, drei das Handwörterbuch der Chemie, eine das Handbuch der Physik weiter führend. Jene behandeln den Schwefel mit seinen wichtigen Verbindungen, namentlich der Schwefelsäure, die Seifen, das 1817 von Berzelius im Bleikammerschlamm einer Schwefelsäurefabrik

[5]) Astronom. Nachr. 1892, Nr. 3118, 3129, 3130.

[1]) Proceedings of the Roy. Society. Bd. 52, pag. 317.

[2]) Naturw. Rundsch. 1893. 1.

[3]) Mitteil. des K. K. militärgeogr. Instituts XI. S. 108. Naturw. Rundsch. 1892, S. 59.

[4]) Breslau, E. Trewendt.

entdeckte Selen, das Silber, das schon 2400 v. Chr. von den Chinesen als Tauschmittel verwandt wurde, und von dem neuerdings mehrere allotrope Modifikationen aufgefunden sind, von denen einige nach Oberbeck's[1]) den elektrischen Strom gar nicht oder wenigstens bei gewöhnlicher Temperatur nicht leiten, das Silicium, das 1823 von Berzelius aus der 1746 von Pott gefundenen Kieselerde dargestellt wurde, und das man später in den Haaren, Federn Stacheln des Igels ꝛc. nachwies. Die neue Lieferung des Handbuchs der Physik enthält den Schluß der Elektrizitätsleitung der Gase, die Thermoelektrizität, die elektrische Beleuchtung, die Wärmeentwicklung des elektrischen Stromes, die Elektrolyse und elektrische Endosmose, lauter Kapitel, die gegenwärtig von hervorragender Wichtigkeit sind. In das ausgebreitete Gebiet der organischen Chemie führt das Lehrbuch der Kohlenstoffverbindungen[2]) von Schorlemmer ein, von dem die zweite Hälfte der zweiten Abteilung nunmehr erschienen ist. Sie behandelt die Gruppe des Naphtalins mit den Azofarbstoffen, das Indigoblau, die Anthracengruppe mit dem Anilin und seinen Farbstoffen. Die vortreffliche Darstellung und Ausstattung ist von diesen Revuen bereits gewürdigt. Daß diese Abteilung, wie die vorige, ein für sich geschlossenes Ganze bildet, wird für den Farbentechniker von Wichtigkeit sein. Allen, die in der Lage sind, Vorlesungsversuche anzustellen, wird dagegen die neue (2.) Auflage von Heumann's Anleitung zum Experimentieren bei Vorlesungen über anorganische Chemie[3]) eine willkommene Gabe sein. Von der Einrichtung des Hörsaales beginnend bespricht das Buch zunächst die für die Behandlung der Metalloide, sodann der Metalle zweckmäßig anzustellenden Versuche, von denen eine ganze Reihe nur durch dies Buch bekannt geworden ist. Recht eigentlich ins Gebiet der Chemie der Kohlenstoffverbindungen gehört auch die neuerdings von Fick ausgesprochene Ansicht über die Art, wie der tierische Organismus seinen Wärmebedarf deckt[4]). Danach dienen die Kohlehydrate (Zucker) dazu, mechanische Arbeit im Körper zu verrichten, und da dabei auch Wärme entsteht, gelegentlich zu heizen, während die Fette nur zur Heizung des Körpers dienen. So würde sich leicht der große Fettgehalt der Milch, der in der Walfischmilch bis zu 40% steigt, erklären, aber auch die Thatsache, daß der Mensch in den Tropen wohl viel Kohlehydrate, aber wenig Fett genießt, während der Polarmensch das letztere bevorzugt, verständlich werden.

Derartige Untersuchungen hätte man früher, ohne einen Augenblick zweifelhaft zu sein, der Physiologie zugeteilt; nachdem aber die Biologie genannte Wissenschaft aufgetreten war, wurde dies weniger sicher. Die einen verstanden darunter eben die Physiologie, andre den Darwinismus, wieder andre die Lehre vom Leben überhaupt. Unter diesen Umständen hat Franceschini in einem besondern Aufsatz, die Biologie als selbständige Wissenschaft[5]) betitelt, die Frage ausführlich untersucht und sie „als die Lehre einerseits der gesamten Lebensverhältnisse der Organismen, d. h. ihrer Beziehungen zu einander und zu der organischen Natur, insofern die Organismen (ohne Rücksicht auf die Einzelheiten des Baues, der Funktion oder der Entwicklung) als ganzem natürlichen Zustand lebende Individuen betrachtet werden, und andererseits der Bedingungen und Ursachen, durch deren Einfluß jene Verhältnisse entstanden sind und noch entstehen, definiert."

Somit gehören zur Biologie die drei neuesten Hefte der zoologischen Vorträge[6]). In dem ersten derselben bespricht Keller die Alpentiere im Wechsel der Zeit. Die Schweiz ist in dieser Hinsicht so sorgfältig durchforscht wie kaum ein andres Land, zudem erlauben die Funde aus der Höhlen- und Pfahlbauzeit auch die Untersuchung auf vorhistorische Zeiten auszudehnen, deren Tierwelt uns vorgeführt wird. Lange verweilt der Verfasser bei den Schicksalen

---

[1]) Wiedemann's Annalen 47, S. 353.

[2]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.

[3]) Ebendas.

[4]) Sitzungsber. der phys.-med. Gesellsch. für Würzburg 1892, S. 111. Naturw. Rundschau 1894, S. 82.

[5]) Hambg. Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vorm. J. F. Richter.)

[6]) Leipzig, R. Friese.

der in der Schweiz einheimischen Tiere in historischer Zeit, namentlich des Wisentes, Urs, Steinbocks, des Hirsches, des Pferdes, Bibers, Murmeltiers, Luchses, Bären und Lämmergeiers. Auch der Zugvögel, deren Zugstraßen vielfach durch die Alpen gehen, wird gedacht, endlich der Versuche, die Alpentiere zu erhalten oder neu einzubürgern, die hinsichtlich der Gemse und des Murmeltiers gute Erfolge gegeben haben. Der zweite dieser Vorträge ist von Looß verfaßt und dem Schmarotzertum in der Tierwelt gewidmet. Weder in ihrem Äußern noch in ihren Lebensgewohnheiten haben die Schmarotzer Anziehendes. Häßlich und widerwärtig sind sie, und ihre Art zu leben ist eine möglichst eintönige, wenn sie in ihrem Wirte angelangt sind. Aber die Schwierigkeiten, die sie überwinden müssen, bis sie diesen erreichen, sowie diejenigen, welche sich dem Forscher entgegenstellen, um sie dabei zu verfolgen, haben das Interesse der Wissenschaft ihnen in den letzten Jahrzehnten dauernd zugewendet. Dazu kommt noch, daß diejenigen, welche den menschlichen Organismus bewohnen, diesem schädlich, ja tödlich sind, und es also notwendig ist, sich vor ihnen zu hüten. Wenn nun auch die Darstellung in diesem Vortrage eine durchsichtigere sein könnte, wenn ihm ein Inhaltsverzeichnis zur größten Unbequemlichkeit des Lesers fehlt, so ist doch sein Inhalt so reichhaltig und interessant, daß man nicht bereut, das Buch zur Hand genommen zu haben. Bei dem dritten Vortrage fesseln den Laien vor allem die Ergebnisse, der an Tabellen reiche Inhalt nur den Forscher. In ihm erzählt Rey altes und neues aus dem Haushalte des Kuckucks und sichtet auf Grund reichhaltigen Materials die Ansichten, die sich über den seltsamen Vogel vielfach gebildet haben. Die Berichte über eigenes Brüten des Kuckucks gehören sämtlich in das Reich der Fabel, die Beschaffenheit seiner inneren Teile, die von der andrer Vögel nicht abweicht, würde ihm dies wohl gestatten, die Ursache, warum er es nicht thut, liegt wahrscheinlich in der großen Zahl von 20 Eiern, die er jährlich, alle zwei Tage eins, legt. Ausgezeichnet sind seine Eier durch ihr großes Gewicht und ihre feste Schale. In Färbung und Zeichnung ahmen sie die Färbung und Zeichnung der Eier einer bestimmten Singvogelart nach, und jedes Weibchen bevorzugt soviel wie möglich deren Nester.

Ohne Hilfe seiner erzwungenen Wirte würde der Kuckuck demnach nicht bestehen können. Ähnliche Verhältnisse finden wir nun auch bei höheren Pflanzen und Pilzen, nur mit dem Unterschied, daß der Eindringling seinen Wirt nicht schädigt. Wir haben mehrfach der Knöllchen an den Wurzeln der Leguminosen gedacht, die Stickstoff aus der Luft aufnehmende Pilze enthalten. Sie geben diese auch an ihre Wirte ab, ja Kossowitsch hat neuerdings gezeigt, daß jene Pflanzen den Stickstoff nur durch die Wurzeln aufnehmen[1]), aber mit Hilfe jener Gäste. Dabei bedürfen die letzteren, wie Berthelot gezeigt hat, ihre Wirte zu ihrer Ernährung nicht, sie sind im stande, Stickstoff aus den einfachsten Nährsubstanzen[2]) sich anzueignen. Ähnliches findet auch bei den Buchen statt, die nur gedeihen können, wenn ein ihre Wurzelspitzen umgebendes Pilzgeflecht die Aufnahme der Nährflüssigkeit aus dem Boden übernimmt. Daß die Kiefern[3]) sich ebenso verhalten, hat neuerdings Frank bewiesen.

Die Ansiedelung solcher Gäste an den Wurzeln dieser Pflanzen ist also von großer Wichtigkeit für sie, andern wie den ihren Stamm besetzenden Flechten dienen sie nur als Stütze, wie vielfach Steine, Mauern rc. Die Kalkflechten[4]) machen nach Bachmann jedoch hiervon eine Ausnahme. Sie dringen soweit in das Gestein ein, daß alle ihre Teile von dessen Oberfläche zurücktreten, und erst wenn sie bei genügendem Wachstum mittelst eines abgesonderten Saftes den Kalk resorbiert haben, gelangen sie auf die Oberfläche, auf der sie sich nur in Scheibenform ausbreiten.

---

[1]) Botanische Zeitung 1892, Nr. 43 ff.

[2]) Compt. rend. CXV. S. 569.

[3]) Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft X. 577. Naturwiss. Rundschau 1893, S. 118.

[4]) Naturw. Rundsch. 1892. 589.

Eine Gruppe schädlicher Tiere hat Sprockhoff behandelt, nämlich die **Feinde der verbreitetsten Kulturpflanzen**[1]) unter gleichzeitiger Anweisung, wie sie zu bekämpfen sind. Verfasser beschreibt die Feinde des Kernobstes, Steinobstes, Weinstocks, Getreides, der Kartoffel und der Kiefer und schildert deren Lebensweise. Da aber Vollständigkeit nicht erreicht ist — die Blutlaus fehlt z. B. — auch Abbildungen nicht beigegeben sind, so ist es fraglich, ob das Schriftchen viel wird nützen können. Nun aber erwartet uns noch die angenehme Pflicht, auf die 7. Lieferung der **Bäume und Sträucher des Waldes** von Hempel u. Wilhelm[2]) hinzuweisen, die sich ihren Vorgängern würdig an die Seite stellt. Dieselbe beendet die Schilderung der Schwarzkiefer, eines Baumes, der ebenso anspruchslos wie nutzbringend ist. Geeignet zum Aufforsten schlechter und vernachlässigter Böden steht ihr Holz dem der Lärche an langer Dauer nicht nach und ist gut zu bearbeiten, der Baum gehört selbst zu den ergiebigsten Harzbäumen. Nach Anführung der weißrindigen Kiefer, der Seestrandskiefer und Sternkiefer werden die Pinie und die Zirbe mit ihren eßbaren Samen und vortrefflichem Holze vorgeführt. Die von Linpoldt wundervoll ausgeführten Tafeln stellen die Eßkastanie, die Buche und die Stieleiche dar.

Schließlich müssen wir noch einige Worte über eine kleine Schrift von Köhncke, **Tier und Mensch**, zufügen, welche im oberflächlichsten Feuilletonstil Plaudereien aus dem zoologischen Garten enthält. Wer sich die Entscheidung so wichtiger Fragen wie die, warum die Begegnung eines wildlebenden Tieres uns mehr interessiert als die eines zahmen, warum die Giraffe langweiliger ist als der wohldressierte Elefant, nicht selbst zu geben vermag, der mag hier sich die Antwort suchen. Er erlebt wohl auch die Freude, sich mit einem oder dem andern der Tiere verglichen zu sehen u. s. w. Doch ist dieses Heft zunächst nur ein erstes, was werden da die folgenden alle noch bringen!

---

1) Hannover, C. Meyer (G. Prior.)

2) Wien u. Olmütz. E. Hölzel.

3) Hamburg, Konr. Kloß.

Litterarische Berichte.

Briefwechsel von Leopold von Gerlach mit Otto von Bismarck. Berlin 1893. Verlag von W. Hertz.

Der vorliegende Briefwechsel zwischen Bismarck und Gerlach, welcher die Jahre 1851 bis 1860 umfaßt, hat einen großen Wert für die Geschichte. Zur Charakteristik Bismarck's werden diese Briefe auch wesentlich beitragen; er nannte sich in einem derselben einen „diplomatischen Säugling“, aus dem Inhalt des ganzen Briefwechsels ist aber zu ersehen, daß er seinem „chef de cuisine de politique“ an Geist und an Richtigkeit des Urteils in politischen Dingen weit über war. — Die Reichhaltigkeit dieses Briefwechsels bietet für jeden Politiker und Historiker einen hohen Genuß. Interessant sind alle Briefe Bismarck's und besonders seine Ansichten über die damalige Stellung der Kreuzzeitungs-Partei zu Napoleon. — So schreibt er einmal am 27. Januar 1853: „Wenn ich den Artikel der Kreuzzeitung über die Französische Heirath (Napoleon III.) lese, so werde ich lebhaft an das Mißbehagen erinnert, welches ich schon auf dem Gymnasium bei Lesung der ungehobelten Schimpfreden empfand, mit welchen die von mir übrigens sehr verehrten homerischen Heiden sich vor dem Gefecht zu regaliren pflegten. — Wir sollten doch seit Hektors Zeiten einige Fortschritte in der Erziehung gemacht haben. — Wann und wozu nützt es den Bräutigam des Fräulein Montijo zu nörgeln, indem man ihm den Stock hinhält, wie einem bösen Kettenhunde? Wollen wir Frieden mit ihm, wie ich bis jetzt denke, so ist es jedenfalls unrichtig ihn nicht nur zu reizen, sondern seine Stellung zu untergraben. Soll es aber Krieg sein und das wird es schließlich wohl werden, so scheint es doch sowohl die Politik als der Anstand zu gebieten, daß wir uns provozirender Kundgebungen enthalten.“ — Wir müßten noch viele andre Auszüge aus Briefen Bismarck's

geben, wozu uns leider der Raum fehlt, um ein umfassendes Bild von dem interessanten Briefwechsel zu bieten — aus allen Briefen sieht man aber das allmähliche Herauswachsen des großen deutschen Staatsmannes aus dem preußischen Junkertum, obgleich er leider auch späterhin für dasselbe oft eine zu große Vorliebe bewahrt hatte. — Wir behalten uns noch weiteres über diesen Briefwechsel für später vor. Heut müssen wir damit schließen, daß Bismarck's Briefe nie langweilig, immer originell, geistvoll und amüsant sind. R.

Gottesglaube und moderne Weltanschauung von James Houghton Kennedy, Doktor der Theologie. Mit einer Einführung von Dr. Otto Zöckler, ord. Professor der Theologie in Greifswald. Autorisierte Uebersetzung. Berlin 1893. H. Reuther's Verlagsbuchhandlung (H. Reuther u. O. Reichard).

Die beste Empfehlung, welche dem vorliegenden Buche zuteil werden konnte, ist ihm schon durch das anerkennende Vorwort des Professor Zöckler gegeben, welcher mit vollem Recht die streng logische Durchführung und die Anwendung mancher neuen Gesichtspunkte rühmt. Der zwischen Theismus und Materialismus entbrannte und wohl noch lange nicht ausgefochtene Kampf, welcher sich auf die wichtigsten Fragen der Menschheit bezieht und nicht bloß wissenschaftliche, sondern vor allem die höchsten religiösen Probleme berührt, erfordert ganz besonders in unsrer Zeit, welche auch in andern Gebieten sich vom Idealen loszulösen und rein materiellen Grundsätzen zu huldigen liebt, eine intensive Kraft des Nachdenkens, um keine der geistigen Waffen, welche hier nötig und nützlich sind, zu übersehen. Mit Recht hat der gelehrte und scharf denkende Verfasser sich vor allem mit Du Bois Reymond beschäftigt, weil dieser nicht bloß der bedeutendste, sondern, wie es nach seinen letzten Werken scheint, auch der aufrichtigste Vertreter der materialistischen Weltanschauung ist. Treffend und überzeugend zeigt der Verfasser, indem er uns in klarer und sicher fortschreitender Darstellung alles Für und Wider vorführt, daß dem gehaltlosen, unbefriedigenden Pyrrhonismus, in den jener Gelehrte zu versinken fürchtet und der in der That die Konsequenz der automatischen Weltanschauung des Materialismus ist, der Glaube an eine schaffende und zwecksetzende Gottheit nicht bloß dem Wunsche, sondern auch der Logik nach vorgezogen werden muß und daß die von Du Bois Reymond als „rettende Planke" ergriffene Darwin'sche Zuchtwahl wohl viele einzelne Erscheinungen, keineswegs aber alle, am wenigsten das Schöne und Erhabene in der Welt erklären kann. Treffend bemerkt er gegen Lange, welcher jede Möglichkeit einer Einwirkung des Willens auf die Materie und auf das Geschehene leugnet, daß, wenn dies so wäre, alle kleinen und großen Ereignisse der Weltgeschichte, alle Fortschritte, Erfindungen u. s. w. hätten geschehen können, ohne daß irgend ein Mensch sich dessen bewußt oder irgendwie im Gemüte dadurch erregt war. Eingehender hätte nach unsrer Ansicht das Kapitel über die Willensfreiheit, einen der wichtigsten Punkte in der ganzen Streitsache, behandelt werden können; höchst befriedigend ist aber dann wieder der über Kant und den moralischen Gottesbeweis handelnde Abschnitt, in welchem die von Kant entschieden verworfene **Untrennbarkeit** des theoretischen und des praktischen Gottesglaubens klar nachgewiesen wird. Das vortreffliche Buch wird den Bekennern des Theismus sehr willkommen und lehrreich sein, es darf und wird aber auch von den Gegnern gewiß nicht unbeachtet gelassen werden. C. S.

Entwickelung und Organisation der Volksbibliotheken von Prof. Dr. Ed. Reyer. Leipzig 1893. Wilhelm Engelmann.

Unter den nicht zahlreichen Schriften über die Volksbibliotheken ist gerade diese eine hervorragende, da sie vom allgemeinen internationalen Standpunkt das Volksbibliothekwesen behandelt. Es wird uns hier zunächst eine kurze Geschichte und Statistik der Volksbibliotheken gegeben, die uns leider beweist, daß wir Deutschen, trotz unsrer großartigen Bildungsanstalten für Schule und Volk, hinter England und Amerika zurückstehen. Bei uns fehlen allgemeine staatliche Aufwendungen für Volksbibliotheken, die städtischen sind sehr mäßig und opferfreudige Gründungen von Volksbibliotheken von Privatpersonen wenig zahlreich. Der zweite Teil dieses Buches giebt jedem Leser, der Interesse für Volksbildung hat, aus der Erfahrung geschöpfte und erprobte Grundsätze über Begründung und Verwaltung von Volksbibliotheken, die nur den lokalen Verhältnissen anzupassen sind, um ihre Wirksamkeit zu erweisen. Der Verfasser bringt uns ferner so viel von zeitgemäßen Beweisen und Thatsachen über dieses neue, noch zu wenig betonte Bildungsinstitut der Volksbibliotheken, daß man von Herzen demselben beipflichten muß, „es mögen überall volkstümliche Bibliotheken geschaffen und so gefördert werden, daß sie der Volksschule ebenbürtig und ergänzend zur Seite stehen". Die Erfüllung dieses Wunsches möge dem Verfasser die beste Anerkennung seines lehrreichen und überzeugenden Buches gewähren. **Frz.**

Kommentar zu Kant's Kritik der Reinen Vernunft. Von Prof. Dr. H. Vaihinger. Zweiter Band. Stuttgart, Berlin, Leipzig 1892. Verlag der Union, deutsche Verlagsgesellschaft.

Wie der Materialismus immer wieder seine Darstellung findet (neuerdings von W. Strecker, „Welt und Menschheit", Leipzig, M. Spohr, 1892) und natürlich auch widerlegt wird (neuerdings von Eugen Dreher, „der Materia-

lismus, eine Verirrung des menschlichen Geistes u. s. w." Berlin, Gerstmann, 1892), so nimmt auch die Kantlitteratur kein Ende. Noch immer wird Kant erklärt, verteidigt, widerlegt. Der vorliegende Kommentar vereinigt, unter zahlreichen Bücklingen vor zahlreichen Bearbeitern desselben Feldes, alle drei Tendenzen in sich. Dabei war eine unendliche, hundertjährige Litteratur zu bewältigen, die der Verf., ohne Mühe zu scheuen und indem er seine eigene Meinung zum Ausdruck bringt, herbeigezogen hat. Merkwürdig ist, daß die Kantphilologie, obgleich nur ein guter Magen sie verdauen kann und die wesentlichen Verhandlungen mit Scharfsinn schon längst (vor 100 Jahren) geführt worden sind, einen erheblich angenehmeren und interessanteren Eindruck macht als die meist so gedankenleere, ja possenhaft kleinliche Litteratur-Philologie über Goethe u. s. w., während doch besonders ein Dichter und Mensch wie Goethe überall ein fesselnder Gegenstand sein müßte. Im vorliegenden Bande werden fast ausschließlich Kant's Lehren über Raum und Zeit in der oben bezeichneten Weise behandelt. Zwei weitere Bände stellt der Verf. über die Kr. d. R. V. in Aussicht. B.

Aus Saadis Divan. Von Friedrich Rückert. Auf Grund des Nachlasses herausgegeben von E. R. Bayer. Berlin 1893. Verlag von Hans Lüstenöder.

Es ist ein sehr zweifelhafter Dienst, welchen man einem verstorbenen Dichter mit der Herausgabe hinterlassener Werke erweist, zumal wenn man von jenem weiß, daß er während eines langen Lebens die Herausgabe seiner geistigen Produkte selbst mit Aufmerksamkeit besorgt hat. Es mag ja vorkommen, daß ein Dichter durch unerwarteten Tod an der Veröffentlichung eines Werkes verhindert wird, welches, wenn es nun der Welt dargeboten wird, dieser einen neuen Schatz und dem Verstorbenen neuen Ruhm bringt. Wenn man aber von einem solchen durchschlagenden Erfolge nicht entschieden überzeugt sein, ja an demselben nur irgendwie zweifeln kann, so sollte man schon aus einer gewissen Pietät die Herausgabe unterlassen. Dieser Gedanke drängt sich auch unabweisbar bei dieser Hinterlassenschaft Rückert's auf. Ist durch diese Veröffentlichung wirklich dem Toten ein neues Blatt zu seinem Ruhmeskranz, den er doch schon unbestritten besitzt, hinzugefügt und dem für die Dichtung im allgemeinen und für Rückert im besondern begeisterten gebildeten Publikum ein Gefallen erwiesen worden? Im Urtext und für den Geschmack des Orientalen mögen diese der Form nach höchst ungewandten, mit unserm Gefühl für metrische Schönheit und Feinheit kaum vereinbaren, im Ausdruck oft ganz schwülstigen Dichtungen vielleicht wertvoll sein, als eine, wie der Herausgeber hofft, „freudig entgegengenommene Gabe und als eine wahrhafte Bereicherung der vaterländischen (!) Litteratur" können sie nimmermehr betrachtet werden. Dazu kommt, daß auch der Inhalt durchaus nichts Neues, Ergreifendes und Wertvolles bietet; wenn wir neben dem fast ununterbrochenen Liebesgewinsel wenigstens hier und da einen erhebenden Gedanken fänden, den wir nicht in unsrer Litteratur viel öfter und schöner schon angetroffen hätten! Die Herausgabe dieser Dichtung dürfte nur das Urteil eines namhaften Litteraturhistorikers bestätigen, welcher sagt, daß Rückert aus dem tiefen Meeresgrunde der Poesie wohl manche Perle, aber dabei auch sehr viel Schlamm mit emporgebracht habe. C. S.

Eine Erholungsfahrt nach Texas und Mexiko. Tagebuchblätter von Joh. E. Rabe. Mit Initialen von A. T. Bargum. Hamburg und Leipzig 1893. Verlag von Leopold Voß.

Der Verfasser beschreibt seine Erlebnisse auf einer Reise, die er gemeinsam mit seiner Frau zum Besuche ihrer Verwandten nach Texas gemacht, und auf einer von dort nach Mexiko unternommenen Vergnügungsfahrt. Die Darstellung verweilt mit behaglicher Breite auf den eigenen Erlebnissen des Ehepaares und wirft, je nachdem sich Gelegenheit oder Anlaß bietet, auch vielfache höchst interessante Streiflichter auf die Verkehrs- und Lebensverhältnisse in den Vereinigten Staaten, besonders in Texas, sowie in Mexiko. Wahr zu sein hat der Verfasser sichtlich gesucht und, soweit es von hier aus zu kontrollieren ist, auch erreicht. Die Schilderung geht in gefälligem Flusse dahin, ohne spannend zu werden oder zu ermüden, der Verfasser stellt sich als liebenswürdigen und gebildeten Plauderer vor und fesselt durch die Art seiner Darstellung auch solche, die dem Stoff sonst keine Teilnahme schenken würden. Aus dem Inhalt interessieren besonders die Nachrichten über das Blühen und Gedeihen vieler deutscher Kolonisten in Texas und Mexiko, die sich in manchen Dingen der Natur des Landes, in andern (so in der Behandlung der Kinder) dem Beispiel der Yankees anbequemt haben, aber im Kerne ihre deutschen Interessen und ein für Deutsche auffallend starkes Zusammenhangsgefühl bewahrt haben. Ein eigentümlich trauriges Bild gewährt der Besuch der Stadt Indianola, des texanischen Vineta. — Die Ausstattung des Buches zeigt eine angenehme Eleganz. Der Druck ist schön und klar. — Mir scheint, daß das Werk für Gymnasialbibliotheken besonders geeignet ist. K. F.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Breslau, Eduard Trewendt's Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Achtzehnter Jahrgang Preis vierteljährlich 6 Mark

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Fleischer

1893. August

Vierteljährlich erscheinen drei Hefte

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau Expedition: Tauenzienstraße 60. Berlin Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

Inhalts-Verzeichnis.

August 1893.

Aus dem Leben König Karls von Rumänien.

Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen.

(Fortsetzung.)

21. Mai/2. Juni 1869. Prinz Otto von Bayern [1]) trifft auf der Durchreise nach Konstantinopel zum Besuch ein, nachdem er sich durch den österreichischen (nicht durch den norddeutschen) Generalkonsul hat ankündigen lassen; er steigt im Stadt-Palais ab, Erbprinz und Fürst wohnen in Cotroceni. Der Maler Preziosy, bekannt durch seine Aquarelle vom Bosporus, ist auf Einladung des Fürsten am 18./30. Juni aus Konstantinopel eingetroffen, um Skizzen von Stadt und Land zu machen.

Die Zeit Fürst Karls ist sehr in Anspruch genommen: trotz der ermüdenden Hitze immerfort Empfänge und Inspektionen, Truppenrevuen rc. Heute überbringt auch die Kammer die Antwort auf die Thronrede: das Land wäre, wie der Fürst hervorgehoben, des Friedens und der Stabilität bedürftig, um die geplanten materiellen und moralischen Verbesserungen durchzuführen; die Kammer bitte ihn, auf dem schönen, segensreichen Pfade fortzufahren, welchen er eingeschlagen habe, und auf welchem das Land ihm mit ganzer Hingebung folge.

Der Fürst entgegnet: Die Entwickelung des Volkswohlstandes und die Erschließung des Verkehrs seien die mächtigsten Mittel zur Konsolidierung des Staates; er freue sich des Vertrauens, das sein Ministerium genieße, und der Anerkennung, welche das Land seinem eigenen Streben zolle.

23. Mai/4. Juni. Zu Ehren des bayrischen Prinzen, der im Laufe des Tages die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein genommen hat, findet in Cotroceni ein Diner statt. Der österreichische und der norddeutsche General-Konsul sowie alle Minister sind anwesend. Der Prinz ist liebenswürdig und voller Interesse für alles, was das Land betrifft, aber dem Fürsten fällt seine tiefe Melancholie auf.

Nach dem Diner findet ein Wortwechsel zwischen dem Minister-Präsidenten Fürst D. Ghika und dem Grafen Keyserling statt, der recht unerquicklich ist.

[1]) Der jetzige König.

Das Gespräch drehte sich um einen Konflikt, der in Giurgiu zwischen einem österreichischen Unterthanen und den Behörden ausgebrochen ist. Graf Keyserling giebt dem Minister-Präsidenten Unrecht und sagt, daß nach den Kapitulationen die rumänischen Autoritäten nicht das Recht hätten, sich in Streitigkeiten Fremder einzumischen. D. Ghika erklärt, die Berufung auf die Kapitulationen wäre eine Beleidigung für Rumänien, dessen autonome Rechte von ganz Europa anerkannt wären. Graf Keyserling hält aber an seiner Auffassung fest.

24. Mai/5. Juni. Prinz Otto von Bayern reist weiter nach Konstantinopel; der Fürst erhält die erfreuliche Nachricht, daß seine Schwester, die Gräfin von Flandern, einen Sohn bekommen hat — der neugeborene Prinz ist der mutmaßliche Thronerbe von Belgien. — D. Ghika reicht dem Fürsten seine Demission ein wegen jenes Wortwechsels mit Graf Keyserling; der Fürst nimmt sie aber nicht an und versucht die Differenz zwischen den Herren persönlich auszugleichen.

26. Mai/7. Juni. Abreise des Erbprinzen. Die Trennung wird dem Fürsten, der ihn bis Turnu Severin begleiten will, etwas erleichtert durch die Aussicht, den Bruder und all' die Seinen in einigen Monaten wiederzusehen. Der Erbprinz besucht noch Rustschuck (auf dem „Delphin"), während der Fürst einige Stunden später an der Donau eintrifft und den Bruder auf seiner Yacht „Stephan dem Großen" von dort abholt und mit ihm stromaufwärts dampft. Nach 8 Uhr erst wirft das Schiff Anker bei herrlichem Sonnenuntergang.

Graf Keyserling hat dem Erbprinzen noch seine Besorgnis ausgesprochen, daß der Fürst ihm von den vielfachen Schwierigkeiten so ermattet scheine, daß er sich in jeder Hinsicht zu Konzessionen bereit zeigen würde, eine Besorgnis, welche Erbprinz Leopold nicht teilt.

27. Mai/8. Juni. Den ganzen Tag fährt die Yacht bei herrlichem Wetter stromaufwärts an Turnu-Magureli, Nikopoli und an Becket mit seinem verkehrsreichen Hafen vorüber, ohne anzuhalten; ebenso an dem hübsch gelegenen Lom Palanka. Abends wieder schöner Sonnenuntergang. Um halb neun Uhr wirft das Schiff Anker; die Gesellschaft bleibt aber noch lange auf und genießt die Ruhe und Schönheit der Nacht auf dem Wasser.

28. Mai/9. Juni. An Widdin vorüber; Landung in Calafat; in Radujevatz stehen serbische Offiziere zur Begrüßung am Ufer; ein heißer, schwüler Tag. Um fünf Uhr in Turnu Severin, Tausende von Menschen an der Brücke, großartiger Empfang. Da der Fürst hier zuerst den rumänischen Boden betreten hatte, ist ein besonderes Band zwischen ihm und dieser Stadt geblieben: das erkennt man auch diesmal wieder an den warmen Sympathie-Kundgebungen der Bevölkerung. — Großes Diner und Fest im öffentlichen Garten; Stadt, Hafen und Schiffe sind wunderschön erleuchtet. Nach einer kleinen Theatervorstellung kehren die Herrschaften zur Nachtruhe auf das Schiff zurück.

29. Mai/10. Juni. Der Fürst erteilt um neun Uhr schon Audienzen, besucht dann Schulen, Spital und die andern öffentlichen Gebäude. In der Mädchenschule dauert der Besuch lange, denn die Kinder haben Gedichte gelernt, die dem Fürsten hergesagt werden, und die Kleinen wollen ihm ihre Fertigkeit in allerhand

Spielen zeigen. Nachmittags, nach einem Frühstück an Bord, zu welchem Gäste aus der Stadt geladen sind, fährt der Fürst mit seinem Bruder zu Wagen nach Verciorova. Der Weg am mächtigen Donaustrom entlang, der eben die Schnellen des Eisernen Thores passiert hat, ist besonders schön; bei Verciorova liegt die Insel Ada Kale, die von den Türken befestigt ist und eine kleine türkische Garnison hat; etwas weiter nach Orschova zu steht ein Monument an dem Punkte, wo man die geraubte ungarische Königskrone wiedergefunden hat; dasselbe wird besichtigt. Auf der Rückkehr nach Turnu Severin überrascht den Fürsten ein heftiges Gewitter. Die Stunde des Abschieds ist gekommen; Erbprinz Leopold begiebt sich auf das österreichische Schiff, das am nächsten Morgen stromaufwärts geht, während der Fürst gleich stromabwärts fährt; sehr leer und öde erscheint ihm das Schiff, und der Abend traurig.

30. Mai/11. Juni. In Becket wird angelegt, um einige Depeschen zu expedieren, in Rustschuck stehen die Truppen aufgepflanzt am Ufer und salutieren; abends trifft der Fürst in Cotroceni ein, wo ihn der Minister-Präsident erwartet. — In der Kammer hat eine große und erregte Eisenbahn-Debatte stattgefunden wegen der Trace, welche die Konzessionäre zwischen Galatz und Braila eingeschlagen. Man schuldigt die Gesellschaft an, daß sie bei Barboschi die Bahn eine Kurve von 16 km beschreiben lasse, ohne andern Zweck als den der Verlängerung der Linie (die Zahlung findet kilometerweise statt), und benutzt diese Gelegenheit, um gegen die Unternehmer, welche das Land ausbeuteten, heftige Worte zu schleudern.

3./15. Juni. Graf Keyserling hat sich mit dem Minister-Präsidenten noch nicht ausgesöhnt, sondern berichtet seiner Regierung über den Konflikt. Die für den Fürsten peinlichen Erörterungen werden fortgesetzt. — Auch im Ministerium herrscht Uneinigkeit, Cogalnitschanu kann sich schwer mit D. Ghika vertragen. Der Finanzminister sucht eine Anleihe von 17 Millionen im Lande unterzubringen, begegnet aber unüberwindlichen Schwierigkeiten.

Fürst Karl empfindet die Einsamkeit schwerer, seitdem er den Besuch des Bruders gehabt hat, und die maßlosen Angriffe der Opposition verletzen ihn um so tiefer.

Herr von Prittwitz ist noch in Bukarest verblieben (da er noch einen Urlaub nach Konstantinopel hat), der Fürst unternimmt mit ihm und dem Maler Preziosy kleine Ausflüge, bei welcher Gelegenheit letzterer hübsche Aquarelle macht. — Gegen Abend fährt Fürst Karl nach Bufta (zwei Stunden von Bukarest), um der verwitweten Fürstin Stirbey einen Beileidsbesuch zu machen.

Die Pforte beschwert sich über die Reise, welche der Vize-König von Ägypten am 5./17. Mai an die Höfe der europäischen Großmächte angetreten hat, um die Souveräne zur feierlichen Eröffnung des Suezkanals einzuladen. Sie behauptet, derselbe habe sich souveräne Allüren gegeben, die ihm nicht zukämen!

Die Kammer ist nicht mehr vollzählig, und mehrere Gesetzentwürfe werden unerledigt bleiben. Der Fürst schreibt in der Affaire Ghika-Keyserling dem

letzteren eigenhändig, daß er seinem Minister-Präsidenten nicht Unrecht geben könne.

Abends unternimmt der Fürst einen Ritt auf den alljährlich vor Pfingsten stattfindenden Markt Moschi, wo er viele der anwesenden Kinder durch Geschenke erfreut.

Dem griechischen Gesandten in Paris, Fürst Ypsilanti, wird vom Fürsten eine Audienz bewilligt, um ein Vertragsprojekt zwischen Griechenland und Rumänien vorzulegen. Da er über die Wünsche seines königlichen Herrn genau unterrichtet sei, könne dieser Vertrag eventuell die Bedingungen einer gemeinsamen Aktion beider Herrscher festsetzen, en vue de l'indépendance complète de la Roumanie et des provinces grecques de la Turquie: Art. 1. spricht von der Verpflichtung, nur gemeinsam gegen die hohe Pforte vorzugehen, und zwar, wie Art. 2 näher ausführt, nur nach einem sechs Monate vorher erreichten Einvernehmen. — Die folgenden Artikel handeln von der Höhe der Streitkräfte und von der Unterstützung, die durch Insurgierung Bulgariens zu erlangen sein könnte.

Fürst Ypsilanti hatte dem Fürsten schon im Monat Mai einen Brief des Königs Georg überbracht, worin dieser dem ersteren für seine Sympathien dankte: er würde diesen Dank schon eher ausgesprochen haben, wenn er nicht seit Ende des letzten Jahres so vieles für Griechenland Schwierige, für ihn selbst Schmerzliche durchgemacht hätte. Amené par le mauvais vouloir de l'Europe à l'égard de la lutte héroique de Candie devant l'alternative, ou de laisser l'insurrection s'éteindre dans cette île sans résultat pratique pour elle, ou d'engager contre la Turquie une guerre qui se présentait dans des conditions très désavantageuses pour la Grèce, je n'ai pas hésité d'accorder à la décicision de la conférence de Paris. Dieser schwere Entschluß dürfte nicht unfruchtbar gewesen sein, wenn dadurch den christlichen Nationalitäten des Orients der Beweis geliefert sei, daß sie erst stark genug sein müßten, um mit den Waffen sich ihr Recht zu erkämpfen, ehe sie versuchen dürften, das türkische Joch abzuschütteln. — Fürst Ypsilanti, der Überbringer dieses Briefes, werde der beste Vermittler eines Gedankenaustausches über diesen Punkt sein. —

Fürst Karl antwortet auf jenen Brief des griechischen Königs:

„Vous ne pouvez douter, Sire, que je partage de tout mon coeur les sentiments qui sont exprimés dans votre lettre, et que je compatis de même aux impressions pénibles que vous y rappelez. La communauté des intérêts politiques et religieux de la Grèce et de la Roumanie ainsi que la connexité de leurs intérêts commerciaux sur tant de points, nous fait naturellement un devoir de nous appliquer de part et d'autre avec zèle à resserrer de plus en plus les liens qui unissent déjà les deux nations. Cette tendance répondra à mes plus chers désirs.

Was aber die durch Ypsilanti formulierten Vorschläge anbelangt, so verhält sich Fürst Karl ihnen gegenüber sehr reserviert.

6./18. Juni. Der Fürst verbringt den ganzen Morgen in der Kavalleriekaserne, wo er die verschiedenen Abteilungen in der Manege sich vorführen läßt; nachdem er darauf die Ställe inspiziert, exerziert die Artillerie vor ihm mit den neuen gezogenen Geschützen, dann stellt er in der theoretischen Stunde selbst Fragen. Nach einem Frühstück mit den Artillerie-Offizieren gestattet der Fürst, daß die Herren ihn sechsspännig in ihrem char à banc nach Cotroceni zurückfahren. Darauf Empfang des italienischen Generalkonsuls Fava und abends Ministerrat, in dem die Auflösung des Senats beschlossen wird. Sechzehn Mitglieder haben ihr Mandat schon niedergelegt, weil eine unangenehme Scene stattgefunden: die Herren warfen einander vor, daß bei dem Umzuge des Senats, d. h. bei der Verlegung der Sitzungen in die sogenannte Akademie, Unregelmäßigkeiten vorgekommen wären.

7./19. Juni. Der Fürst bringt den Vormittag auf dem Artillerie-Schießplatze zu, wo die gezogenen Geschütze versucht werden. Das Schießen geht sehr mittelmäßig. Nachmittags sieht der Fürst im Strousberg'schen Büreau alle Pläne ein; die Strecke Bukarest-Plojeschti soll bis Monat Oktober fertig sein.

Graf Keyserling ist nach Galatz abgereist, der Fürst hat ihn nicht mehr gesehen, hört aber, daß er durch den Zwischenfall mit dem Minister des Äußern sehr verstimmt sein soll.

Cogalnitschanu klagt dem Fürsten über die Schwierigkeiten der Lage, die alles hemmten, über die zunehmende Arroganz der Pforte gegen Rumänien, welche er für das Werk Österreichs und Frankreichs hält; besonders feindlich scheine der österreichische Internuntius von Prokesch-Osten in Konstantinopel zu sein. — So lange es eine bulgarische Frage gab und die griechische sich noch in vollem Flusse befand, war das Benehmen der Pforte vorzüglich, weil für sie die korrekte Haltung Rumäniens eine Existenzfrage war. Jetzt, wo diese Bedrohungen vorüber sind, schlägt die Pforte andre Saiten an, und es sind namentlich drei Punkte, welche der Würde sowohl wie dem materiellen Interesse Rumäniens zu nahe treten und deshalb auch die Situation des gegenwärtigen Ministeriums nach innen hin erschweren, weil ihm Mangel an nationalem Gefühl von der Opposition vorgeworfen werden kann.

Der erste Punkt ist die Bestreitung des Rechts, Münzen mit dem Bildnis des Fürsten zu schlagen, welches Recht in den Anerkennungsverhandlungen allerdings nicht präzisiert worden war. Frankreich aber weigert sich wegen dieses Protestes der Pforte, das rumänische Geld auf seinen Münzstätten schlagen zu lassen. Strat telegraphiert, Lavalette habe ihm die protestation formelle vorgelesen, welche der türkische Botschafter gegen die Prägung der rumänischen Münzen erhoben, — wenn daher Rumänien nicht auf das Bildnis seines Fürsten verzichte, blieben ihm die französischen Münzstätten verschlossen.

Zweitens will die Pforte die sogenannten Kapitulationen, nach denen den rumänischen Unterthanen auf türkischem Boden die eigene Gerichtsbarkeit gestattet ist, nicht weiter gelten lassen. — Die dritte Schwierigkeit erhebt sich über die Ziehung der Grenzlinie auf der Donau, von Galatz abwärts: während bisher die Mittellinie des Flußthales die Grenze zwischen den beiden Staaten bildete,

will die Türkei ihr Recht über den ganzen Strom geltend machen. — Ein unmögliches, allen Verkehr lähmendes Verlangen der Pforte! Kein Ministerium kann es unternehmen, diesen türkischen Prätensionen sich zu fügen.

8./20. Juni. Rumänischer Pfingstsonntag. Der Fürst wohnt dem Gottesdienste in der alten Kirche Radu Voda bei; am Schluß desselben wird der Fußboden nach orientalischem Gebrauche mit grünen Zweigen bestreut. Es ist sehr warm, und der Gottesdienst dauert lange. Nachmittags mit großer Begleitung (darunter Maler Preziosy u. Herr v. Prittwitz) nach dem Kloster Pasere, welches Kirchweih feiert.

9./21. Juni. Der Senat wird aufgelöst, D. Ghika, der Minister-Präsident, verliest das Dekret; zugleich wird die Kammer vertagt. Der Fürst empfängt den Besuch des norddeutschen Konsuls Bamberg, der direkt aus Paris kommt und dem Fürsten viel Interessantes über die politische Lage Frankreichs und die dortigen Verhältnisse, in denen er außerordentlich gut zu Hause ist, mitteilt. — Bamberg schreibt an den Fürsten von Hohenzollern über seinen Besuch bei Fürst Karl, er wisse nicht, was er an diesem mehr bewundern solle: „die abgeklärte Ruhe, seinen Mut oder seine geistige Überlegenheit, das imponierende Auftreten, das er trotz seiner ungezwungenen Haltung stets hat und das das Verhältnis zwischen Herrscher und Unterthan so unausdrückbar bezeichnet.“ In seinem Arbeitszimmer mache gleich die wunderbare Ordnung der auf Arbeit ausgehenden Einrichtung den Eindruck einer feinsinnig angelegten Maschine, welche rohe Stoffe zusammenhalte, um Seidenfäden daraus zu spinnen. „Der Fürst hat sich sein Archiv selbst angelegt. Er weiß bei jeder Wendung des Gesprächs, wo ein Brief oder ein Aktenstück sich befindet, das darauf Bezug hat . . . Der Fürst gehört zu jenen kerngesunden und tüchtigen Naturen, die an der harten Schule des Lebens sich täglich selbst groß ziehen . . . Fürst Karl hat ganz bestimmte Überzeugungen und Ideen. Er geht mit großer Geschwindigkeit auf die ein, die man ihm entgegenstellt; aber er hat eine seltene Begabung, in feinster Weise abzuwehren und wieder auf seinen Ausgangspunkt zurückzukommen. Ist diese Geistesbeschaffenheit nicht ohne Gefahr, so bildet sie doch die erste und unerläßliche Bedingung zu einer selbständigen Regenten-Individualität. — Wenn ich mir hier Zustände und Menschen ansehe, diese zerfahrenen Arbeitskräfte bei feurigen und aus Trägheit doch wieder kalten Naturen, und diesen gegenüber die große Ruhe und Geduld eines Fürsten, der in die Zukunft des von der Natur gesegneten Landes die größte Hoffnung setzt, so kann ich die innere Kraft, die hierzu gehört, nur aufrichtig bewundern. . . Man setzt hier an dem Fürsten Abgeschlossenheit aus und findet, daß er sich zu sehr isoliert. Es ist dies die frivolste und oberflächlichste aller Ansichten. Nur vermöge seines eisernen Fleißes, seiner keuschen und geregelten Lebensweise ist es dem seines Zieles sich genau bewußten Prinzen gelungen, trotz der Paralysie, welche gewisse Staats-Einrichtungen über das Land verbreiten, eine Maschine zusammenzuhalten, in der viele Nieten fehlen.“

12./24. Juni. Besichtigung von Schulen. Enorme Hitze. — Ein auf den Minister Cogalnitschanu geplantes Attentat wird vereitelt, erregt aber denselben sehr, sodaß er auf einige Wochen Urlaub erbittet und demnächst abreisen will.

Die Rechnungen für die 25 000 Zündnadelgewehre sind endlich aus Berlin eingetroffen; sie sind um 144 000 Thaler billiger, als der Voranschlag war. Konsul Bamberg ist noch hier und dem Fürsten ein interessanter und anregender Besuch.

Zum Kriegsminister wird Oberst Manu ernannt, der anfangs zauderte, das Amt zu übernehmen, weil er sich scheut, mit Cogalnitschanu in demselben Ministerium zu sein. Oberst Manu hat eine gründliche militärische Bildung im preußischen Kadettenkorps genossen, war sodann aktiver Offizier im Garde-Artillerie-Regiment, als auch der Fürst in demselben stand. Graf Keyserling schreibt von ihm: „wenn auch vielleicht etwas Chauvinist, hat er sich zu allen Zeiten von dem inneren Parteitreiben fern gehalten, ist absolut Soldat und versteht seinen Dienst wohl mehr bis in alle Details hinein, als irgend einer seiner Landsleute. Es wird darauf ankommen, daß Oberst Manu nicht zu schnell auf seinem Ministerposten durch Kammerintriguen oder Parteimachinationen verbraucht werde, denn nachdem jemand einmal Minister gewesen, fällt es ihm hier zu Lande schwer, eine andre Stellung zu bekleiden."

Der Fürst schreibt Briefe, welche Cogalnitschanu, der Wien, Berlin, Paris und Sigmaringen berühren wird, mitnehmen soll, u. a. auch an den preußischen Kronprinzen.

Einem sehr geschickten Graveur, Kullrich aus Berlin, sitzt der Fürst einige Stunden, damit er sein Profil für die Münzen schneide.

14./26. Juni. Steege berichtet über seinen Aufenthalt in Berlin, daß wenig Aussicht sei, Norddeutschland zur Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit in Rumänien zu bewegen. Bismarck habe den Vorschlag schroff abgewiesen, Delbrück ebenfalls, denn die Leipziger Kaufmannschaft sei höchst unzufrieden mit der rumänischen Rechtspflege, und die Handelsinteressen Norddeutschlands würden darunter leiden. Der König habe jedoch betont, daß er dem Fürsten Karl seinen appui moral stets geben werde, und der Kronprinz habe mit brüderlicher Teilnahme nach allen Angelegenheiten seines teuren Vetters gefragt.

In Petersburg hat Steege die Staatsmänner viel koulanter gefunden: sie schlagen eine günstige Konsular-Konvention vor und drängen nur auf die Erledigung der orientalischen Klosterangelegenheit. Die Andeutung, daß Fürst Karl den Zaren zu besuchen wünsche, wurde mit einer äußerst liebenswürdigen Einladung nach der Krim beantwortet.

22. Juni/4. Juli. Abreise nach dem Lager von Furceni.

23. Juni/5. Juli. Ankunft im dortigen Hauptquartier. Bis zum 30. Juni/12. Juli bleibt der Fürst im Lager. Die Regimenter sind successive ins Lager beordert worden; seit dem Monat April, wo die ersten Truppen einrückten, sind hunderte von Bauernwagen beschäftigt gewesen, das Holz für den Barackenbau herbeizuschaffen, denn auf die Unterbringung in den zunächst gelegenen Dörfern war

nicht zu rechnen, die Bauernhäuser sind zu ungesund, doch bietet die Nähe dieser Dörfer mit ihren Brunnen den Vorteil leichter Versorgung mit gutem Trinkwasser. Der Seret, über den das Lager sich 22 m erhebt, um sich allmählich nach ihm herabzusenken, ist hier an 60 m breit und $2\frac{1}{2}$ m tief, und wie schon in den ersten Berichten über dies Lager erwähnt wurde, führt er auf Flößen viel Material zum Bau heran; das übrige wird in den 2000 h großen Waldungen gewonnen, die östlich an den Lagerplatz anstoßen. Für die Verpflegung muß die Militär-Intendanz an Ort und Stelle sorgen.

Seinem Vater schreibt der Fürst über Furceni:

„Von meinem Aufenthalt im Lager bin ich ziemlich befriedigt. — Die Truppen sind in den von ihnen selbst erbauten Baracken vortrefflich untergebracht. Die Lage ist eine schöne und gesunde: Beweis, daß unter ca. 12000 Mann nur etwa 200 Kranke sind, während bei meiner Abreise in Bukarest auf 3000 Mann 230 Kranke kamen. Die Truppen, deren Baracken noch nicht vollendet sind, bleiben unter den tentes individuelles. Das Lager wird nach seiner Vollendung ca. 300 Baracken umfassen, die sich auf eine Länge von 3500 m ausdehnen. Bei meiner Anwesenheit befanden sich hier das 1., 2., 3., 4., 5., 6., 7. Infanterie-Regiment, die vier Jäger- und zwei Genie-Bataillone, das 2. Artill.-Rgt. (Jassy), eine Escadron Gensdarmes und zwei Escadrons Dorobantzen, außerdem der nöthige Train, das Sanitäts- und Intendantur-Wesen. — Ich besichtigte jeden Tag ein Regiment und nahm an dem Frühstück des betreffenden Offizierkorps Theil. Zum Diner lud ich täglich bis 20 Personen ein. Den letzten Tag hielt ich eine große Revue über sämmtliche Truppen ab und verband damit eine religiöse Ceremonie: die Grundsteinlegung der kleinen Kirche, die für die Truppen vor der Front des Lagers erbaut werden soll. — Es war dies ein schönes und erhebendes Fest, zu dem das Landvolk aus weiter Ferne herbeigeströmt war und in seinen malerischen Trachten ein reizendes Bild darbot. Am Abend gab ich ein großes Diner, zu dem ich 60 Offiziere einlud und bei der Alles in der freudigsten Stimmung war (trotz eines heftigen Regens, der Tafel und Speisende durchnäßte). — Am folgenden Tage verließ ich mit größtem Bedauern das Lager, wo ich gern geweilt, da ich dort meine alte Passion für den Soldaten-Stand wieder auffrischen konnte. — Sämmtliche Stabsoffiziere begleiteten mich bis jenseits des Seret, bis wohin ich mich zu Pferde begab; dort bestieg ich den Wagen. Die Offiziere und Soldaten sind gern im Lager, und es herrscht dort ein guter Geist. Die Verpflegung ist gut. Ich verspreche mir günstige Resultate vom Lagerleben namentlich in Bezug auf Disciplin und Corps-Geist. Furceni soll befestigt werden, und im künftigen Jahre wird die Eisenbahn bis in das Hauptquartier gehen. — Da ich gerade von der Eisenbahn spreche, will ich Dir einige Details über die hier ausgeführten Arbeiten geben. Der Unterbau fast sämmtlicher Brücken in der Moldau und in der Großen Walachei ist beendet, die Schienen und Traversen sind zum größten Theil auf die Linien

vertheilt, ebenso die Eisentheile für den Oberbau der Brücken. Von Galatz gegen Tekutschi und von Bukarest gegen Plojeschti hat man mit dem Legen der Schienen begonnen. In der nördlichen Moldau cirkulirt bereits eine Lokomotive. Von Giurgiu nach Bukarest liegen schon die Schienen, nur 12 km fehlen noch. Die Erndte hat augenblicklich den Unternehmern viele Arme entzogen, so daß eine kleine Verzögerung eintreten wird; um diesem aber abzuhelfen, habe ich Soldaten abgeben lassen. Ende des Herbstes, hoffe ich, wird der größere Theil der in Arbeit befindlichen Linien dem Verkehr übergeben werden. — Der Central-Bahnhof in Bukarest erhebt sich bis zur ersten Etage; ich kann den Bau vom Garten in Cotroceni übersehen. Der Bahnhof für die Giurgiuer Bahn ist fast vollendet und nimmt sich auf dem Plateau von Filaret, von wo aus man die ganze Stadt übersehen kann, sehr gut aus. Die Terrassements der Linie nach Pitešchti (Kleine Walachei) sind angefangen, ebenso die Studien für die ganze Linie bis Turnu Severin vollendet. — So werden wir in drei Jahren das ganze Bahnnetz fertig haben." — — —

Das vom Fürsten erwähnte militärische Fest galt als die feierliche Einweihung des Lagers, er erließ dabei einen Tagesbefehl an das Heer, in dem er demselben seine Zufriedenheit ausdrückt und es anspornt, alles zu thun, um auf die Höhe seiner Mission zu gelangen. — Von Furceni aus hat der Fürst Ausflüge gemacht, unter anderm auch nach Odobeschti, dem schönen Wein-Ort der Moldau, dessen herrliche Lage ihn erfreute. Überhaupt hat er die landschaftlichen Reize der Umgegend sehr genossen.

1./13 Juli. Der Fürst kehrt in die Hauptstadt zurück. Cogalnitschanu schreibt ihm aus Düsseldorf, daß seine Eltern in unbeschreiblicher Sehnsucht auf ihn warten. Die Fürstin würde nicht müde, Details über das Leben ihres fernen Sohnes zu erfragen. In Berlin hat Cogalnitschanu nur Herrn v. Keudell gesehen, da Graf Bismarck krank auf seinen Besitzungen weilt. Die preußischen Staatsmänner haben sich wieder energisch für Beibehaltung der Konsular-Gerichtsbarkeit ausgesprochen, doch meint Cogalnitschanu, daß der rumänische Agent die Handelskreise von Leipzig und Berlin, in deren Interesse das Auswärtige Amt zu handeln meint, leicht davon überzeugen könnte, daß es gerade für sie wünschenswerter sei, wenn eine Konvention an Stelle dieser veralteten Konsular-Gerichtsbarkeit tree

Unter allen auswärtigen Staatsmännern scheint ihm Andrassy der für Rumänien wohlwollendste, „car il a besoin de nous." In der Judenfrage (die kürzlich von englischer Seite wieder angeregt worden) gäben Beust und Benedetti den Rumänen vollkommen recht, „tout en nous engageant à faire de sorte de ne pas avoir l'opinion publique contre nous." In der Münzfrage wolle Andrassy „son concours" geben, selbstverständlich unter der Bedingung, daß Fürst Karls Bildnis die Umschrift „Fürst von Rumänien" und nicht „Fürst der Rumänen" trage.

Der Fürst von Hohenzollern schreibt:

„... Sehr gespannt sind wir natürlicherweise, ob Du überhaupt Deine Reise wirst antreten können, wonach unser Herz so sehr verlangt. Nach den

letzten Nachrichten scheinen wieder schwarze Wolken am Himmel aufzutauchen. Alles Augenmerk sollte auf die Qualität der Armee geworfen werden — auf ihre Quantität kann es absolut nicht ankommen. Doch ist es für mich sehr schwer, aus der Ferne zu urtheilen, und deshalb enthalte ich mich strengstens aller Rathschläge." — — —

5./17. Juli. Steege ist auf Urlaub anwesend und teilt seine Eindrücke aus Berlin, Wien und Petersburg mit. Der Fürst konferiert heute mit ihm über den Konsular-Vertrag mit Rußland, zu dem der Agent das Projekt aus Petersburg mitgebracht hat.

Von preußischer Seite hat man aus Anlaß einer Post-Konvention D. Ghika den Roten Adler-Orden I. Klasse verliehen; dieselbe Auszeichnung ist Cogalnitschanu auf der Durchreise in Berlin zu teil geworden. Fürst Karl freut sich der Aufmerksamkeit, die man gegen seine Minister hat. — Graf Keyserling ist von Galatz zurückgekehrt und berichtet nur Befriedigendes über seine Fahrt an die Mündungen der Donau. Die Handelsplätze Galatz und Braila seien entschieden im Vorschreiten begriffen. Ein besonders reges Leben herrsche in ihren Häfen infolge der großen Transporte von Eisenbahnmaterialien: über hundert Schiffe mit Schienen, Maschinen, Lokomotiven und Waggons lägen teils in Sulina, teils in Galatz. — In Sulina ist infolge der großen und erfolgreichen Arbeiten der europäischen Donaukommission die Einfahrt bis auf 17 Fuß vertieft. Die Molen- und Bagger-Arbeiten in der untern Donau schreiten rüstig vorwärts und dürften im nächsten Jahre so weit vollendet werden, daß nur für ihre Erhaltung zu sorgen ist.

Der Fürst teilt dem General-Konsul mit, daß er den Geist der Truppen durch das mehrwöchentliche militärische Zusammenleben für wesentlich gebessert halte. Graf Keyserling ist etwas pessimistisch in Bezug auf Rumänien geworden. An eine ernste Gefahr, wie sie manche seiner Kollegen in der Konzentration der Truppen zu sehen gemeint, habe er nie geglaubt, aber er halte eine wesentliche Verbesserung des Geistes durch ein paar Wochen Lagerleben kaum für möglich. Dazu gehörten Jahre, viel Konsequenz, Energie und Geduld.

In Frankreich ist das neue Ministerium, in dem Fürst Latour d'Auvergne das Auswärtige übernimmt, gebildet.

Fürst Karl schreibt seinem Vater:

Bukarest, 8./20. Juli 69.

„Es sind Wochen vergangen, seitdem ich Dir keine ausführlichen Nachrichten mehr gegeben ..... Nach meiner Rückkehr aus dem Lager von Furceni übergab mir Major Gorjan Dein liebes Schreiben, für das ich Dir meinen herzlichsten Dank sage. In meinem heutigen Briefe hätte ich gewünscht, Dir etwas Bestimmtes über meine Reise nach dem Occidente mittheilen zu können, leider ist es mir aber noch nicht möglich.

„Ich werde zwischen dem 1/13. u. 15./27. August nach Livadia gehen, da später der Vice-König von Egypten dort erwartet wird, und man mich vor demselben zu empfangen wünscht. — Nach 14 Tagen werde ich zurück sein,

dann noch auf kurze Zeit nach dem Lager gehen und hierauf endlich meine Reise nach Wien, Weinburg, Baden-Baden, wo ich die beiden Majestäten noch zu treffen hoffe, Paris und Brüssel antreten. Ich gedenke, gegen Ende September bei Euch zu sein. — Nach Rußland gehe ich als Fürst von Rumänien mit größerem Gefolge, darunter Fürst Demeter Ghika, während ich die andere Reise incognito machen werde.

„Vor 8 Tagen bin ich aus dem Lager von Furceni zurückgekehrt, wo ich zehn Tage geblieben war. — Bei meiner Rückkehr habe ich so viel unerledigte Papiere und Geschäfte vorgefunden, daß ich vom Morgen bis in den Abend zu thun hatte und all' die lieben Briefe von Dir, der theuren Mama 2c. bis heute unbeantwortet lassen mußte . . . . .

„Der Konflikt zwischen dem Minister des Äußern und Graf Keyserling ist nun auch glücklich beigelegt. Die beiden Herren hatten sich sechs Wochen nicht gesehen und jeden geselligen Verkehr abgebrochen. — Keiner wollte die Initiative ergreifen, um die Sache amicalement zu regeln, wie ich es gerathen hatte. Ich konnte Graf Keyserling nicht Recht geben, da die Entzweiung durch eine Angelegenheit veranlaßt wurde, die ihn nicht direkt betraf.

„Bei der Verleihung des Rothen Adlers an meinen Minister-Präsidenten hatte Graf Keyserling den passenden Anlaß, den Fürsten D. Ghika wiederzusehen, da er ihm diesen Orden zu übergeben hatte. D. Ghika machte noch an demselben Tage dem Grafen seinen Besuch, wobei die Herren sich aussprachen, und die alte Freundschaft war wieder hergestellt. Keyserling hatte wohl gefühlt, daß er Unrecht habe . . . . . Ich habe ihn in letzter Zeit weniger gesehen; trotzdem benützen die Parteien eine gewisse hier herrschende Reizbarkeit gegen preußischen Einfluß auf wenig loyale Weise.

„Es war gewiß von Interesse für Dich, Cogalnitschanu kennen zu lernen. Er hat mir einen ausführlichen Bericht geschickt.

„Was nun unsere Stellung zu den Großmächten anbetrifft, so zeigt uns Rußland das größte Wohlwollen und Interesse — ob in einer ganz aufrichtigen Absicht, das wird sich zeigen. Factum est, daß Steege mit der größten Auszeichnung in St. Petersburg vom Kaiser empfangen wurde, mit den Ehren, die einem Gesandten zustehen.

„Bei dieser Gelegenheit wurde mein Vertreter beauftragt, mir mitzutheilen, daß S. M. bestimmt darauf rechneten, mich in der Krim zu sehen. In St. Petersburg wurde ein Projekt zur Aufhebung der Konsular-Jurisdiktion ausgearbeitet, das wir ohne Modifikation annehmen können. So hat Rußland sehr kluger Weise die Initiative in der für uns so sehr wichtigen Frage genommen, was in Frankreich unangenehm berühren wird, aber tant mieux, denn das französische Cabinet ist immer noch etwas zurückhaltend, da es die Türkei menagiren will. Aber warum menagirt es dieselbe nur in Rumänien und nicht in Egypten? Warum ist es in Rumänien mit England und in Egypten à couteau tiré gegen England? Es läßt sich dies in dem einen Wort: „Interessen" begründen, materielle Interessen. Daher ist es politisch klug, daß wir

suchen, hier in großen Unternehmungen auch französische Capitalien zu engagiren; ich habe diese Idee bereits mit verschiedenen Persönlichkeiten durchgesprochen. England ist im Allgemeinen teilnahmslos gegen Rumänien; von der Seite haben wir nichts zu erwarten. Die Politik, welche es im Orient verfolgt, ist keineswegs wohlwollend für die christlichen Völker. — Mit Oesterreich stehen wir officiell ganz gut, was sich auch aus dem Rothbuch ersehen läßt; die Presse setzt aber ihre Taktik fort, wenn auch mit weniger Perfidie. Graf Andrassy wünscht in gutem Einvernehmen mit uns zu leben, was aber nicht leicht sein wird, so lange die Ungarn einen solchen Druck auf die Rumänen in Transsilvanien und im Banate ausüben. — Die Türkei hat es sich selber zuzuschreiben, daß wieder eine Erkaltung zwischen uns eingetreten, denn sie hat sich in der Münz-Angelegenheit wenig entgegenkommend benommen. Sie sucht sich jetzt durch andere Mittel auf einen besseren Fuß mit uns zu stellen: D. Ghika ist der Cordon des Medschidie verliehen worden, eine Aufmerksamkeit, die hier ziemlich unbemerkt geblieben. Der Besuch in der Krim wird seinen Eindruck in Konstantinopel nicht verfehlen . . . ."

11./23. Juli. Der König von Italien antwortet in einem vom 4. Juli aus Florenz datierten Briefe auf Fürst Karls Schreiben vom 3./15. Juni; der Fürst hatte in demselben Herrn Strat dem Könige empfohlen und dann den Wunsch ausgedrückt, daß seine Regierung mit der italienischen über die verschiedenen schwebenden Fragen, die hauptsächlich handelspolitisch sind, zu vollständigem Einvernehmen gelangen möchte.

Das Antwortschreiben des Königs Victor Emanuel ist in demselben Sinne und in freundschaftlichster Form abgefaßt.

12./24. Juli. Es herrscht eine fast unerträgliche Hitze, die jede Thätigkeit unmöglich machen würde, wenn nicht hin und wieder ein Gewitter eine, leider vorübergehende Erquickung gewährte. Die Aussichten für die Ernte, auf die in einem vorwiegend Ackerbau treibenden Lande alles ankommt, haben sich schließlich leidlich gestaltet, und namentlich der Mais verspricht sehr schön zu geraten, so daß in materieller Beziehung auch dieses Jahr keine Besorgnisse aufkommen läßt.

Der englische Ingenieur Hartley legt dem Fürsten Pläne für den Hafenbau bei Cibrianu am Schwarzen Meere vor; 20 Millionen sind aber dafür erforderlich.

Nachmittags ist Graf Keyserling beim Fürsten. Er hat augenscheinlich eingesehen, daß seine Reizbarkeit an dem jetzt beigelegten Konflikt mit D. Ghika schuld war, und daß der Fürst einen außerordentlichen Takt und richtige Erkenntnis der Verhältnisse bewiesen hat. — Abends Diner zu Ehren des italienischen Gesandten bei der Pforte, des Grafen Barbolani, der auf der Durchreise in Bukarest ist.

13./25. Juli. Ein trauriger, einsamer Sonntag. Der wolkenbruchartige Regen gestattet dem Fürsten nicht einmal ins Freie zu gehen. Wie viele solcher eintönigen, freudlosen Lebenstage hat er in den letzten Jahren gehabt, wie viele stehen ihm noch bevor!

15./27. Juli. Wieder enorme Hitze. Baron Offenberg, der russische Generalkonsul, bespricht beim Fürsten die bevorstehende Reise nach der Krim. Dann Konferenz mit Hartley über das Hafenbauprojekt.

19./31. Juli. Inspektion der Eisenbahn Bukarest-Giurgiu, besonders der großen Brücke über den Argesch. Bei der Heimkehr findet der Fürst einen Brief seiner Mutter aus Sigmaringen vor, die mit größter Ungeduld seiner Ankunft entgegensieht.

Selbst in der Nacht sinkt die Temperatur nicht merklich.

25. Juli/6. August. Graf Keyserling berichtet, daß einige seiner Kollegen die bevorstehende Reise des Fürsten nach Livadia mit großem Mißtrauen betrachten, da sie derselben höhere politische Zwecke unterlegen. In Konstantinopel dagegen sei man nicht weiter unangenehm berührt.

Abgesehen von einigen kleinen Grenzstreitigkeiten mit Ungarn, welche von der Opposition in tendenziöser Weise ausgebeutet werden, um dem Ministerium Schwierigkeiten zu bereiten, herrscht eine ungewöhnliche Ruhe in der auswärtigen Politik.

Fürst Karl schreibt seinem Vater:

„. . . . . Ende der nächsten Woche breche ich nun wirklich nach der Krim auf . . . Ich fahre mit meinem Schiffe bis nach Sulina, wo mich ein russischer Dampfer für die Weiterreise nach Odessa erwartet. Von da nach Livadia möchte ich gern den Landweg wählen, weil mir die Seereise lästige Beschwerden macht. Es sind 600 Werst, eine Werst wird mit russischer Post in drei Minuten zurückgelegt, folglich das Ganze in ca. 30 Stunden. Baron Offenberg begleitet mich, und da in Livadia der Raum sehr beschränkt ist, nehme ich nur D. Ghika, den Hofmarschall und einen Adjutanten mit. In Odessa beabsichtige ich einen Tag zu bleiben, um diese aufblühende Stadt, mit der wir viele Handelsbeziehungen haben, en détail zu besichtigen."

Vom Fürsten von Hohenzollern trifft zugleich Nachricht ein:

„Die Bekanntschaft mit Cogalnitschanu hat mich sehr interessirt. Er kommt mir gewandt, coulant und intelligent vor. Dabei scheint er ein Mann von Initiative und Energie zu sein! Wenn sein Charakter zuverlässig, so ist eine solche Persönlichkeit ein Kleinod . . . .

„Während ich diese Zeilen schreibe, geht mir ein Telegramm zu, wonach Du erst im September zu uns kommen kannst, wegen des Besuchs in der Krim. Ich halte diesen Besuch für politisch sehr wichtig, daher wollen wir den Retard nicht beklagen, obgleich wir Dich gar zu gern in Sigmaringen empfangen hätten, damit Du Deiner Heimath nicht entfremdet werdest . . . .

„Aus den Zeitungen habe ich Deine Inspicirung des Lagers en détail erfahren — es scheint à la Châlons zu sein, mit dem Charakter permanenter Einrichtungen. Die rumänischen Husarenoffiziere, die nach Cassel, Berlin und Hannover kommandirt sind, habe ich alle in Düsseldorf gesehen; sie machten einen sehr guten Eindruck, und ihre Uniform ist kleidsam und geschmackvoll.

„Den König habe ich auf der Durchreise in Ems gesprochen. Es hat mich wahrhaft gefreut, welch warmes Interesse er fortwährend an Dir nimmt — er freut sich sehr, Dich zu sehen, doch wird es seine Schwierigkeiten haben, Alles gut zu kombinieren, denn im September sind die großen Manöver in Königsberg. . . ." (Fortsetzung folgt.)

Die Rantzauer Lilie.

Erzählung

von

Luise Schenck.

I.

„Das ist eine fatale Geschichte, mein lieber Rainer Lehsen! höchst fatal!" sagte der Amtmann in seiner geschraubten, näselnden Sprechweise, dem Ausruf einen besonderen Nachdruck verleihend.

„Denken Sie nur, zuerst haben die Reisiker Bauern ihre Gespanne verweigert und nun auch die Besenbecker und Obendeicher!"

„Wirklich?" . . . Der Müller, der den Amtmann auf ihrem gemeinschaftlichen Heimwege aus dem Städtchen getroffen hatte, ging einsilbig neben ihm weiter. — Hatte er denn kein Verständnis für die Verlegenheiten des Amtmanns, der so ungeduldig die hellen, grünlich schillernden Augen zusammenkniff, daß sie fast unter den Lidern verschwanden?

„Ja, ja . . ich weiß noch nicht, wie ich es fertig bringen soll, den König einzuholen . . Wahrlich, die sogenannte Versöhnungsreise durch die Herzogtümer fällt seltsam aus! Ich denke, Se. Majestät wird froh sein, bald nach Kopenhagen zurückzukehren . . Diese demokratischen Kieler Professoren haben uns das Volk arg aufgewiegelt!"

„Meinen Sie das, Herr Kammerherr?" fragte Rainer Lehsen ausweichend.

Dem Kammerherrn zuckte es leicht über das scharfgeschnittene, farblose Gesicht; ein Ruck hemmte für einen Augenblick seinen elastischen Schritt; die blinzelnden Augen warfen einen verstohlenen, wachsamen Seitenblick auf den Müller. — Durfte er dem redlichen Manne nicht mehr trauen, dem er als seinem Nachbarn und häufigen Waidgenossen viel herablassende Güte, ja gelegentlich eine gewisse Freundschaft bewiesen hatte? War es dahin gekommen? — Nein, das konnte nicht sein! Der Müller bot im nächsten Augenblick alle seine Pferde an; er war gewiß ein guter Unterthan, dem dänischen Regimente treu ergeben. Mit dem ihm eigenen leichten Sinn vergaß der Amtmann des plötzlichen Argwohns und seiner Sorgen zugleich.

„Wir müssen noch ein paar gute Braten auf der Jagd erbeuten, lieber Lehsen," fuhr er leicht plaudernd fort. „Meine Mast-Kälber zeigen, wie ich höre,

Schwindsuchtssymptome, und die Enten sollen mit dem Strome fortgeschwommen sein, während die Milchkühe wie gewöhnlich trocken stehen. Wo die Hausfrau fehlt, kommt die Wirtschaft schwerlich auf den grünen Zweig . . . Ah, sprechen Sie mir nicht von Verpachtung der Amts-Ländereien. Ich bin gezwungen, einen Etat zu halten, der sich nicht aus baren Mitteln bestreiten läßt: offene Tafel, viel Dienerschaft, Pferde . . . Apropos, Herr Lehsen, gehen Sie morgen nach Hamburg?"

Der Müller bejahte.

„Ich war schon die ganze Woche nicht da, nicht einmal zum Rennen, habe die neue Oper versäumt, keine Auster oder sonst einen vernünftigen Bissen genossen, kurz, diese Zeit meines Lebens völlig verloren . . . Lachen Sie nur, was soll denn ein bemitleidenswerter Junggeselle, der an ein verwunschenes Schloß gebannt ist, besseres thun als sich in den Freistunden davonmachen, um sich zu amüsieren? — Aber was ich sagen wollte? Besorgen Sie mir, bitte, ein Paar Füchse, gute Traber, wenn auch nicht von der vornehmsten englischen Sorte, doch feingliedrig und schnell, wie sie zu den meinigen passen. Ich würde selbst in die Stadt fahren, wenn die Vorbereitungen für den hohen Besuch mich nicht zu sehr in Anspruch nähmen. Se. Majestät, die mir stets überaus gnädig gesinnt war, erzeigt mir durch den mehrtägigen Aufenthalt im Schlosse eine so besondere Gunst, daß ich nichts außer acht lassen darf, mich ihrer verdient zu machen. Hm . . . wenn Ihre beiden Kutschpferde nicht schwarz wären, ließen sie sich mit für den Königswagen verwenden, aber so kann ich die Ausgabe leider nicht vermeiden; habe überdies schon zu lange vernachlässigt, das Viergespann komplett zu halten, wie es doch der Anstand erfordert."

„Mit dem Pferdehandel ist es ein eigen Ding," versetzte der Müller. „Da kommt zunächst der Geschmack in Frage — und dann" . . . sein frisches, offenes Gesicht färbte sich tiefer, indem er nach einem Einwand suchte, statt, wie er gewünscht hätte, den Auftrag einfach abzulehnen, „dann, täuscht man sich leicht."

„Bah! . . . Ich verlasse mich durchaus auf Sie, mein lieber Müller. Bezahlen Sie gefälligst die Pferde und nennen Sie den Oldes meinen Namen. Das imponiert in der Kaufmannswelt. Der hohe Besuch wird meine Kasse stark erschöpfen, aber ich denke, Ihnen binnen wenigen Wochen die Auslage erstatten zu können; habe leider eine Erbschaft in naher Aussicht." Der Kammerherr seufzte gefühlvoll.

„Noch eins! Sie stellen doch das Ausfischen des kleinen Teiches an. Es wäre hübsch, einige Prachtstücke von Karautschen für die königliche Tafel zu haben, auch große Hechte würden dem Koch willkommen sein." Da der Müller zusagte, nahm der Amtmann, was den Fischen galt, zugleich für die Pferde an.

„Nur von Oldes kaufen Sie, bitte. Da gehen wir sicher. Und vergessen Sie nicht, Ihres Auftraggebers zu erwähnen. Gute Fahrt, lieber Müller."

Der Amtmann grüßte im Vollbewußtsein jener unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, deren er sich in dieser ländlichen Umgebung befleißigte, wie er es einst

in der Residenz gethan, und nahm dann links abbiegend seinen Weg über die altertümliche Zugbrücke, hinter welcher, von hübschen Anlagen umgeben, das Schloß Rantzau mit seinen verschiedenen Nebengebäuden lag. Hoch und hager, blaß und unschön, aber ein vollendeter Kavalier, wie er sich selbst am liebsten zu bezeichnen pflegte, schritt er, den Oberkörper leicht wiegend, dann und wann mit der feinen Reitgerte tändelnd, zwanglos dahin. Er hatte diese Art sich zu bewegen, wie das Kräuseln seiner langen, mattblonden Haare aus der Zeit beibehalten, da er noch in Kopenhagen den Hofdamen und schönen Bürgerinnen zugleich die Köpfe verdrehte, eine Lieblingsbeschäftigung, die er nur aus Mangel an Publikum versäumt, aber nie verschmerzt hatte, eifersüchtig über die Eleganz seiner Person und einen letzten Schein von Jugend wachend. Das Spiel mit der Gerte ward lebhafter.

„Er schlägt schon nach den Gäulen," murmelte der Müller, der, die Biegung des Weges erreichend, ihm wieder näher gekommen war. „Und ich bin fürwahr noch nicht willens sie zu kaufen. Wie flott er sie bestellte! So machen es die Dänen im kleinen wie im großen. Wir Schleswig-Holsteiner müssen für alles aufkommen."

Jetzt lag nur noch die Breite des Schloßgrabens zwischen ihnen. Ein Schwan, der sich dort auf dem Wasser schaukelte, scheute plötzlich und suchte, wild mit den Flügeln schlagend, das Ufer, an dessen Rande sich der Müller befand.

„Hüten Sie sich," rief der Amtmann hinüber. „Die Tiere sind oft tückisch. Ein böser Schwan hätte meine Großtante, die Priorin des Walloer Klosters, fast getötet. Es war während der Brutzeit; die Ärmste, welche sich dem Neste zu nahe gewagt hatte, ward von dem Schwan angefallen und furchtbar verstümmelt . . . Ihre Leidenszeit ist bald zu Ende, wie es scheint."

„Die gnädige Dame muß recht bejahrt sein," bemerkte der Müller trocken.

„Hoho! . . . Sie Schelm, machen mir gleich eine Anspielung. Wenn Sie bedenken, daß ich hoch in den Neununddreißigen bin — von der geschmacklosen Vierzig halte ich mich grundsätzlich fern — so braucht sie nicht gar so alt zu sein. Aber diese Verletzungen, allerdings . . . Auf Wiedersehen!" Eine anmutige Handbewegung sagte dasselbe.

„Auf Wiedersehen, Herr Kammerherr!" Der Müller zog zum zweitenmale den Hut.

„Wird es mit oder ohne Füchse sein?" fragte er sich selbst. Er kannte die reiche Erbtante und den Schwan sowie die Aussicht auf ihr baldiges Hinscheiden seit langer Zeit. Sie waren die Pfeiler des kammerherrlichen Kredits; der Kammerherr hatte manchen Wechsel auf sie gezogen. — Lebte sie denn noch immer, diese ewig todkranke Priorin? Welch' fürchterliche Agonie!" Der Müller lachte. Gutherzig wie er war, würde er gewiß die ehrwürdige Heldin des Schwanenabenteuers bedauert haben, wenn er es nicht einmal zufällig von einem dänischen Kornhändler in einer andern Fassung gehört hätte, nach welcher die Priorin den Anfall so weit überwunden, daß sie in guter Gesundheit eines

mäßigen Einkommens genoß. Er lachte, indem er weiter dachte: „Ei, was sperre ich mich denn? Die Bürgin bedarf der Dukaten, mit denen die Füchse bezahlt werden sollen, vermutlich mehr als ich . . . Ich möchte wissen, wie der Müller dem Amtmann überhaupt etwas abschlagen soll? Es würde ihm schlecht bekommen, den Amtmann zum Feind zu haben. Gekauft müssen die Füchse werden. Vielleicht stirbt ja die Tante noch einmal und befreit mit ihrem Tode den Kammerherrn von allen Schulden. Das Unwahrscheinlichste ist mitunter das Wahrscheinlichste."

Ja, so war es! Der Müller sah bald den Spruch bestätigt, wenn auch in einem andern Sinne, als er gedacht. Als er am dritten Tage die neu erworbenen Füchse überbrachte, schlug ihm der Amtmann dankbar auf die Schulter.

„Charmante Gäule!" rief er aus. „Nun ist alles für den Empfang arrangiert, Ehrenpforten, Liedertafeln, die Gewerke mit den Emblemen, die Schützen mit ihren Musikkorps, auch einige blumenstreuende Jungfrauen . . . Ich habe es nicht ohne Mühe zu stande gebracht. Das übrige Programm macht sich schon . . . für den zweiten Tag plane ich etwas, das Sie angeht, Herr Lehsen, nämlich einen zufälligen Besuch auf der Wischmühle, so ganz von ungefähr . . . Sie verstehen mich."

„Gewiß, Herr Kammerherr. Wie haben wir uns zu verhalten?"

„Möglichst überrascht. Das ist alles. Wahrscheinlich werde ich dem König auf dem Wege nach der Grafeneiche, die er wegen ihrer historischen Erinnerungen in Augenschein nehmen will, vorschlagen, in die Mühle einzukehren, um sich von dem Wohlstand der Müller zu überzeugen. Ein Haushalt wie der Ihrige muß ihn erfreuen nach dem ewigen Geschrei über die Mißstände im Lande. Es darf nichts Vorbereitetes zu bemerken sein, aber Ihre liebe Frau wird schon verstehen, der Sache einen Anstrich zu geben. Über die Stunde bekommen Sie nähere Mitteilung."

Ein Königsbesuch in der Mühle und obendrein ein angemeldet zufälliger! Anna Frauken, die Müllerin, war so bestürzt über die Nachricht, daß Rainer Lehsen seine Stiefmutter davon in Kenntnis setzte, deren Erfindungsgeist er in dieser Angelegenheit mehr vertraute als seinem eigenen und dem seiner Gattin. Er hatte sich nicht getäuscht. Frau Elsbeth, die Vorweserin[1]), kam gleich aus dem Abschiedshäuschen herüber, um der Hausfrau mit Rat und That beizustehen . . . Alles, bis in den letzten Winkel, mußte blitzblank geputzt, die Verwandten eingeladen werden, wie selbstverständlich zu dem Besuch des Königs überhaupt; der beste Wein mußte zur Hand sein, falls der König einen Trunk annähme . . . Aber damit war es nicht genug. Nachdem Frau Elsbeth den Kandidaten, welcher als Lehrer der Kinder im Hause wohnte, in das Geheimnis eingeweiht hatte, ging es über den Köpfen der Müllersleute an ein Pläneschmieden. Anna Frauken sollte am Spinnrade sitzen, der Müller sollte aus der Mühle herzukommen, aber doch seinen Sonntagsrock tragen . . . Der Hauslehrer sollte eine Rede halten . . . Nein, das ging nicht! Man merkte die Absicht.

[1]) Frühere Besitzerin der Mühle.

Frau Elsbeth ordnete rastlos an, und ehe sie es gedacht, nahte der große Tag.

Es war keine günstige Fügung, daß gerade die liebenswürdigsten Familienmitglieder ausgeblieben und nur einige überjährige Basen und Oheime erschienen waren, unter ihnen der zufällig auf einer Reise nach Hamburg begriffene Schwager Graupenmüller mit seiner verrosteten Perrücke und die Haselauer Müllersleute, die nicht langweiliger aussahen als vor zehn Jahren, wo sie den höchsten Grad dieser Eigenschaft längst überschritten hatten. Frau Elsbeth, welche die Ihrigen dieses eine Mal im Leben nicht nach ihrem Vermögen, sondern nach ihren dekorativen Eigenschaften schätzte, tröstete sich mit der prächtigen Figur des Urgroßvaters, mit den jungen Lehsens selber, die nach ihrem Ausspruche noch immer gut genug aussahen, um eine ganze Gesellschaft aufzuputzen, und mit dem gelehrten Kandidaten. Der Urgroßvater oder, wie er schon länger hieß, der Urmüller, beunruhigte sich fast über ihre Aufmerksamkeiten, trotzdem auch er von dem bevorstehenden Ereignis verständigt worden war, und fand keine Erklärung dafür, daß Frau Elsbeth ihn unaufhörlich zum Rauchen und Kartenlegen aufforderte und in den Lehnstuhl am Ofen zurückkomplimentierte, sobald er einmal Miene machte aufzustehen. In ihrem Eifer, dieses Haupt- und Mittelstück des Familiengemäldes zu überwachen, hatte sie sogar den Kandidaten vergessen. — Wo blieb er nur, der kleine Kandidat? Da er keine Rede halten durfte, sollte er, um seinen Beruf zu illustrieren, mit einem Buch auftreten. Endlich ward Frau Elsbeth seiner ansichtig. — O, er wußte nicht, was sich ziemte! Heute einen grauen Anzug zu tragen, in dem er sich gänzlich unter die Müllersleute verlor, zumal ihn diese meist um Kopfeslänge überragten!

„Herr Informator“, flüsterte sie ihm dringlich zu, „ziehen Sie doch Ihr schwarzes Habit an und die Weste mit den Kirschkernen, Sie sind gar nicht auf Ihr Bestes, man sieht Ihnen weder den geistlichen Herrn noch den ersten Charakter an.“

„Mit Kirschkernen habe ich keine, liebe Frau,“ erwiderte der junge Mann, in stummer Bescheidenheit auf die Darstellung des jüngst von ihm im theologischen Amtsexamen errungenen ersten Charakters verzichtend.

„Ich meine die schwarze atlassene mit den dicken rot und weißen Flecken, worüber sich die Kinder immer aufhalten,“ fuhr sie lebhaft fort. „Sie werden in Ihrer Kurzsichtigkeit das Muster gar nicht bemerkt haben. Und dann setzen Sie sich recht offenbar dort auf die Bank unter der Linde, nicht wahr? Die nächste am Hause . . . und lesen ein sehr gelehrtes Buch.“

Frau Elsbeth begriff nicht, warum der junge Mann, den sie doch stets sehr herablassend wie ihresgleichen behandelte, obwohl er als ein armer Käthnerssohn geboren, durch Lehsens und andrer Leute Güte auf Universitäten gehalten worden war, plötzlich so verstört aussah; sie hatte gar nicht beabsichtigt, ihn durch die Erwähnung der Weste zu verwunden, die er ihren Befehlen gemäß schleunigst anlegte.

Im Fackelschein ihrer brandgelben Haubenschleifen, überall und nirgends auftauchend, wies sie jedem seinen Posten an, oder hielt ihn dort mit mehr oder weniger List, die Verwandten bei den Kaffetassen am Fenster, den Urmüller neben dem Ofen, — und freute sich, im ganzen noch den alten Gehorsam zu finden. Nur die Müllersleute zeigten durch Bewahrung ihrer eigenen Freiheit und der ihrer Kinder, daß sie sich von Frau Elsbeths vormaligem Regiment emanzipiert hatten.

„Thut, was ihr wollt," bemerkte diese, „und laßt Jachim und Sine meinetwegen laufen. Zu meiner Zeit wurde das Görenzeug weggeschickt, wenn große Leute reden wollten, und ich finde, trotz des Wesens, was man jetzt von ihnen macht, noch immer am besten, daß sie möglichst aus dem Wege sind."

Es schlug fünf Uhr. Der Kandidat saß unter der Linde. Frau Elsbeth stand am Fenster und schaute über den stillen, tiefblauen Mühlenteich hin, der eingeschlafen schien bei dem ewigen Wiegenlied der klappernden alten Mühle. Auch ihr wurden die Augen schwer, wie sie da stand, achtlos des bekannten Bildes und seiner weichen, fein abgetönten Beleuchtung.

Doch mochte es den erwarteten Besuchern vielleicht besonders reizvoll erscheinen in dem rosig violetten Schimmer, der, das Wiesengrün verklärend, sich seitwärts über die düsterblauen Schatten des Waldweges ergoß, wo schon ein Anfang von Abenddämmerung lag, während die Türme und Dächer des Städtchens silberhell in der Ferne erglänzten und das graue Schloß im Vordergrund, umwoben von Sonnenschein und Septemberduft, sich im Schmuck der roten Danebrogs-Fahne auf seine lang vergangene Herrlichkeit zu besinnen schien.

Frau Elsbeth klagte über Herzklopfen; sie war dick und bequem geworden im Abschiedsleben und vertrug die heutige Anstrengung nicht; sie schaute nur noch erwartungsvoll auf die Brücke und stieß dennoch einen ganz unpräparierten Überraschungsschrei aus, als dort eine Gesellschaft vornehmer Herren erschien, ihnen voran ein Lakai, der pomphaft nach der Mühle zuschritt, um einen Besuch des Königs anzumelden.

Die Thüren wurden schnell geöffnet, und der große Augenblick kam. Dort der stattliche Herr, dem der Kammerherr zur Linken ging, mußte der König sein. Jetzt trat er ein. Frau Elsbeth, die sich bis an die Thür zurückgezogen hatte, knixte, so tief es die Steifheit ihrer Kniee erlaubte; aber der Herr schaute gerade aus, ohne sie zu bemerken. Auch den Verwandten, die sich schleunigst erhoben hatten, schenkte er keine Aufmerksamkeit. Von dem Amtmann geleitet, schritt er auf den Urmüller zu, den er sehr leutselig begrüßte, nachdem ihn der Amtmann als den Besitzer der Mühle vorgestellt hatte. Es mochte dem Amtmann heute um den Effekt zu thun sein wie der Frau Elsbeth, denn er sprach von den hundert Jahren des siebenundneunzigjährigen Greises mit einer Zuversicht, die diesen stutzig machte, und gab vor, daß der Urmüller drei Jahrzehnte im Lehnstuhl gesessen, indem er selber von diesem Kuriosum überwältigt, dessen Unglaublichkeit betonte. Aber der Alte faßte sich bald und sagte mit klarer Stimme:

„Der Herr Kammerherr vergessen, daß ich nun schon lange so ziemlich von meiner Lähmung geheilt bin . . . Ich war fünfzehn Jahre krank gewesen, als die junge Frau in das Haus kam . . .“

„Und da machte die Freude Sie gesund?“ unterbrach ihn der König lächelnd. „Erzählen Sie mir doch von Ihrer Heilung.“

„Wohl hat die Freude mir gut gethan und mehr noch die treue Pflege,“ versicherte der Alte . . . „Außerdem aber schwatzte Anna Franken mir einen Chirurgus auf, der mir einredete, daß es gar keine Gicht gäbe und daß der Rheumatismus und die Nervenschwäche mir nur so hartnäckig die Füße umklammert hätten, weil ich mich darein ergeben, statt ihnen zu entrinnen. Obgleich ich anfangs nichts von dem Chirurgus wissen wollte, fühlte ich doch bald den guten Erfolg der von ihm verordneten Kräuterdämpfe und Reibungen . . . Danach lockte die junge Frau mich auch in einen Rollstuhl, den sie selber in den Garten fuhr.“

„Und wie war Ihnen dann?“ fragte der König, durch sein lebhaftes Interesse den Alten zu vertraulicher Mitteilung ermunternd.

„Ich schämte mich fast meines verspäteten Erscheinens im Garten und bat meine Schwiegertochter, mich nicht allein im Grünen sitzen zu lassen wie eine Vogelscheuche.“

„Und sie?“

„Anna Franken ließ sich eine Futterschwinge bringen und streute goldene Samenkörner aus, daß die Staare und Finken in Scharen herzuflogen. Das schien mir ein Übermut, denn die Vögel kommen hier leicht zu dem ihrigen. Sie aber sagte: — „„Es ist nur, damit sie Euch gern sehen, Großvater.““

Die Blicke aller Anwesenden hingen wie gefesselt an dem König, der freundlich lächelte, als fände er viel Gefallen an der Unterhaltung des Greises. Seine imponierende Gestalt, der stolz getragene, mächtige Kopf mit dem hoch gekämmten Haar, das die edle Stirn ganz frei ließ, das wundervolle Profil und die offenen Augen verliehen ihm eine Schönheit, die durch den nicht im gleichen Ebenmaß gebildeten Mund und das stark entwickelte Kinn wenig beeinträchtigt wurde.

„Und wann machten Sie die ersten Gehversuche?“

„Mit meinem Urenkel zusammen, Majestät . . . Wenn mein Enkel und seine junge Frau mit ihrem prächtigen Jungen durch den Garten streiften, dann rührte ich mich auf dem Fleck, von dem sie ausgegangen waren, und schurrte vorwärts, den Meinigen in Liebe nachstrebend.“ Des Königs Stirn ward immer heiterer. Hier wohnte Friede und Glück, ihm ward wohl in dieser Sphäre. Das Gespräch wechselnd, fragte der König jetzt nach dem Müllergewerbe und setzte alle Anwesenden in Erstaunen durch seine Kenntnisse von Mahlrechten- und Pflichten und allen ihren technischen Bezeichnungen.

„Und wie denken Sie über die etwaige Abschaffung des Mühlenzwanges?“

„Es kommt eine neue Zeit und eine neue Mühle,“ sprach bedeutungsvoll der Urmüller. „Ich möchte sie lieber nicht sehen.“

Der Ton des Alten schien den König plötzlich zu verstimmen. Er blickte nachdenklich vor sich hin.

Jetzt kam Rainer Lehsen über den Flur herein, und fast gleichzeitig mit ihm trat die Hausfrau aus der Thür des anstoßenden Zimmers. Sie stellte sich neben ihren Mann, dem hohen Gaste gegenüber, der das stattliche, hochgewachsene Paar mit Wohlwollen betrachtete. Auf ihre Frage, ob sie Seiner Majestät eine Erfrischung bieten dürfe, erbat sich dieser huldvoll ein Glas frisch gemolkener Milch.

„Der alte Herr scheint gegen die beabsichtigte Aufhebung des Mühlenzwanges eingenommen,“ ließ der König sich zu Rainer vernehmen, der ruhig versetzte:

„Die Lage der Mühle läßt uns wenig Gutes davon hoffen, Majestät.“ Wieder verrieten die Mienen des Königs eine gewisse Gereiztheit.

„Man wird Euch entschädigen,“ lautete die kurze, fast ungnädige Erwiderung. Jetzt ward die Milch gereicht. Der König nahm ein Glas davon, und nach ihm thaten die Hofleute dasselbe. Als aber auch der Amtmann nach diesem harmlosen, längst entwöhnten Getränk griff, warf sich Frau Elsbeth mit den raschen Worten in's Mittel:

„Herr Kammerherr ziehen gewiß ein Glas Madeira vor oder alten Portwein. Es soll gleich kommen.“ Das Anerbieten, welches mit schriller Stimme gestellt worden war, zog ihr nicht nur eine höchst mißbilligende, ärgerliche Ablehnung von seiten des Kammerherrn, sondern auch einen ironischen Seitenblick des Königs zu. Aber sie knixte doch zu spät, der König hatte sich schon wieder der jungen Frau zugewendet mit der Frage, wie viele Kinder sie habe.

„Zwei Kinder, Majestät,“ erwiderte diese nach einigem Zögern. Dem König, welcher schönen Frauen hold war, dünkte ihre Art den Kopf zu senken und die Augen niederzuschlagen wenig zuvorkommend. Er sah befremdet auf sie und auf Rainer, dessen Haltung er zu stolz und sicher fand. Diese Leute schienen die Ehre, welche er ihnen erzeigte, nicht in ihrem ganzen Umfange zu würdigen, oder schon von dem Geiste der Auflehnung erfaßt, der ihn überall versteckt umlauerte?

Doch mißfielen sie ihm nicht. Solche Unterthanen hätte er an sich fesseln, hätte er lieben mögen. Die Hausfrau, von welcher er so viel Gutes vernommen hatte, stand in fast mädchenhafter Schüchternheit da. Als sie während der eingetretenen Pause, die allmählich lang und peinlich ward, den von schweren Zöpfen umwundenen Kopf zu ihm erhob, frappierte ihn der wunderbar sanfte, harmonische Ausdruck ihres blühenden Gesichts, der fromme Aufschlag ihrer von langen, dunklen Wimpern verschleierten Augen. Freundlich fuhr er fort:

„Ich habe noch eine Frage an die schöne Müllerin: Es soll eine Lilie im Umkreise des Schlosses wachsen, die in der holsteinischen Flora als „Rantzauer Lilie“ aufgeführt ist. Der Kammerherr wußte nicht viel von der Blume zu sagen; vielleicht wird Frau Lehsen mir bessere Auskunft geben können.“

„Die Lilie sprießt im Frühling, Majestät,“ antwortete Anna Franken, „ein schlanker Stengel mit weißen, duftigen Blütenglocken, größer als man sie sonst

im Lande kennt und von eigenartiger Form. Sie blüht im Walde, am liebsten nahe der rinnenden Aue, woher man den Namen „Rantzau“ ableiten will.“

„So . . . so?“ Der König wiegte nachdenklich das Haupt. „Eine sonderbare Erscheinung, daß die Blume allein auf diesem beschränkten Gebiete sich finden sollte . . . Sie muß vor Zeiten hierher verpflanzt sein.“

„Vielleicht weiß der Großvater davon,“ sagte Anna Frauken. Des Königs Blick glitt zu dem Alten hinüber. Dieser versetzte bedachtsam:

„Hm . . . Als kleiner Junge habe ich einmal sagen hören, der erste Reichsgraf habe sie aus fremder Erde mitgebracht; aus Italien mag es gewesen sein, wo er die kostbaren Gefäße, marmornen Tische und Gemälde zum Schmucke des Schlosses erworben haben soll . . . Wer weiß heute noch davon außer mir altem Mann? . . . Die Lilie allein ist geblieben und schon so lange heimisch, daß niemand fragt, woher sie kam.“

„Lebt die Geschichte der Reichsgrafen noch im Gedächtnisse der Leute?“

„Die der feindlichen Brüder? Ja. Sie erzählen sich noch immer von dem, was bei der Grafeneiche geschah, aber auf sehr verschiedene Art. Mein alter Knecht glaubt die Geschichte allein ganz genau zu kennen, doch irrt er meist in der Erzählung.“

„Das wißt Ihr?“ fragte der König scharf.

„Ich glaube es zu wissen,“ war des Alten Antwort, „verbürgt ist nichts . . . Seit die dänische Krone das Erbteil der Reichsgrafen antrat, ist ihre Spur in diesem Bereiche fast verwischt.“

Die Mißstimmung des Königs schien wieder aufzukommen. Er verabschiedete sich schnell, um über den Müllergarten und die anstoßende Koppel den Wald zu erreichen, wie es der Kammerherr empfohlen hatte. Frau Elsbeths dritter und letzter Knix ging verloren, verloren der Kandidat, die Weste mit den Kirschkernen, das gelehrte Buch: Alles verloren!

Schweigend schritt der König neben dem Amtmann durch den Garten, die Stirn verfinstert, die Augen in sich gekehrt. Diesen gereute fast, einen Zwischenfall herbeigeführt zu haben, der den König augenscheinlich wenig befriedigt hatte. Keiner der Hofleute sprach, während sie fortschreitend sich einer kleinen Windmühle näherten, die, der unweit liegenden größeren Mühle nachgebildet, lustig ihre Flügel drehte. Wie von der Neuheit des Spielzeuges angezogen, lenkte der König seine Schritte dahin . . . Eine frische Stimme schallte von drinnen in das Freie.

„Melusine! Melusine!“

Und gleich darauf erschien die Gerufene, ein blondes Mädchen in einem schlichten, weißen Kleide, die, den Herren den Rücken wendend, einen kleinen Wagen vor sich herzog, in dem ein jüngeres Kind auf einem Haufen winziger Säcke schwankte. Das rötliche Licht der Nachmittagssonne überflutete die schlanke, gestreckte Gestalt in blendenden Strahlen, ihren verlängerten Schatten zu den Füßen des Königs werfend.

„Melusine!“

„Was willst du, Jachim?" rief das Mädchen munter zurück. „Binde dir selber den Sack ab und laß uns in Ruh." Erst nachdem sie gesprochen, gewahrte sie die Herren und ließ den Wagen stehen, um sich schleunigst hinter der Mühle zu verstecken.

„Sine, Sine!" rief es drinnen lauter und dringender. „Ich will nicht mehr mahlen, wenn du von dem Gang wegläufst." Der König und seine Begleiter folgten dem Mädchen, das, vor ihnen fliehend, schließlich neben der Mühlenthür anhielt, rosenrot vor Verwirrung und Scham. Nun sie den Herren nicht entgehen konnte, schien sie sich gewaltsam mit Mut zu rüsten. Ihre großen, lichtblauen Augen leuchteten in einem wundervollen, scheuen Glanz, als müßten sie sich im nächsten Augenblick mit Thränen füllen, ihre Lippen kräuselten sich trotzig; das süße Kindergesicht war seltsam ausdrucksvoll in dem Bestreben, eine große, innere Schüchternheit zu überwinden. Der König schaute sie träumerisch an, indem er fragte:

„Bist du Melusine?"

„Ja."

„Wie kommst du hierher?"

„Wir sind mit unserm kleinen Vetter hergegangen, um ihm Jachims Mühle zu zeigen."

„Gelesen habe ich wohl von dir, aber nicht, daß du mit kleinen Vettern Korn mahlest, oder davonläufst und wegen deiner Nachlässigkeit gescholten wirst. Prinzeß Melusine, die von einem unterirdischen Volk abstammt, hat auf ihrer Reise durch unsere Welt nur zwei Säcke in ihrem Wagen, einen mit Gold und einen mit Silber."

Die Kleine lachte, aber als sie im Kreise der Herren umhersah und alle Blicke auf sich gerichtet fand, verwirrte sie sich wieder. Dann sagte sie, allen ihren Mut zusammennehmend. „Ich bin's doch. Der Kammerherr kennt mich."

„Man möchte es dir selber glauben," sprach der König. „Du hast gezeigt, daß du dich unsichtbar machen kannst, und du siehst wahrhaftig aus wie eine Märchenprinzeß . . Schau mich einmal recht an." Er hob das zarte Kinn in die Höhe und strich ihr das lockige Haar aus der Stirn, indem er sie sinnend betrachtete. Dann nahm er, von ihrer Anmut hingerissen, sie plötzlich in die Arme, hob sie ein wenig auf und versuchte sie zu küssen.

Das überraschte Mädchen machte sich mit einem leisen Schrei von ihm los. Zu gleicher Zeit rauschte es von rückwärts. Ein kräftiger, junger Bursche, der während des Gesprächs in der Thüröffnung erschienen war, kam hervorgestürzt, zog das Mädchen an sich und schrie, es mit seiner ganzen Länge deckend:

„Wer wagt es, meine Schwester anzurühren?"

„Der König," klang es ihm hoheitsvoll entgegen, und ein gebieterischer Blick begleitete das Wort.

„Der König!" wiederholte der Knabe in großer Erregung, indem seine Wangen sich schnell verfärbten. Doch verharrte er in herausfordernder Stellung zwischen dem König und Melusine.

„Geh' beiseite!“ klang es weiter. Und der Bursche gehorchte, wider seinen Willen durch des Königs Wort und Blick gebändigt. Aber trotzig stand er da, langgliedrig und dunkel. Die Wangen tiefrot, die krausen Haare in malerischer Verwirrung, die funkelnden Augen auf den König gerichtet, der wie frappiert von dem Kontrast der beiden Kinder unter einander freundlich fortfuhr:

„Du derber Junge, bist so ganz verschieden von der Kleinen da, daß ich bei meiner Meinung bleibe. Melusine ist die Prinzeß aus dem Märchen, und du vertrittst nur zeitweilig die Stelle eines Bruders bei ihr . . Sie könnte mit mir an den Hof kommen, wenn sie wollte.“

„Oh,“ rief der Junge keck, „ich lasse mir meine Schwester nicht abstreiten. Ich halte auf mein Recht.“

„Das Recht ist immer auf seiten des Königs,“ fiel der Kammerherr warnend ein. Doch der gereizte Junge erwiderte schnell:

„Das ist es nicht. Alle Leute sagen, er that unrecht, als er den offenen Brief in das Land schickte.“

Der König wich zurück. Wenn er auch wußte, daß der so betitelte Erlaß, der die Trennung der Herzogtümer anbahnen sollte, einen schlechten Anklang bei den Schleswig-Holsteinern gefunden, kam ihm diese Äußerung doch zu unerwartet. Unwillig rief er aus:

„Wahrlich! Dieses Volk politisiert bis auf die Schulbänke. Man wird kürzeren Prozeß mit ihm machen müssen.“

Die Hofleute sahen sich bestürzt an, einen heftigen Ausbruch seiner wechselnden Laune befürchtend. Da brach plötzlich eine helle Stimme das allgemeine Schweigen:

„Aber Jachim! Was liegt denn an einem offenen Brief? Es war doch nicht schlimm, daß der König vergessen hat, ihn zuzumachen.“ Melusine, die vor den Bruder hingetreten war, wie um ihn vor des Königs Zorn zu schützen, blickte verwundert über die Wirkung ihrer Worte. Die eben noch so peinliche Stimmung war in eine große Heiterkeit umgeschlagen. Aber des Königs Ernst brachte bald das Lachen der andern zum Schweigen.

„O du holde Einfalt!“ sagte er leise und legte segnend die Rechte auf das zarte Haupt, welches die Locken wie ein Heiligenschein umgaben. Wieder ruhten seine Augen lange auf ihr, als wolle er sich das schöne Gesicht einprägen, und eine seltsame Milde blickte sie aus seinen Augen an.

„Willst du mit mir kommen, Melusine?“ Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Dann vergiß nicht, daß du den König sahst und daß er dir wohl wollte, sehr wohl!“

Die Innigkeit des Tons, in dem er diese Worte sprach, erstaunte das Mädchen und gewann so sehr ihr Herz, daß sie des Königs Hand ergriff und ihm ihre Lippen zum Kusse reichte. Die Herren gingen vorüber.

„Was hast du gethan, Jachim?“ stieß das Mädchen hervor. „Du hast den König erzürnt; er kann dich in das Gefängnis sperren.“

„Das gilt mir gleich," erwiderte Jachim leidenschaftlich, „er soll mir meine Schwester lassen."

„Ja, wenn du immer brav bist," erwiederte sie neckisch, „sonst sieh dich nach mir um."

„Untersteh dich," drohte Jachim.

„Ach was, du großer Junge! Ich geh' ja niemals fort," sagte sie vorwurfsvoll. Ihre bebende Stimme und die zuckenden Wimpern allein deuteten an, daß auch sie innerlich tief bewegt war. Melusine nahm den kleinen Vetter bei der Hand und ging die Mutter aufzusuchen, während Jachim die Mühle anhielt und sie abschloß, nachdem er den Wagen hineingeschoben hatte.

Er folgte der Schwester nicht, sondern verließ den Garten, um über die Felder zu schweifen, den Weg vermeidend, welchen die Herren eingeschlagen hatten . . Er hatte eine weite Strecke zurückgelegt, als er endlich ermüdet auf einem Heideplätzchen jenseits des Waldes anhielt und sich zwischen den krausen Hügeln in den Sand warf.

Jachim wollte allein sein, ganz allein, weil er sich seines plumpen Benehmens schämte, und noch um einer andern Empfindung wegen, die ihm die Reden des Königs erweckt hatte.

Was war es nur gewesen, eine Erinnerung, ein Traum? — Prägten sich nicht bisweilen Träume wie wirkliche Ereignisse in das Gedächtnis ein? Das Bild, das ihm in weiter, dämmriger Ferne plötzlich vorgeschwebt hatte und dann entschwunden war, tauchte wieder vor ihm auf und ward deutlicher, je tiefer und angestrengter er nachdachte. Hatte er nicht einmal die Mutter sehr traurig am Fenster des Wohnzimmers stehen sehen? O, er liebte sie; er empfand ihre Schönheit, ihre Güte! . . Hatte er sie nicht aus den Augen verloren und ganz verändert, strahlend vor Glück und Freude in das Zimmer zurückkehren sehen, ein reizendes, wunderholdes Kind auf dem Arm? Hatte er nicht die Hand ausgestreckt, um das Kind zu liebkosen und ihm wehe gethan? — Ja, es war kein Traum! . . Hatte ihm nicht die Mutter einen Schlag gegeben, den einzigen, den er je von ihr erhalten, und hatte sie ihm nicht ein Wort gesagt, das er noch lange gewußt hatte? — Des Schlages erinnerte er sich nun bestimmt. Aber das Wort? Was war es doch gewesen? Es mußte ihm einfallen; es hatte ihm vor allem zuerst vorgeschwebt; es war ihm ganz nahe . . und doch wieder fort. Aber eines Gefühls erinnerte er sich nun bestimmt; sein Herz war geteilt gewesen zwischen Bewunderung und Eifersucht. Hatte er nicht gefürchtet, die Mutter liebe das Kind mehr als ihn selbst? Dann hatte sie Worte zu ihm gesprochen, so lieb und gut, wie es ihm nimmermehr einfiel und das eine, das eine? — Ach nein, er fand es nicht. Und alles war am Ende doch ein Traum? — Konnte ihm nicht ein andrer gar Vater und Mutter ableugnen, wie der König ihm die Schwester abgeleugnet hatte, um deren Besitz ihn eine wilde Angst ergriff.

„Melusine! Melusine!" rief er schmerzlich über die Heide hin. „O, meine Schwester!" Jachim weinte bitterlich, das erste Herzweh seines Lebens tropfenweise auskostend.

Ein höhnisches, sonores Lachen klang in den Lüften über ihm. Jachim sprang auf und gewahrte auf dem Hügel, an dessen Abhang er geruht hatte, ein ärmlich gekleidetes, schwarzbraunes Weib, dem das rote Kopftuch und die großen metallenen Ohrringe einen mystischen Anstrich gaben. Obgleich sie auf der Schulter ein großes Bündel Heidebesen und in der Hand einen Korb mit Lebensmitteln trug, näherte sie sich ihm kerzengerade und geschmeidig wie ein Reh, ihn mit den schwarzen, brennenden Augen unverwandt anstarrend.

„Bist du toll geworden?" rief das Weib. „Liegst hier auf der Heide und schreist in's Blaue? . . . Komm in meine Hütte, wenn du willst," fügte sie leiser hinzu. „Ich kann dir aus den Karten die Zukunft prophezeien. Da, da! Du kennst doch mein Häuschen?"

Jachim, der schnell mit dem Ärmel über die Augen gefahren war, suchte seine schwer zu bekämpfende Aufregung unter Spott zu verbergen.

„Es hat keine Thür," sagte er, auf die Hütte deutend, die seltsam genug aus der Tiefe der Heidesenkung empor sah, vier winzige Mauern mit einem einzigen Fenster, ein spitzes Dächlein darüber, eine alte Leiter daran gelehnt.

„Ei, ich wette, wenn ihr euer Lager aufsuchen wollt, du und der Heini, dann setzt ihr die Leiter an, hebt das Dächlein ab und fahrt hinunter."

„Nein, nein! mein Haus hat hinten ein Thürchen, das breit genug ist für uns alle. Sollte es ein wenig zu niedrig für dich sein, so wird dir das Bücken nicht schaden. Der eine lernt's früh, der andre spät."

„Hu Heidgrabenhexe!" rief der Junge die Besenhändlerin mit dem Spottnamen, unter dem sie im Städtchen bekannt war. „Ich komme nur von oben hinein."

„Sei nicht allzusehr von oben, weil der König bei euch war. Wenn die Großen zu den Kleinen kommen, giebt es andres Wetter. Und ich fürchte, ihr habt nicht viel Freude danach. Ich war auf der Mahldiele, als das Mädel herzukam und deiner Mutter von des Königs Worten erzählte, und sie ward weißer als die Gottesgabe, die sie mir reichte. Warum konnte ich nicht auch einmal betteln? Heißt es doch, daß die Lehsens keinen Armen von der Thür weisen und dem Bedrängten die Schuld streichen, damit sie wieder ein reines Konto haben. Die Handwerksburschen nennen sich die Wischmühle auf den Landstraßen, und ihr Stuhl auf dem Flur ist niemals leer zur Mittagszeit. Warum konnte ich nicht auch betteln, und was ist in meinen Augen, daß sie so sehr davor erschrak? Und was wäre in des Königs Worten denn mehr als ein Scherz, wenn Anna Frauken sich nicht plötzlich daran erinnert hätte, daß ihr das Kind nicht selber gehört. Sollte sie mich dennoch gesehen haben, als ich es ihr vom Wege, wo ich es auf dem Kehricht gefunden, nach dem hinteren Flur schleppte? . . . Ha, du grober Gesell, die Heidgrabenhexe kann dir gar die Vergangenheit enthüllen. Nicht wahr?" Ihre Augen schienen ihn zu versengen; ihre kurze Oberlippe zog sich stark aufwärts, in einem grausamen Lachen zwei Reihen schneeweißer Zähne entblößend.

„Du . . . du . . . du lügst!" rief der Junge mit stockendem Atem.

„Meinst du? dann frage doch die Mutter. Sie hat es sich heute besonnen, als ihr die Kleine die Worte des Königs erzählte. Das habe ich auf ihrem Gesicht gelesen . . . Hm . . . Wie konnte sie nur so ganz vergessen, daß Melusine ein Findelkind ist?"

Der Junge schrie auf. Das Wort hatte ihn tief in das Herz getroffen. Es gab Gemeindekinder, Findelkinder, kurzgeschorene, blaugekleidete Insassen des Armenhauses, deren Ausnahmestellung auf dem Spielplatze ihm oft Bedauern und Verachtung eingeflößt hatte . . . Zu diesen Wesen sollte Melusine gehören? — Sie hatten sich oft gezankt wie Geschwister, die gar nicht wissen, wie lieb sie einander haben. Jetzt wußte er, daß er sie lieb hatte, und er weinte um sie.

„Ich habe es bis heute verschwiegen für Geld, bis heute, obgleich es längst verflogen ist, und das wenige, was mir der Kammerherr von Zeit zu Zeit giebt, immer seltener wird. Er war ja gutmütig genug, den Paten des Wechselbalgs zu spielen . . . Gieb mir, was du bei dir hast, und ich will auch ferner davon schweigen, daß Melusine" . . .

„Schweig'!" grollte der Knabe.

„Gieb alles, was du hast. Ich wüßte nicht, wie ich mich und den Heini durchbringen sollte mit den Besen, wenn nicht zuweilen die jungen Leute kämen, welche von der Heidgrabenhexe die Zukunft erfahren möchten. — Wir sind arm, bettelarm." Jachim leerte willig seine Taschen, die außer einigen kleinen Silbermünzen ein Schaustück enthielten, ein ihm überaus teures Geschenk des Urgroßvaters, das er wie einen Talisman bei sich trug. Sie entriß ihm alles, den Wert des letzteren wohl erkennend, indem sie ihn in abgebrochenen Worten tröstete:

„Was thut's denn? Bist du albern? Ich plaudere nicht! Niemals!"

„Du versprichst es," drohte der Junge. Da machte die Erscheinung eines Dritten ihrem Gespräch ein Ende.

Ein sonderbar verkrüppeltes Wesen kam auf klumpigen Füßen und verdrehten Beinen, deren Knie zusammen gewachsen schienen, mit Hilfe eines Krückstocks in sprunghaften Sätzen wie eine Kröte daher. Das platte, breitnasige Gesicht mit den quellenden Augen und dem brutalen Mund, augenscheinlich in Wonne schwimmend. Es war Heini, der Sohn der Heidgrabenhexe.

„Hurra, der König!" rief er triumphierend, indem er ein Goldstück empor hielt. Das Weib wich wie geblendet zurück.

„Hast du's gestohlen?"

„Verdient!" stotterte der Junge. „Höre nur Mutter. Ich war im Walde, da kamen der König und der Kammerherr mit vielen andern vor ein geschlossenes Heckthor. Ich springe schnell hinzu, um es aufzumachen und falle dabei lang her, daß ich nicht aufstehen kann, und stelle mich tot. Da, als sie mich aufheben wollen, klappe ich mich in die Höhe und lache sie aus, und alle lachen . . . Zum Dank für den Spaß schenkte der König mir das . . . das: Hoho, pures Gold! Heute bin ich ebenso viel wie du, Jachim Lehsen. Komm, gieb mir

deinen Arm, wir wollen Brüder sein." Jachim, der den Krüppel mit Abscheu und Widerwillen betrachtet hatte, geriet über das Anerbieten dieser Brüderschaft in dem Augenblick, da er die Schwester verloren gab, in eine solche Raserei, daß er den Hilflosen mit einem heftigen Stoß weit von sich abschleuderte. Rückwärts taumelnd, wäre Heini sicherlich verunglückt, wenn seine Mutter ihn nicht aufgefangen hätte. Sie hielt ihn schon fest im Arm, als Jachim Lehsen sich ungestüm abkehrte, um fortzustürzen.

Heini wand sich unter den Schmerzen, die seine verdrehten Glieder peinigten.

„Mutter, Mutter!" stammelte er dankbar. So hatte sie ihm nie gefehlt, wenn ihm ein Stein im Wege lag, oder wenn ihm die Mißhandlungen der Zigeuner drohten, mit denen sie früher umher gezogen waren; sie war immer da gewesen, wo seine Kräfte nicht ausreichten.

„Mutter!" wiederholte der Krüppel, ihre Rache auf den Fliehenden herabrufend, dem er ohnmächtig die Faust nachstreckte.

„Warte, warte!" murmelte die Heidgrabenhexe. „Sein Vater hat mir das Ansehen bei meinem Volke untergraben. Das schöne, vornehme Kind, das er liebte, stand zwischen ihm und seinem verlobten Weibe. Ich hatte das schon erforscht und erraten; die „Nixe" ward sie genannt, und was ihr das Schicksal beschieden, das las ich in ihrer feinen, wunderschönen Hand. Um sie vor der Kunde zu schützen, überschüttete Rainer Lehsen mich mit Schmach und Hohn. Dadurch hatte ich die Achtung der Zigeuner verloren, und nachdem du das Licht der Welt erblicktest, sogar ihr Mitleid. Ein paar Jahre ging es so hin; dann that die Czinka, die mir meine Kunst abgelauscht hatte, das Übrige. Sie blieb eine armselige Stümperin gegen mich, doch sie hatte kein epileptisches Kind, das Männern und Weibern ein Dorn im Auge war . . . Als sie dir endlich gar nach dem Leben trachteten, bin ich mit dir geflohen und auf der Heide umher geirrt, bis wir hier einen Unterschlupf fanden . . . Warte nur! dies ist ein neues Übel von demselben Stamm. Wir rächen uns!"

Selbst ein Bild blühender Kraft und Gesundheit, trug die Heidgrabenhexe die elende Kreatur, die sie in einem sonderbaren Naturspiel ihren Sohn nannte, über die Heidehügel an die Schwelle ihrer Hütte . . .

Als Jachim heim kam, fand er die Verwandten nicht mehr; auch Melusine hatte sich aus dem Wohnzimmer zurück gezogen, wo die Eltern mit dem Großvater in tiefem Gespräch saßen. Jachim nahm mit einem Buch im Hintergrund des Zimmers Platz, aber bald horchte er nur noch auf den Großvater, der sehr erregt war von den Ereignissen des Tages. Der Besuch des Königs und dessen Güte zu ihm hatten dem Urmüller wohl gethan. Er gedachte seiner Jugendzeit, da er sich in Kopenhagen aufgehalten, und rühmte die Schönheit der Ostseeresidenz; er beklagte fast die Spaltung, welche er nur den dänischen Unruhstiftern zuschrieb. Prophetisch klangen seine letzten Worte:

„Eine große Umwälzung steht bevor. Wolle Gott, daß ihr sie siegreich übersteht! Mit Jachim kommt eine neue Mühle und eine neue Zeit. Sie wird in

Not und Kämpfen geboren. Ich möchte sie lieber nicht sehen!" Die Augen des Greises leuchteten, wie er so sprach.

Wunderbare Schauer gingen durch Jachims Seele; die große Zeit, die kommen mußte, die er ahnte, die er erwünschte, schien ihn ganz zu erfüllen und einen dumpfen Schmerz niederzudrücken, den er während des Großvaters Reden doch nicht ganz vergessen konnte. Erst gegen Mitternacht gingen sie alle schlafen.

Aber Jachim lag noch lange wachend im Bette. Seine erste Liebe gehörte dem Vaterlande, sein erstes unbegrenztes Mitleid der Schwester. Als er endlich einschlief, träumte er von Melusine, die auf dem Spielplatz in einem blau und weiß gewürfelten Kleide stand; er wollte sie fortführen und konnte nicht zu ihr gelangen. Eine unüberwindliche Kluft lag zwischen ihnen. Er schrie laut auf im Schlafe, und dann war alles vergessen.

II.

Am nächsten Morgen läuteten im Städtchen die Sterbeglocken. Melusine, welche unter der Linde im äußersten Winkel des Mühlenplatzes kauerte, hörte sie über das Wasser her und summte leise die eintönige Melodie nach. War es nicht als sängen sie ganz deutlich:

„Ach, der Urmüller ist tot! Ach, der Urmüller ist tot!" gerade wie es der alte Knecht Matthes vom Scheunenthor aus einem Vorübergehenden zurief.

„Wie ist das nur so schnell gekommen?" fragte jener. — Seltsam! Nahezu hundert Jahre hatte der Alte gelebt, und doch wunderte man sich über sein Scheiden.

„Über Nacht!" lautete die Antwort. Matthes schien zu taumeln, als er sich an den andern drängte, um ihn über die Brücke zu begleiten. „Ich habe es vorher gewußt," lallte er mit schwerer Zunge. „Seit drei Tagen hat es in der schwarzen Kiste rumort, daß mich ein Grauen überkam in meiner Kammer. So ist es immer gewesen vor einem Todesfall."

„Was? Bewahrt ihr einen Sarg im Hause?"

„Nein, eine Kiste mit Leichlaken und allerlei Trauerprunk; die haben die Dänen im Schloß vergessen, als sie vor undenklichen Zeiten die Schätze der Reichsgrafen nach Kopenhagen schleppten. Einer der Amtmänner, der die schwarze Kiste nicht herbergen mochte, ließ sie später in die Mühle schaffen; da steht sie nun schon ungezählte Jahre still und vergessen auf dem Boden, aber wenn es ans Sterben geht, dann wird sie lebendig."

„Schäme dich, Matthes, du hast getrunken," sprach der andre. „Wie konnte dir das heute begegnen, der du sonst so nüchtern bist?"

„Heute? . . . Just heute zum ersten und einzigen Mal. Der Gram hätte mich untergekriegt ohne die Flasche. Glaub' nur, es blieb mir nicht an den Kleidern sitzen, solch' einen guten Herrn zu verlieren, solch' einen . . ." Die Rede endete in einem unterdrückten Schluchzen, Bruchstücke davon waren an das Ohr Melusinens gedrungen, wie jetzt die grotesken Jammerlaute.

„Ich muß die Rappen einfahren für das Begräbnis,“ schluchzte Matthes weiter.

„Kannst du denn für dich einstehen?“ hieß es dagegen. „Siehst du, es wäre eine Schande . . .“

„Was . . . was?“ ertönte des Knechtes Stimme plötzlich fest und nüchtern in zornigem Vorwurf: „Ich sollte meinen Herrn nicht sicher zu Grabe fahren? . . . Geh, du hast ihn nicht gekannt und kennst den Matthes nicht.“

„Ach, der Urmüller ist tot!“ summte die Kleine in feierlichem Tonfall weiter. Sie weinte nicht, aber es war ihr zum Ersticken. Hinter ihr stand die Windmühle in der Scheere, und drinnen feierten die Wasserwerke.

Sie hatte in der Frühe die Eltern in Thränen gefunden und auf ihre bange Frage erfahren, was sie nicht begriff. Als man die Fensterläden geschlossen und die Spiegel verhängt hatte, als die Mühle verstummt war, hatte sich ihrer eine seltsame Angst bemächtigt, und sie war vor die Thür gelaufen, wo sie nun schon, sie wußte selber nicht wie lange, den Glockentönen lauschte. Noch immer war ihr die Brust wie eingeschnürt; das Geläute klang so umheimlich. Unheimlich lagen ihr die Worte des alten Knechtes im Sinn. — Melusine ging in das Haus zurück; sie wollte dem Tode in das Gesicht sehen. In stummer Neugier und unbewußtem Schrecken starrte sie auf die Leiche, die schon aufgebahrt war, und auf die flackernden, florumwallten Kerzen daneben, auf die kalten, weißen Flächen der Leinentücher, welche von den Fenstergesimsen hernieder, sich längs des Fußbodens bis unter die Bahre hinzogen. Einzelne Worte der darin eingewirkten Bibelsprüche schimmerten hier und da im Lichterschein erkenntlich. Jachim, der weinend im Totenzimmer saß, entsetzte sich vor ihren weit offenen, trockenen Augen.

„Sie hatte den Großvater nicht lieb; sie gehört nicht zu uns,“ rief eine Stimme in ihm. Dann sah er sie ohnmächtig zusammenbrechen; sah, wie die Mutter sich ihrer annahm und sie in das nächste Zimmer trug. Rasch eilte er ihnen nach, um in ihrer Nähe zu bleiben. Melusine lag bleich in den Armen der Mutter, die sie neben sich auf das Sofa gleiten ließ, nun sie wieder zu sich kam. Die Hilflosigkeit des ersten, großen Schmerzes lag in ihren Augen, in ihrer Stimme, als sie sich wieder an die Mutter drängte und deren Arm umklammernd, leidenschaftlich flüsterte: „O, ich habe nie daran gedacht, daß der Großvater sterben würde!“

„Alle Menschen werden abgerufen,“ tröstete die Mutter leise.

„Alle?“ wiederholte Melusine schaudernd. „Du auch, Mutter? O nein, nein!“ Sie sah die Mutter in einer namenlosen Zärtlichkeit an, die diese zu erschrecken schien. Da Anna Franken stumm blieb, fuhr sie wie irrend fort: „Wenn du sterben mußt, nimm mich mit dir. Wir wollen zusammen nach dem Himmel gehen.“

„Thörichtes Mädchen, nicht nur der Tod, auch das Leben kann uns trennen . . . Kinder werden große Leute und verlassen ihre Eltern. Nicht wahr? du bist verständig genug, um das einzusehen?“ Anna Franken hatte diese Worte tastend und unsicher gesprochen, mehr wie um sich selbst von deren Wahrheit zu über-

zeugen als Melusine, die nun zu weinen begann. Jachim schlich sich in das Totenzimmer zurück.

„Sie ist doch meine Schwester,“ dachte er. „Das Weib hat gelogen.“ Freunde kamen und sprachen immer wieder dasselbe und ließen sich erzählen, daß man den Urmüller am Morgen tot im Bette gefunden hatte, und bewunderten, wie friedlich er da lag, gleich einem müden Wanderer, der ein weites Ziel mit Ehren erreicht hat. Dazwischen drang dumpfes Pferdegetrappel sonderbar langsam und feierlich von der Hofkoppel herüber, wo Matthes die schwarz verhüllten Kutschpferde für die letzte Ausfahrt seines Herrn einübte. Mit Andacht hörten es die Kinder, die zuletzt in eine Art Betäubung versanken, aus der sie erst die schöne Trauerfeier erweckte.

Sie sprachen noch mehrere Tage davon und von dem großen Leichengefolge, in dem niemand fehlte, der im Städtchen irgend eine Stellung einnahm. Aber der Großvater kam nicht mehr zurück. Erst dann fühlten sie die Leere.

Als das Leben wieder in seine Rechte getreten war, wandte Rainer Lehsen sich eines Tages an seine Frau, um mit ihr zu besprechen, was zunächst vorlag, die Umschreibung der Mühle; er glaubte sie sehr zu überraschen mit dem Vorschlag, den Besitz gleich auf Jachims Namen übertragen zu lassen und zwar aus dem doppelten Grunde, daß die drohenden Unruhen eine etwaige zweite Umschreibung erschweren könnten, und daß er wünschte, seinen Sohn früh selbständig werden zu lassen, um sich alsdann mit ihr nach ihrem andern Besitze, der Oldenburger Mühle, zurück zu ziehen, an die sich ihre liebsten Jugenderinnerungen knüpften. Von großen Plänen sprach er ihr, den wasserarmen Teich dort in künstlicher Weise zu speisen. Aber sie stimmte ihm gelassen, fast gleichgültig zu, als ob es sich um die alltäglichsten Dinge handelte:

„Es ist mir recht, was du thust.“

„Was hast du, Anna Franken?“ fragte er bestürzt.

„Nichts!“ Der Ton that ihm weh. Es klang so verzweiflungsvoll, so geistesabwesend, so tief traurig, wie einst in lang vergessenen Tagen, als sie den Verlust zweier früh verstorbener Kinder nicht überwinden konnte. — Drohte auch der Heimgang des Großvaters ihr Gemüt aus den Fugen zu treiben? Anna Franken, welche diese Besorgnis in seinem Blick lesen mochte, trat freundlich auf ihn zu. Obgleich ihm ihre Art nicht ganz ungezwungen schien, drang er nicht weiter in sie, sondern verabredete mit ihr die vielleicht einzig in ihrer Art dastehende Übertragung einer Erbpachtsmühle von dem Namen des letzten Inhabers auf dessen Urenkel. Rainer machte einige schriftliche Notizen für das Aktenstück, denen Anna Franken, neben ihm stehend, mit flüchtigem Interesse folgte. Als er kaum geendet hatte, glitt draußen vor dem Fenster, von der roten Kopfhülle umrahmt, das scharfe Profil der Heidgrabenhexe wie ein Schattenbild vorüber. Anna Franken erbebte.

„Die Zigeunerin! . . . Sie kommt herein. Was kann sie wollen?“ rief sie in einer wachsenden Erregung, der Rainer mit absichtlicher Ruhe begegnete.

„Ein Almosen vermutlich. Laß mich sie abfertigen und gehe in den Garten. Dir ist nicht wohl, Anna Frauken. Dein Gesicht glüht wie im Fieber.“ Schon klopfte es draußen. Anna Frauken entfernte sich zögernd. Sie wäre gern in dem Zimmer geblieben; es kam ihr auf dem Wege durch das Haus das heftige Verlangen, dahin zurückzukehren. Aber sie bezwang sich und schritt vorwärts.

Die Kinder mit ihrem Lehrer in der Gartenlaube findend, setzte Anna Frauken sich nach ihrer Gewohnheit still zu ihnen. Melusine zeichnete, während Herr Normann kurze deutsche Sätze diktierte, die Jachim in lateinischer Sprache niederzuschreiben hatte.

„Thue recht und scheue niemand!“ hieß es endlich. Der Junge stockte. Er stützte den Arm auf den Tisch und legte die Hand an die Stirn. Der Satz hatte einen gewissen Zusammenhang mit dem Wahlspruch, welchen die ihm von der Zigeunerin entrissene Münze trug. Durch diese Wahrnehmung abgezogen, vergaß er die Übersetzung zu schreiben. Eine Pause trat ein.

„Recte faciendo neminem timeas“ raunte Melusine dem Bruder zu.

„Bravo!“ rief Herr Normann, freudig überrascht, „wie kommst du zu der Kenntnis?“

„Ich habe ein wenig Latein vom Hören mitgelernt.“

„Weil es dir Spaß macht, he?“

„Weil Jachim nicht mehr wissen soll als ich.“

„Das lasse ich mir nicht gefallen,“ fuhr der Junge aus seiner Träumerei empor. „Das Lateinische ist für Männer.“

„Ei, warum lernst du denn nicht fleißiger?“ rief das Mädchen neckisch. Herr Normann lächelte. Die Kinder zankten sich zum erstenmal seit der Trauerzeit; sie begannen zu vergessen.

„Und weißt du's nicht,“ fuhr Melusine fort, „der Satz steht neben dem reichsgräflichen Wappen am Spital, einem andern gegenüber, der heißt: „Deo duce comite fortuna,“ „Gott zum Führer, Glück zum Geleit.“

„Wie sie es nur kann!“ rief Jachim in verstecktem Triumph der Mutter zu. Aber diese schien mit ihren Gedanken abwesend, den Vorgängen der Stunde nicht gefolgt zu sein. Verwirrt sah Jachim in ihre Augen, die ihm zum erstenmale verständnislos begegneten. Nur ihm fiel es auf, daß sie sich ohne eine Erwiderung erhob, um fortzugehen. Melusine plauderte achtlos weiter!

„Den zweiten Spruch hat der Großvater mir erklärt, als er Jachim die alte Münze gab, auf der er eingeprägt ist . . . Laß sie doch einmal sehen.“

„Ich habe sie nicht hier,“ erwiderte der Junge abwehrend. Das Gespräch hatte die Wendung genommen, welche er bei der Erwähnung des Spruches vorhergesehen hatte. Schon fürchtete er den Verlust der Münze eingestehen oder leugnen zu müssen, als Melusine nachdenklich sprach:

„Das Glück blieb doch den Reichsgrafen nicht treu, Großvater kannte die Geschichte ihres Unterganges ganz genau; er wollte sie mir erzählen, wenn ich größer wäre. Thun Sie es nun, Herr Normann, wir haben noch eine Geschichte zu gute.“

Da es Herrn Normann's Gewohnheit war, allerlei Erzählungen und Anekdoten belehrend in den Unterricht einzuflechten, lag in der Bitte nichts Auffallendes, doch willfahrte er der Schülerin nur halb, indem er scherzend sagte:

„Du forderst schon dein Teil Unterhaltung als ein Recht. Jene traurige Geschichte aber ist für heute zu lang und voll dunkler, unaufgeklärter Geheimnisse. Ich will dir lieber von einem Jugendabenteuer des ersten Reichsgrafen erzählen, dessen Wahrheit durch einen alten Brauch für alle Zeiten besiegelt und bestätigt ist. Alle Kinder in meinem Heimatsdorfe, das zu der Grafschaft Breitenburg gehört, kennen die Geschichte, und wenn jemals eines unter ihnen sie vergißt, lernt es sie neu am Martinitage."

„O, lassen Sie hören," bat Melusine, und Herr Normann erzählte:

„Vor Hunderten von Jahren, als noch die Vorfahren der Reichsgrafen siebzig Schlösser im Lande besaßen und sich auf der Höhe des Glückes und Ruhmes befanden, die einst ein unterirdisches Zwerglein ihrer edlen, mildthätigen Ahnmutter verheißen, so lange ihre Kinder und Kindeskinder seine drei Gaben miteinander bewahren würden, hauste auf dem Stammschlosse „Breidenberge" der Ritter Gerhard Rantzau. Heilig hielt er die kostbare Truhe, die der Ahnmutter zum Dank für eine dem Zwergenvolk erwiesene Wohlthat behändigten drei Gaben — nämlich einen Beutel mit neunundvierzig Münzen aus wundersam rötlichem Golde, eine Spindel und einen Fisch aus demselben Metalle, an deren ungeteiltem Besitz die Verheißung das Glück des Hauses Rantzau gebunden hatte. — Und lebte in großer Herrlichkeit.

Aber lieber als sein Geld und Gut waren ihm seine Kinder, und unter ihnen am liebsten war ihm der „Junker Karsten", wie der spätere Reichsgraf Christian auf dem Schlosse und bei den Bauern hieß. So schön wie kühn und geistig hochbegabt, berechtigte der vielgeliebte Junker früh zu den stolzen Hoffnungen, die er zu erfüllen bestimmt war. Und doch waren diese Hoffnungen an einem Martinitage nahe daran zu scheitern.

Der Junker Karsten war an jenem Tage unbegleitet von der Burg herabgestiegen, um in den Stör-Marschen zu jagen. In jugendlichem Eifer hatte er sich in die Tiefen des Moores verloren, wo grün überwachsene Sümpfe dem des Grundes Unkundigen Verderben drohen. Achtlos vorwärts dringend, fühlte er plötzlich die Scholle unter seinen Füßen weichen und eisiges Wasser aufsteigen, wohin er trat. Schon war er im Begriff zu versinken, als einer seiner Bauern ihn in der Gefahr erblickte. Rasch entschlossen schnallte der Mann sich Bretter unter die Füße, näherte sich beherzt dem Junker und bewerkstelligte seine Rettung.

Zum Lohne für die That ward dem Manne eine schöne Bauernhufe zu teil, und zum Gedächtnis erhielt er neunundvierzig Silberpfennige, von denen er jährlich einen Pfennig als Pachtzins entrichten, im fünfzigsten Jahre aber, ein junges Füllen überbringend, die neunundvierzig Silberpfennige für das folgende halbe Jahrhundert zurückerhalten sollte.

So ist es gesetzt und geblieben. Am Martinitage zwölf Uhr mittags sprengt alljährlich der „Pfennigbauer" über die Brücke in den Hof des Schlosses Breiten-

burg, um den Pachtzins zu erlegen — und ißt hernach den Gansbraten mit der gnädigen Herrschaft — und bringt und erhält den alten Trinkspruch, ganz wie es einst der Ritter Gerhard bestimmte."

„O, die Geschichte ist hübsch; sie gefällt mir," rief Melusine begeistert aus . . . „Aber ich möchte auch die andre wissen von der Ermordung des Reichsgrafen im Walde. Der König selber ging die Eiche zu sehen, unter der es geschah." Plötzlich ernst geworden, blickte sie träumerisch weit in die Ferne.

Die Stunde war zu Ende. Herr Normann forderte Jachim auf, die Rappiere für eine Fechtübung zu holen.

„Lauf mit mir aus," sagte Jachim, die Schwester leicht mit dem Ellbogen anstoßend. „Wir wollen sehen, wer zuerst an der Hofthür ist. Eins, zwei, drei!" Er wartete ihr Aufbrechen ab.

„Ich will keinen Vorsprung."

„Nimm ihn nur, wenn's darauf ankommt, schlage ich dich trotzdem."

„Das kommt darauf an," erwiderte sie keck. „Eins, zwei, drei!" dann liefen sie zusammen fort.

Sinnend sah Herr Normann, wie das Mädchen leicht und behende dahinflog, daß der Junge sie kaum mit seinen großen Schritten überholte. Die reich begabten jungen Menschen waren in der Einsamkeit, in welcher sie, meist auf sich selber angewiesen, ihre Studien und Spiele mit einander teilten, über ihre Jahre kindlich geblieben. Im steten Wettkampf sich gegenseitig die Bewunderung verweigernd, welche sie sich unbewußt abzwangen, zeigten sie sich oft unverträglich. Ihm war es eine schöne Aufgabe, sie zu erziehen und zu bilden. Sein ruhiges, phlegmatisches Naturell fühlte sich gern fortgerissen durch die gärende Kraft des Knaben wie durch das phantastische Wesen des Mädchens. Er meinte nie so viel wilde Anmut und ein so lenksames Gemüt vereint gesehen zu haben wie in Melusine. Diese erschien nach kurzer Zeit mit der Botschaft, daß Jachim noch nicht komme, da er zum Vater gerufen sei, worauf Herr Normann ihn nicht länger erwartete.

Rainer, der eine Unterredung mit der Heidgrabenhexe gehabt hatte, sah seinem Sohne zürnend entgegen. Das Weib hatte gedroht, Jachim zu verklagen, der ihren Sohn auf der Heide überfallen und mißhandelt habe, falls man ihr nicht ein ansehnliches Schmerzensgeld gewähre. Als Jachim auf des Vaters Fragen das Geschehene nicht leugnete, zahlte dieser die geforderte Summe.

„Gieb mehr, Vater," rief Jachim, einer plötzlichen Eingebung folgend, „die Schaumünze einzulösen, die ich neulich dem Weibe gegeben habe."

Ehe der Vater sein Erstaunen und seinen Unwillen über diese Mitteilung ausdrücken konnte, rief die Heidgrabenhexe in den klirrenden Metalltönen, die ihrer Rede eine sonderbare Härte verliehen:

„Zu spät, zu spät! der Thaler wanderte schon in den Schmelztopf. Ich behalte das Meine und du das Deine . . . du hast mein Versprechen." Jachim schwieg betroffen und sah mit verstrickten Brauen zu Boden. Das seit Urzeiten in der Familie bewahrte und gehütete Silberstück, das ihm der Großvater samt

seiner Geschichte wie ein heiliges Pfand anvertraut hatte, war geopfert, — war auf immer dahin! Eine bange Ahnung überflutete sein junges Herz, denn er hatte sich gewöhnt gehabt, es wie einen glückbringenden Talisman zu betrachten. Ruhig wartete Rainer das Fortgehen des Weibes ab. Dann machte er dem Sohne heftige Vorwürfe über sein Benehmen.

„Vater," erwiderte Jachim, „du würdest mich nicht so hart tadeln, wenn du wüßtest, wie dieses Weib mich überlistet und gereizt hat. Sie wagte zu sagen, daß Sine . . . ein Findelkind sei und lockte mir die Münze ab für den Preis des Geheimnisses. Gleich darauf hängte sich der Bube an meinen Arm, um mir Brüderschaft anzutragen, weil ihm der König ein Goldstück zugeworfen hatte. Ich schleuderte ihn von mir wie ein Tier, das er mich dünkte." Rainer Lehsen's Gesicht verdüsterte sich mehr und mehr.

„Sprich leise," sagte er, „daß die Mutter dich nicht hört. Sie hat sich neulich vor der Zigeunerin erschrocken, als diese sie auf der Diele anbettelte."

„Damals hat das Weib gelauscht und dann meine Leichtgläubigkeit benutzt, um sich einen schlechten Spaß mit mir zu machen. Ich aber glaubte ihr und wurde so rasend, daß ich den Jungen arg verletzt haben mag."

„Du hättest dich mäßigen sollen, Jachim; vergiß die Worte der Zigeunerin und erwähne sie ebenso wenig gegen die Mutter wie den Verlust der Münze, der sie schmerzen würde. Ich fürchte, daß sie seit dem Tode des Großvaters keinen Trost gefunden hat. Schon früher litt sie bei ähnlichen Veranlassungen an zeitweiliger Schwermut. Wir müssen jede Aufregung von ihr fern halten. Im übrigen meide die Heidgrabenhexe . . ."

„Die Heidgrabenhexe?" fragte Anna Frauken, die bei dem letzten Worte eingetreten war. „Was wollte sie?"

„Geld," antwortete Rainer, „und hat es bekommen. Sprechen wir nicht mehr von ihr."

Anna Frauken seufzte. Jachim erschrak vor ihrer Blässe, vor dem starren Ausdruck ihrer Augen, die von tiefen, dunklen Schatten umgeben waren. Eine drückende Angst überkam ihn; es litt ihn nicht länger in der Stube. Er suchte die Rappiere und ging in den Garten.

„Sine!" rief er, da ihm Herr Normann fehlte. „Sine!" Das Mädchen stellte sich bald ein. „Nimm die Waffe, damit ich dir die Griffe zeige. Du fürchtest dich doch nicht?"

„Ich mich fürchten? nein!"

„So faßt man sie, so hebt man die Klinge, so holt man aus. Höher! . . . Wahrhaftig, es geht schon. Schade, daß du kein Junge bist. Wir beide würden in den Krieg ziehen, den es bald giebt."

„Die Schwester ist dir nicht gut genug, wie? Warte nur, ich gehe zum König nach Kopenhagen, um dich zu ärgern, aber erst pariere den!"

„Es geht doch nicht. Lege das Rappier über die Schulter, wie Herr Normann den Regenschirm, wenn er in der Sonne spaziert. Das Fechten ist zu schwer für dich." Melusine, die ihre Anstrengungen verdoppelte, stand mit hoch-

rotem Gesicht und zuckenden Pulsen, als Herr Normann zu ihnen trat, der sie eine Weile beobachtet hatte. Mit Strenge drückte dieser sein Mißfallen aus.

„Wenn Jachim auch in der Puppenküche Bescheid weiß wie du im Pferdestall, von den Speeren halte dich fern. Ein Mädchen, das mit ihnen hantiert, erscheint unweiblich.“ Melusine senkte den plötzlich erschlafften Arm und ließ die Waffe fallen; sie war blaß geworden, wie sie es leicht that, wenn ihr ein Vorwurf zu Herzen ging. Das erfüllte Jachim mit Zorn. Es war die alte Weise der Kinder; wenn sie sich zankten, und sich ein dritter einmischte, wurden sie schnell ihre gegenseitigen Verteidiger. Im Unwillen über den Melusine gewordenen Tadel kam plötzlich wieder alles über ihn, was die Worte des Königs in ihm geweckt, was er auf der Heide empfunden hatte. Der ganze Traum erwachte und begann ihn zu verwirren . . . Das Wort? hatte er es nicht schon auf den Lippen? Nein! Jachim stöhnte und hieb wie ein Rasender mit dem Rappier durch die Luft. — War er ein Spielball eitler Einbildungen? Berückte ihm ein düsteres Etwas die Vernunft? Groß, zornig und tapfer stand er da und hieb traumverloren weiter in die Leere. Herr Normann sah, daß er mit einer großen Bewegung rang; er ließ ihn still gewähren, die Bemerkung über seine Art den Regenschirm zu tragen, die ihn nicht unverletzt gelassen hatte, mit Schweigen übergehend.

Jachim hatte das Rappier in das Gras geworfen. Er fand das Wort nicht mehr — nie mehr. Aber es war gewesen — es mußte wieder zu finden sein. Das fühlte er. Unruhvoll stürmte er durch den Garten und weiter über die Felder. Er hätte Berge erklettern und Mauern stürzen mögen, um es zu finden.

Die Dämmerung brach schon herein, als Jachim nach Hause zurückkehrte. Er fand die Mutter auf dem hinteren Flur, am Leinenschranke beschäftigt. Da sie sein Eintreten nicht bemerkte und selbst auf seinen Ruf nicht hörte, trat er an ihre Seite. Ihre Augen sahen nach einem und demselben Punkte; sie hafteten an einem Korb, der oben im Schranke stand, sie wurden feucht und starr, als ob ihr das Bewußtsein schwände.

„Mutter!“ rief Jachim.

„Bist du es, mein Junge?“ fragte sie liebevoll und dann hastig . . . „Wo blieb Melusine?“

„Irgendwo im Garten. Wir haben uns gezankt.“

„Werdet ihr euch denn nie vertragen?“ sagte Anna Franken vorwurfsvoll.

„Die Schuld liegt an ihr, Mutter. Um mich zu reizen, sagte sie, daß sie nach Kopenhagen gehen wolle.“

„Leide nicht, daß sie von uns zieht,“ hauchte Anna Franken angstvoll, „sie könnte Schaden nehmen an ihrer Seele.“

Da hatte er alles vergessen, was ihm der Vater anempfohlen und eingeprägt hatte.

„Mutter,“ sagte er plötzlich. „Wie kam Melusine zu uns?“

„Ich weiß es nicht.“ Jachim zog die erbleichende Mutter auf den Holzstuhl, der neben dem Schranke stand, indem er angstvoll flüsterte: „Nicht woher?“

„Nein!“

„Offenbare mir die Wahrheit, Mutter . . . sie ist ein Findelkind! . . . Du trugst sie dort hinein, dort in die Thür. Nicht wahr? Es war um diese Tageszeit, war gegen Abend . . . Du hast ein Wort zu mir gesprochen, das ich weiß und doch nicht sagen kann. Erzähle mir alles. Wir sind allein. O sprich!“

„Wir sind allein,“ wiederholte sie mechanisch. „Die Mägde kommen nicht vor halb sieben Uhr von der Weide in das Haus zurück . . . Nun wohl, so höre!“

Jachim hielt sich dicht neben der Mutter und horchte ihren Worten.

„Wir waren jung, wir waren glücklich, dein Vater und ich, so sehr wie es selten sein mag auf Erden. Erst als uns ein Söhnlein geschenkt ward, fühlten wir, daß uns noch etwas gefehlt hatte. Doch es starb bald wieder dahin, und ich konnte mich nicht trösten, konnte nicht vergessen, bis du geboren wurdest, wo die Freude und Dankbarkeit gegen Gott mir die kranke Seele heilten. Zwei Jahre später ward mir ein kleines Mädchen in den Schoß gelegt, das ich nach kurzer Zeit verlor. Wieder litt ich tief und stumm; denn mein Schmerz äußerte sich niemals in heftigen Ausbrüchen. Nur die Meinigen wußten um meine Kämpfe, während in unserm äußeren Leben kaum eine Veränderung sichtbar ward. Deines Vaters fröhlicher, menschenfreundlicher Sinn gewann ihm viele Freunde, und unser Haus war immer allen guten Gästen offen. Mehrere Jahre waren so vergangen. Du wuchsest auf zu unsrer aller Freude. Doch nagte an meinem Herzen heimlich der Gram um die entschlafenen Kinder fort.

An einem Gedächtnistage einer meiner Lieblinge kam ich vom Kirchhof in das Haus zurück. Als ich das Wohnzimmer betrat, klang mir des Großvaters Stimme eintönig wie im Tropfenfall entgegen; du kauertest an seinem Stuhle, der Erzählung mit Spannung folgend. Halb um mein thränenfeuchtes Gesicht zu verbergen, halb um den Großvater nicht zu stören, ging ich an das Fenster und schaute über den Mühlenteich hin; selbstvergessen lauschte ich den Worten des Alten, der von der Aussetzung des Moseskanben erzählte, und hörte alles wie im Traume, denn die Vorstellung von dem Schmerze der Mutter, die sich berauben mußte, um ihr Kind zu retten, beherrschte mich allein. Ich erschrak, als ich plötzlich ein fremdartig gekleidetes, dunkles Weib hastig und verstohlen über den Rand des Mühlenplatzes der Landstraße zuschreiten sah. Das Weib mußte aus dem Garten oder dem Innern des Hauses gekommen sein. Mir fiel ein, daß die Mägde nach der Weide waren, wie jetzt, mein Jachim, denn es war um diese Stunde — und da ich die Hofthür von Sonnenaufgang bis zur Nachtzeit einem Schwalbenpaare offen ließ, das sich auf dem Küchenflur angesiedelt hatte, verließ ich das Zimmer, um dort nachzusehen. Eine Schwalbe schwirrte mir entgegen, dem Neste unterhalb des Balkens zufliegend, wo schon die junge Brut die gelben Schnäblein aufsperrte. Unwillkürlich folgte mein Auge dem mütterlichen Tier. Dann schaute ich auf dem Flur umher, etwas geblendet von den rötlichen Sonnenstrahlen, die hier und da in dem Halbdunkel glitzerten.

Wie sonderbar, daß ich einen leisen Schrei hörte! . . . Noch lag mir die Erzählung des Großvaters im Sinn . . . Termutis, die Königstochter, mußte nun kommen und das Knäblein finden. Dorther, aus dem Winkel zwischen dem hohen Schranke und der Außenwand, war der Schrei zu mir gedrungen, und nun ich mich dahin wandte, hörte ich einen zweiten Schrei . . . Ein Korb stand dort! Rasch näherte ich mich demselben und hob den Deckel auf . . . Es kam mir fast natürlich vor, ein reizendes Kind darin zu finden, das mich anlächelte für die Wohlthat des Lichtes und der Luft, die ich ihm gewährte. Jetzt streckte es die Arme aus, weich, zart und hilfsbedürftig. Mein Herz klopfte laut. Mit zitternden Händen löste ich die Bande, die es fesselten, und hob es empor. War niemand da, der dieses Kind beanspruchte? . . . War es verlassen und von wem? . . . War es mir selbst bestimmt? . . . Ängstlich schaute ich mich um auf dem einsamen Flur, wo nur die Vogelseelen flüsterten und die Sonnenstrahlen schwankten. Ich drückte das Kind an meine Brust und liebkoste es scheu. Dann stellte ich den Korb auf den Tisch, um ihn genau zu untersuchen; außer dem flaumigen Kissen enthielt er allerlei feine Hüllen und Kleidungsstücke, die Bedürfnisse des frühesten Lebensalters. Ich hielt das Kind auf dem linken Arm, während meine Rechte in den zarten Stoffen wühlte, um zu einem weißen Papier zu gelangen, das vom Grunde des Korbes hervorleuchtete. Hastig nahm ich es auf und fand einen Brief, der mir das Kindlein in die Hände gab. Der ganze Vorgang erschien mir noch immer natürlich, obschon ich in den tiefsten Tiefen der Seele erschüttert war. Noch einmal las ich den Brief. Dann atmete ich erleichtert auf. Etwas, das mich lange gedrückt, wie in Fesseln gehalten hatte, fiel von mir ab. Ich weinte, aber ich war unendlich glücklich. Es beseligte mich, für ein Kind zu sorgen, es in gewissem Sinne mein nennen zu dürfen. Voll herzinniger Rührung ging ich in das Wohnzimmer zurück.

Der Großvater brach seine Erzählung ab, als er mich eintreten sah. Und du, o, du plumper, heftiger Junge, ersticktest mir das Kindchen fast vor lauter Freude und ungestümer Zärtlichkeit; um es vor dir zu retten, war ich genötigt, dich mit einem Schlag zurückzutreiben.

„Ja, Mutter, ja!"

„Dein Gesicht bedeckte sich mit einer schnellen Glut. Du sahst mich groß an und sagtest vorwurfsvoll: „Du hast mich geschlagen, Mutter, du hast das Kind lieber als mich." Und ich war wahrlich mehr als du selbst betroffen; denn ich hatte dich bis dahin nur mit Worten gelenkt . . . Liebevoll strich ich dir über das krause Haar und sagte mit andern guten Worten: „Das kann nicht sein. Aber du mußt lernen, was weh thut."

„Fahre fort, Mutter," rief Jachim atemlos. „Fahre fort!"

„Dann ließest du versöhnt von mir ab. Der Vater kam aus der Mühle. Ich erzählte ihm, was geschehen war, und zeigte ihm das Kind, es nun erst recht bewundernd, die blonden Löckchen im Nacken, das weiße, feine Gesichtchen, die zarten Hände, alles einzeln, so wunderfein und schön . . Aber er überlegte,

er zögerte. — Erschreckt wandte ich mich an den Großvater und sprach: „Wir wollen es ansehen wie ein eigenes Kind, wir wollen es halten wie ein göttliches Geschenk . . . Nicht wahr . . nicht wahr?"

Der Großvater, welcher meinte, alle Familienereignisse gar so oft erlebt zu haben, schaute sinnend auf ein neues, dessen Anmut ihn zu Thränen rührte. Aber auch auf seiner Stirn gewannen Zweifel und Sorgen die Oberhand, und warnend rief er endlich aus: „Findelkinder bringen seltener Freude als Leid."

Ich stand beschämt und sah von einem der Männer zu dem andern hin. In meinem Eifer hatte ich mich von mir selbst entfernt und viel und sicher gesprochen, vermeinend, daß alle meine Gefühle teilen mußten. Nun stand ich allein zwischen ihnen, allein mit dem verlassenen, mutterlosen Wesen auf meinen Armen, und glaubte vergehen zu müssen vor Mitleid, vor Liebe und vor Scham

Die Männer überlegten noch, als der Kammerherr gegangen kam, um mit deinem Vater eine Jagdpartie zu bereden. Verwundert hörte er von dem Ereignis und schüttelte sich in komischem Entsetzen.

Kleine Kinder seien ihm ein Greuel, rief er aus, — unter ihnen das schlimmste, ein Findelkind. Er warnte den Vater, es sich nicht aufbürden zu lassen; wenn es auch der Farbe nach zu urteilen der Zigeunerin nicht gehöre, so stecke doch im günstigsten Falle wenig Gutes dahinter; das Ratsamste sei, es der Gemeinde zuzuschieben. Seine Reden zerrissen mir das Herz. Ich hielt das Kind dem Vater stumm entgegen, doch konnte ich mich des Weinens nicht erwehren. Nach einem langen, forschenden Blick in mein Gesicht sagte der Vater freundlich: „Es geht nicht an, Herr Kammerherr. Anna Frauken giebt's nicht mehr heraus" — und schloß mich mit dem Kinde in seine Arme. Der Kammerherr, der selbst bewegt war, ernannte sich zum Paten des Kindes, wie er es scherzend oft erwähnt."

„Ja, ja," rief Jachim ungeduldig. „Weiter!" Er wartete noch immer auf das Wort.

„Dein Vater hatte mir angesehen, daß ich genesen würde von meiner Traurigkeit, und er hatte recht gesehen. Des Kindes Pflege zerstreute und tröstete mich rasch. Es gedieh und ward mir lieb und lieber, so daß ich nicht denken mochte, es nicht mit allen Rechten mein zu nennen, daß ich es endlich fast vergaß. Wir hatten bei der Auffindung des Kindes die nötigen gerichtlichen Schritte mit Hilfe des Kammerherrn ganz im geheimen thun können. So war der Vorfall kaum bekannt geworden . . . Nun tauchte neulich die Zigeunerin vor mir auf; sie bettelte in demütigen Worten um eine Kanne Mehl, aber als sie die schwarzen Augen so frech und herausfordernd auf mich richtete, überkam mich eine bange Ahnung, ja eine schreckliche Gewißheit. Ich erkannte das Weib. Sie weiß um alles; sie trug das Kind hierher. Gott gebe, daß sie es nicht zu fordern kommt! — O, ich that vielleicht Unrecht, mir Melusine ganz zuzueignen, aber ich fürchtete für ihr Gemüt, wenn sie nicht festwurzeln durfte, wo sie aufwuchs. Jachim, mich quält nicht, was der Vater fürchtet, mich quält die Angst

um Melusine . . Wenn die Zweifel, die der Kammerherr damals aussprach, sich bewähren . . wenn Unwürdige ein Recht auf sie geltend machen sollten!"

„Wir lassen sie nicht, Mutter," — warf er trotzig ein.

„Damals, als ich sie vor dir schützte, sprach ich zu dir — so schütze du sie vor andern. Jachim, wenn die Zeit gekommen sein, wenn ihr Gefahr drohen sollte — schütze sie!" Die Mutter weinte; sie ließ verzweiflungsvoll die Arme sinken.

„Schütze sie!" da war das Wort, das ihm vorgeschwebt hatte; es war so tief in seine Kinderseele gefallen, daß er es immer gewußt, daß er es unauslöschlich fest darin bewahrt hatte, wenn ihm auch der äußere Laut gefehlt. — Und Wahrheit war alles — was er geträumt, gefürchtet, — war kein Traum, war keine Lüge!

„Mutter, Mutter!" — rief er, sich zu ihren Füßen stürzend. „Ich will alles für dich thun, alles für Melusine . . Aber sei wieder froh, Mutter, . . laß uns wieder leben wie sonst" . .

Und nun tröstete sie ihn selber; sie strich über die dunklen Locken ihres großen Jungen wie einst in seiner Kinderzeit und redete ihm zu, den Schmerz zu überwinden. Aber er sprang schaudernd auf und sagte:

„Wie ist es möglich, daß Melusine zugleich so herrlich und so niedrig sein kann? O, sie würde dem Armenhause angehören ohne dich . . Sage Mutter, kam sie in blauen Kleidern?"

„Nein, nein, sieh her!" flüsterte Anna Frauken, den Korb herunter hebend und auf den Stuhl stellend. Das Kind war in die feinsten weißen Stoffe gehüllt, kostbare Spitzen umgaben das spinnwebene Kammertuch der Windeln. Ich bewahrte alles in diesem Korbe, auch den Brief. Lies ihn halblaut, daß ich ihn nochmals höre." Anna Frauken lauschte begierig den Worten, als seien sie ihr neu:

„Einer edlen Frau vertraue ich das Kind, welches mein Glück nicht werden darf. Möge es nie erfahren, daß seine Mutter sich wissentlich von ihm trennte, sondern in Ihnen und Ihrem Gatten seine Eltern sehen! Ziehen Sie es als Ihr eigenes Kind auf, aber ohne es gesetzlich zu adoptieren . . .

Nennen Sie es Melusine, wie es getauft ist.

Gottes Segen sei mit Ihnen und dem Kinde der

unglücklichsten Mutter.

Seufzend spähte Jachim weiter. Nach einem kurzen: „Darf ich auch das Übrige sehen?" hob er die Sachen, welche den Inhalt des Korbes bildeten, empor, breitete sie auseinander und untersuchte sie genau, bis er zu dem weißen Atlasdeckchen am Grunde kam. Sein großer, erdrückender Kummer begann sich zu lösen. Diese Ausstattung hatte nichts mit den blauen Würfeln des Armenhauses gemein; dies war kein Fund der Landstraße oder des Kehrichtwagens, dies war schöner und vornehmer, als er jemals etwas gesehen hatte. Ungestüm entfernte er die Decke von ihrem Platze, den Faden zerreißend, der sie dort

gefesselt hielt. Er wendete die Decke hin und her, sie von beiden Seiten zu betrachten.

— Was war das? Das purpurrote Damastfutter zeigte auf gewundenem Bande eine schmale Goldstickerei, die er im Dämmerlicht des Flures nicht erkennen konnte. Jachim eilte damit an das Fenster. Kleine Lettern strahlten ihm in ungetrübtem Glanze entgegen; sie bildeten die Worte:

„Deo duce comite fortuna!"

Er traute seinen Augen kaum. Wie kam die Devise des Reichsgrafen Christian, dessen Linie schon im dritten Geschlecht erloschen war, hierher? Jachim stieß einen Freudenschrei aus. — Der Glücksspruch war dem Hause nicht verloren; was Silber gewesen, hatte sich in Gold verwandelt! Mit der Hoffnungsfülle der Jugend tröstete er sich plötzlich. Anna Frauken die Stickerei zeigend, erklärte er ihr die bedeutungsvollen Züge und rief zuversichtlich aus:

„Der König hatte recht! . . Melusine ist ein Feenkind. Man wird sie nie mehr von uns fordern, und sie soll nie erfahren, daß sie als eine Fremde zu uns kam. Fürchte die Heidgraben-Hexe nicht. Ich habe ihre Verschwiegenheit mit meinem besten Gut erkauft."

„Wie, du gabst ihr die Silbermünze, die vor Jahrhunderten der erste Reichsgraf einem deiner Voreltern geschenkt haben soll?"

Er nickte seufzend. — Nun war auch das verraten! Aber ihr schien das Opfer begreiflich, denn sie entgegnete ruhiger als zuvor:

„Wie wunderbar, daß du den darauf eingeprägten Spruch hier so unerwartet wiederfandest! Möchte es uns Glück bedeuten! Wenn wir auch nicht allzu fest auf das Wort der Heidgraben-Hexe bauen dürfen, so ist sie doch vielleicht durch irgend eine andre Macht gebunden und wird ferner schweigen, wie sie so manches Jahr geschwiegen hat."

„Sie wird es thun. Ihr Versprechen klang unverbrüchlich."

„Hoffen wir es denn . . Melusine soll nach ihrer Konfirmation ihre rätselhafte Herkunft erfahren. Eine völlige Verheimlichung würde ein Unrecht in sich bergen. Bis dahin wird ihr Charakter entwickelt und gefestigt sein. Möge Gott ihre Kindheit vor der Entdeckung des Geheimnisses behüten!" Damit endete das Gespräch zwischen Mutter und Sohn.

* * *

Rainer, der bald darauf zu einem Anwalt ging, um die Umschreibung der Mühle auf Jachims Namen vollziehen zu lassen, fand dort eine Petition gegen die Vollstreckung des „offenen Briefes" zu unterschreiben. Der Anwalt hatte sie in seinem Zimmer ausliegen.

Als er einige Tage später in einer andern Angelegenheit dahin zurückkehrte, hieß es, der Anwalt sei verreist. Die Verwirrung, welche im Bureau herrschte veranlaßte Rainer zu einer Nachfrage, worauf er erfuhr, daß der angesehene Jurist in Anklagezustand versetzt, sein Archiv mit Beschlag belegt worden sei. — Er hatte außer der Petition eine politische Broschüre verfaßt und sich der deshalb gegen

ihn verfügten Verhaftung nur mit Not entzogen. Im Städtchen sprach man nicht laut und frei davon, die Spionage und Angeberei der dänischen Beamten fürchtend.

Jachim, der gern Näheres über den Verlauf der Sache erfahren hätte, fragte in den nächsten Tagen nach dem Wochenblatt. „Wo ist Großvaters Zeitung?" — Die Kinder hatten sich allmählich gewöhnt von dem Großvater in der Gegenwart zu sprechen, wie wenn er noch unter ihnen weilte.

„Konfisziert!" lautete Rainer's Antwort. Das Wochenblättchen war noch niemals ausgeblieben. Melusine fragte sehr erstaunt:

„Konfisziert? Was ist das?"

„Die Zeitung ist angehalten und hernach vernichtet, weil etwas darin stand, das den Dänen mißfiel."

So gärte es in den nächsten Jahren stetig weiter. Während draußen ein Unwetter drohend zusammenzog, lebte die Familie Lehsen daheim in ungestörtem Frieden. Früh in die Geschäfte eingeführt, unterstützte der heranwachsende Sohn den Vater mit Eifer und Geschicklichkeit, nebenher seine Studien unter Herrn Normann's Leitung fortsetzend. Rainer baute und verbesserte an der Oldenburger Mühle, um sein Haus bestellt zu haben, wenn Unruhen ausbrechen sollten . . . Nachdem es ihm gelungen war, einen unweit der Mühle liegenden kleinen See käuflich zu erwerben, ließ er dort umfassende Erdarbeiten ausführen, deren Zweck es war, den See trocken zu legen und seine Gewässer dem dortigen Mühlenteich zuzuführen. Der ganz selbständig von ihm gefaßte Plan dieses großen, kostspieligen Unternehmens ward von Fachleuten viel gebilligt und bewundert. Es hatte eben jemand die Idee haben sollen und die Mittel sie auszuführen; — nicht nur für den siechenden Mühlenbetrieb waren die größten Vorteile zu erwarten, auch das zu gewinnende Terrain würde seiner Lage nach von hohem Werte sein. Rainer lebte und webte in dem Unternehmen, die bisher so undankbare Morgengabe seiner Frau zu einem blühenden Besitz zu machen, und Anna Frauken interessierte sich seinetwegen dafür. Nur Frau Elsbeth sah Rainer's häufige Reisen nach Oldenburg ungern.

„Was wohl der Großvater dazu gesagt hätte?" bemerkte sie, um ihren Worten ein besseres Gehör zu verschaffen. „Ich meine, wo Gott einen See gemacht hat, da soll ein See sein!" Sie hatte endlich einen Gegenstand gefunden, an dem sie ihre Oppositionslust üben konnte. Der See ward ihre Marotte.

(Fortsetzung folgt.)

Lothar Bucher.

Von

Heinrich von Poschinger.

(Fortsetzung.)

Ich lasse hier noch eine Anzahl Briefe folgen, welche Bucher während „der Pause“ teils an Freunde teils an die Seinigen gerichtet hat, und welche manchen bisher dunklen Punkt dieser Übergangsperiode erhellen.

Berlin, 7. April 1861.

Lieber Vater.

Am 30. März reiste ich von London ab; am 2. April in der Nacht [1]) traf ich in Havelberg ein, und am folgenden Morgen beim Frühstück war ich in der liebenswürdigen Familie von Arthurs Braut [2]) so heimisch, als ob ich sie seit Jahren gekannt. Helene ist ein Mädchen, das jeden Mann glücklich machen würde. Ich unternehme keine Schilderung des rechten Osterfestes, das ich nachträglich in Havelberg gefeiert; es gehören so viel Züge zu dem Bilde, daß sie nur in langen Gesprächen wiederzugeben sind.

Seit gestern bin ich hier, habe die Zeit benutzt, und mich schon überzeugt, daß gegründete Hoffnung auf eine gesicherte und ehrenvolle Stellung vorhanden ist.

Die angeknüpften Unterhandlungen müssen ohne Unterbrechung fortgeführt werden; und um da ein Resultat bringen zu können, werde ich die Freude, Dich wiederzusehen, auf acht, vielleicht auf vierzehn Tage verschieben müssen. Ich gehe direkt von hier nach Cöslin. — — —

Sobald ich den Tag der Abreise bestimmen kann, schreibe ich wieder.

Cöslin, 21. April.

An den Superintendenten Ungnad in Havelberg.

Verehrter Freund!

Sie werden mir, hoffe ich, den Namen gestatten, der mir von selbst in die Feder kommt, und werden aus meinem langen Schweigen nicht geschlossen haben, daß ich Havelberg in dem Berliner Strudel vergessen. Ich will nicht die rabulistische Entschuldigung benutzen, daß ich ja nur versprochen, von hier aus zu schreiben. Die Wahrheit ist, daß ich vor Besuchen, empfangenen und abgestatteten, und vor mancherlei Unglücksfällen in Berlin nicht zum Schreiben kommen konnte. Der Unglücksfälle waren hauptsächlich zwei, erstens Zahn-

[1]) Es war sogar tiefe Nacht; denn Bucher hatte auf der Eisenbahnstation, woselbst er aussteigen wollte, das Abrufen des Kondukteurs überhört, war also über den Bestimmungsort hinausgefahren und mußte vier Stunden warten, bis ihn ein Zug nach der gewünschten Station zurückführte. Was Bucher bei dieser Gelegenheit ausgestanden hat, beschreibt er in humorvoller Weise in den „Bildern aus der Fremde“, Bd. I S. 412—416.

[2]) Tochter des Superintendenten Ungnad in Havelberg.

schmerzen, die mich bisher verfolgt und sich seit gestern in einen geschwollenen Backen verwandelt haben; zweitens eine Rede, welche mir die Frau Doktorin Perlewitz [1]) am Schluße der ersten Woche hielt. Nach einer längeren Einleitung über die Hochachtung, die sie für alle ihre Gäste und für mich insbesondere empfinde, über die Ähnlichkeit, die ich nach ihrem und ihrer Schwester gleichlautendem Urteil mit ihrem verstorbenen Bruder habe, über die Gemütsverwirrung, in welche der Tod des Bruders sie gestürzt, kam sie zur Sache: „Sie kommen in der Regel nach eilf Uhr nach Hause — nicht immer, ach Gott nein! Gestern waren Sie schon um 8 Uhr zu Hause! Ach Gott ja, ich habe es wohl bemerkt — aber in der Regel kommen Sie nach eilf. Und nun steht in meinem Kontrakt, daß ich das Haus um elf Uhr schließen muß, und einen Hausschlüssel darf ich auch nicht geben und der Nachtwächter darf auch meinen nicht haben; und also klingeln Sie das Mädchen auf — ach Gott — Sie können nicht anders, das sehe ich ja, — und dann ist das Mädchen den andern Morgen müde."

Ich schnitt den Faden ihrer Beredsamkeit ab mit der Erklärung, daß ich mit Vergnügen ausziehen würde, und quartierte mich in der Stadt London ein, wo ich etwas mehr zu zahlen hatte, aber unendlich mehr Comfort und gar keine Reden genoß.

Mein Entschluß über die Zukunft ist noch nicht gefaßt. . . . Es ist aber so gut als gewiß, daß ich definitiv nach Berlin übersiedeln werde, und entweder bei der Nationalzeitung eintreten werde, oder in eine andere Stellung. Sobald ich selbst im Reinen bin, werde ich in Betreff Arthurs Schritte thun, entweder gewonnene Verbindungen benutzen, oder verlangen, daß man Anerbietungen guter Dienste, die ich selbst ablehne, ihm soll zu Gute kommen lassen.

Bei meinem Freunde in Vorpommern [2]) bin ich noch nicht gewesen, sondern vorgestern direkt hierher gereist. Papa ist wohl.

Mit den besten Grüßen an Ihre verehrte Frau Gemahlin, an Helene, Victor [3]) und Dr. Faustus [4]) verbleibe ich herzlich und ergebenst

der Ihrige L. Bucher.

Cöslin, 2. Mai 1861.

An den Superintendenten Ungnad in Havelberg.

Mein verehrter Freund!

Übermorgen, Sonnabend, treffe ich wieder in Berlin ein, und wenn Sie meinen Bruder am Sonntag oder Montag dorthin spediren wollen, so könnte ich anstatt Ihrer die bewußte Operation superintendiren. Ich werde wieder

[1]) Perlewitz, ein Hotel garni in der Jerusalemerstraße, in der Nähe der Stadt London, wo Lothar Bucher später wohnte.

[2]) Robbertus-Jagetzow.

[3]) Ein Bruder von Frau Helene Bucher, jetzt Eisenbahn-Betriebssekretär in Berlin.

[4]) Dr. Faustus wurde Arthur Bucher oft von Lothar sowie von dem Superintendenten Ungnad in Havelberg genannt, theils weil er als älterer Mann, damals 39 Jahre alt, sich zum erstenmal verliebt hatte, theils wegen seiner großen Gelehrsamkeit.

in der Stadt London am Dönhofsplatz logiren, und hatte anfangs den Gedanken, gleich ein Zimmer mit zwei Betten zu nehmen und Arthur dorthin einzuladen. Bei näherer Erwägung aber scheint es mir besser, wenn er in einem benachbarten Orte, etwa in Perlewitz untergebracht wird. Ich werde nämlich viele Besuche haben, die sich unnöthiger Weise, es ist wahr — vor ihm geniren dürften, und unter den Besuchern wird Rodbertus sein, der Kirchenpatron, dem ich den Candidaten gern in bärbeißiger Verfassung vorstellen möchte [1]).

Die beiden Stellen meines vorhergehenden Briefes, die Sie citiren, hätte ich allerdings besser in die umgekehrte Ordnung gestellt; es ist ziemlich gewiß, daß ich übersiedle; übrigens sind meine Entschlüsse noch nicht gefaßt. Ich werde gleich erwähnen, weshalb ich mich übertrieben diplomatisch ausgedrückt hatte. Faktisch stand die Sache, als ich schrieb, so: meine Übersiedlung nach Berlin war fest beschlossen, der Zweifel bezog sich nur auf die Stellung, die ich dort einnehmen sollte. Inzwischen ist mein Entschluß völlig gereift, und der Zweifel dahin erledigt, daß ich einstweilen in eine journalistische, von der Regierung unabhängige Stellung eintrete, und abwarte, wie der offizielle Hase laufen wird; er ist jetzt gerade etwas kränklich [2]).

Daß ich mich so dunkel ausdrückte, geschah unter dem frischen Eindruck der Erfahrung, wie schnell das Publikum einer kleinen Stadt aus dem leichtesten Faden ein dickes Gespinnst verfertigt. Ich hatte dem Vater von Berlin aus geschrieben, daß mir Aussichten auf eine feste und zusagende Beschäftigung eröffnet seien. In seiner sehr natürlichen Freude darüber hatte er zu mehreren Bekannten gesprochen, und als ich hier ankam, erfuhr ich von mehreren Seiten, daß ich die und die Anstellung im Ministerium habe; man wisse es ganz genau, ich habe es ja meinem Vater gemeldet. Es ist am Besten, wenn er auch aus Havelberg nur vollendete Thatsachen erfährt, und dazu kleine Plaudereien, an denen ja kein Mangel sein wird.

Ich habe hier mit meinen alten Freunden, namentlich mit der Familie Möllhausen, sehr glückliche Tage verlebt. Vorgestern waren wir alle bei dem Präsidenten von Bähr, heut sind wir bei der Geheimräthin Bräun. Arthur wird Ihnen von den Personen zu erzählen wissen. In diesem Kreise ist alles unverändert; übrigens fühle ich mich wie der aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrte Soldat. Ende Juni rechne ich mit Sack und Pack von London in Berlin einzutreffen, vielleicht schon früher. Meinen Wunsch, Sie auf dem Wege nach London noch einmal zu sehen, muß ich mir aber versagen, da ich

[1]) „Bärbeißig", weil sich Arthur einige Zähne hatte einsetzen lassen. Arthur Bucher wollte damals, um bald heiraten zu können, bald in den Besitz einer Predigerstelle gelangen, und Rodbertus war Patron einer solchen.

[2]) Aus vorstehender Stelle ist zu ersehen, daß Bucher schon damals, also fast 4 Jahre vor seinem Eintritt in das Ministerium, mit der Regierung Fühlung genommen und die Absicht hatte, seine Kraft derselben zur Verfügung zu stellen. Herr v. Bismarck kam bei der damaligen Kombination jedenfalls nicht in Betracht; er war damals Gesandter in Petersburg.

in Süddeutschland ein Rendezvous wahrzunehmen habe. Auch der Besuch in Wien muß vertagt werden. Ich werde gestört und muß schließen, wenn der Brief heute noch abgehen soll. Herzliche Grüße an den runden Tisch von mir und dem Vater.

Ihr treu ergebener L. Bucher.

Berlin, 20. August 1861, Werdersche Rosenstraße 3.

An den Superintendenten Ungnad in Havelberg.

Mein verehrter Freund.

— Die Recensionen [1]) habe ich nicht vergessen; bis jetzt hat sich aber nichts finden wollen; das ganze Feld liegt bei den politischen Blättern noch sehr im Argen. . . .

Von mir selbst habe ich wenig oder nichts zu melden. Sonntag war ich wieder in meinem Tuskulum, von dem Arthur Ihnen wohl gesagt haben wird. Für die nächste Zeit ist mancherlei zu thun, was ich im Grunde für dummes Zeug halte, was aber doch gethan werden muß, wenn meine verehrten Landsleute einen Begriff von Ventilation [2]) bekommen sollen.

Ich empfehle mich Ihrer Frau Gemahlin, grüße Viktor und verbleibe ganz

der Ihrige L. Bucher.

8. Oktober 1861.

An Herrn Superintendent Ungnad in Havelberg.

— — Arthur schreibt mir wegen der Wahlen [3]). Ich könnte aber auf Havelberg in keinem Falle reflektiren, da der Taddl [4]), den ich sehr verehre, entweder selbst eintreten oder jemanden empfehlen will [5]).

Berlin, 29. März 1864.

Liebe Helene,

Deine und Deiner Eltern freundliche Einladung, zum zweitenmal eine Osterzeit in Havelberg zu verleben, würde ich um so lieber annehmen, als ich meines Kränkelns und meiner Arbeiten wegen in dem letzten Vierteljahr so

---

[1]) Der Gegenstand erhellt aus dem Briefe nicht.

[2]) Gemeint ist wohl der Aufsatz Buchers' über das „Lüften", abgedruckt in den Bildern aus der Fremde Bd. I., S. 424—430.

[3]) Auch nach seinem Austritt aus dem Auswärtigen Amte war Bucher von verschiedenen Seiten die Wahl ins Parlament angeboten worden. Er hat dafür nie Sinn gehabt und jedes Mal dankend abgelehnt.

[4]) Ein Achtundvierziger, gleich Bucher.

[5]) In derselben Zeit kam Bucher der Aufforderung, einen Vortrag in Havelberg zu halten, nach. Von nah und fern strömten die Leute dem Versammlungslokal zu, in Erwartung einer feurigen Freiheitsrede à la 1848. Wer beschreibt die enttäuschten Gesichter, als Bucher, der den Gegenstand seines Vortrags für sich behalten hatte, über die „Türkischen Bäder" zu sprechen anfing.

wenig von Euch gesehen habe. Aber angesichts der finstern Wolken[1]) muß ein jeder auf seinem Posten bleiben, ich kann unmöglich jetzt um Urlaub bitten. Aus meiner Häuslichkeit habe ich nichts zu berichten, als daß mein Kanarienvogel seit einigen Tagen verheiratet ist, sich aber an dem Biscuit, welches der Diener ihm zur Feier des Ereignisses gegeben hatte, übernommen zu haben scheint.

Herzliche Grüße an die Deinigen Lothar.

V. Im Auswärtigen Amte.
(Dezember 1864 — 15. Mai 1886.)

Bereits im August 1864 wußte Bucher, daß er als Hilfsarbeiter in das Auswärtige Amt einberufen werde. Bis zum Dezember wurde das Geheimnis sorgsam bewahrt. Am 1. Dezember erfolgte der Eintritt.

Über die Art und Weise, wie sich der Eintritt in den Königlichen Dienst vollzog, sind verschiedene Lesarten verbreitet. Der „Straßb. Post" wurde darüber von einem Freunde des Blattes folgendes mitgeteilt: Im Jahre 1864 traf ich auf einer Gebirgspartie mit Dr. Stein, dem Redakteur der „Bresl. Ztg.", zusammen. Stein war ein vertrauter Freund Lothar Bucher's; beide waren im Jahre 1848 als Mitglieder der Nationalversammlung in Berlin gewesen, wo sie fast täglich mit dem damaligen Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen in einer Restauration in der Nähe des Theaters zusammentrafen. Den späteren Eintritt Lothar Bucher's in das Auswärtige Amt hat letzterer dem Dr. Stein brieflich wie folgt erläutert: Bei Gelegenheit einer Sitzung des Ministeriums sagte der damalige Justizminister Graf zur Lippe: „Heute ist mir etwas Merkwürdiges passirt; Lothar Bucher hat sich um Zulassung zur Rechtsanwaltschaft beworben. Natürlich kann man den Mann nicht anstellen." „Was?" ruft Bismarck, „Bucher will in den Staatsdienst? Na, wenn Sie ihn nicht nehmen, nehme ich ihn." Allgemeines Erstaunen. Darauf schreibt Bismarck an Bucher. Dieser, bekanntlich auch Mitbegründer des Nationalvereins, schreibt darauf an Bismarck: „Exzellenz kennen meinen nationalen Standpunkt, welchen ich niemals verleugnen werde . . ." Darauf schreibt Bismarck: „Ihren nationalen Standpunkt kenne ich freilich sehr genau, aber den brauche ich grade zur Durchführung meiner Politik, und ich werde Ihnen nur Arbeiten zur Ausführung übertragen, welche sich im Geiste Ihrer nationalen Bestrebungen bewegen." Darauf erfolgte die sofortige Erklärung Bucher's, daß er in diesem Falle die gebotene Stellung gern annehme.

Von andrer Seite ist mir folgendes verbürgt worden: Im Dezember 1864 schrieb Rudolf Schramm, welcher vor mehreren Jahren als Generalkonsul in Mailand verstorben ist[2]), an den Minister-Präsidenten von Bismarck-Schönhausen, Lothar Bucher sei im Wolff'schen Telegraphenbüreau mit Dingen, die seiner nicht

[1]) Anspielung auf die kriegerischen Verwickelungen mit Dänemark. 18. April 1864 Erstürmung der Düppeler Schanzen.

[2]) Vergl. Bd. II. S. 301, Note.

würdig seien, beschäftigt. Er habe infolge der in England gemachten Erfahrungen die Fühlung mit seinen ehemaligen politischen Freunden verloren und würde vielleicht für das Ministerium zu haben sein. Diesen Gedanken ergriff der Minister-Präsident sogleich mit großer Lebhaftigkeit; Bismarck meinte, Bucher schon 1849 im Abgeordnetenhause an der Bildung seines walzenartigen Schädels angesehen zu haben, daß er nicht unter seine damaligen Fraktionsgenossen gehörte, und nachdem er sich überzeugt hätte, daß es, so wie er gedacht, nicht ginge, würde er voraussichtlich ein treuer, und, vermöge seiner ganz außerordentlichen Begabung, sehr ausgezeichneter Mitarbeiter der gegenwärtigen Regierung werden können.

Im Auftrage Bismarck's schrieb Herr von Keudell[1]) an L. Bucher, der ihn alsbald besuchte und seine Bereitwilligkeit zu einer versuchsweisen Beschäftigung im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erklärte. Herr von Keudell war mit dem jüngeren Bruder Bucher's, dem später als Kunstkenner in österreichische Dienste getretenen Bruno Bucher, gut bekannt geworden und kam dem neuen Kollegen mit Herzlichkeit entgegen. Sein Empfang in der politischen Abteilung war anfänglich etwas kühl, indessen wußte er sich bald durch seine vorzüglichen, und dank seiner schönen Handschrift leicht lesbaren Konzepte, sowie durch sein bescheiden zurückhaltendes Wesen die Achtung und Sympathie des Unterstaatssekretärs von Thiele zu gewinnen.

Die Zahl der in beiden Abteilungen, der politischen und der nichtpolitischen, beschäftigten vortragenden Räte war damals noch sehr beschränkt. Das preußische Staatshandbuch führte auf: Abeken, von Bülow, von Kehler, Theremin und von Keudell.

Wenn der Justizminister nach der ersteren Lesart Lothar Bucher wirklich die Justizkarriere verschloß, so muß man ihm dafür jedenfalls Dank wissen. Ich meine nicht, daß er ein schlechter Advokat geworden wäre — im Gegenteil; aber seine ganze Fähigkeit kam doch nur in der schließlich gewählten Laufbahn zur Entfaltung. Bucher's Seele war, wie treffend bemerkt wurde[2]), nicht wie der harte, glänzende Granit, auf dem der Griffel oft ausgleitet, ausspringt, sondern wie der weichere Marmor, in den die rasche, ungeduldige Hand eines stürmisch schaffenden Geistes leichter die Züge gräbt — kurz, Bucher war kein Thatenmensch, sein Geist war nicht eigentlich schöpferisch, sondern aufnehmend, verständnisvoll. Er hatte, so trivial wie das klingt, eine vorzügliche geistige Verdauung, er war — der Magen anderer und konnte mancherlei vertragen. Und was er in sich aufgenommen hatte, was gleichsam sein Fleisch und Blut geworden war, das stellte er dann mit wunderbarer Treue dar, als ob es sein Erzeugnis sei, er es geboren hätte. Das wußten zwei Männer, die viel zu

---

[1]) Herr von Keudell, der nachmalige deutsche Botschafter in Rom, bearbeitete von 1864 bis 1872 im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten bez. Auswärtigen Amte die Personalien und Kassensachen und manches im Gebiet der auswärtigen wie der inneren Politik, was der Chef ihm persönlich überwies.

[2]) Deutsche Warte v. 29. Okt. 1892, Nr. 254.

sagen und zu thun hatten, und darum schlossen sie sich ihm an, oder vielmehr, sie schlossen ihn sich an, denn er war ihnen eine Art Seelenspiegel, nach welchem auch das Genie verlangt, wie die schöne Frau nach dem geschliffenen Kristall. Ich meine Bismarck und Lassalle.

Bucher's amtliche Laufbahn hat nichts Außergewöhnliches aufzuweisen. Am 12. März 1867 wurde derselbe Wirklicher Legationsrat und vertragender Rat, am 6. März 1872 Geheimer Legationsrat und am 29. Dezember 1876 Wirklicher Geheimer Legationsrat. Seine Stellung zur Disposition erfolgte am 13. Mai 1886.

Darüber, was Bucher beim Eintritt in das Auswärtige Amt erwartete, sind die Ansichten sehr verschieden. Die Einen glauben, es habe ihn die Hoffnung geleitet, daß Bismarck der liberalen Bourgeoisie einen derben Possen spielen und so etwas wie den von Rodbertus befürworteten Staatssozialismus durchführen werde. Andre meinen, er habe geglaubt, die erreichbaren Ziele der Sozialdemokratie durch Bismarck realisieren zu können. Von diesen Kombinationen trifft keine zu. Bucher that und wollte nichts, als sich und seine Feder in den Dienst Bismarck's stellen und zwar vorbehaltlos — ganz sicher, daß das Schiff, in das er gestiegen, von dem richtigen Steuermann gelenkt werde und sein ihm unbekanntes Ziel erreiche. Weil die Prämisse falsch, haben darum auch alle diejenigen unrecht, die von einer Zaghaftigkeit seines Charakters, von erfahrenen Enttäuschungen und davon sprechen, daß ihm das Geschick nie einen vollen Sonnenblick des Lebens gegönnt habe. Die so urteilen, haben gar keinen Begriff von dem, was Bucher als Glück ansah. Sie messen ihn mit ihrem winzigen Maßstab, ziehen ihn auf ihr eigenes niederes Niveau herab und verkennen dabei ganz den Philosophen Bucher, dem das Vertrauen und die Freundschaft Bismarck's höher stand als Ministerposten, Großkreuze und Excellenzen.

Der Eintritt Bucher's in das Ministerium hatte nur für diejenigen etwas Verblüffendes,[1] die in Bismarck nichts sahen als den preußischen Junker und in seinem neuen Hilfsarbeiter nichts als den Steuerverweigerer, den Großdeutschen, den Demokraten, den Sozialisten. Aber beide hatten, seitdem sie sich am 27. April 1850 am Büffet des Abgeordnetenhauses kennen gelernt hatten, reichlich benutzte Lehrjahre hinter sich. Wie Bismarck von jeher, so war Bucher etwa seit Mitte der Fünfziger ein Feind des Parlamentarismus, nennen wir es deutlicher der Parlamentsherrschaft; ein Parlament aber wollten sie beide und zwar ein auf breitester liberaler Basis (allgemeines Stimmrecht) beruhendes. In der Thesis, daß der Staat nicht mit verschränkten Armen dastehen und ruhig zusehen dürfe, wie der wirtschaftlich Stärkere den Schwachen aussaugt, begegneten sie sich gleichfalls beide, ebenso in der Verachtung aller Phrase, in der Freiheit von allen Vorurteilen. Bismarck nahm die guten Kräfte, wo er sie fand, und fragte nicht ängstlich nach ihren Vorakten. Unter ihm haben — und zwar gleichzeitig — Männer von den verschiedensten politischen Anschauungen und Richtungen gedient. Neben Bucher gab es Platz für den „Nichtsalsfreihändler" Otto Michaelis und

[1] Que diable va-t-il faire dans cette galère? höhnten die Einen. Klügere Leute fragten sich: wird Bismarck den Bucher heben, oder Bucher den Bismarck?

für den Kreuzzeitungsmann und Kathedersozialisten Hermann Wagener. Der „Achtundvierziger" hat Bucher in den Augen des Ministerpräsidenten am wenigsten geschadet; war er doch nicht der Einzige seines Zeichens, der im Ressort des Auswärtigen Amtes schließlich eine ehrenvolle Stellung fand [1]).

Bismarck fühlte sich zu Bucher hingezogen, weil er in ihm alle Faktoren vereint wußte, die der vertraute Berater eines leitenden Staatsmannes besitzen muß: politischen Scharfblick, Kenntnis der Menschen und der Geschichte, Beredsamkeit, Sprachentalent, einen blühenden Stil, eine gewisse Assimilierungsgabe, Charakterfestigkeit und einen auf das Innere gerichteten, bescheidenen Sinn. Umgekehrt fühlte sich Bucher zu Bismarck hingezogen, weil dieser die Macht besaß, seine politischen Ideen in Thatsachen umzusetzen, weil er von der Größe dieses Mannes und der Größe seiner Ziele durchdrungen war, und weil ihm derselbe die Mittel bot, aus einem ihm widerstrebenden privaten Dienstverhältnis herauszukommen. Bucher war sich seiner glänzenden und seiner schwachen Seiten genau bewußt, und wenn er sie abwog, mußte er sich sagen, daß es für ihn besser sei, sich nicht selbst als „Meister" niederzulassen, sondern als erster „Geselle" in eine berühmte Werkstatt einzutreten, der ein ganzer Mann vorstand.

Und wenn Bucher auch wirklich seinen Ehrgeiz hatte — und welcher große Mensch besäße ihn nicht — so ist derselbe schließlich doch reichlich befriedigt worden. Durfte er sich doch rühmen, sich in die Gedanken seines Herrn und Meisters so hineingegrübelt zu haben, daß er fast die Vorsehung spielte, indem er unmittelbar auf das Gehirn wirkte, das Deutschlands Geschicke zu so erheblichem Teil bestimmte [2]).

Im Fortschritt wehte, als Bucher in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wie es damals hieß, eintrat, ein ähnlicher Wind wie während der 99 Tage im Freisinn. Man hatte „Beziehungen" und wußte ganz bestimmt, daß Bismarck sich nicht drei Monate länger halten könnte. Die Einen freuten sich über Bucher's Thorheit, Wohlwollende bedauerten ihn.

In dem Konflikt mit dem Abgeordnetenhause — die Geschichte desselben ist noch nicht geschrieben — handelte es sich um zwei mit einander verschlungene Fragen: 1) Um die Konsequenzen des Art. 108 der Verfassung, 2) um die Kosten der Armee-Reorganisation [3]). In beiden hatte Bismarck recht.

Nach dem Wehrgesetz von 1814 ist jeder dienstfähige Preuße auch dienstpflichtig, der Rahmen des Heeres sollte also groß genug sein, um alle Dienstfähigen aufzunehmen und auszubilden. Daß die Volksvertretung nicht die Geldmittel zur Ausführung eines bestehenden Gesetzes verweigern darf, wird auch in Rotteck's Staatslexikon, der Bibel der Liberalen, anerkannt. Bei der Zunahme der Bevölkerung und während der langen Friedensjahre war aber der Rahmen

---

[1]) Ich erinnere nur an Froebel und Rudolf Schramm.

[2]) Vergl. den Nekrolog Bucher's in der „Nation" vom 15. Okt. 1892.

[3]) Danach sollte das Heer um 117 Bataillone und 72 Schwadronen verstärkt, die Infanterie ungefähr um ein Viertel ihres bisherigen Standes vermehrt werden. Später ermäßigte die Regierung um etwas die früheren Forderungen.

so sehr zusammengeschrumpft, daß nur etwa die Hälfte der Dienstfähigen ausgebildet wurde. Die Reorganisation, welche der König durchführen wollte, erforderte nicht mehr Geldmittel als die volle Ausführung des Wehrgesetzes [1]) von 1814.

Nichts lag näher, als daß sich Bismarck auch die publizistischen Fähigkeiten seines neuen Hilfsarbeiters zu Nutzen machte, und zwar nicht bloß für die periodische Presse, sondern auch für größere litterarische Arbeiten, die den Zwecken seiner Politik gerade dienten.

Der neue Hilfsarbeiter war noch nicht 4 Monate im Amte, als bereits aus seiner Feder, aber anonym, ein Werk erschien:

Preußens altes Recht an Schleswig-Holstein [2]).

Die Einleitung lautet:

„Seit die Möglichkeit nahe getreten war, daß die in Dänemark und den Herzogtümern Schleswig-Holstein regierende Königliche Familie in direkter Linie erlöschen und infolgedessen die vierhundertjährige Union zwischen beiden Staaten sich lösen werde, ist die Erbfolge in den Herzogtümern zum Gegenstande einer fast unübersehbaren Litteratur von wissenschaftlichen Arbeiten und Parteischriften geworden. Dieser während zwanzig Jahren aufgehäuften Materialien hatte sich die Tagespresse bemächtigt, in ihnen haben die vor die Bundesversammlung getretenen Prätendenten nach Waffen gesucht: so dürfte es nicht Wunder nehmen, wenn die Vorstellung entstanden wäre, daß in den von namhaften Rechtsgelehrten verfaßten Begründungsschriften alles für die Entscheidung des Erbfolgestreites Wesentliche, wie in dem Sach- und Streitstande eines Prozesses, konzentriert sein müsse.

Diese Vorstellung wäre eine irrige; auch dem preußischen Königshause stehen Ansprüche zu, die von Publizisten des vorigen Jahrhunderts verzeichnet, von G. W. von Raumer vor dreißig Jahren unter Mitteilung der betreffenden Urkunden in der Litteratur angemeldet, von Helwing 1846 ausführlich entwickelt, aber von Feind und Freund wenig beachtet worden sind. Es wäre vermessen, sich in Vermutungen darüber zu ergehen, weshalb die Krone Preußen bisher dem Streite schweigend zugeschaut, und ob und wann sie einen Zeitpunkt für geeignet erachten werde, ihr Recht zu verlautbaren. Aber schon jetzt ist es eine Pflicht, eine recht eigentlich sittliche Pflicht der Publicistik, die Thatsachen, auf denen diese Ansprüche beruhen, zugänglicher zu machen, als sie bisher gewesen sind, den zahlreichen Kreisen in den Herzogthümern, in Preußen, in dem übrigen Deutschland, welche eine innige Verbindung der Herzogtümer mit Preußen, um jener schönen, aber gefährdeten Nordmarken selbst und um des großen Vaterlandes willen, wünschen, zu der beruhigenden Überzeugung zu verhelfen, daß ihre Wünsche von Rechten getragen werden."

---

[1]) Vergl. Rodbertus: Über den Preußischen Verfassungskonflikt in der Deutschen Revue vom Mai 1883, S. 206.

[2]) Berlin, 1865. Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) 210 Seiten.

Die am 20. April 1865 herausgekommene Schrift „Preußens altes Recht an Schleswig-Holstein“ ist verfaßt, als sich noch nicht absehen ließ, wie die schleswig-holsteinische Sache verlaufen würde. Spätere Ereignisse machten es unnötig, die Ansprüche des Prinzen von Augustenburg durch Zurückgehen auf das brandenburgische Erbrecht aus dem Felde zu schlagen. Das am 1. September desselben Jahres erstattete Gutachten des Kronsyndikats lautete dahin, daß Preußen und Österreich als Rechtsnachfolger König Christians IX. nicht verpflichtet seien, Erbansprüche andrer Mitglieder des Oldenburgischen Hauses anzuerkennen. Wer sonst succedieren solle, das wurde bei Königgrätz ausgemacht. Den kleinen Nutzen aber hat die mühsame Arbeit immerhin gehabt, zwei gang und gebe, auf Unkenntnis der dem Verfasser nicht geläufigen plattdeutschen Sprache beruhende Irrtümer zu berichtigen: daß „up ewig ungedeelt“ nicht die Trennung der beiden Herzogtümer von einander, sondern ihre Zerstückelung verbietet (ungetrennt würde in der Sprache jener Zeit ungescheeden lauten); und daß „vnse Gemoet“ in der Deklaration König Johanns, Schwiegervaters des Kurfürsten Joachims I. von Brandenburg, nicht „unser Gemüt“ bedeutet, was vnse Gemäuhd lauten würde, sondern: unser Vertrag. Darauf, ob ein Vertrag vorhanden oder nicht, kam es gerade an (Seite 6 und 124).

Im Mai 1865 legte das preußische Staatsministerium den Kammern eine Denkschrift vor, betreffs der außerordentlichen Ausgaben, welche durch den Krieg gegen Dänemark veranlaßt waren (Haus der Abgeordneten, Aktenstück No. 144). Der Nachweisung der letzten Kriegskosten ging eine politische Einleitung voraus, welche die Stadien betrachtete, welche die Herzogtümer-Frage seit 1850 durchgemacht hatte. Dieser Teil der Staatsschrift entstammt der Feder von L. Bucher.

Bucher hat im Laufe der Jahre in verschiedenen Decernaten der auswärtigen Politik gearbeitet, vorwiegend war er bei den preußisch-römischen Verhandlungen und in der englischen Abteilung thätig; aber bei dem Zusammenhange, in welchem die europäische Politik der verschiedenen Länder steht, wurde sein Votum in der allgemeinen Politik auch über die Beziehungen zu andern Ländern gehört und beachtet. Die Vorzüge seines Stils sind bekannt; derselbe zeichnete sich durch elegante Einfachheit und Klarheit aus; das Phrasenhafte und Überflüssige in der Stilistik lag ihm fern. Es ist daher ein Irrtum, wenn Blätter anführen, daß besonders Thronreden und Proklamationen aus seiner Feder stammten. Die sonore Phrase mit möglichster Einschränkung ihres praktischen Inhalts ist in der Bucher'schen Stilistik nicht heimisch und widerstrebte seiner Geschmacksrichtung. In dieser Hinsicht waren beispielsweise Wagener und Abeken fruchtbarer, soweit die Thronreden überhaupt Anlaß zu phrasenhafter Stilistik bieten. Die Entstehung der Thronreden läßt die einzelnen unter den vielen Mitarbeitern schwer erkennen, da diese Aktenstücke aus Beiträgen aller einzelnen Ressorts, die darin Erwähnung finden, entstehen und die Sichtung der Beiträge in Staatsministerialsitzungen zu erfolgen pflegt.

Kurze Zeit nach dem Eintritt Buchers in den Staatsdienst erwuchsen demselben Widerwärtigkeiten aus Anlaß des Testamentes von Ferdinand

Lassalle [1]), welches von seiner Mutter, welche die verschiedenen Legate nicht anerkennen wollte, angefochten wurde. Gleich ihr verlangten auch der Rechtsanwalt Holthoff, Bucher, Alexi und die Gräfin Hatzfeldt die gerichtliche Entscheidung.

Nach einem neunmonatlichen Prozesse sah die Familie Lassalle's ein, daß sie gegen das auf legalem Wege zu stande gekommene Testament nichts werde erreichen können, und sie war daher zu einem Vergleiche geneigt. Derselbe ging dahin, daß die Mutter Lassalle's die Gültigkeit des von ihrem Sohne aufgesetzten letzten Willens zugab, es jedoch ablehnte, dem Obersten Rüstow, Willms, von Hofstetten und Herwegh die ihnen ausgesetzten Legate anzuerkennen, diese vier Erben vielmehr auf den Civilweg zur Geltendmachung ihrer Forderungen verwies. Diesem Abkommen stimmten auch die Testamentsvollstrecker Holthoff und Bucher bei. Dasselbe wurde in Berlin am 31. Mai 1865 vor dem Rechtsanwalt Emil Leonhardt von allen Interessenten, Bucher nicht ausgenommen, vollzogen. Zwei Tage später richtete Bucher an die Gräfin Hatzfeldt folgendes Schreiben:

Gnädige Frau!

Nachdem ich Sie am Montag Abend gesehen hatte, kam am folgenden Tage der Assessor Friedländer zu mir mit den Vorschlägen der Frau Lassalle. Ich nahm mir Bedenkzeit und kam zu dem Entschlusse, darauf einzugehen. So annehmbar die Vorschläge, juristisch betrachtet, im Interesse aller Legatare sind, so würde ich mich aus Rücksicht auf Ihr Gefühl [2]) nicht überwunden haben, darauf einzugehen, wenn Sie mir nicht am Montag als Resumé Ihrer Mittheilungen gesagt hätten:

„Wir stehen auf verschiedenem Boden; ich stehe auf dem Boden des Sentiment, nennen Sie es des Wahnsinns!"

Ohne diesen Worten eine outrirende Deutung zu geben, fühlte ich, sobald sie gefallen waren, daß sie entscheidend werden müßten, und der Eindruck war der Grund, weshalb ich es unterließ, die Friedland'schen Briefe zu lesen, die Sie — ein Beweis von Vertrauen — zum Durchlesen mir hingereicht hatten. In der Nacht machte ich es mir klar, daß ein Auseinandergehen unausbleiblich; am zweitfolgenden Tage erhielt ich den Beweis, daß Sie, gnädige Frau, während der fünf Wochen seit Ihrer Rückkehr von Breslau mit mir gebrochen hatten. Es bekümmert mich, von der nächsten Freundin des verstorbenen Freundes zu scheiden, an der zu halten mein Vorsatz und mein Wunsch gewesen war; ich weiß, daß Sie zwischen Freund und Feind kein Mittel kennen; und ich bin unparteiisch genug, auch jetzt zu Ihnen zu wiederholen, was ich seit dem vorigen Herbste häufig über Sie gesagt habe: ein jeder Mann müßte sich eine Freundin wünschen, wie Lassalle gehabt. Aber ich weiß, daß nichts, was ich sage und noch sagen könnte, Sie umstimmen wird; ich begnüge mich

[1]) Vgl. oben S. 56. u. Dr. Ad. Kohrt, Ferdinand Lassalle's Testament und Erben. Großenhain. Verlag v. Baumert u. Ronge, S. 16 f.

[2]) Dies bezieht sich u. a. darauf, daß die Gräfin Hatzfeldt Bucher gesagt hatte, sie wolle keinen Vergleich, sondern ihr Recht.

daher, Sie zu erinnern, daß es sich nicht mehr um die Willensfortsetzung des Erblassers (sein eigenes Wort, wie Sie wissen) sondern um Ihren Willen handelt. Gewiß haben Sie die Überzeugung, daß die beiden Willen identisch sind; mir aber bleibt in diesem nach dem Tode entstandenen, von dem Testator nicht vorhergesehenen Konflikte kein anderer Maßstab als der: wie ich meinen letzten Willen ausgeführt, meine eigene Mutter behandelt zu sehen wünschen würde.

gez. Bucher.

Eine spätere Korrespondenz Bucher's mit der Gräfin Hatzfeldt betrifft die Veröffentlichung gewisser Lassalle'scher Papiere.

An die Gräfin Hatzfeldt. Berlin, 15. Januar 1866.

Ew. Hochgeboren

habe ich von dem Urtheil in Kenntniß gesetzt, welches Herr Rodbertus über die Entwürfe Lassalle's und die Rathsamkeit einer Veröffentlichung oder Benutzung derselben ausgesprochen hat. Heute erhalte ich eine ausführliche schriftliche Motivirung dieses Urtheils. Da Ew. Hochgeboren mit einem biographischen Werke über L. und mit der Fortsetzung einer agitatorischen Thätigkeit beschäftigt sind, und da ich eine richtige Behandlung jener Entwürfe für unendlich viel wichtiger halte im Interesse des Verstorbenen, als alle die Punkte, die Ew. Hochgeboren zum Gegenstande von Streitigkeiten zu machen sich gefallen, so setze ich mich über alle Bedenken hinweg, die zu nehmen ich so viel Grund hatte und schicke Ew. Hochgeboren mit dem Ersuchen und unter der Bedingung der Rückgabe [1]) hiermit das Rodbertus'sche Schreiben vom 12. d. M., welches zu dem Schlusse gelangt, daß man dem wissenschaftlichen Andenken Lassalles keinen ärgeren Streich spielen könnte, als wenn man den Agitationsplan veröffentlichte, in dem Lassalle ganz mit dem so heftig von ihm bekämpften Proudhon übereinstimmt. Rodbertus versteht die Sache und ist frei von jeder Eifersüchtelei. Ich glaube daher den Willen Lassalle's zu exekutiren, indem ich diese Scripta vernichte. gez. Bucher.

Auf diesen Punkt ist später noch zurückzukommen.

In einem Aufsatze des praktischen Arztes Dr. Gittermann, worin er uns über die Lebensgewohnheiten seines berühmten Patienten manchen wertvollen Beitrag lieferte, ist bestritten worden, daß die in Bd. II., S. 270 f. des Achtundvierzigers mitgeteilte Denkschrift Bucher's über seine Beziehungen zu Lassalle von ersterem Bismarck vorgelegt worden sei. Als Beleg für die Richtigkeit meiner Darstellung lasse ich hier das betreffende Anschreiben folgen.

Zur Vorlage an den Minister-Präsidenten Herrn von Keudell übergeben und von letzterem zurückerhalten.

Hochgeborener Herr Graf!

Hochgebietender Herr Ministerpräsident!

Auf Anregung des Herrn Legationsrath von Keudell bitte ich um die Erlaubniß, Eurer Excellenz eine Darlegung meiner Bekanntschaft mit Lassalle ehr-

[1]) Ist nicht erfolgt.

erbietigst vorlegen und auch auf gewisse nach seinem Tode eingetretene Verhältnisse ausdehnen zu dürfen. Bucher.

Berlin, 10. November 1865.

Im Jahre 1865 erwuchs Bucher eine bedeutende Arbeitslast durch die Verwaltung Lauenburgs, das in Folge der Konvention von Gastein an Preußen gefallen war, und welches derselbe unter seinem Chef bis 1867 zu säubern und zu ordnen hatte. Bucher hatte alles aus dem Groben herauszuarbeiten, sowie in hundert Beziehungen Mißbräuche abzustellen und der Billigkeit zu ihrem Recht zu verhelfen; alles unter der Leitung des Chefs, der indes gerade in dieser Periode längere Zeit schwer krank in Putbus auf Rügen verweilte, so daß sein Rat in die Verlegenheit kam, regieren zu sollen und doch keine Vollmacht zu haben [1]).

In seinen Erinnerungen an Lothar Bucher erzählt W. Gittermann in den Grenzboten folgende hierher gehörende kleine Geschichte: „Nach Annexion des Herzogtums Lauenburg wurde Bucher mit der Aufgabe betraut, die Verwaltung des Ländchens nach preußischem Muster zu organisieren. In Lauenburg müssen die wunderbarsten Zustände geherrscht haben, denn es fand sich eine Reihe ganz unnötiger Staatsämter, die in den Händen adeliger Herren und mit einem unverhältnismäßig hohen Einkommen dotiert waren. So gab es für den Sachsenwald, der jetzt, als Eigentum des Fürsten Bismarck, von einem Oberförster verwaltet wird, einen Oberforstmeister und verschiedene andere hohe Forstbeamten. Die Herren mußten nun zur Regelung der Pensionsfrage ihr Einkommen angeben, da man selbstverständlich alle diese Ämter einziehen wollte. Als Bucher eines Abends während der Tafel von dem Fürsten nach dem Stande dieser Angelegenheit gefragt wurde, erzählte er zur allgemeinen Belustigung, daß von dem Herrn Oberforstmeister 11000 Thaler Einkommen angegeben seien, und daß er hoffe, diese Stelle durch einen Forstassessor besetzen zu können. Da sagte die Fürstin Bismarck: „Ach lassen Sie die Stelle nicht eingehen, wenn es einmal mit meinem Mann als Minister nicht mehr geht, dann wäre das ja für ihn ein Ruheposten!"

Alte Zeugen gegen das neue Budgetrecht [1]).

Während des Konflikts erinnerte sich L. Bucher, daß die demokratische Partei und nicht diese allein die Bestimmungen der oktroyierten Verfassung über die Finanzen ebenso ausgelegt hatte, wie von dem Ministerium Bismarck geschah. Dieser Veranlassung dankt die obenstehende von Bucher verfaßte Brochüre ihre Entstehung. Die Schrift wurde natürlich totgeschwiegen.

Die Einleitung möge hier vollständig abgedruckt werden.

„Die Staatsregierung und die Majorität des Abgeordnetenhauses legen die Bestimmungen der Verfassung über die Finanzen verschieden aus. Die Auslegung der Regierung ist in wenig Worten zu geben:

Kommt in einem Jahre ein Gesetz über den Staatshaushalts-Etat nicht zu stande, weil die zu jedem Gesetz erforderliche Übereinstimmung zwischen der

[1]) Vgl. Busch, Graf Bismarck und seine Leute. Bd. 1, S. 391.

[1]) Berlin 1866, Verlag von A. Bath. 31 Seiten.

Krone und den beiden Häusern des Landtages nicht erreicht ist, so muß die Verwaltung ohne Etatsgesetz geführt werden.

Wie das Abgeordnetenhaus die Verfassung in diesem Punkte deutet und welche praktische Anwendung es von seiner Deutung machen will, darüber hat es, obgleich von der Regierung wiederholt dazu aufgefordert, bisher keine umfassende und präzise Erklärung abgegeben.

Die Zeitungen haben neuerdings berichtet, daß die Budget-Kommission sich mit dieser Aufgabe beschäftigt habe. Die zweite Gruppe der von dem Referenten Dr. Virchow der Kommission vorgelegten Resolutionen beziehe sich auf „den Anteil, den die Faktoren der gesetzgebenden Gewalt an der Feststellung des Etatsgesetzes haben." Nach der „Kölnischen Zeitung" vom 14. Februar wird darin namentlich die Pflicht der Regierung konstatiert, mit dem Abgeordnetenhause den Etats-Entwurf zu vereinbaren und seine Annahme im Herrenhause zu vertreten. Für den Fall, daß die Vereinbarung mit dem Abgeordnetenhause nicht zu stande komme, habe die Regierung entweder den Etats-Entwurf zurückzuziehen und umzuarbeiten, oder die Auflösung und Neuwahl des Abgeordnetenhauses, oder eine Änderung im Ministerium zu veranlassen. Gegenüber der in voriger Session vom Finanzminister aufgestellten Budget-Theorie werde der Regierung die Pflicht zugesprochen, ein von beiden Häusern des Landtages angenommenes Budgetgesetz dem Könige zur Vollziehung vorzulegen und bei ihm zu vertreten.

Die Virchow'schen Anträge, berichtet die „Kölnische Zeitung" weiter, erfüllten das ministerielle Begehren auf das allergenaueste: sie würden für die Mitglieder der Budget-Kommission metallographiert; den Wortlaut schon jetzt bekannt werden zu lassen, erscheine den bei der Beratung Beteiligten nicht wünschenswert. Ein Regierungs-Kommissar habe der Verlesung nicht beigewohnt (ist die Regierung zu der betreffenden Sitzung eingeladen worden?). Demnächst hat man nur erfahren, daß die Budget-Kommission diese Resolutionen abgelehnt habe. Das Begehren der Regierung ist also noch immer unerfüllt.

Zweck dieser Blätter ist, daran zu erinnern, daß lange vor Ausbruch des gegenwärtigen Konfliktes Männer der verschiedensten politischen Farben teils in der oktroyierten Verfassung vom 5. Dezember 1848, teils in der wesentlich gleichlautenden revidierten Verfassung vom 31. Januar 1850 dasselbe gelesen haben, was die Regierung darin liest, und nur darauf, was in der beschworenen Verfassung steht, kommt es an, nicht darauf, ob es der Theorie der einen entspricht und den Wünschen der andern genügt."

Auf der letzten Seite bemerkte Bucher:

„Wer über ähnliche Materialien, die in großer Masse vorhanden sein müssen, zu verfügen hat und dieselben der Verlagshandlung zur Benutzung einsenden will, kann sich der sorgfältigen Konservirung und prompten Rückgabe versichert halten."

Wenn die königliche Bibliothek schon damals wie jetzt eine reiche und katalogisierte Sammlung von politischen Flugschriften aus den Jahren 1848 und

1849 besessen hätte, so würde der Verfasser das von ihm gebrachte Beweismaterial noch weit erdrückender haben gestalten können. —

Am 25. April 1866 wußte die „Augsburger Allgemeine Ztg." zu berichten, Bucher sei von Bismarck mit der Ausarbeitung der später veröffentlichten preußischen Vorschläge für das Bundesreformprojekt betraut worden. Ich fragte Bucher, ob es damit seine Richtigkeit habe. „Lauter Konfusion" — war seine Antwort. „Nachdem Bismarck sich nach dem österreichischen Kriege zu seiner Erholung nach Putbus begeben hatte, legte ihm Herr von Savigny den Entwurf der Norddeutschen Verfassung nach den ihm dazu gegebenen Materialien vor. Im Dezember 1866 zurückgekehrt, fand Bismarck den Entwurf ungeeignet, und diktierte mir einen andern, welcher dann mit geringen Änderungen von Sr. Majestät genehmigt und der am 17. Dezember zusammentretenden Gesandten-Konferenz vorgelegt wurde.

Wagener hat mit dem Entwurf und seiner ferneren Bearbeitung nichts zu thun gehabt.

Ich wurde zum Protokollführer bestellt und war Amanuensis von Savigny" ¹).

Aus dem Nekrologe, welchen Moritz Busch in der Leipziger Illustrirten Ztg. v. 29. Okt. 1892 seinem Freunde L. Bucher geschrieben hat, ging durch alle Zeitungen die Notiz, Bucher habe im Jahre 1871 nach dessen Angaben die Verfassung des Deutschen Reichs — beiläufig in etwa 24 Stunden, geschrieben. Diese Angabe ist nicht zutreffend. Die Reichsverfassung ist nur eine Wiederholung der Verfassung des Norddeutschen Bundes, unter Berücksichtigung der in Versailles mit den süddeutschen Staaten nach monatelangen Verhandlungen abgeschlossenen Verträge, und insofern kann man von einer Niederschrift der Reichsverfassung in 24 Stunden nicht wohl sprechen, ohne damit eine falsche Vermutung wachzurufen.

Wahrscheinlich schwebte dem berühmten Verfasser von „Graf Bismarck und seine Leute" ein hingeworfenes Wort Bucher's vor, welches sich auf den oben erwähnten Vorgang bezog. —

Die durch den Krieg von 1866 erwachsenen Kosten wurden bekanntlich von Preußen zunächst aus den Beständen des Staatsschatzes und durch die Verwertung verfügbarer Effekten des Staates bestritten. Als der Krieg fortschritt, verlangte die preußische Regierung am 1. August 1866 behufs Rückerstattung dieser Fonds und zur weiteren Kriegführung von der Volksvertretung zunächst den Betrag von 60 Mill. Thlr. Der betreffenden Vorlage (Haus der Abg. 9. Legisl. Per. I Sess. 1866 No. 20) war eine Denkschrift beigefügt, welche die politischen Vorgänge vom Februar 1865 bis zum Ausbruch des Krieges entwickelte. Auch diese politische Staatsschrift entstammt der Feder Bucher's. —

In einer Besprechung meiner Biographie über Bucher ist behauptet worden, derselbe sei der Verfasser des berühmten Schriftstücks des Auswärtigen Amts, worin 1866 den besiegten Südstaaten die Vorteile eines Bündnisvertrages mit dem Norddeutschen Bunde entwickelt wurden. „Diese Staatsschrift gehört zu den

¹) Man vergl. die veröffentlichten Protokolle in der Drucksache des ersten Reichstags.

vorzüglichsten Leistungen der Bismarck'schen Staatskunst, und Lothar Bucher hätte nur diese eine Leistung aufzuweisen nötig gehabt, um innerhalb der deutschen Diplomatie einen Ehrenplatz für alle Zeiten zu behaupten." Möglich — verbürgt ist mir aber Bucher's Anteil an der Redaktion der erwähnten Depesche nicht.

Eine Untersuchung, welche von den Depeschen, die zu Bucher's Zeiten das Auswärtige Amt verlassen haben, auf seine Rechnung zu schreiben seien, scheint mir aber überhaupt eine unfruchtbare Arbeit. Mit vollem Recht ist hierauf eingewendet worden: Wer vor der Geschichte die Verantwortung trägt, der bleibt schließlich auch der Urheber einer That. Wenn Lothar Bucher beispielsweise den Fürsten Bismarck zu einer bestimmten Maßregel veranlassen wollte, so dachte er unwillkürlich diese Maßregel schon in dem Geiste des früheren Kanzlers. Wenn Bucher selbst Reichskanzler gewesen wäre, hätte er wahrscheinlich anders gehandelt. Geheimrat Geffcken hat, wie man sich erinnert, einst den ersten Entwurf zu dem Aufruf verfaßt, den Kaiser Friedrich später an das Volk und an den Fürsten Bismarck richtete. Herr Geffcken war genötigt, diese Aufrufe so zu halten, wie sie allenfalls den Absichten des Kronprinzen entsprachen. Wenn er für seine Person zu reden und zu entscheiden gehabt hätte, würde er vermutlich anders gesprochen haben. So wird auch das Verhältnis zwischen dem Fürsten Bismarck und seinem treuesten Gehilfen gewesen sein. Nicht als ob der eine nur der Empfangende, der andre nur der Gebende gewesen wäre. Beide Männer fanden sich durch wahlverwandtes Empfinden zu einander gezogen, und sie ergänzten sich gewissermaßen gegenseitig, und keiner machte dem andern das Autorrecht an einer Entschließung streitig. Fürst Bismarck brauchte in seinem umfangreichen Berufe Männer von Geist und Kenntnis. Er hielt sich hier einen viel erfahrenen Ratgeber, den er sein Konversationslexikon nannte, er suchte sich dort einen feinen Stilisten, der nicht nur Gedanken scharf zu erfassen, sondern auch die Form elegant zu feilen wußte. Dieser Stilist war Lothar Bucher[1]). Der subtile Geist Bucher's hatte sich eben so in die Geistesgänge seines Meisters eingesogen, daß er, man könnte beinahe sagen, von dessen Gehirnthätigkeit direkt gespeist wurde[2]).

Man thut, wie gesagt, am besten, den „Kollektivbegriff Bismarck" für das Werk seiner Zeit hinzunehmen und nicht kleinlich zu forschen, in welchem Falle einmal der und in welchem jener die Feder geführt und auf das Konzept den Streusand geschüttet hat. Und diese Anschauungsweise liegt sicher auch im Geiste von Bucher. In einem seiner Londoner Artikel schrieb er einmal den charakteristischen Satz: „In der Politik kommt alles darauf an, nicht was, sondern von wem es gesagt wird." —

In Bucher's Referat fiel auch die Ausführung des berühmten § 5 des Prager Friedens, die er mit dem dänischen Gesandten in Berlin, von Quade, zu vereinbaren hatte, die jedoch von Dänemark in Erwartung besserer Konstellationen

[1]) Berliner Börsen-Ztg. v. 19. Okt. 1892, Nr. 489.

[2]) Berliner Tageblatt v. 13. Okt. 1892.

so lange verzögert wurde, bis jener Paragraph durch eine Vereinbarung Österreichs und Preußens beseitigt war. —

Im Januar 1867 arbeitete Bucher für den Chef ein Promemoria über die englische Papiersteuer aus. In dem gedachten Promemoria gab Bucher zunächst einige Bemerkungen über die Entstehung und das Wesen der Steuer und fügte dann hinzu: „Im Jahre 1861 wurde sie auf das Geschrei der Zeitungen, ausgenommen Times, der Papiermüller, der Verleger, der Schriftsteller und der von ihnen aufgehetzten Schulmeister abgeschafft, weil sie auf der Intelligenz laste; bedeutende wirtschaftliche Autoritäten, namentlich Mac-Culloch, hatten sie verteidigt. Solange die Steuer bestand, hielt ein Zoll auf eingeführtem Papier ihr das Gleichgewicht." Zufolge einer späteren Aufzeichnung Bucher's hatte Graf Bismarck die oben erwähnte Steuer als die Erstlingssteuer des Norddeutschen Bundes ins Auge gefaßt.

Daß Graf Bismarck die Grundlagen, worauf derselbe das Finanzsystem des Norddeutschen Bundes aufzubauen gedachte, mit dem Geheimen Legationsrat Bucher besprach, hängt damit zusammen, daß zu dieser Zeit die Verfassung des Bundes noch nicht zu stande gekommen war, es somit auch noch an einer Behörde fehlte, woselbst die Vorarbeiten in Betreff der Bundesfinanzen hätten bearbeitet werden können. Das Reichskanzler-Amt wurde erst im darauffolgenden Jahre gegründet. Geheimer Rat Bucher kannte die englische Papiersteuer von seinem zehnjährigen Aufenthalte in London; es ist nicht anzunehmen, daß derselbe für die Einführung dieser Steuer in das Finanzsystem des zu schaffenden Norddeutschen Bundes eintrat. Das Steuerprojekt wurde bekanntlich von dem Grafen Bismarck nicht weiter verfolgt.

(Fortsetzung folgt.)

Witterung und Klima.

Von

C. F. W. Peters.

Unter allen Naturerscheinungen giebt es keine einzige, welche ein so allgemeines Interesse bei den Menschen findet, wie der Wechsel der Witterung, und es giebt wohl keinen mit Vernunft begabten Menschen, der nicht bisweilen in seinen Entschließungen über das, was er thun oder lassen soll, von der Witterung beeinflußt würde. Daher haben sich schon in frühen Zeiten die Menschen bemüht, aus irgend welchen Anzeichen in der Natur das kommende Wetter zu erkennen, und die sorgfältige Beobachtung der Witterungsverhältnisse und der ihnen vorausgehenden Naturerscheinungen hat schon in alten Zeiten dahin geführt, Wetterregeln aufzustellen, deren Kenntnis sich von Generation zu Generation fortgeerbt hat, und die zum Teil unverändert auf unsre Zeit gekommen sind, sowie sie vor Jahrtausenden von unsern Vorfahren aufgestellt wurden.

Eine ungemein reichhaltige Sammlung von Wetterregeln des Altertums ist uns in Aratus' „Wetterzeichen" hinterlassen, unter denen man viele wiederfindet, welche noch jetzt, noch zum Teil nicht ganz ohne Grund, verbreitet sind. Er empfiehlt die genaueste Aufmerksamkeit auf das Aussehen der Sonne, des Mondes, einiger Sternbilder, der Sternschnuppen, Wolkenformen, das Benehmen der Tiere, und manche Erscheinungen, an deren Zusammenhang mit dem Wetter jetzt wohl kaum noch jemand denken würde.

Einen hervorragenden Einfluß auf das Wetter hat man zu allen Zeiten dem Monde zugeschrieben, besonders nachdem durch Newton gezeigt war, daß die Ebbe und Flut des Meeres größtenteils durch die Anziehung des Mondes bewirkt wird. Denn man nahm an, wenn der Mond im stande sei, das schwere Wasser des Weltmeeres in merkbarer Weise zu heben, so müsse sein Einfluß auf die viel leichtere Erdatmosphäre ein sehr bedeutender sein, und da Barometerschwankungen und Witterungswechsel vielfach Hand in Hand gehen, so folgerte man einen direkten Einfluß des Mondes auf das Wetter. Das Irrtümliche dieser Vorstellung lag in der Annahme, daß leichte Stoffe durch die Anziehung des Mondes höher gehoben werden als schwere, was keineswegs der Wirklichkeit entspricht; es läßt sich vielmehr nachweisen, daß der Einfluß des Mondes auf den Barometerstand ein äußerst geringer ist und verschwindend gegen diejenigen Einflüsse, welche sonst auf den Barometerstand einwirken. Namentlich hat man den Mondphasen, und ganz besonders dem Vollmonde einen Einfluß auf die Witterung zuschreiben wollen, teils weil zur Zeit des Vollmondes die Meeresflut höher als zu den Zeiten des ersten und letzten Viertels ist, dann aber auch, weil man eine Einwirkung der vom Vollmonde gegen die Erde reflektierten Sonnenwärme auf die Wolkenbildung mutmaßte, — indessen haben sehr sorgfältige und zahlreiche Beobachtungen in keiner Weise einen Zusammenhang der Mondphasen mit dem Witterungswechsel ergeben.

Aber nicht nur die Mondphasen, sondern auch manche andre Himmelserscheinungen hat man im Laufe der Zeit mit der Witterung in Verbindung bringen wollen, indessen hat sich in der Regel durch streng durchgeführte Vergleichungen die Haltlosigkeit der in solcher Richtung aufgestellten Hypothesen herausgestellt. Erst in neuerer Zeit ist eine Methode der Wetterprognose in den Vordergrund getreten, welche, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhend, sich vorwiegend auf die Verteilung des atmosphärischen Druckes in weiten Gebieten der Erdoberfläche stützt und sich, namentlich während des letzten Dezenniums, außerordentlich entwickelt hat.

Die Witterung eines Ortes wird durch mancherlei Ursachen beeinflußt, so z. B. durch die Menge von Feuchtigkeit, welche sich in der Luft befindet, ferner durch die Richtung des Windes, welcher die Luft aus einer Gegend nach einer andern führt, namentlich aber durch die Quantität von Wärme, welche die Sonne dem Orte zusendet. Diese Quantität ist aber um so größer, je höher die Sonne sich über den Horizont erhebt, und daraus folgt, wie ohne weiteres einleuchtet, daß die Temperatur der Luft im Durchschnitt am Tage höher ist als in der

Nacht, im Sommer, wo die Sonne sich in unsern Breiten um Mittag hoch über den Horizont erhebt, höher als im Winter, wo sie viel niedriger steht; und an Orten, welche sich näher dem Äquator befinden, höher als an solchen, welche weiter von ihm entfernt sind. Alle diese Verhältnisse sind die gleichen für sämtliche Orte, welche sich auf demselben geographischen Breitengrade befinden, und man könnte daraus schließen, daß die mittlere Temperatur, sowie das Klima, d. h. die Gesamtheit der metereologischen Erscheinungen, für alle Orte von gleicher geographischer Breite im Durchschnitt gleich sein müßte. Daß dies bei weitem nicht der Fall ist, ergiebt sich leicht aus einer Vergleichung der klimatischen Verhälnisse einiger Gegenden, welche in der gleichen geographischen Breite liegen. So sind z. B. die klimatischen Verhältnisse Königsbergs, wie sie sich aus Beobachtungen der letzten vierzig Jahre ergeben, in kurzem folgende:

Die mittlere Jahrestemperatur beträgt $6^1/_2{}^0$ C. über Null, die mittlere Temperatur des wärmsten Monats, des Juli, $17^1/_2{}^0$ Wärme, die des kältesten Monats, des Januar, $3^1/_4{}^0$ Kälte nach Celsius. Die höchste während der letzten vierzig Jahre beobachtete Temperatur betrug 36° Wärme, im August 1868, die niedrigste 35° Kälte, im Januar 1849; der Unterschied dieser beiden Temperaturen ist 71° C., oder 57° R. Die mittlere Regenhöhe im Verlaufe eines Jahres beträgt 63 cm; d. h. wenn der gefallene Regen oder Schnee, welchen letzteren wir uns aber als geschmolzen vorstellen müssen, vom Erdboden nicht abfließen und auch nicht verdunsten könnte, so würde die dadurch gebildete Wasserfläche im Laufe eines Jahres sich um 63 cm erhöhen. Der Betrag der Niederschlagsmenge verteilt sich sehr verschieden auf die verschiedenen Monate. Der trockenste Monat ist der April, mit einer mittleren Niederschlagshöhe von 3 cm; die regnerischsten Monate sind der August und September, mit einer Niederschlagshöhe von 8 cm.

Vergleichen wir hiermit die meteorologischen Verhältnisse andrer Gegenden, welche genähert unter demselben Breitengrade mit Königsberg liegen, so finden wir, daß, je weiter wir uns ostwärts wenden, die Jahrestemperatur stetig niedriger wird, bis sie ihr Minimum von 3° unter Null an der östlichen Küste von Asien, etwa bei der Stadt Nikolajewsk an der Mündung des Amur erreicht. In noch stärkerem Maße fällt die Wintertemperatur; betrug die mittlere Januartemperatur in Königsberg $3^1/_4{}^0$ unter Null, so beträgt sie bei Nikolajewsk 23° unter Null. Die mittlere Julitemperatur wird dagegen östlich von Königsberg höher und erreicht ihr Maximum in der Gegend des östlichen Rußland und westlichen Sibirien, weiterhin wird sie wieder niedriger und ist in Nikolajewsk nicht sehr von derjenigen in Königsberg verschieden. Die mittlere Regenhöhe wird, je weiter wir ostwärts schreiten, um so niedriger, bis sie ihr Minimum im östlichen Sibirien etwa bei der Stadt Barnaul erreicht, wo die mittlere Regenhöhe nur $^3/_8$ derjenigen in Königsberg beträgt. An der Mündung des Amur macht sich dagegen der Einfluß des Meeres geltend, die Regenhöhe ist doppelt so groß wie in Barnaul und beträgt $^3/_4$ derjenigen von Königsberg.

Wenden wir uns jetzt nach der Nikolajewsk gegenüber liegenden Seite des großen Oceans, d. h. nach der Westküste von Nordamerika, so finden wir die

klimatischen Verhältnisse in hohem Grade verändert. Die mittlere Jahrstemperatur ist in Sitka ähnlich wie in Königsberg, der Sommer kühler und der Winter milder. Der Unterschied zwischen der Juli- und Januartemperatur beträgt in Sitka nur 13° C., in Königsberg etwa 20° und in Nikolajewsk 40°. Die jährliche Niederschlagsmenge ist dagegen in Sitka sehr bedeutend. Während sie in Bernaul 24 cm, in Nikolajewsk 48 cm, in Königsberg 63 cm beträgt, erreicht in Sitka die mittlere jährliche Niederschlagsmenge die Höhe von mehr als 2 m. Weiter nach Osten wird in Nordamerika das Klima, wie man zu sagen pflegt, wieder mehr kontinental, d. h. die Sommertemperatur wird, wenn auch nur unbedeutend, höher, die Wintertemperatur erheblich niedriger, und die jährliche Niederschlagsmenge geringer.

Diesseits des Atlantischen Oceans finden wir auf der Westseite des europäisch-asiatischen Kontinents wieder ein ausgeprägtes Seeklima, d. h. kühle Sommer, milde Winter und starke Niederschläge. In Irland ist die Jahrestemperatur um 2° höher als in Königsberg, die Julitemperatur um $2^1/_4$° niedriger, die Januartemperatur um 8° höher, die Regenmenge doppelt so groß wie in Königsberg, und je weiter wir ostwärts schreiten, um so größer werden die Gegensätze zwischen Sommer- und Wintertemperatur, und um so geringer die jährlichen Niederschläge.

Wesentlich andre Verhältnisse finden wir in der entsprechenden geographischen Breite der südlichen Halbkugel. Hier giebt es nur überaus wenig festes Land, wie denn ja überhaupt die südliche Halbkugel zu weit größerem Teile vom Meere bedeckt ist als die nördliche. In Süd-Georgien, einer Insel, deren geographische Breite ungefähr derjenigen von Königsberg entspricht, beträgt die mittlere Temperatur des wärmsten Monats, des Januar, $4^1/_2$° Wärme, die des kältesten Monats, des Juli, $2^1/_2$° Kälte. Hier wie bei der in gleicher südlicher Breite liegenden Gegend bei der Maghellanstraße können zu jeder Jahreszeit Schneefälle stattfinden, die Grenze des ewigen Schnees liegt sehr niedrig, und die Gletscher reichen bis an das Meer herab. Überall herrscht ein ausgeprägtes Seeklima, wie dies ja auch wegen der sehr geringen, in dem weiten Ocean zerstreuten Ländermassen nicht auffallend sein kann.

Ehe wir nun zu den Ursachen übergehen, welche auf der nördlichen Halbkugel bewirken, daß an der westlichen Seite des amerikanischen und des europäisch-asiatischen Kontinents das Seeklima vorherrscht, während im Osten selbst in der Nähe des Meeres der Einfluß des letzteren weit weniger merklich ist, wird es interessant sein, zuerst die Frage zu erörtern, ob wir Ursache haben, das Klima für eine und dieselbe Gegend als konstant anzusehen? Direkte meteorologische Beobachtungen entscheiden hierüber nicht viel, weil sie sich meist über verhältnismäßig sehr geringe Zeiträume erstrecken. Nun kann es keinem Zweifel unterliegen, daß allmähliche Hebungen oder Senkungen von Ländermassen, wie sie im Verlaufe Hunderttausender von Jahren vielfach in großem Maßstabe stattgefunden haben, das Klima für einen einzelnen Ort wesentlich verändern können. Denn daß die Verteilung von Wasser und Land das Klima sehr beeinflußt, zeigt sich ohne

weiteres aus der vorhin gegebenen Übersicht, aber es ist ja auch allgemein bekannt, wie abhängig die klimatischen Verhältnisse eines Ortes von seiner Höhe über dem Meere sind. Durch Hebungen und Senkungen muß sich aber notwendig für einen einzelnen Ort seine Höhe über dem Meere, sowie auch die Verteilung von Wasser und Land verändern, und da solche Hebungen und Senkungen zweifellos stattfinden, so ist es klar, daß das Klima der einzelnen Gegenden auf der Erdoberfläche kein konstantes sein kann. Wenn wir aber nach den Thatsachen suchen, aus denen Änderungen des Klimas nachgewiesen werden sollen, so müssen wir sehr unterscheiden zwischen der kleinen Spanne Zeit, welche unsre historischen Überlieferungen umfaßt, und den geologischen Zeiträumen von ungeheurer Ausdehnung, deren Geschichte uns eine Untersuchung des Erdinnern lehrt.

Die ältesten meteorologischen Beobachtungen, aus denen wir irgend welche vergleichende Resultate ziehen können, stammen aus dem 16. Jahrhundert, der Zeit, als der Astronom Tycho Brahe auf der Insel Hveen im Sunde, nicht weit von Kopenhagen, seine wichtigen astronomischen Arbeiten ausführte. Fünfzehn Jahre lang, vom Jahre 1582 an bis zum Jahre 1597, wurde täglich der Gang der Witterung so genau beschrieben, daß man aus der Vergleichung jener Aufzeichnungen mit den jetzigen meteorologischen Verhältnissen in Dänemark mit großer Sicherheit hat schließen können, daß sich dort während der letzten 300 Jahre das Klima nicht wesentlich verändert hat. Aber noch fehlten Temperaturbeobachtungen, denn Thermometer gab es damals noch nicht. Seit etwa 200 Jahren sind zwar an einzelnen Orten Aufzeichnungen von Thermometerablesungen gemacht worden, es läßt sich aber aus ihnen nicht viel schließen, weil die Aufstellung der Thermometer großenteils eine sehr ungünstige war, und damals wenig Gewicht auf eine genaue Untersuchung der Fehler der benutzten Instrumente gelegt wurde. Nimmt man hierauf Rücksicht, so muß man sagen, daß selbst die zeitlich am weitesten zurückliegenden meteorologischen Beobachtungen keinen Anlaß geben, für irgend einen bekannten Ort auf eine Veränderung des Klimas zu schließen.

Aber außer den Ablesungen der meteorologischen Instrumente giebt es noch andre Wahrnehmungen, aus welchen auf die Beständigkeit oder Veränderlichkeit der Klimate geschlossen werden kann. Das Klima beeinflußt die Vegetation, und umgekehrt kann man daher auch aus der Vegetation eines Landes auf sein Klima schließen. Doch muß man in solchen Schlüssen sehr vorsichtig sein, weil die Vegetation nicht allein durch das Klima, sondern auch durch andre Faktoren bedingt wird. Namentlich wird der Anbau der Kulturpflanzen sehr dadurch beeinflußt, daß die Bedürfnisse und der Geschmack der Menschen sich im Verlaufe der Zeiten verändern. So ist es gar keinem Zweifel unterworfen, daß im Mittelalter, ja bis in das 16. Jahrhundert hinein, an vielen Stellen in Norddeutschland Weinbau getrieben wurde, wo es jetzt nicht mehr geschieht. Daraus aber auf eine Verschlechterung des Klimas zu schließen, wäre unvorsichtig, da ein ganz andrer Einfluß hierbei maßgebend gewesen ist, nämlich die erleichterten Verkehrsverhältnisse. In Norddeutschland bedarf der Weinstock, wenn er einen einiger-

maßen genießbaren Wein liefern soll, einer äußerst sorgfältigen Pflege, die ihm niemand mehr angedeihen läßt, weil man sich mit verhältnismäßig geringen Kosten jetzt einen weit besseren Wein aus andern Gegenden kommen lassen als ihn hier erzielen kann. Ähnliche Verhältnisse finden ja auch auf andern Gebieten statt. Vor zwanzig Jahren braute sich mancher norddeutsche Landmann das Bier, welches er im Hause trank, selbst, jetzt kommt dies wohl kaum noch vor, da das bessere, sogenannte Bayrische Bier durch die erhöhte Transportfähigkeit überall auf dem Lande Eingang gefunden hat. Durch den massenhaften Anbau der Rüben ist in manchen Gegenden Deutschlands der Anbau andrer Gewächse in neuester Zeit zurückgedrängt worden; in Schottland ist am Ende der vierziger Jahre durch die Aufhebung der Getreidezölle der Anbau des Weizens sehr zurückgegangen, man baut dort jetzt mehr andre Pflanzen, ohne daß sich das Klima geändert hätte.

Dagegen hat man früher mit einiger Berechtigung aus dem Umstande, daß in Palästina vor 3000 Jahren sowie auch jetzt sowohl die Dattelpalme als auch der Weinstock vorkam, den Schluß gezogen, daß sich dort das Klima nicht verändert habe. Denn im Süden von Palästina findet sich kein Weinbau, und nördlich gedeiht die Dattelpalme nicht, so daß für das Vegetationsgebiet dieser beiden Gewächse resp. die südliche und nördliche Grenze durch Palästina geht. Wäre nun in früheren Zeiten das Klima dort anders gewesen, so hätte, wie man annimmt, dort die eine oder die andre Pflanze nicht gedeihen können. Indessen ist auch dieser Grund nicht ganz stichhaltig, denn die Weinrebe gedeiht an manchen Orten, die noch südlicher als Palästina liegen, und wenn sie im Orient an vielen Stellen, z. B. gerade in der Nähe von Palästina, nicht gebaut wird, so liegt das wenigstens teilweise daran, daß die Mohammedaner keine Weine trinken dürfen.

Indessen haben lokale Klimaänderungen ganz sicher in einigen Gegenden, selbst in historischen Zeiten stattgefunden, und diese haben gerade umgekehrt ihren Grund darin, daß die Vegetation sich infolge des Eingreifens der Menschenhand geändert hat. Das Ausrotten der Wälder, welches teilweise in großem Umfange, nicht allein in Europa, sondern auch in andern Weltteilen, z. B. in Nordamerika, stattgefunden hat, kann nicht ohne Einfluß auf das Klima gewesen sein. Ein von Baumwurzeln durchzogenes Erdreich, ebenso aber die Bäume selbst, absorbieren eine große Quantität Feuchtigkeit, die sie in trockenen Jahreszeiten wieder an die Luft abgeben, sie schützen das Land im Sommer während der Tageshitze vor den unmittelbaren Sonnenstrahlen, und verhindern durch die in ihnen lagernde feuchte Luft in Sommernächten und während des Winters eine starke Wärmeausstrahlung. Zahlreiche direkte Beobachtungen haben hiermit in Übereinstimmung ergeben, daß die Wälder mildernd auf das Klima wirken, ähnlich wie die Nähe des Meeres, und daß sie mit diesem auch insofern Ähnlichkeit haben, als in ihnen die Niederschlagsmenge größer ist als auf freiem Felde. Und somit können wir mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß vor 2000 Jahren, als ein großer Teil Deutschlands vom Walde bedeckt war, das Klima dem jetzigen

nicht gleich gewesen ist, sondern feuchter war als jetzt, im Sommer kühler und im Winter milder. Diese Folgerungen ziehen wir aber nur aus neueren Beobachtungen über den Einfluß der Wälder; denn was die alten Schriftsteller uns über das rauhe Klima Deutschlands erzählen, sind wohl kaum objektive Schilderungen.

Ob in Griechenland und Kleinasien das Klima trockener geworden ist, wie manche Forscher annehmen, und ob und inwieweit diese zunehmende Trockenheit mit der Ausrodung der Wälder zusammenhängt, ist noch nicht endgültig festgestellt. Aus dem Namen Grönland hat man geschlossen, daß dieses jetzt von Eis starrende Land früher eine reiche Vegetation gehabt habe, und man hat für diese Annahme eine Stütze darin zu finden gesucht, daß im Mittelalter an der Westküste Grönlands Normannen-Kolonien bestanden haben, welche allmählich zu Grunde gegangen sind. Indessen ist die Ursache dieser Entvölkerung Grönlands sicherlich nicht so sehr in einer Verschlechterung des Klimas als in feindlichen Angriffen der Eskimos zu suchen, und daß der Name Grönland an sich keinen starken Beweis für eine fortgeschrittene Vergletscherung dieses Landes giebt, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden.

Bestimmte Nachrichten über wesentliche Klimaänderungen, welche in historischen Zeiten stattgefunden haben, liegen uns demnach nicht vor; gehen wir aber über die historischen Zeiten in ein weiter zurückliegendes Altertum zurück, so finden wir allerdings manche Merkmale weitgehender klimatischer Änderungen, nicht von Menschenhand, sondern von der Natur selbst aufgezeichnet. Bekanntlich hat man aus sehr gewichtigen Gründen den Schluß gezogen, daß die Erde früher in feuerflüssigem Zustande gewesen und erst allmählich in ihren jetzigen Zustand gekommen ist. Hiernach könnte man glauben, daß, je weiter wir in der Vergangenheit zurückgehen, wir um so mehr die Spuren einer höheren Temperatur finden müssen. Das ist auch im großen und ganzen wohl der Fall; denn die Struktur einiger der sogenannten ältesten Gesteine kann man sich nur durch die Annahme erklären, daß sie sich bei überaus hoher Temperatur gebildet haben. Betrachten wir aber zunächst die Beschaffenheit der uns zeitlich besonders nahe liegenden geologischen Formationen, so treffen wir merkwürdiger Weise in weitem Umfange auf Spuren einer Zeit, in welcher die Temperatur niedriger war als jetzt, namentlich auf gewaltige Einwirkungen großer Eismassen oder Gletscher auf das darunter liegende Terrain.

Die Spuren, welche die Gletscher hinterlassen, sind sehr charakteristischer Art. Wir wissen seit geraumer Zeit, daß das Eis, wenn es in großen Massen auftritt, durchaus nicht die Natur einer starren Masse hat, die es zu haben scheint, wenn wir es in kleinen Stücken betrachten. Die Gletscher sind in fortwährender Bewegung begriffen, etwa wie eine ausgeschüttete breiige Masse, welche dadurch, daß immer neuer Stoff hinzugeschüttet wird, sich mehr und mehr ausbreitet, langsamer auf horizontaler, schneller auf geneigter Unterlage. Wo der Untergrund der Gletscher von weicher Beschaffenheit ist, wird er tief aufgewühlt, auf felsigem Grunde gleitet die Eismasse fort, bricht alle hervorragenden Stücke ab, zermalmt

sie und führt sie als sogenannte Grundmoräne mit sich; dabei wirken diese zerbrochenen Steine als Schleifmittel für die Unterlage bei weiterem Fortschreiten des Gletschers; dieselbe wird glatt poliert, zeigt aber dabei feinere und gröbere geradlinige Kratzstellen, von den einzelnen Sandkörnchen, die unter großem Druck darüber weggeschoben sind.

Solche sogenannte Gletscherschliffe finden sich vielfach in der Schweiz in Gegenden, wo, soweit die menschliche Überlieferung reicht, keine Gletscher vorhanden waren, z. B. in besonders ausgeprägtem Maße im Oberhaslithal zwischen Guttannen und dem Grimselhospiz. Wo ein Gletscher, wie es vielfach vorkommt, zwischen steilen Felswänden eingezwängt ist, da stürzen von Zeit zu Zeit verwitterte oder durch den Frost abgesprengte Felsblöcke auf ihn herab, bewegen sich dann ebenfalls allmählich mit dem Gletscher fort und setzen sich entweder seitlich ab, oder wandern mit dem Gletschereise bis an seine unterste Grenze, wo es abschmilzt, und häufen dort zusammen mit den Massen der vorhin erwähnten Grundmoräne einen mächtigen Wall auf. Diese sich bildenden sogenannten Seiten- und Endmoränen bleiben auch bestehen, wenn der Gletscher kleiner wird, wie das in warmen und niederschlagsarmen Jahren häufig geschieht, und geben ein deutliches Bild von seiner einstigen Ausdehnung.

Gletscherschliffe und Moränen finden sich nun an vielen Orten, die jetzt weit von allen Gletschern entfernt sind, und zeigen, in welchem Maße die Eisverbreitung früher stattfand. Die Gletscher der Alpen erstreckten sich nördlich bis in die Gegend, wo jetzt München liegt, nordöstlich bis in Gegend von Wien, südlich bis jenseits des Gardasees, und südwestlich lassen sich Spuren der einstigen Vereisung bis in die Gegend von Lyon und Nizza erkennen. Aber weit größere Eismassen befanden sich einst im nördlichen Europa. Ganz Skandinavien, der nordwestliche Teil Rußlands, ganz Norddeutschland, Schottland, Irland und England mit Ausnahme des südöstlichen Teiles waren unter Eis vergraben, ferner der größte, nördlich gelegene Teil von Nordamerika, teilweise bis zum 38. Grade nördl. Br. Auch auf der südlichen Halbkugel finden wir weitgehende Spuren einstiger Vergletscherung. In den Kordilleren existieren jetzt wohl manche Firnfelder, aber verhältnismäßig wenige Gletscher. In früheren Zeiten war dagegen ein großer Teil des westlichen Südamerika, von Aconcagua ab bis zum Kap Horn, unter Eismassen vergraben. So hat man auch in Südafrika, Ostindien, vereinzelt in Australien, namentlich aber in einem großen Teile von Neuseeland Spuren einer einstigen Vergletscherung gefunden, und in manchen Gegenden der Erde, z. B. in Norddeutschland, lassen sich sichere Spuren einer mindestens zweimaligen Vereisung nachweisen.

Überall haben seit jenen Zeiten die Gletscher an Ausdehnung bedeutend abgenommen, und nur das in Eis vergrabene Grönland bietet noch ein Bild eines großen vergletscherten Landes. Aber in welch' anderm Maßstabe fanden früher die Vergletscherungen statt! In Grönland sind jetzt etwa 2 Millionen Quadratkilometer Landes unter Eis vergraben. Während der Eiszeit waren dagegen in Nordeuropa 6 Millionen, und in Nordamerika 9 Millionen Quadratkilometer

Landes vergletschert. Aber ein Bild des damaligen Zustandes des vergletscherten Landes erhalten wir doch durch die während der letzten Jahre in Grönland ausgeführten Untersuchungen. Dort hat sich gezeigt, daß überall das Eis in der Nähe des Meeres die geringste Höhe hat und weiter im Inlande ansteigt. Zehn Meilen von der Küste beträgt die Höhe des Eises etwa 1300 Meter über dem Meere; hier tauchen noch einzelne Bergspitzen über seiner Oberfläche hervor, aber weiter im Innern erreicht das Eis die Höhe von mehr als 1650 Metern, und alle Bergspitzen sind von ihm bedeckt.

Ähnlich müssen wir uns den Zustand Nordeuropas während der Eiszeiten denken. Während der ersten der beiden für Norddeutschland sicher nachweisbaren Vergletscherungen nahm diese ihren Ursprung auf der Skandinavischen Halbinsel und in Finnland; von dort breitete sie sich fächerförmig aus und bedeckte weithin das Land bei langsam abnehmender Höhe, westwärts bis zur Westküste von Irland und Holland, südostwärts bis Kiew und Nischnij Nowgorod, während sie in Deutschland etwa beim Harz und Riesengebirge ihr Ende fand. In den Grenzgebieten war das Eis, wie jetzt in Grönland am Meeresufer, am niedrigsten, am Ausgangsgebiet, in Skandinavien und Finnland, am höchsten, und es läßt sich mit ziemlicher Sicherheit nachweisen, daß die durchschnittliche Höhe des Eises gegen 1000 m betragen hat. Was bedeutet gegen diese Mächtigkeit des Eises die Tiefe der Ost- und Nordsee? Diese beiden Meere wurden vollständig vom Eise ausgefüllt, ihre Gewässer verdrängt, soweit sie nicht gefroren, und über sie hinweg nahm die gewaltige Eismasse ihren Weg, alles weiche und bewegliche Material aufwühlend und teilweise mit sich fortführend und Widerstand bietende Felsen abschleifend. Eine ungeheure Menge von Gesteinen ist auf diese Weise von Skandinavien und Finnland in ferne Gegenden transportiert, horizontale Kreideschichten des Meeresbeckens aufrecht gestellt, Hügel vernichtet und anderswo aufgestaut, und Thäler gebildet, wo früher keine waren. Dann kam eine Zeit des Abschmelzens des Eises; mächtige Ströme bildeten sich, die Thäler füllten sich mit Wasser, und allmählich entstand wieder eine Vegetation, wo sie lange Zeit durch das Eis vernichtet war. Dann kam nach langen Jahren eine neue Eiszeit, die aber ihren Ausgangspunkt nicht mehr in Skandinavien, sondern weiter südöstlich hatte. Ging in Deutschland die erste Vergletscherung hauptsächlich in der Richtung von Nordosten nach Südwesten vor sich, so nahm die zweite ihre Richtung von Osten nach Westen. Sie war weniger ausgedehnt als die erste, aber doch wurde wieder die ganze Ostsee vom Eise erfüllt, und wieder wurden enorme Geschiebe über das vergletscherte Land ausgebreitet. Dann trat wieder ein Abschmelzen des Eises ein, die Gletscher verschwanden langsam, und allmählich nahm, nachdem die abgeschmolzenen Gewässer verlaufen waren, das europäische Tiefland seinen jetzigen Charakter an. Lange Zeit war man über den Ursprung der in zahllosen Mengen in Norddeutschland verbreiteten sogenannten Findlings- oder erratischen Blöcke im Zweifel. Man glaubte, sie seien auf Eisschollen über das Meer aus Norwegen, Schweden, Finnland und den Ostseeprovinzen nach Deutschland gebracht, bis sich in verhältnismäßig neuer

Zeit durch unverkennbare Spuren hat nachweisen lassen, daß ihr Transport durch Gletscher bewirkt ist.

Wie mag nun das Klima Europas während der Eiszeit gewesen sein? Es fehlt für die Beantwortung dieser Frage nicht völlig an Anhaltspunkten.

Wir sind nämlich im stande, mit einiger Sicherheit anzugeben, in welcher Höhe in den Bergen die Schneegrenze sich befand. Diese Höhe hing natürlich, wie es ja auch jetzt der Fall ist, von der geographischen Breite ab; so befindet sich jetzt z. B. in Deutschland die Schneegrenze in etwas über 2000 m Höhe, während sie in den Tropen teilweise in einer Höhe von 5000 m liegt. Aber wir können doch für viele Gegenden, z. B. die Alpen, die Höhe der Schneegrenze während der Eiszeit ermitteln und somit untersuchen, wie sie sich seit jenen Zeiten geändert hat, und hierzu bieten uns die Spuren der früheren Gletscher ein Mittel. Nun weiß zwar jeder, der einmal im Hochgebirge gereist ist, daß die Gletscher zum Teil weit unter die Schneegrenze herabreichen, dagegen steht ebenso unbestreitbar fest, daß sie nur in der Region des ewigen Schnees, d. h. wo die Temperatur nicht hoch genug ist, um den gefallenen Schnee zu schmelzen, ihren Ausgangspunkt haben können. Stellt man sich nun zusammen, von welchen Bergen der Alpen früher Gletscher ausgingen und von welchen nicht, so findet man mit ziemlicher Genauigkeit die damalige Höhe der Schneegrenze, und zwar ist auf diesem Wege ermittelt worden, daß in den Alpen zur Eiszeit die Schneegrenze um rund 1000 m niedriger lag als jetzt. Das gleiche Verfahren hat man nun auch auf andre einst vergletschert gewesene Länder angewandt und eigentlich durchweg dasselbe Resultat erhalten, daß nämlich zur Zeit der Vergletscherung die Schneegrenze überall in den vergletscherten Gebieten im Maximum etwa 1000 m tiefer als jetzt gelegen hat. Hieraus können wir uns aber leicht berechnen, um wie viel niedriger die Temperatur damals war. Denn in den Bergen ist es auf der Höhe kälter als weiter unten, und zwar ändert sich die Temperatur für je 100 m Höhenunterschied durchschnittlich um nahezu einen halben Grad Celsius. Hat also zur Eiszeit die Schneegrenze 1000 m niedriger gelegen als jetzt, so folgt daraus, daß die Temperatur um 5° Celsius niedriger gewesen ist. Während also z. B. jetzt für Königsberg die mittlere Jahrestemperatur 6,7° C. über Null beträgt, können wir annehmen, daß sie zur Eiszeit etwa 1,7° C. über Null gewesen ist. Das ist aber für die geographische Breite von 54¾ Grad, in welcher Königsberg liegt, durchaus keine abnorm niedrige Temperatur, denn wie oben gezeigt wurde, geht in der jetzigen Zeit an einigen Orten in der geographischen Breite von Königsberg die mittlere Jahrestemperatur bis zu 3 Grad unter den Gefrierpunkt herab. Im Mittel können wir annehmen, daß für die genannte geographische Breite die mittlere Temperatur 2,5° C. über Null beträgt, so daß also während der Eiszeit in Ostpreußen die Temperatur nur um 0,8 C. unter den jetzt für die dortige geographische Breite geltenden Mittelwert herunterging.

Es würde zu weit führen, wenn wir noch an andern Beispielen zeigen wollten, wie seit weit entlegener Vergangenheit das Klima vieler Gegenden sich

geändert hat, und es mag nur noch kurz erwähnt werden, daß, wenn wir noch sehr weit über die Eiszeit hinaus bis in die sogenannte ältere Tertiärzeit zurückgehen, wir auffällige Spuren einer relativ hohen Temperatur in sehr nördlichen Breiten finden. Zu jener Zeit, als an der ostpreußischen Seeküste die Bernsteinfichte wuchs, deren Harz später durch die Gletscher weit über Deutschland verbreitet wurde, gedieh im nördlichen Grönland, in der Jetztzeit einer der kältesten Gegenden der Erde, eine immergrüne Magnolie, die echte Kastanie, ferner Platanen und Weinreben, kurz es scheint nach den noch erhaltenen Pflanzenüberresten dort ein Klima geherrscht zu haben wie jetzt etwa am Genfer See. Und doch haben wir keine Ursache zu der Annahme, daß in jener Zeit, welche, nach geologischen Zeiträumen gerechnet, immer noch eine der jüngsten ist, die innere Erdwärme etwa einen merklichen Einfluß auf die Vegetation gehabt habe. Welches überhaupt die Ursachen der beschriebenen Klimaschwankungen gewesen sind, wissen wir noch nicht; gegen jede zu ihrer Erklärung bisher aufgestellte Hypothese lassen sich gewichtige Einwände erheben, und es müssen jedenfalls noch weit mehr beobachtete Thatsachen vorliegen, ehe wir im stande sein werden, zu erkennen, wodurch das Auf- und Niedergehen der Wärme in früheren Zeiten bewirkt wurde. Neben diesen Oscillationen der Temperatur gingen großartige Veränderungen in der Verteilung von Wasser und Land vor sich. Seit der Tertiärzeit wurde Sizilien von Afrika getrennt, hat sich die Landenge von Suez gebildet, das Schwarze Meer eine Verbindung mit dem Mittelländischen erhalten, das Kaspische Meer sich von dem Schwarzen Meere abgesondert. Weite Strecken des nördlichen Europa haben sich aus dem Meere erhoben, die Pyrenäen, Apenninen, Karpathen, sogar der Himalaya sind seitdem erst entstanden, und in den Kordilleren finden wir aus dieser Zeit Meeresablagerungen in einer Höhe von 5000 m. Welche Zeiträume, nach Jahren gerechnet, seit diesen Veränderungen verflossen sind, dafür fehlt uns jede genaue Vorstellung, jedenfalls müssen wir sie als überaus groß ansehen. Hat doch allein seit dem Ende der letzten Eiszeit, einer Zeit, in welcher nachweislich schon Menschen auf der Erde existierten, der Niagara in dem unter ihm befindlichen Kalkboden eine Schlucht von 9 bis 10 km Länge ausgewaschen, wozu nach neueren Beobachtungen über die noch fortschreitende Auswaschung ein Zeitraum von mindestens 12000, nach Ansicht mancher Geologen aber von 36000 Jahren erforderlich gewesen ist. Dieser Zeitraum ist aber noch winzig gegen denjenigen, welcher seit dem jüngeren Tertiär verflossen ist, und während dessen z. B. der Rio Colorado eine Schlucht von 300 km Länge, im Mittel 13 km Breite, und 2 km Tiefe in das unterliegende harte Gestein eingeschnitten hat. Früher hat man wohl geglaubt, daß durch gewaltige, plötzlich auftretende Katastrophen das Hervorbrechen der Gebirge bewirkt wurde, — von dieser Ansicht sind die Geologen aber längst zurückgekommen. Alle Änderungen in der Verteilung von Wasser und Land auf der Erde, und ebenso alle bedeutenderen Veränderungen der Klimate gehen mit äußerster Langsamkeit vor sich in Zeitperioden, gegen welche die Zeit der historischen Überlieferungen von verschwindender Kleinheit ist.

Wie nun schon im Eingange erwähnt worden, hat die Feuchtigkeit der Luft und die Richtung des Windes einen sehr bedeutenden Einfluß auf das Klima, außerdem spielt aber auch die Bodenbeschaffenheit keine ganz unwichtige Rolle. Denn nicht alle Körper werden durch die Sonnenstrahlen in gleicher Weise erwärmt; die einen erhitzen sich rasch, strahlen aber die empfangene Wärme leicht wieder aus, andre nehmen die Wärme langsam in sich auf, absorbieren davon eine große Quantität und geben sie nur langsam wieder her, noch andre lassen die Wärmestrahlen ungehindert durch. Die atmosphärische Luft ist, wenn sie gar keine Wasserdämpfe enthält, für die von der Sonne kommenden Wärmestrahlen fast ebenso durchdringbar wie ein leerer Raum, während eine mit Feuchtigkeit erfüllte Luft die Wärmestrahlen teilweise absorbiert. Dadurch wird bewirkt, daß bei feuchter Luft ein Teil der Sonnenwärme den Erdboden gar nicht erreicht, sondern dazu verwandt wird, die Luft selbst zu erwärmen, während anderseits die feuchte Luft dazu dient, die den Erdboden erreichende Wärme dort festzuhalten. Auf hohen Bergen ist die Luft sehr trocken, infolgedessen zeigt dort ein Thermometer im Schatten eine niedrige Temperatur, während Gegenstände, welche von den Sonnenstrahlen getroffen werden, sich zum Teil stark erwärmen. Der Grad dieser Erwärmung hängt aber von der Beschaffenheit des Gegenstandes ab. Auf schneebedeckten Flächen kann in großen Höhen die Sonnenhitze für den Menschen unerträglich werden, während sie nicht im stande ist, die Oberfläche des Schnees zu schmelzen, sondern von dieser fast vollständig wieder in den Weltraum ausgestrahlt wird. Wo der Boden sandig oder steinig ist, da erwärmt er sich stark, kühlt aber rasch wieder ab, wenn die Sonnenstrahlen ihn nicht mehr treffen. Ein mit Vegetation bedeckter Boden absorbiert viel Wärme, er wird nur unwesentlich erhitzt, giebt aber die Wärme auch nicht leicht wieder her, sondern verwendet sie für die Entwickelung der Pflanzen. Überall aber, wo die Luft feucht ist, bildet sie eine schützende Decke für den Erdboden und hindert die Ausstrahlung der Wärme in ähnlicher Weise, wie die Fenster eines Gewächshauses, welche die Sonnenstrahlen zwar größtenteils durchlassen, aber verhindern, daß die Wärme des eingeschlossenen Raumes sich nach außen wieder verbreitet. Ein tiefes Wasser absorbiert sehr viel Wärme, ohne daß seine Temperatur sich stark erhöht, unter Umständen kann aber die angesammelte Wärme wieder zu Tage treten und bedeutende Wirkungen ausüben.

In hohem Maße wird das Klima großer Teile der Erdoberfläche durch die Beweglichkeit der Luft und des Wassers beeinflußt. Wo die Luft stark erwärmt wird, dehnt sie sich aus, nimmt einen größeren Raum ein und fließt oben nach allen Seiten hin ab. Dabei wird aber ihr Druck geringer, was sich darin zeigt, daß der Barometerstand fällt. Um das Gleichgewicht der Atmosphäre herzustellen, strömt von Gegenden, wo der Luftdruck stärker ist, kühlere Luft herbei und würde sich von allen Seiten geradlinig nach dem Orte des Minimums des Luftdruckes hinbewegen, wenn die Erdoberfläche der bewegten Luft kein Hindernis böte, und die Erde keine Rotation um ihre Axe hätte. Durch diese beiden Umstände treten aber Ablenkungen in der Luftbewegung ein.

Am stärksten wird die Luft in den Tropen erwärmt, am wenigsten an den Polen. Die Folge davon ist eine fortwährende Störung des Gleichgewichts in der Atmosphäre, welche regelmäßige Luftströmungen, in oberen Regionen vom Äquator nach den Polen, in unteren Regionen in umgekehrter Richtung hervorruft. Durch die Erdrotation wird aber bewirkt, daß diese Luftströmungen auf der nördlichen Halbkugel immer nach rechts, auf der südlichen immer nach links abgelenkt werden. Auch lokale Störungen des Gleichgewichts können stattfinden, nicht nur durch starke Erwärmungen der Erdoberfläche, sondern auch durch starke Verdunstungen und Niederschläge. Immer aber tritt die Ablenkung der dadurch entstehenden Luftströmungen hervor, und zwar in um so höherem Grade, je rascher die Luftbewegung ist. Wenn aber die Luft von allen Seiten bestrebt ist, nach einem Mittelpunkte sich zu bewegen, und überall in gleicher Richtung von ihrer Bahn abgelenkt wird, so tritt eine cyklonale Bewegung ein, wie sie sich in besonders starkem Maße in tropischen Gegenden bei den Orkanen zeigt. Im Mittelpunkte eines solchen Orkans ist der Luftdruck und somit auch der Barometerstand sehr niedrig, nach allen Seiten steigt er stark an; und während im Mittelpunkte selber völlige Windstille herrscht, rast der Sturm in einiger Entfernung in fast kreisförmiger Bahn um ihn herum. Daß diese cyklonale Bewegung des Windes mit der Erdrotation zusammenhängt, geht daraus hervor, daß er auf der südlichen Halbkugel immer in der Richtung des Uhrzeigers, dagegen auf der nördlichen Halbkugel in entgegengesetzter Richtung um den Mittelpunkt herumweht. Dabei schreitet der Mittelpunkt selbst mit ziemlicher Geschwindigkeit fort und schlägt in bestimmten Gegenden der Erde immer ungefähr denselben Weg ein. Der Seemann kann an dem raschen Fallen des Barometers schon auf weite Entfernung das Herannahen des Orkans erkennen, aus der Windrichtung kann er auf die Richtung schließen, in welcher sich der Mittelpunkt der Depression befindet und aus der Geschwindigkeit, mit welcher das Barometer fällt, auf die Entfernung des Schiffes von diesem Mittelpunkte. Den allmählich auffrischenden Wind muß er jetzt benutzen, wenn er nicht unglücklicher Weise in einer Meeresbucht eingeschlossen ist, um unter Aufsetzung aller Segel dem Mittelpunkt des Orkans möglichst weit seitlich auszuweichen; denn wenn dieser ihm auch selbst in einer Entfernung von 25 geographischen Meilen vorbeizieht, so verliert der Seemann gewöhnlich schon alle Macht über das Schiff. Bisweilen ist es ja vorgekommen, daß der Mittelpunkt eines Orkans über ein Schiff weggegangen ist, ohne dasselbe völlig zu zerstören, aber solche Fälle sind sehr selten. Nehmen wir an, es nahe sich einem in nördlicher Breite befindlichen Schiffe ein Orkan von Westen her, so wird der Kapitän zuerst ein rasches Fallen des Barometers bei starkem Südwinde bemerken. Allmählich bezieht sich der Himmel mit schweren Wolken, die eine rötliche oder rostbraune Färbung annehmen, es tritt Wetterleuchten ein, und die See, deren Wellen sich rascher fortbewegen als das Centrum des Orkans, wird heftig bewegt. Alle diese Erscheinungen nehmen mehr und mehr zu, der Sturm tobt mit ungeheurer Gewalt, die Wogen schlagen über das Schiff weg, löschen die Feuer im Innern und reißen alles Bewegliche von Deck mit sich.

Dann legt sich der Sturm, wobei die See aber wild wie zuvor bleibt; plötzlich erhebt er sich bei rasch steigendem Barometer von der entgegengesetzten Seite und zerstört, was vorher noch verschont war. Allmählich nimmt dann seine Heftigkeit ab, der Himmel klärt sich auf, und die See nimmt ihr gewöhnliches Aussehen an.

Mit so großer Gewalt wie in den Tropen treten in unsern Breiten die Stürme nicht oder nur sehr selten auf, aber ein schwaches Abbild jener verderbenbringenden Stürme mit allen ihren charakteristischen Nebenerscheinungen erleben wir doch häufig genug. Auch über das nördliche Europa ziehen vielfach barometrische Depressionen, meist in der Richtung von Westen nach Osten fort, und die sie begleitenden Stürme richten manchen Schaden an. Nähert sich uns eine solche Depression, so fällt das Barometer, und der Wind wird südöstlich oder südlich, bei steigender Stärke. Geht die Depression über uns hinweg, so tritt zeitweilige Windstille ein, dann geht der Wind nach Nordwesten und Norden, weht zuerst mit großer, dann mit abnehmender Heftigkeit, bei steigendem Barometer. Gewöhnlich gehen die Depressionen nördlich bei uns vorbei, dann geht der Wind allmählich von Osten durch Süden nach Westen und Nordwesten und weht mit der größten Heftigkeit, wenn der Mittelpunkt der Depression uns am nächsten ist. Wir haben dann die häufige Erscheinung, daß bei östlichem Winde das Barometer fällt und bei westlichem steigt. Überdies hat aber das fortschreitende barometrische Minimum die Eigenschaft, daß vor ihm her das Wetter trübe und regnerisch ist, während hinter ihm die Bewölkung abnimmt und zunächst veränderliche Witterungsverhältnisse eintreten.

Das Gleichgewicht der Atmosphäre wird aber nicht nur dadurch gestört, daß auf einer Stelle ein besonders niedriger Luftdruck herrscht, sondern der Luftdruck kann auch besonders hoch sein. In diesem Falle fließt die Luft nach allen Seiten hin ab, wird ebenfalls abgelenkt, und es bildet sich ebenso wie um den Ort des barometrischen Minimums eine cyklonale Windbewegung. Nur tritt der Unterschied ein, daß um ein barometrisches Maximum auf der nördlichen Halbkugel der Wind in der Richtung des Uhrzeigers, dagegen, wie schon erwähnt wurde, um ein barometrisches Minimum in entgegengesetzter Richtung weht. So haben wir z. B. Westwind, wenn sich nördlich von uns ein barometrisches Minimum oder südlich von uns ein Maximum befindet, und Ostwind in den entgegengesetzten Fällen. Auch können sich zwei derartige Wirkungen summieren, wie es z. B. in den letzten Tagen des November 1890 geschah, wo in Skandinavien und dem nördlichen Rußland ein Maximum und gleichzeitig im südöstlichen Europa ein Minimum stattfand. Damals trat ein sehr heftiger Ost- und Nordostwind ein, der uns rasch die kalte Luft aus dem nördlichen Rußland zuführte, infolgedessen im nordöstlichen Deutschland zum größten Schaden der Vegetation die Temperatur in einem Tage um 17° C. fiel.

Die Temperatur und die Witterungsverhältnisse hängen, wie schon dieses Beispiel zeigt, wesentlich davon ab, aus welchen Gegenden der Wind zu uns herweht. Kommt er aus niedrigen Breiten vom Atlantischen Ocean her, so ist

er warm und mit Feuchtigkeit gesättigt, er bringt im Winter mildes, im Sommer kühles Wetter mit Regen. Ein aus Nordwesten wehender Wind ist ebenfalls feucht, aber kühler, er bringt veränderliches Wetter mit niedriger Temperatur. Östliche und nordöstliche Winde sind meistens trocken, im Sommer warm, während sie im Winter niedrige Temperaturen veranlassen. Im allgemeinen herrscht in der Gegend eines barometrischen Maximums klares, ruhiges Wetter, welches auch einige Beständigkeit hat, weil die fortschreitende Bewegung des Maximums meist eine ziemlich langsame ist.

Auf der Erkenntnis über die Natur der hauptsächlichen Witterungseinflüsse sowie der Erfahrung über das Fortschreiten der barometrischen Maxima und Minima beruht die moderne Wetterprognose. Bei Benutzung eines reichen Depeschenmaterials über die Witterungsverhältnisse andrer Orte kann man jetzt mit ziemlicher Sicherheit das Wetter für den folgenden Tag angeben, darüber hinaus werden aber die Prognosen schon recht unsicher. Für die Küstenschiffahrt sind unsre jetzigen Kenntnisse über das Fortschreiten der Witterungsverhältnisse bereits sehr nutzenbringend, für die Landwirtschaft wird dagegen erst dann ein merkbarer Nutzen zu erwarten sein, wenn Deutschland mit einem weit größeren Netze telegraphischer Leitungen versehen sein wird.

Zum Schlusse sei noch des bedeutenden Einflusses gedacht, welchen das Meer auf die Klimate der Länder ausübt. Wie schon erwähnt wurde, absorbiert in tropischen Gegenden das Meerwasser eine große Menge von Wärme. Das erwärmte Wasser wird leichter, steigt in die Höhe, wird durch zuströmendes kälteres Wasser ersetzt, und so entstehen Strömungen, welche das Wasser der Tropen weit in polare Gegenden führen. Das bekannteste Beispiel hierfür bietet der Golfstrom, der das nördliche Atlantische Meer erwärmt, — dessen Wirkung bis über das Nordkap hinaus verfolgt werden kann, und der hauptsächlich das milde und feuchte Klima West-Europas bewirkt. Eine ähnliche Strömung trägt erwärmtes Wasser aus den Tropen nach der Westküste Nordamerikas, während kalte Strömungen aus nördlichen Meeren die niederen Temperaturen Labradors und des östlichen Sibirien beeinflussen. Das Klima Chiles und des südlichen Peru ist verhältnismäßig kühl, weil an der Westküste Südamerikas eine kalte Strömung von Süden nach Norden fließt, und so werden noch vielfach durch das Meer extreme klimatische Verhältnisse gemildert. Aber damit dies geschieht, müssen Atmosphäre und Meer zusammenwirken. Wo der Wind über weite Ländermassen weht, dörrt er das Land aus, während er belebend wirkt, wenn er über eine warme Meeresfläche hinweggeweht hat. So erklären sich die außerordentlichen klimatischen Gegensätze, wie sie einerseits die weiten Wüstendistrikte Afrikas und Asiens, und anderseits die durch den Einfluß des Golfstromes fruchtbaren Gebiete West-Europas darbieten.

Aus gärender Zeit.

Auszüge aus dem Briefwechsel einer deutschen Fürstin und einem deutschen Gelehrten

mitgeteilt von

Ottilie Moldenhauer.

In früheren Zeiten wurde vermittelst der Wünschelrute in der Mitternachtsstunde nach vermeintlichen verborgenen klingenden Schätzen gegraben. Die jetzige aufgeklärte Generation gräbt nach wirklichen Geistesschätzen, Archive werden durchstöbert, Familienpapiere durchsucht, die ausführlichen Briefe unsrer Großeltern aus alten Schränken und verstaubten Kasten ans Licht gezogen und, was irgend Interessantes darin, der Öffentlichkeit übergeben. Spiegelte sich doch die Vergangenheit, die gesellschaftlichen, politischen und religiösen Zustände, das Familienleben darin ab; man reiste weniger, sah sich seltener und schrieb dafür einander um so mehr, die Feder mußte das lebendige Wort ersetzen, dafür blieb aber manches Lesenswerte der Nachwelt aufbewahrt.

Vorliegende Briefe sind aus „gärender Zeit“ kurz nach der französischen Juli-Revolution, die in Deutschland keine geringe Aufregung hervorgerufen hatte. Die von Frankreich ausgehende Bewegung hatte die übrigens nicht sehr zahlreichen Kreise, die sich aus Beruf und Neigung mit Politik befaßten, namentlich im Süden und Westen unsres Vaterlandes, in gewaltige Erregung versetzt.

Die studierende Jugend glaubte wieder den Zeitpunkt gekommen, das durchzuführen, was die Regierungen in den Zeiten der Fremdherrschaft ihren Völkern versprochen hatten, nämlich Verfassungen, die bislang nur in wenigen süddeutschen Staaten ins Leben getreten waren. Sie wollte das ausführen, womit die jugendlichen Gemüter in unklarer Begeisterung bei der Wartburgfeier im Jahre 1817 sich erfüllt hatten und was erst fünfzig Jahre später verwirklicht werden konnte: ein einiges Deutschland mit Preußen an der Spitze.

In den jungen Köpfen gärte es gewaltig wie feuriger Most; sie überschätzten ihre eigene Bedeutung, daher die Studenten-Putsche in Frankfurt a/M. und anderwärts.

Auf der andern Seite wurde von den regierenden Kreisen die angebliche Gefährlichkeit dieser Bestrebungen, denen jeder reelle Untergrund fehlte, denen die breite Masse des Volkes gleichgültig gegenüber stand, in einer Weise übertrieben, die uns heute fast komisch erscheinen würde, wenn diese Furcht nicht damals für die Beteiligten von sehr ernsten Folgen gewesen wäre. Wie viele und nicht die schlechtesten deutschen Jünglinge mußten für ihre Freiheitsschwärmerei, ihren Traum eines deutschen Reiches in den Gefängnissen büßen! Glücklich die, denen es gelang, sich durch die Flucht zu retten und in England und der Schweiz eine Zuflucht zu finden.

Allerdings gab es im Süden und Westen Deutschlands Leute, die sich den Umsturz alles Bestehenden zur Aufgabe gestellt, deren Ziele revolutionärer Natur,

denen jedes Mittel recht war, die jeden anfeindeten, der nicht ihre extremen Ansichten teilte. Spioniererei, Angeberei, Anfeindung von oben und unten waren an der Tagesordnung. Besonnene Männer, denen das Wohl des Vaterlandes aufrichtig am Herzen lag, die einsahen, daß auf diesem Wege gar nichts zu erreichen war, am allerwenigsten eine vernünftige Besserung der bestehenden unbefriedigenden Verhältnisse, suchten diesem Treiben in Wort und Schrift Einhalt zu thun. Sie wurden nur für diese ihre gut gemeinten Bemühungen von allen extremen Parteien angefeindet, dem selbst derjenige nicht entgehen konnte, der sich von dem ganzen Parteigetriebe fern hielt.

Diese in hinterlassenen Familienpapieren aufgefundenen Briefe geben ein Bild dieser Zeit; sie schildern die politischen Stimmungen in fürstlichen wie in gelehrten und bürgerlichen Kreisen. Die Fürstin, eine Prinzessin aus einem norddeutschen Regentenhause, war mit einem österreichischen General (Grafen Mensdorf) vermählt, zu jener Zeit Gouverneur einer süddeutschen Bundesfestung (Mainz). Sie war eine Frau von hoher Geistes- und Herzensbildung, frei von den Vorurteilen ihres Standes, die sich dadurch und vermöge ihrer edlen, warmen Menschenfreundlichkeit — sie war in Wahrheit eine Mutter der Bedürftigen — einer großen Beliebtheit und Verehrung in allen Kreisen erfreute.

Die nicht mehr junge Fürstin hielt einen kleinen Hof und liebte es, vorzugsweise wissenschaftlich gebildete Männer und Frauen um sich zu versammeln. Ein schönes Freundschaftsverhältnis verband sie mit dem berühmten Gelehrten, Professor und späterer Oberstudienrat Dr. Schacht, der, von allem unreifen Parteitreiben sich fern haltend, doch von einem warmen Patriotismus beseelt war und — so weit es sich mit seinem Beruf vertrug, — an allen vernünftigen und gesetzlichen, auf den Boden des verfassungsmäßigen Rechts sich bewegenden Bestrebungen lebhaften Anteil nahm. Er nahm deshalb auch da, wo er nicht ausweichen konnte, keinen Anstand, seine Ansicht vom unparteiischen Standpunkt des Geschichtsforschers freimütig zu bekennen. Dies zog ihm, wie aus den Briefen ersichtlich, Anfeindungen von den verschiedensten Seiten zu.

Wir lassen die erwähnten Briefe folgen:

Februar 183 .

Mein Herr Professor

Erst nach des Kaisers Geburtstag erfuhr ich, daß Sie nicht eingeladen waren. es war mir leid, da Professor L . . . da war, der so wenig wie Sie, mein H. Prof., die Gesinnung hatte, die mein Mann von seinen Freunden verlangt.

Ich war Ihre und Ihrer Frau aufrichtige Freundin, traurig genug, daß ich es war. Aber wie könnte ich es noch sein? Da ich bestimmt weiß, wie Sie denken, was Sie für Recht halten und gedruckt als solches preisen.

Ich kann doch unmöglich den für meinen Freund halten, von dem ich weiß, daß er nichts so sehnlich wünscht, als mir das Haus über dem Kopf anzuzünden, mir und den Meinen und denen, die ich ehre und liebe, so viel Uebel und Böses anzuthun als nur in seinen Kräften steht.

Kann dabei Freundschaft bestehen? — Ich frage Sie! — Ich kann es nicht längnen, Sie sind meinem Mann bezeichnet als Jemand, der eifrig hetzt und aufregt gegen die bestehende Ordnung — und soviel schadet als er vermag. —

Kann er Sie denn unter jene zählen, die er als Freunde ausgezeichnet, und zu der Geburtstags-Feier eines, von ihm und uns Allen innig geliebten Monarchen einladen, Sie der nichts heißer wünscht, als alle Monarchen verjagt, auch allenfalls ermordet, ihre Schlößer der Erde gleich gemacht zu sehen? So etwas paßt nicht gut. Und ein Mann, der sein Leben für seinen Herrn freudig opfert — kann sich nicht wohl in der Nähe von Einem fühlen, der Treue für eine hündische Eigenschaft hält! — Eidbruch, Treubruch für Recht, sobald diese edlen Eigenschaften nur zu seinen Zwecken führen! Sie und die, die Ihre Ansicht theilen, schimpfen z. B. auf die Jesuiten und haben doch den Jesuitischen Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heiligt, mein Grundsatz ist, daß nur der rein vor Gott ist, der seine Pflichten treu erfüllt, Gott und seinem Herrn getreu bis unter der Erde ist! Ihre Dienerin S . . . M . . .

Nachschrift.

Wenn ich mich irrte, so höre ich mit Vergnügen Ihre Gegen-Gründe und Sie sollten Sich offen und ehrlich gegen meinen Mann aussprechen.

Es hängt von Ihnen ab, ob Sie mir mündlich oder schriftlich antworten wollen, ich bin Morgens bis 1 Uhr fast immer zu treffen.

Antwort.

14. Februar 183 .

Ihre Durchlaucht

haben mich heute durch ein Schreiben überrascht, dessen Inhalt der Art ist, daß ich ohne Säumniß zu meiner Rechtfertigung persönlich bei Ihnen erschienen wäre, wenn der heftige Katarrh, der mich seit $1^1/_2$ Wochen ins Zimmer gebannt hat, es erlaubte. Ich muß also zur Feder meine Zuflucht nehmen, was gewöhnlich ein ärmlicher Behelf, statt lebendiger Rede, diesmal jedoch insoweit hinreichend ist, als sie meine Vertheidigung mit den Paar Worten völlig hinschreiben kann. Ich bin erstaunt über die entsetzlichen Beschuldigungen und wünschte nur einen einzigen Beleg dafür!

Da ich eben einen Brief an Starklof[1]) angefangen, worin ich von diesem und dem plaudere, so nahm ich mir die Freiheit, die letzten Sätze hier zu copiren:

„Bei dem abgeschmackten heftigen Drange nach unbedingter Gleichheit in der Staatsbürgerschaft steht den Franzosen noch manche gefährliche Convulsion bevor. Hätten sie ständische Freiheiten statt ihrer flachen Allgleichheit, die im Grunde nur die Saat einer künftigen Geldaristokratie ausmacht, so möchte die Charte eine ziemliche Reihe von Jahren ausdauern, wenn auch (denn französisch und englisch Blut sind verschieden) keine $1^1/_2$ Jahrhunderte wie die bill of rights. Ueberdem war 1688 ein unendlich größerer und tieferer Schatz von Religiosität in England vorräthig, als gegenwärtig in Frankreich; und wo

[1]) Ein gemeinsamer Freund der Fürstin sowie des Professors.

dieser echte Geistes- und Charakterboden fehlt, da wurzelt eben so wenig die wahre bürgerliche Freiheit wie die wahre tiefe edle Poesie, u. s. w."

Wollen Ihre Durchlaucht diese wenigen Zeilen secieren, so kann es nicht fehlen, der Kern meiner politischen Ansichten müsse Ihnen klar sein. Es ist nun leider das Loos der ruhig denkenden, auf Geschichte der Völker wie auf Betrachtung der Menschennatur sich stützenden, von jeder Ultraseite sich fern haltenden Personen, daß sie den Zorn- und Witzpfeilen beider Parteien nicht entgehen, und, wie Ritter Hüon zwischen den Dreschflegeln vorm Zauberschloß, ein Oberonshorn nöthig haben, um ungetroffen glücklich durchzukommen. Und wären es noch ehrliche Schläge von Leuten, die aus reiner Ueberzeugung zu den Ultraparteien gehören, nun so hätte man nur die Leidenschaftlichkeit ihrer Actionen zu beklagen. Es mischt sich aber Interesse jeglicher und selbst der schmutzigsten Art ein, wodurch die Parteien, wie durch unbewußt genossene Zaubertränke, erst boshaft und niederträchtig werden. Die jämmerlichsten Subjecte, Schmarotzer, Wucherer, Schleicher, Ehrsüchtige u. s. w. eilen herbei um ihre Begierden im Parteiengetümmel zu verbergen und unter irgend einem bequemen Schilde, doch für ganz andre geheime Zwecke mitzustreiten.

So gehts im Großen, wie die Geschichte der Reformation und der französischen Revolution bewahrheiten. Im 16. Jahrhundert sprach alle Welt von Kirchensachen, heutzutage von Politik; und da man sich solchen Gesprächen nicht immer entziehen kann und mag, so ists natürlich, daß man auf eine oder andre Weise verketzert wird. Spricht man sich für die Nothwendigkeit der Wiederherstellung eines selbständigen polnischen Reiches aus und zwar mit guten Gründen, die sowohl auf das Recht überhaupt, als auf das künftige Wohl Europas und Deutschlands basiren — sogleich gilt man im Auge derer, die dem russischen Reiche noch Vergrößerung wünschen, für einen Demokraten. Nimmt man die Erblichkeit der Pairs in Schutz und erörtert die Stärke der Elemente, woraus die bisher bewunderte englische Verfassung sich zusammen setzte, sofort gilt man für einen Aristokraten. Mir ist beides mehrmals begegnet und hat mich nicht Wunder genommen. Aber auf eine solche Weise bezeichnet zu werden, wie ich sie aus Ihrer Durchlaucht Schreiben ersehe, war mir denn doch unerwartet. Ich bin immer nur ein mäßiger Aristokrat oder ein mäßiger Demokrat, wenigstens so viel ich weiß, gescholten worden; und da mir das republikanische Geschrei de mouvement, die politischen „Viehstücke de Potters", das unanständige Getobe einiger deutschen Blätter widerlich und oft verrückt, mindestens in hohem Grade irrig gedacht und unweise ausgedrückt erscheinen, so könnt ich allenfalls einem enragirten Liberalen Grund zum Verdacht eines „heillosen Aristokraten" geben; — allein zum Jakobiner, zum Avignoner Wütherich, zu einem mordbrennerischen Feinde der Paläste gestempelt zu werden, das ist mir durchaus neu, rein unfaßlich, und wird wahrscheinlich, näher beleuchtet, ein Gebräu jener schmutzigen, unter einem politischen oder sittlichen Schilde sich versteckenden Subjecte sein, deren ich vorhin erwähnte.

Vor etwa $^3/_4$ Jahren ward mir ein Artikel im . . . . zugeschrieben . . . . Ob nun derselbe Groll dieses Mannes auch in jenen politischen Verdächtigungen im Spiele sei, ist nicht unmöglich. Ich besinne mich nämlich nicht, jemals das Wort „Hundetreue" in einer Druckschrift, und zwar in verächtlichem Sinne, gebraucht zu haben. Da es aber, Ihrer Durchlaucht Briefe zufolge, mir zur Last gelegt wird, so scheint es in einem Zeitungsartikel gewesen zu sein, den mir also wiederum Jemand zuzuschreiben beliebt. Ihre Durchlaucht sagen auch ausdrücklich, daß ich in Drucksachen mich böswillig geäußert hätte! Wo? möcht ich fragen. Unstreitig in Zeitungsartikeln. Ich schreibe aber keine Zeitungsartikel . . . . Sollte Jemand glauben, irgend etwas im . . . . rühre von mir her, so irrt er durchaus.

. . . . Da ich mich nun gänzlich außer dem Parteigezänk der öffentlichen Blätter gehalten und nur ruhiger Zuschauer der Welthändel blieb, so wird die Angabe, als sei ich ein Aufhetzer gegen gesetzliche Ordnung und Regierung, Ihnen schon von selbst als haltlos vorkommen müssen. Sie ist es auch, und nicht bloß haltlos, sondern lügenhaft und kann nur mit raffinirter Bosheit ausgesonnen sein.

Bei aller Toleranz und Geduld in politischen und religiösen Controversen und bei aller Ueberzeugung, daß es in der Welt ohne Mißverständnisse, Mystifikationen und Anschwärzereien nicht abgeht, siedet mir doch das Blut auf über so schurkische Verläumdungen. Ich spreche mich freimüthig aus, das ist meine Art so. Ich heuchle weder vor Bürgers- noch vor Hofleuten. Entweder schweige ich oder gebe mich, wie ich denke. Mag sich derjenige, der mich der Aufhetzerei beschuldigt, mir eben so ehrlich und offen gegenüber stellen . . .

Oder wäre es nicht eine ursprünglich bestimmte Behauptung, wäre es nur Vermuthung gewesen, die man ausgedacht und von Mund zu Mund in entschiedene kecke Behauptung umgeworfen, bis vor das Ohr Ihres verehrten Herrn Gemahls gebracht hat? Möglich! Wahrscheinlich! und vielleicht sind die Artikel im . . . . worin ich — wie man mir erzählte, zum Abgeordneten vorgeschlagen bin, die Veranlassung dazu. Schon vor mehreren Wochen sagte mir Jemand: „Nun, Sie können Ihre Lunge rüsten." — „Wie so und wozu?" „Wozu anders als zum Landstand." — „Ich?" — „Man spricht davon. Ach, als wenn Sie nichts davon wüßten!"

Mir war der Anlaß jener Äußerung unbekannt, klar aber, daß man sich bereits eingebildet habe, es müsse von mir eine Bewerbung ausgegangen sein. Die üble Meinung liegt alsdann nahe, daß wer beim Volke wirbt, sich auch durch liberales Gewäsch und Gehetz zum Volksfreund machen wolle. Dergleichen ist meiner Natur fremd. Ich habe nicht den gemeinen Weg betreten, den manche in Titeln und Würden angesehenere Männer keineswegs verschmähten, wenn sie nur Volksgunst erwerben konnten. Nicht eine Feder habe ich angesetzt, nicht einen Schritt gethan in dieser Sache . . . . ich kann es nur der Anhänglichkeit zurechnen, die manche meiner ehemaligen Zuhörer mir dann und wann beweisen.

Das Geschäft der Angeber ist schon an sich höchst traurig; widerwärtig und verdammlich wird es aber, wenn es sich nicht mehr um Wahrheit kümmert, und das ist gewöhnlich der Fall. Angeber sind die gefährlichsten Feinde der Ruhe

der Großen und der Unbesorgtheit der Völker. Mir hat stets der wackere Kaiser Trajan gefallen, der kaum die Regierung antrat, als er sämtliche Angeber in Rom aufgreifen und — es waren Schiffe voll — nach wüsten Inseln transportiren ließ. Von Stund an athmeten die Römer frei und erfreuten sich des glorreichen, Gedankenfreiheit ehrenden, wahrhaft lieberalen Monarchen .... Gebe der Himmel, daß in Deutschland weder bei den Fürsten die Angeber des Volks noch bei den Unterthanen die Verdächtiger der Fürsten Platz greifen. Solche Pest ist schrecklicher als zehnfache Cholera.

Ich darf nicht übergehen, Ihre Durchlaucht zu versichern, daß mir freilich Ihre und Ihres hochverehrten Herrn Gemahls Ansichten in Betreff meiner sehr weh thaten, die herzliche Offenheit indeß, womit Sie sich gegen mich aussprachen, sogleich Balsam in die Wunde goß. Hundert und Tausend Frauen und Männer hätten nicht so gehandelt; das gehörte Böse geheim haltend hätten sie es den Angeschuldigten entgelten lassen, ohne daß dieser erfahren, wie er daran sei und was für ein Argwohn gegen ihn obwalte. Wenn nun meine Achtung Ihres edeln Charakters, Durchlauchtige Frau, erst begründet zu werden brauchte, so würde sie es durch diesen Zug desselben. Genehmigen Sie deshalb die Versicherung meiner wahren Hochachtung, die ich für Sie unerschütterlich in der Brust trage, sollte auch die mir und meinem Stande natürliche Schen, nicht einmal zudringlich *scheinen* zu wollen, mich eher von öffentlichen Beweisen desselben zurückziehen als dazu nöthigen.

Indem ich somit glaube, mich hinreichend klar gerechtfertigt zu haben, bin ich der Hoffnung, daß Sie mir Gerechtigkeit in Ihrem Geiste widerfahren lassen und mir das so unschätzbare frühere Wohlwollen gütigst wieder schenken werden, mich empfehlend als

Ihre Durchlaucht
treu anhänglicher Verehrer und Diener.

16. Februar 183 .

Mein Herr Professor

Ihre gütige und ausführliche Antwort auf meinen heftigen Brief, bewies mir, daß ich doch Recht hatte, als ich immer sagte, Sie wären ein redlicher offener Mann, der wohl auch die Mode mitmache, die jetzt an der Tages-Ordnung ist, aber keiner schlechten, heimtückischen Handlung fähig sey. Ich hatte aber Ihren Brief noch in der Hand, als mein Mann zum Essen kam, dem ich den Brief vorlas, er fand ihn, wie ich, vorzüglich schön geschrieben.

„Auf was ist denn das eine Antwort?" fragte er. „I nun", sagte ich, „Ich habe den Professor ein wenig gezaust." — „Du hast doch den Teufel im Leib mit dem Schreiben", sagte mein Eheherr, was denn gleichsam eine lose Rede war. Ich meinte nun, daß das Schreiben besser sey als das Reden — zuweilen weil ein Wort das andere gibt und ich gewöhnlich zornig — dann aber nicht artig werde! — Mein Mann meinte nun, ich hätte losgeschossen, ehe ich gewußt, wovon die Rede sey und ihn als eine Art von Groß-Inquisitor dargestellt, was

denn keineswegs sein Fach sey. — Auch habe Sie Niemand verläumdet noch verklagt, sondern die von Ihnen aufgestellten Grund-Sätze in Ihrer Geographie (die Arthur hält) hätten ihn gegen Sie verstimmt, da er diesen Ansichten nicht hold ist. Denn wenn er auch natürlich findet, daß nicht alle Leute eines Glaubens sind in politique, so ist seine Überzeugung, daß ein Lehrer der Jugend durch Ausbreiten von jenen Grund-Sätzen des Aufruhrs und der Selbsthülfe seinem Vaterland großen Schaden thun kann, fällt der Same in ein edles Herz, wo Gerechtigkeit, Billigkeit die Oberhand behalten, so schadet es nichts, auf dem Grund und Boden eines bösen Herzens aber kann es ein Ungeheuer bilden, das der Schrecken seines Jahrhunderts wird.

Ich lege Ihre Geographie bei und habe die Stellen bezeichnet, die mein Mann meint. Z. B. was Braunschweig betrifft. Dieser unglückliche Herzog ist ein halber Wahnsinniger, konnte also als unfähig zu regieren erklärt werden. — Aber das Abbrennen des Schlosses, das Zerstören herrlicher Kunstwerke, die eben so gut der Stadt als dem Schloß zur Zierde dienten. Das war Vandalisme und schlecht. Ich fiel aus den Wolken, daß und wie Sie so Etwas Recht heißen konnten. Dann die Dresdner! Ganz infam, was man rein infam nennt! haben sich diese Leute benommen, sind ein Extract von schwarzem Undank gegen den besten König — der nur immer sagte: „befehlt nur gnädigst, was ihr wollt!“ —

Gegen den Kronprinzen, der liberal bis hinter und über die Ohren ist! —

Was war der Lohn aller Nachgiebigkeit? schändlicher Aufruhr, ohne gegründete Ursachen, mißhandeln derjenigen, die sich vor ihnen unterthänigst beugten, man wollte weiter nichts als die königliche Familie ermorden und das Schloß abbrennen! — Kleinigkeiten würden Sie sagen. — Aber würden Sie Kleinigkeiten sagen, wenn man einige journalisten hängen ließe, ihr Haus der Erde gleich machte und ihre Familien aus dem Lande jagte! ꝛc. Das würden Sie abscheulich, schändlich, unerhört finden! Ich sage nun trivialement „was dem Einen Recht ist, ist dem Anderen billig!“ — Soll ein Fürst blos deshalb mißhandelt werden, weil er es nicht hindern konnte, daß ihn seine Mutter gebar — kurz weil er ein Fürst ist? — Ist das nicht eben so ungerecht, unbillig, lächerlich, als wenn ich Jemanden für eine canaille erkläre, weil sein Vater ein ehrlicher Handwerker war? — Ist dies ungerechte Schimpfen auf alle Fürsten — nicht eben so Unrecht, als wenn ein Fürst alle seine Unterthanen, die nicht von Adel sind, für Lumpenhunde erklärte? — Ich bin doch viel mit Fürsten und hohem Adel umgegangen, habe aber diesen albernen Hochmuth nur hie und da, bei alten, ungebildeten Leuten gefunden. — Also kämpft man theilweise gegen einen Popanz, der gar nicht existirt. Kurz, wollte ich Ihnen meine Ansichten aufdringen, so könnte ich Tage lang schreiben.

Also besser ich schweige, denn ich bekehre Sie schwerlich — brauche aber nur um mich zu sehen, auf dieser glücklichen Erde, wo Cholera, Haß, Zwietracht, Neid und Grimm sich die Hände reichen, um überzeugt zu sein, daß die eigentlichen Tyrannen die Herrn Liberalen selbst sind, die Ewig von Druck und Preß-

freiheit reden und jeden verbrennen möchten, der anders denkt als sie. — Sie hassen alle Regenten, weil sie die Alleinherrscher und autokraten selbst sein wollen! Dann würde es anders sein, — ob besser? — Eine große Frage! — — Die Proben wollen mir nicht stark gefallen bis jetzt, und ich hänge doch lieber von einem Manne ab, als von Vielen, die sich ewig in den Haaren liegen! — Habe überdem das Glück, die Unterthanin eines Kaisers zu sein, den ich ehre und liebe und halte fest am alten Glauben „Ehre Gott und den Kaiser."

Alles will jetzt regieren, ein Jeder glaubt den eigentlichen Stein der Weisen und die ächte Regierungs-Form gefunden zu haben — während es nur eine Neue ist! — Hochmuth, Eigendünkel, Eigennutz — Haß und Neid greifen abwechselnd nach dem Scepter, ein Jeder weiß ein besseres Mittel, wie bei der Cholera — unterdessen sterben die Leute nach wie vor und die kommen noch am ersten davon, die alte, einfache Hausmittel brauchen. Also halte ich mich bey der moralischen Cholera und allgemeinen Hirn-Entzündung — an das alte, gute Hausmittel, an einen ruhigen, redlichen, legitimen Herrn! und singe „Gott erhalte Franz den Kaiser" — denn ich halte die Herrn liberalen Welt-Regierer und Illuminierer, für Kinder des Staubes wie Kaiser und Könige! Vom Weibe geboren, vom Gift-Zahn und Bauchweh gequält, die Einen wie die Andern! von Launen, Leidenschaften, Vorurtheilen beschwert, die einen wie die andern, kurz alle für mangelhafte, vergängliche Wesen! Nur dort ist Vollkommenheit! „Nur dort werden wir im Licht erkennen, was hier auf Erden dunkel war!"

Aber hier kämpfen und ringen, irren und fehlen wir, bis uns das Grab verschlingt! Wir werden einen guten oder schlechten Namen hinterlassen, das ist wahr. — Aber „das für die Nachwelt leben", was die Eiteln so entzückt, rührt mich nicht — Napoleon ist vergessen, Titus lebt höchstens noch in der Oper und Ihr Freund Trajan nur im Gedächtniß der Gelehrten! Gutes thun, so viel man kann, das ist das einzige was bleibt, wenn man geht. — Aber im Stillen, nicht für die Zeitung! Aber politische Moden mitmachen um in einem Zeitungs-Artikel angeräuchert zu werden, das kann mich nicht erfreuen!

Sonst waren die Griechen Mode, der Kaiser Nicola ein Held! Jetzt die Polen, und Kaiser Nicola heißt ein gemeiner Tyrann! — Ich kenne und liebe die Polen mehr als irgend Jemand hier, sah sie von den schlechten Franzosen verführt, in ihr Unglück rennen, (was ich schon vorigen Sommer voraussah) mit wahrer Betrübniß. Schenke aber lieber den . . . . Armen als den Polen aus affectation — die ohnedies beschenkt werden, und denen das Wenige, was ich geben kann auch wenig helfen würde, da ihrer Viele sind.

Mich ennuyirt die hiesige polomanie, weil man in ihnen nur Aufrührer gegen einen Kaiser sieht und nicht die individua einer liebenswürdigen tapferen nation, die man nur vom hören sagen kennt. — Ich kenne sie genau, weiß, daß sie eben so leichtsinnig als tapfer sind und wenig Charakter haben, daß ihr stolzer Adel sie zu diesem Krieg gebrauchte und mißbrauchte, — sie waren

ruhig und wohlhabend — sind nun elend und zerstreut, ein schlechter Ersatz für die diners die man ihnen gibt! und das Lied „Polen ist noch nicht verloren!" Während sie ihr Vaterland mit dem Rücken ansehen und die französische Propaganda, die die armen Leichtgläubigen in den Abgrund lockte — ihnen ein paar tausend Franks hin warfen und ihnen rathen nach Amerika zu gehen.

Ach ja mein bester Professor, ich sehe die Sachen ohne Brille und mit Betrübniß die Stimmung jetzt, die kein gutes Ende nehmen wird. Wollten die Leute sich verständigen, wie wir Beide, so zankte man sich allenfalls, aber der bittere, unversöhnliche Haß, die blinde Partheiwuth, die gleich der Cholera sich verbreitet, fände nicht statt. Sie glauben nun auch, das Alles sind die Wehen einer Wiedergeburt, wo ein Phönix aus dem mühsam gelegten Ei kriechen wird! Ich glaube — es wird ein Basilisk sein, oder wie Sie es nennen wollen, schlimmer als ein Krieg im Allgemeinen; Bürger-Krieg und Cholera als lustige Zugaben dabei. Ich müßte nicht so alt sein als ich bin, wenn ich noch an ein himmlisches Jerusalem hienieden glauben könnte. Die Menschen sind trunken von Hochmuth und beten das goldene Kalb ihrer Weisheit kniend an. Der Luxus steigt und wächst, Alles will hinauf — aber Niemand will unten bleiben. Wo sie allerseits noch hinsteigen — weiß nur Gott! und wo sie allerseits hinpurzeln werden — wenn es Gott satt kriegt und ihnen einen Nasenstüber gibt. — Das Alles zeigt nicht auf Besserung der Zeiten. Wenn ich sähe, daß die Menschen edel, gerecht, grad, offen und herzlich wären! Redlichkeit und Treue an der Tagesordnung, Christi Lehre rein gepredigt und rein gehalten würde — dann würde ich auf bessere Tage hoffen — aber jetzt! Dies schmutzige, gehässige Treiben, dies arge Schimpfen wie in einer Dorfschenke! Das soll die Morgenröthe besserer Zeiten sein? Das Gott erbarm!

Es wird mir recht angenehm sein, wenn Sie und Ihre liebe Frau mich besuchen! Ohne Groll — (denn ich habe ihn aufs Papier ausgeschüttet).

Ihre Dienerin

S . . . . M . . .

N. S. Ich wollte Sie dächten anders, da es aber nicht zu ändern ist — so wollen wir eben nicht darüber zanken! höchstens — wenn auch nicht täglich — ein wenig darüber schriflich sprechen.

Mit Ihrer Frau Gemahlin, die ich herzlich grüße, zanke ich mich nicht gern, weil Weiber-Gezänk leicht ausartet und Madame eine kleine Ultra ist. — Ich bin keine Ultra, aber böse werde ich leicht — und grimmig wenn ich denke, daß Jemand — Sie geben mir Ihr Wort, daß Sie es nicht sind — also wenn ich es für möglich halte, daß Jemand, um seine Ansichten durchzusetzen oder aus Freude am Spektakel, hier Unruhen anstiftete und die arme, gute Stadt der graußlichsten Gefahr preißgäbe. Nichts tapferer als die Herren, die hetzen! — Andere mögen es dann ausfechten, aber — Ich bin zu ehrlich, um Ihnen nicht noch einmal zu fragen: „Sind Sie es auch?" „Woher dies schändliche Mißtrauen" werden Sie fragen. Denken Sie an das offene Bekenntniß der französischen Liberalen, daß sie durch 15 Jahre sich verstellten und comédie spielten — um

dann so glücklich zu sein, wie sie es jetzt sind. Verzeihen Sie daher mein Mißtrauen, Ihren laut ausgesprochenen Ansichten, die uns stutzig machten und entfernten. — Wir dringen Ihnen unsere Ansichten nicht auf — thun Sie ein Gleiches und wir können immer noch recht freundliche Bekannte sein. Ob Freunde? Fragen Sie Ihr Herz! Unser Grundsatz steht fest — Treue unserm Monarchen, Pflichterfüllung wie es der Dienst des Soldaten heischt, ist die Richtschnur von meines Mannes Leben. —

Aus der Antwort des Professors an die Fürstin auf deren Brief vom 16. Februar 183 . ist leider nur ein Bruchstück vorhanden.

17. Februar.

. . . . Daß mein Buch etwas gesündigt hat, ist richtig, und sowohl die von Ihrer Durchlaucht notirten Flecken als auch noch gar manche Irrthümer und Fehler, die sich darin finden, sollen von mir bei einer 2. Auflage, falls sie nicht die erste schon ins Unglück bringen[1]), tüchtig ins Auge gefaßt und nach gehöriger Ueberlegung verbessert werden . . . . Die Bemerkungen bei Braunschweig und Kassel sind an sich vollkommen richtig, aber in einem Lehrbuch vielleicht nicht am Platz. So viel ist indes gewiß, daß sich höchstens daraus folgern läßt, wie der Verfasser über Regierungen, gleich denen des verjagten Herzogs in der einen und des quiescirten Kurfürsten in der andern Stadt denkt, nicht aber, daß er von trefflichen Fürsten, ꝛc. . . . . von echter Unterthanen-Treue u. s. w. . . . . Dies spricht sich an vielen Stellen des Buches deutlich aus. Was ich über Rußland gesagt, muß unverändert bleiben. Es thut der deutschen Jugend gut, wenn sie lernt, was ich geflissentlich hervorhob u. s. w. Kein Ruß und kein Franzos in unsern deutschen Angelegenheiten geduldet, auch nicht mit Einem Wort! das ist deutsche Sinnesart! — . . . .

. . . . Der ist ein unfreier Mensch, der die Meinung beschränken will und keine andre als die seinige erträgt. Der Wüthrich, der die letzten Blätter der „Deutschen Tribüne" mit einem des Marat und Camille Demoulins' würdigen Fanatismus geschrieben hat, muß, meiner Ueberzeugung nach, trotz seinem Freiheitsgebrüll, eines der servilsten Subjekte sein, die jemals Blut für Dinte angesehen haben. — — —

Ein konstitutioneller Monarchist bin ich von ganzem Herzen.

Aus Fenelon's Aufsatz[2]) sieht man, wie sehr wenige Wahrheiten ein Denker unter der Regierung Louis XIV. zu schreiben wagen durfte; das siècle de Louis XIV. ist für mich weder ein siècle d'Or noch ein grand siècle.

. . . . ich theile Ihre und Fenelon's Gefühle. Ich wünschte nur, daß man überall durch zeitgemäße Reformen den Revolten vorbeuge; dann aber, wenn man gegen gerechte und billige Regierungen sich muthwillig und zu ehrsüchtig schlechten Absichten empört, ist höchste Energie nothwendig. Für unser Deutschland fürcht' ich nichts. Etwaige Tollhäusler in unserm großen treuherzigen Vaterlande veracht' ich.

[1]) Das Buch hatte noch zu des Verfassers Lebzeiten zwölf Auflagen erlebt.
[2]) Von der Fürstin in ihrem Briefe beigelegt.

19. Februar 183 .

Mein bester Herr Professor.

Es ist mir herzlich leid, daß Sie so leidend sind. Wir haben uns also verständigt und sind wieder gute Freunde, aber mündlich wollen wir uns nicht disputen, ich bin entsetzlich heftig und finaliter — grob! wenn ich disputire. Nur eins noch; in Ihrem schönen Brief fiel mir etwas auf, Sie nennen meinen Mann gar nicht! — Ich bin es so gewohnt, diesen so edlen, guten Mann geliebt zu sehen — daß ich wohl fragen möchte, was Sie gegen ihn haben? Er ist nicht von Jenen, die ihre Gewalt blindlings mißbrauchen, aber so ruhig, wie Sie über die Gesinnungen in Deutschland, kann er im Allgemeinen nicht sein und im Einzelnen noch weniger, als Bürger von Mainz könnte er anders handeln als als Militär-Befehlshaber. Wem die Wache an einem Pulverthurm gegeben ward, der muß wachen daß Niemand mit einem Feuerbrand in die Nähe komme, gleichviel ob Freund oder Feind. — Mein Mann war herzlich froh, daß er sich irrte, aber Sie thaten ihm in Ihrem Herzen sicher eben so Unrecht als er Ihnen, halten ihn für einen Chicaneur, während er nur treu erfüllt, was er muß — denn der Soldat ohne Subordination ist ein Unding. Da ich mit Leib und Seele Soldat bin (hätte ich beinahe gesagt) so ehre und liebe ich diesen Stand, er ist nach meiner Ansicht — gewiß nicht nach der Ihren — die starke Mauer in deren Schutz der Bürger ruhig und sicher leben kann, es sind Menschen die für die Andern das härteste eigentlich freudenloseste Leben muthig tragen, damit jene ungefährdet ihren Gewerben und Geschäften leben können. Daß der Soldat dem Bürger zur Last fällt — ist wie eben jetzt in Krieg drohenden Zeiten der Fall; wüchsen meinem Mann casernen in der flachen Hand, so wäre das sicherlich nicht der Fall, und ist ihm gewiß noch unangenehmer als den Leuten selbst. Aber so lange andere Mächte unter den Waffen stehen, ist es leider nicht gut möglich. Länger als Jahr und Tag war österreichisches Militär bei den Bürgern einquartiert, ohne Vergütung, was eine große Last war.

Doch Sie sind leidend [1], und ich bitte recht sehr mir also nicht zu antworten, wir haben uns ja verständigt. Sagen Sie Ihrer niedlichen Frau, wir wollten nicht über Politik sprechen, da doch vermuthlich Alles bleibt wie es ist, wenn wir uns auch die Haare ausrauften. Möge es bald besser mit Ihrer Brust gehen!

Ihre Dienerin

Sophie Mensdorf.

Zum Schluß seien noch ein paar Worte gestattet zur näheren Beleuchtung der beiden Briefschreiber, welche in den zwanziger und anfangs der dreißiger Jahre in der Mainzer Gesellschaft eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Die liebenswürdige und geistreiche Gemahlin des Grafen Mensdorf, geb. Prinzessin Sophie von Koburg, Schwester des weisen Königs Leopold von Belgien, hochgebildet, selbst litterarisch thätig, hatte sich in hohem Grade die Liebe und Verehrung von ganz Mainz erworben. Wegen ihrer Herzensgüte wurde sie die Mutter der Armen

[1] Ebenso mit dem General war dies der Fall.

genannt, und nicht selten umringten Bittende ihren Wagen, wenn sie des Nachmittags nach der Anlage hinauffuhr, wo sie ein besonderes Zimmer für sich hatte, so wie bei gutem Wetter ihr bestimmtes Plätzchen im Freien, welches ausnahmslos als der „Platz der Fürstin" respektiert wurde, und wohin häufig ihr Gemahl und ihre beiden Söhne ihr zu Pferde folgten.

In Mainz wechselten, wie bekannt, alle drei Jahre ein preußischer und ein österreichischer Gouverneur ab, in der Regel irgend ein Prinz, der einen kleinen Hof hielt; außerdem war eine zahlreiche Generalität da. Diese hatten die Weisung zu ihren Festen und Bällen einzuladen, was sonst von Rang oder wissenschaftlicher Bedeutung in der Stadt sei. An diesen Hof und in diese so wie überhaupt in die ersten und gebildetsten Kreise wurde Professor Schacht mit seiner kleinen gescheiten Frau — sie war im Pestalozzi'schen Töchterinstitut aufgewachsen und die geistig ebenbürtige Gefährtin ihres Mannes — gezogen. Schacht, ein geborener Braunschweiger — mit seinem blonden Lockenkopf, seinen wunderbaren, blauen Augen, seinen feinen, aristokratischen Manieren und seiner ganzen liebenswürdigen Persönlichkeit, galt für einen der schönsten Männer und war eine der beliebtesten und geachtetsten Persönlichkeiten von Mainz. Es hielt schwer den nur zu bescheidenen Mann aus seiner Studierstube herauszuziehen, war er aber einmal heraus, so war er die Seele einer jeden Gesellschaft, indem er durch seine ungewöhnlichen Kenntnisse und seine Unterhaltungsgabe den Verkehr mit ihm zu einem höchst anregenden zu gestalten wußte. In diesen Gesellschaften lernte Gräfin Mensdorf den Professor kennen, und es ist nach der obigen Schilderung sehr begreiflich, daß beide Gefallen an einander fanden. Schacht hatte von Jugend an eine große Verehrung für geistreiche und gebildete Frauen; er sagte oft, Frauen verdanke er seine Erziehung, und die Unterhaltung mit gescheiten und gebildeten Frauen sei angenehmer als die mit Männern, indem die Bildung der ersteren eine vielseitigere und allgemeinere sei, die der Männer dagegen mehr oder weniger einseitig auf den Beruf beschränkt. Diese Verehrung blieb auch nicht unerwidert, denn Schacht blieb zeitlebens bis in sein hohes Alter ein Liebling der Frauen.

Gräfin Mensdorf zog den Professor nicht nur in ihre offiziellen Gesellschaften, sondern lud ihn auch in ihre intimen Freundes- und Familienkreise, und so bildete sich allmählich ein schönes Freundschaftsverhältnis zwischen der Fürstin und dem Gelehrten. Beide so verschieden im Alter, Rang, Stellung u. s. w., waren in geistiger Beziehung wiederum so ähnlich.

Die „gärende Zeit" nach der Juli-Revolution drohte diese Freundschaft zu zerstören. — Die groß und edel denkende Fürstin aber bestand die Feuerprobe. Aus ihren Briefen, die ihrem Charakter nur zur Ehre gereichen, ist ersichtlich, daß der Gedanke, sich in ihrem Freund getäuscht zu haben, sie tief schmerzte, sie wollte an das, was man ihm zur Last gelegt, nicht recht glauben, und anstatt sich, wie viele an ihrer Stelle gethan hätten, von ihm abzuwenden, sagt sie ihm gerade heraus, was gegen ihn vorliegt, und giebt ihm Gelegenheit sich zu rechtfertigen. Sie ist von dieser Rechtfertigung zufrieden gestellt, sie glaubt

wieder an ihn, der eben so aufrichtig seine Gesinnungen ihr gegenüber ausspricht, trotzdem diese in manchen Punkten von den ihrigen abweichen. Obschon sie auch nicht erhaben über viele Vorurteile ihres Standes, ihrer Erziehung und ihrer Zeit war, ist sie dennoch überzeugt, daß nichts Unedles an ihm haftet, daß sein Charakter und seine Ehre rein und fleckenlos sind, und sie ihn nach wie vor, ohne jede zurückgebliebene Bitterkeit, ihren Freund nennen konnte.

Georg Bartisch, ein Starstecher des Mittelalters.

Von

Hermann Cohn.

Das Mittelalter zeichnete sich bekanntlich durch Unwissenheit, Roheit und Aberglauben aus; diese herrschten noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Deutschland. Leider existierten damals keine Zeitungen; es gab nur Chroniken. Aber in diesen findet man, daß vor 300 Jahren hier fast unglaubliche Dinge passierten.

Zum Beweise führe ich nur einige Notizen an, welche ich der Chronik von Breslau entnehme, deren Einsicht ich der geehrten Direktion unserer Stadtbibliothek verdanke. Da steht wörtlich: „Am 1. November 1575 um 4 Uhr fiel ein Kürschnergeselle in die Ohlau und ertrank; er hat zwar um Hilfe geschrieen und gebetet; weil man ihn aber in der Dunkelheit für ein Gespenst gehalten, ist ihm niemand zugesprungen." Eine andre Bemerkung lautet: „Am 18. Mai 1579 hat es hier in der Nacht Schwefel geregnet, welchen viele probiert und für gut befunden." Aus dem Jahre 1593 vom 3. April stammt folgende Mitteilung: „Einem 7jährigen Knaben waren die Zähne ausgefallen; da entstand zuhinterst im Unterkiefer in gleicher Größe mit den andern ein goldner Backzahn. Dr. Jacobus Horstius, Medikus und Professor an der Universität Helmstädt hat ihn besichtigt, ihn an einem Goldstein probiert und gefunden, daß es gutes Rheinisch-Gold sei und hat die Bedeutung und Auslegung dieses zuvor unerhörten Wunders an den Tag gegeben."

Zahlreiche Beweise roher Strafen finden sich gleichfalls in den Chroniken jener Zeit; Hände wurden abgehauen, Ohren abgeschnitten, Diebe an den Füßen aufgehenkt, Betrüger auf dem Markte mit Ruten gepeitscht, Weiber, welche durch Zauberei andern Leuten angeblich Krankheiten beigebracht hatten, wurden als Hexen verbrannt.

Daß in Zeiten solcher Unwissenheit, Roheit und Aberglaubens auch die Medizin voll Unwissenheit, Roheit und Aberglauben war, ist begreiflich. Am schlimmsten stand es in dieser Beziehung mit der Augenheilkunde jener Zeit. Es blühte damals die Zunft der Charlatane. Ciarlare heißt auf italienisch:

schwatzen, plaudern; von diesem Worte kommt der Name Charlatan; er bedeutet also einen marktschreierischen, prahlerischen Menschen, einen unwissenden Schwätzer, der mit Kenntnissen, die er nicht hat, und mit Geheimnissen den großen Haufen zu blenden sucht.

Zu dieser Sorte gehörten im 16. Jahrhundert besonders die Augenärzte, die in silber- und goldstrotzenden Kleidern von Markt zu Markt zogen und auf geschmückten, theatralisch aufgebauten Buden „für 3, 6, höchstens 12 Groschen den Staar stachen" und die Genesenen oben auf dem Podium dem Publikum vorstellten.

In jener Zeit, 1570—1590, reiste in Sachsen und Schlesien auch ein Augenarzt herum, der in vielen Beziehungen eine Ausnahme von seinen Kollegen machte und in kulturhistorischer Beziehung eine höchst interessante Erscheinung war; dieser Mann hieß Georg Bartisch.

Bartisch (irrigerweise von manchen Schriftstellern Bartsch geschrieben) wurde in Königsbrück bei Dresden geboren. Er erzählt selbst, daß er wegen Armut nicht habe auf hohe Schulen und zu der Fakultät gehen können, daher er sich nur habe zur Chirurgie halten müssen. Er lernte seine Kunst bei Abraham Meyscheider und andern Chirurgen und wanderte viel herum. Endlich ließ er sich in Dresden nieder als „Okulist, Schnitt- und Wund-Arzt". Dort fand er viel Beifall, wie das Zeugnis beweist, das ihm der Kurfürst August im Jahre 1575 ausfertigen ließ, und das er seinem großen Werke vorandrucken ließ. Aus dieser sogenannten „brieflichen Kundschaft" (Privilegium) sieht man, daß Bartisch häufig auf Märkte und Messen reiste und seine Arzneien daselbst feil bot. Denn es wird ihm bei Verlust jener Kundschaft verboten, dieselbe bei solchen Gelegenheiten öffentlich auszuhängen; es wird ihm nur erlaubt, sie dem Rate jeder Stadt vorzulegen, „in der er feil hat".

Auch die Stadt Dresden bescheinigte seine glücklichen Kuren, ebenso „hohe Potentaten, vornehme Leute und Adelspersonen"; die Zeugnisse dieser läßt er jedoch „um wichtiger Bedenken und vieler Ursachen willen" nicht abdrucken; dagegen hat er 115 Zeugnisse von Magistraten, Bürgern und Privatpersonen über seine glücklichen Kuren in seinem 1583 erschienenen großen Werke auf 25 Folioseiten mitgeteilt.

Aus diesen folgt mit Sicherheit, daß er in vielen Städten Sachsens, der Lausitz und Schlesiens herumgereist ist und mit Glück Augen operiert hat, u. a. in Brieg, Neisse, Liegnitz, Striegau und Görlitz. Die Atteste sind von Bürgermeistern und Ratmannen dieser Städte ausgestellt. Ich habe bei den Magistraten dieser Städte angefragt, ob in den Chroniken derselben etwas Näheres über diesen Augenarzt stände; es wurde jedoch nur in der Stadtchronik von Görlitz folgende Notiz von Bartholomäus Scultetus gefunden: „Im Jahre 1583 am 16. August hat Georg Bartsch, ein Meister aus Dresden, in dem Hause der Glöcknerei gegenüber an den Zwillingsbrüdern Dressner den Star in ihrem Auge in einem Kämmerchen (dabei ich mit meinem Sohne Honorio zugegen war) um 14 Uhr gestochen und wohl hernach kuriert." Die Staroperation geschah also dort nicht

auf dem Markte und wurde um 8 Uhr morgens vorgenommen; denn damals gingen die Uhren bis 24, und um 6 Uhr abends schlug es 24. (In Breslau wurde schon am 24. Juli 1580 die Rathaus-Uhr auf zweimal 12 verändert.)

Aber an andern Orten trat Bartisch doch auch auf offener Straße auf. Unser Archivar, Herr Dr. Pfotenhauer, fand nämlich in dem Protokollbuch der Stadt Freiberg in Sachsen unter dem 14. Juli 1579 ausdrücklich folgende Verordnung, die im ganzen für Bartisch nicht sehr schmeichelhaft war: „Die Augenärzte Georg Bartsch und Simon Hoffmann sollen an der Settlerine-Ecke (in der Nähe des Markts), die andern Schreier aber sollen auf dem Markte bleiben."

Ob Bartisch in Breslau war, ließ sich nicht feststellen; in unsern Stadtchroniken konnte ich trotz eifrigen Suchens seinen Namen nicht finden. Im Jahre 1599 soll er abermals eine Sammlung von Zeugnissen über seine Kuren herausgegeben haben, die aber auch vergebens gesucht wurden. Genauere Nachrichten über seine häuslichen Verhältnisse existieren nicht; er war verheiratet und hinterließ einen Sohn Tobias, der ebenfalls in Dresden ein angesehener Arzt gewesen sein soll. Wahrscheinlich starb er im Jahre 1606.

Von Bartisch's Werken habe ich fünf durchforschen können. Im Jahre 1583 erschien sein Hauptwerk „Ophthalmodouleia, das ist Augendienst.[1])

Die Königl. Bibliothek zu Dresden besitzt das Prachtexemplar, das Bartisch dem Kurfürsten August gewidmet und dessen Holzschnitt er selbst sehr schön koloriert hat; es wurde mir von den Direktoren der Bibliothek anvertraut; es ist ein mächtiger Folioband, der wahrscheinlich im Selbstverlage erschienen; der Goldschnitt des Werkes zeigt eine elegante, jetzt ganz seltene Pressung; der Kurfürst gab Bartisch für das Werk ein Gnadengeschenk von 25 Gulden.

Im Jahre 1584 erschien genau dasselbe Werk im Verlage von Feyrabend in Frankfurt a. M. Der lange Titel ist geblieben, nur steht statt des einfachen „Georg Bartisch" nunmehr: „durch den achtbaren und hochberühmten Herrn Georg Bartisch". Diese Ausgabe ist auch selten.

---

[1]) Der Titel ist überaus lang, aber für die damalige Zeit recht charakteristisch; er lautet: „Darinnen deutlich begriffen, wie man die Ursachen aller Gebrechen, Schäden und Mängel der Augen und des Gesichts anfänglich erkennen, mit gebührlichen Mitteln begegnen, vorkommen und wehren, auch alle solche Gebresten künstlich durch Artzney, Instrument und Handgriffe curiren, wirken und vertreiben sol. — Deßgleichen von künstlichen Preparationen, Purgationen, Calcinationen, Distillationen vieler gebreuchlicher Materialien, zur Augenartzney nötig und nützlich. — Allen benötigten Ertzten, trewhertzigen Haußvätern und sonderlich denen Menschen, die mit Gebrechen, Schäden und Mängeln der Augen und des Gesichts behafft und beladen seyn oder sich dessen zu besorgen und zu befahren haben, zu nutz und trost gestellet und beschrieben, dergleichen zuvor nie an Tag kommen. Durch Georg Bartisch, Oculist, Schnitt- und Wundartzt in der Churfürstl. Alten Stadt Dreßden. — Sampt einem kurzen Auszug etlicher Zeugnüssen derer Personen, welchen durch Gottes hülffe und solche Mittel an Augen und Gesichtschäden geholffen worden. — Mit schönen Figuren der Anatomi, beyde deß Heubts und der Augen, sowol derselbigen vornehmsten Schäden und Gebrechen, deßgleichen aller Instrument und Gefesse so zu solchen Augen Cur gehörig und dienstlich. — Mit Römischer Keyserl. Maiestät Begnadung und Freiheit, auf 10 Jahre nicht nachzudrucken. 1583. Gedruckt in Dresden durch Mathes Steckel.

Hundert Jahre später, im Jahre 1686, wurde das Buch nochmals herausgegeben und zwar in Nürnberg im Verlage von Georg Scheurer. Dieser Verleger entschuldigt sich in der Vorrede, daß er das Werk nach 103 Jahren nicht wieder in Folio erscheinen läßt; es sei bisher fast aller Okulisten Handbuch und Vademekum gewesen; die Folianten seien aber doch zu beschwerlich, „da hingegen ein geschmeidiger Quartband aller Orten leicht eingepackt und mit sich geführt werden kann." Der Verleger widmet diesen Nachdruck „denen ehrenfesten und kunstberühmten Chirurgis und Barbierern, meinen insonders hoch werth gelehrten Herren". Das Werk ist etwas abgekürzt; es fehlt die höchst interessante Vorrede; die Abbildungen sind schlechter und geringer an Zahl.

Ferner hat Bartisch eine Handschrift „Kunstbuch über die Operation des Blasensteins" 1575 dem Kurfürsten August gewidmet. Dieses höchst merkwürdige Buch ist bisher weder in einer Biographie von Bartisch noch in einem Bücher-Kataloge erwähnt worden. Es hat sich jetzt auf der Königl. Bibliothek in Dresden gelegentlich meiner Nachforschungen nach Bartisch vorgefunden und wurde mir gleichfalls in dankenswertester Weise anvertraut. Diese Handschrift, die noch nie gedruckt wurde, zeigt eine höchst saubere, elegante Steilschrift, offenbar von Bartisch selbst geschrieben und mit den allermerkwürdigsten bunten Zeichnungen von anatomischen und chirurgischen Dingen, welche die Steinoperation betreffen, ausgeschmückt.

Endlich existiert von Bartisch aus dem Jahre 1602 noch eine kleine Schrift, welche die Breslauer Universitäts-Bibliothek besitzt, die aber keinen Verleger und Drucker zeigt. Der Titel ist auch überaus lang; es genüge, hier den Anfang desselben mitzuteilen: „Eine wahrhaftige, eigentümliche und ausführliche Beschreibung der vielfältigen Kraft, Tugend und Nutzbarkeit des edlen, hochnützlichen und vortrefflichen Confects oder Latwerge, des großen Theriaks Andromachi" u. s. w. Es behandelt also ein Abführmittel, damals Theriak genannt.

Wir kennen das Porträt von Bartisch sehr gut; denn in jedem der genannten 5 Werke hat er sich selbst abgebildet, und zwar mit merkwürdigen Um- und Unterschriften. In der Handschrift über Steinoperation 1575 finden wir ihn mit Instrumenten zu dieser Operation in der Hand und mit der sonderbaren Überschrift:

„Als mir Gott gab diese Gestalt,
war ich 38 Jahre alt."

In dem Werke über Augendienst hat er sich als 48jähriger Mann mit der Starnadel in der Hand abgebildet; die Umschrift lautet:

„Gott ist mein Trost, höchster Hort, hier und dort."

In der Schrift über den Theriak ist er als 66jähriger Mann mit Nadel und Messer abgebildet. Die Umschrift lautet: „Gott ist mein Schaffer, Leben und Trost." Die Unterschrift lautet: „Gott hat den Arzt geschaffen und die Arznei kommt vom Höchsten. Anno 1597." — Endlich finden wir in der Nachdruckausgabe 1686 sein Bild wie in der ersten Ausgabe, aber mit folgender Unterschrift:

„Schaue, neubegieriges Aug', den berühmten Bartisch an,
„Der so manche Augenkur ihm zum höchsten Lob gethan;
„Und obgleich der blasse Tod ihm die Augen zugeschlossen,
„Ist doch seiner Augen Prob' uns von solchem zugeflossen."

Aber nicht bloß sich selbst hat er gezeichnet, sondern viele ausgezeichnete anatomische und okulistische Bilder. Er erzählt in der Vorrede seines „Augendienstes", daß er alle Gebrechen „selbst entworffen, angeriffen und contrefactet, wozu ihm die Malerkunst, die ihm auch Gott verliehen, nicht wenig dienstlich gewesen; denn diese ist zu der Kunst der Arznei hoch nöthig und nützlich; dazu kommt, daß diejenigen, welche malen können, vornehmlich sinnreiche und nachdenkliche Köpfe seien."

Das ist sehr richtig. Viele Ärzte bedauern, daß sie infolge der heutigen — gelinde gesagt — gänzlich veralteten Gymnasial-Vorbildung nicht haben ordentlich zeichnen lernen, und suchen in den Fällen, wo es möglich, durch Moment-Photographieen sich zu helfen; aber wenn man selbst neue Instrumente und Apparate bauen lassen will, so kommt man in die größte Verlegenheit, wenn man nicht selbst zeichnen kann. Virchow hat in seiner glänzenden neuen Rektoratsrede „über Lernen und Forschen" mit Recht auch wieder den Wert des Zeichnens für Mediziner betont.

Die Abbildungen von Bartisch sind meist naturgetreu, sehr gut und klar, besonders in dem kolorierten Exemplar in Dresden. Bewundernswert ist, daß Bartisch schon vor 300 Jahren verstanden hat, den Bau des Gehirns und des Auges durch übereinander gelegte Blätter zu demonstrieren. Wenn man jetzt überall in den Schaufenstern das treffliche Büchlein „der Mensch" von Dr. Ebenhöch ausliegen sieht, so glaubt man, das Auseinanderklappen der einzelnen Organe des Menschen auf den Tafeln sei eine neue Erfindung; allein Rabbi Akiba hat recht: es ist alles schon dagewesen. Man hat bisher angenommen, daß Thurneissen, der Leibarzt des Kurfürsten Georg von Brandenburg, die Methode erfunden habe. Sein Werk stammt aber aus 1576, während die nun neu aufgefundene Handschrift von Bartisch über den Steinschnitt schon 1575 erschien; also war Bartisch der Erfinder derselben.

Jedenfalls ist er auch der erste Arzt gewesen, der überhaupt Augenkrankheiten und Augenoperationen selbst gezeichnet und der das erste Lehrbuch der Augenleiden geschrieben hat.

Natürlich kann ich hier nicht einen Einblick in das ganze Werk vermitteln; aber einzelnes aus demselben dürfte wohl von dem allgemeinsten Interesse und in vieler Hinsicht auch kulturhistorisch lehrreich sein.

Der erste Abschnitt des „Augendienstes" handelt von der Anatomie des Auges. Sie lag damals noch sehr im Argen; daher ist es doppelt anzuerkennen, daß Bartisch die meisten Teile des Auges richtig zeichnete und beschrieb. Nur über die Lage der Krystalllinse war er ganz unklar; er hielt sie für eine mittlere Feuchtigkeit, die von einem „Häutlein: Aranea" umgeben sei; er zeichnet ihre Lage viel zu weit nach hinten. Sie liegt in Wirklichkeit ja dicht hinter der

Pupille und ist keine Feuchtigkeit, sondern ein wachsweicher Körper. — Bartisch wußte ferner nicht, daß die Sehnerven im Gehirn sich überkreuzen; er hat sie nebeneinander laufend gezeichnet. Für ihn stehen auch die anatomischen Verhältnisse noch in Beziehung zur Astronomie; wie am Firmamente 7 Planeten herrschen, so im Auge 7 Muskeln; wie es 12 Himmelszeichen giebt, so giebt es auch 12 Teile des Auges. Außer den 6 richtigen Muskeln, welche das Auge bewegen, zeichnet er einen siebenten, der den Sehnerven umgeben und das Auge „nach dem Zirkel wenden und drehen soll", der aber gar nicht existiert.

Dagegen schildert Bartisch sehr schön, wie die Natur das Auge durch Brauen und Lider geschützt und es versteckt hat, wie ein wohlverwahrtes Schloß, Festung oder Stadt; daher komme auch der Name „Oculus" im Lateinischen von occulere, verbergen, verstecken. Und die Brauen und Lider sind wie Fallgatter und Staketen vor einem Thore aufgepflanzt und halten alles Schädliche ab; denn das Auge ist das alleredelste, klarste und subtilste Glied und kann am wenigsten Schaden erdulden. Daher merke man den Vers, den er sehr groß druckt:

„Glaube, Ehr' und Auge,
Das sind drei solche Stücke,
Die zart und edel sein,
Die leiden keiner Tücke."

Da nun das Auge so edel ist, muß auch der Arzt, der das Auge behandeln kann, ganz besondere Eigenschaften haben. Und Bartisch giebt nun einen sehr amüsanten Abschnitt über die 13 Eigenschaften, die ein Okulist haben soll. Er warnt zunächst vor den leichtfertigen Gesellen, die den Namen Augenarzt schändlich und unrecht führen, die sich auf den Markt setzen, Stare stechen und Felle von den Augen ziehen, die aber von Rechts wegen Augenmörder oder Augenverderber heißen sollten. Denn 1) soll jeder Okulist von gottesfürchtigen, frommen, tugendhaften, ehrlichen Biederleuten, Vater und Mutter, erzeugt, geboren und auferzogen sein. 2) Soll er selbst sehr gottesfürchtig sein und fleißig beten. 3) Muß er mit der Leibarznei sehr gut Bescheid wissen. (Das ist sehr vernünftig, da das Auge ja nur ein Teil des Körpers ist; heutzutage kann auch niemand Augenarzt werden, der nicht als allgemeiner Arzt sein Examen gemacht hat.) 4) Soll jeder Okulist zugleich ein Chirurg sein, das Barbier- oder wenigstens das Baderhandwerk in seiner Jugend erlernt und von Jugend auf getrieben haben. „Deswegen gehören durchaus nicht dazu die, die da vom Pfluge, vom Flegel und Mistwagen im Alter dazu kommen, deren jetzt die meisten sein." 5) Soll er von erfahrenen Meistern seine Kunst gelernt haben. 6) Soll er selbst besonders scharfe Augen haben. 7) Soll er „mit Fäusten und Fingern nicht lahm, tölpisch, grob und ungeschickt sein, sondern er soll feine, gerade, subtile, klare, gesunde Arme, Fäuste und Finger haben, auch auf beiden Händen, rechts und links, hurtig und fertig sein". (Auch wir lehren heute unsern Schülern, daß sie zwei rechte Hände haben müssen.) Ferner wünscht Bartisch, daß sich alle Okulisten auf künstlichen

Instrumenten, als Harfen, Lauten u. dgl. üben sollen. (Wir empfehlen heute besonders Trillerübungen auf Klavier oder Geige, um die Finger locker zu machen.) 8) Muß er zeichnen können, um die Instrumente richtig vorzugeben. 9) Soll der Augenarzt verheiratet „eines anständigen Eheweibes Mann“ sein! (Das schadet gewiß nicht.) 10) Soll er nicht geizig, nicht geldgierig, nicht stolz noch übermütig sein und Reichen und Armen gleich dienen. 11) Freilich etwas mittelalterlich derb: Jeder Okulist soll nicht versoffen, ein Trunkenpold, verlogen, unwahrhaftig, nicht faul und verdrossen sein. 12) Soll er nicht mehr versprechen, als er halten kann, und den Leuten nicht das Geld abnehmen, wo weder Rat noch Hilfe ist. 13) Soll er sich nicht selbst loben und meinen, er könne die Kunst nur allein. „Aber,“ so schließt Bartisch, „solche Okulisten sind, Gott sei es geklagt, jetzt gar wenig zu finden.“

Bartisch bringt darauf ein höchst interessantes Kapitel über das Schielen, das er ganz richtig in Aufwärts-, Abwärts-, Rechts- und Links-Schielen einteilt und oft erblich gefunden hat. Zur Beseitigung empfiehlt er eine Hauptkappe schon in frühester Jugend, eine eigentümliche Kapuze mit 2 Löchern; freilich meint er, man müsse sie lange tragen; aber das Schielen vergehe dadurch. Das ist nun ein großer prinzipieller Irrtum. Bartisch wußte eben noch nicht, daß stets beide Augen zugleich nach derselben Richtung gedreht werden, und daß es unmöglich sei, mit dem einen Auge nach rechts, mit dem andern aber zugleich nach links zu sehen. Er glaubte jedoch, daß der Kranke, wenn die Augen nach der Nase schielen und die Kapuze nur zwei Löcher hat, die nach der Schläfe hin offen sind, mit dem rechten Auge nach rechts und mit dem linken nach links sehen werde. Alexander v. Humboldt hat bekanntlich den Satz ausgesprochen, daß derartige entgegengesetzte Bewegungen des Auges nur bei dem Chamäleon und denjenigen Menschen möglich seien, die mit dem einen Auge auf die Güter des Himmels, mit dem andern aber zugleich auf die der Erde blicken. Die Kapuzen konnten also nichts helfen, und man ist seit vielen Jahren von allen Schielbrillen, selbst von denen, die nur ein Auge nach einer Richtung ablenken sollten, zurückgekommen. Gegen das Schielen können nur entweder richtig geschliffene Gläser oder die heutzutage bei Anwendung von Cocain gänzlich schmerzlose und gefahrlose, ambulatorisch vorzunehmende Schieloperation Nutzen bringen.

Bartisch unterschied aber richtig von diesem in der Jugend schon entstehenden Schielen die schlimmen Formen, welche im späteren Alter infolge von Gehirnleiden und Krämpfen entstehen; gegen diese empfahl er Purgier-Küchlein, Latwerge, die äußerst zusammengesetzt sind und stark abführende Mittel enthalten. Diese Kuchen müssen aber mit seinem Stempel, der seinen Namen und sein Wappen trägt, und den er abbildet, versehen sein. Er verkaufte auch, wie aus seiner kleinen Schrift über den Theriak (siehe oben) hervorgeht, auf den Märkten eine Latwerge, welche nach einem Rezepte von Andromachus, dem Leibarzte des Nero, bereitet wird, und welche er gegen 70 verschiedene Krankheiten der verschiedensten Art anpreist, unter anderm auch gegen Gedächtnis-Schwäche, gegen Darmleiden, gegen Zipperlein, gegen Heiserkeit, gegen blödes Gesicht. Offenbar

ging er von der nicht unrichtigen Ansicht aus, daß bei den meisten auf Entzündung und Blutüberfüllung beruhenden Krankheiten eine reichliche Leibesöffnung erwünscht sei.

Dann kommt ein kurzes Kapitel „über Brillen und wie man sich vor ihnen behüten möge.“ Bartisch zeichnet die damaligen Brillen, die keine Bügel, sondern Lederfassungen hatten. Er hatte grundfalsche Ansichten über die Brillen; er hielt sie alle für schädlich. Daher giebt er eine ganze Anzahl von Rezepten, um den Gebrauch der Brillen zu verhindern oder sich von ihnen zu entwöhnen. Er verschreibt die abenteuerlichsten Sachen; um nur ein Pulver zu erwähnen, nenne ich: Cardamom, Anissamen, gepulverte Rebhühnerherzen und gepulverte Gemsenleber, in Wein des Morgens und Abends bei zunehmendem Monde einzunehmen. Ganz besonders wirksam aber, um das Brillentragen zu verhüten, ist nach Bartisch das öftere Anschauen von Edelsteinen, namentlich von Jaspis und Chrysopras; diese sollen in Form von Amuletten, die er abbildet, am Halse oder an den Armen getragen werden. Auch sehr kostbare Pillen, welche gepulverte Perlen und Korallen enthalten, empfiehlt er zur Abgewöhnung der Brillen.

Von höchstem Interesse ist der vierte Teil seines Buches, der vom grauen Stare handelt. Er hält ihn irriger Weise, wie die arabischen Ärzte, für ein innerliches Hirnfell, für eine trübe, zähe Flüssigkeit, welche sich im Gehirn und Blute ansammelt, in die vordere Augenkammer herabläuft und sich vor die Pupille legt wie ein Spinngewebe; dort wird diese Flüssigkeit je länger, je dicker und zäher, bis man nicht mehr durch sie hindurchsehen kann. Auch die alten Griechen hatten diese Vorstellung und nannten die Krankheit daher Cataracta, von καταῤῥέω, herabfließen.

Woher der Name Star kommt, kann Bartisch nicht angeben; es sei eben ein allbekannter Name. Daß man die Krankheit Star nenne, sei kein Wunder; denn man findet auch andre Schäden der Menschen, die nach Tieren genannt werden, z. B. der Krebs, der Wolff, der Frosch u. s. f. Zu seiner Zeit glaubten die Menschen, daß man den Star bekomme, wenn man viel vom Vogel Star ißt, oder wenn man aus einem Wasser trinkt, aus dem der Star getrunken, oder auch in dem er gebadet hat; Bartisch erklärt dies aber für Aberglauben und falschen Wahn. Die neueren Forschungen haben bekanntlich ergeben, daß das Wort von „starr“ kommt, weil die Kranken einen starren Blick haben.

Bartisch unterscheidet ganz äußerlich nur nach der Farbe die Stare und zwar in einen weißen, blauen, gelben, grünen und grauen Star. Er kennt viele Ursachen des Stars, u. a. die Strafe Gottes für begangene Sünden, merkwürdigerweise auch die Ehelosigkeit, ferner die schlechte Feuchtigkeit des Gehirns, dann grobe Speisen, wie Zwiebeln, Knoblauch, Meerrettig, Grütze, Krebse, Stockfische u. dgl., davon die groben Dünste in das Haupt steigen und dort zu einer Feuchtigkeit von zähem, trübem Wasser werden, welches in die Augen hinabläuft. Aber Bartisch giebt auch richtig an, daß Verletzungen den grauen Star erzeugen können.

Die Operation selbst machte er nicht auf der Straße, sondern in einem lichten Gemache in der Nähe des Bettes. Sehr interessant, schon in Hinsicht auf die Kostümkunde, ist die Abbildung, die er von seiner Methode der Staroperation giebt; der Kranke sitzt vor ihm, während ein junkerhaft aufgeputzter Assistent mit dem Hut auf dem Kopfe den Kopf des Patienten hält.

Die Operation bestand in der Verlagerung der Kristalllinse mit einer goldnen Nadel, die sehr fein und spitzig ist. Er erzählt freilich: „Ich habe auch solche Kerls gesehen, die auf den Märkten den Leuten Instrumente gewiesen, daß einem erfahrenen und verständigen Arzte billig das Herze davor erschreckt und die Haare gegen Berge gehen möchten; derselbigen Nadeln waren von Eisen oder Messing gemacht; daran sind Spitzen, daß ein Schuster ein paar Schuhe damit abnähen oder ein Fleischer ein Kalb mit abstechen möchte. Aber wie die Ärzte sein, so sein ihre Instrumente auch."

Sehr schön schildert Bartisch auch die Notwendigkeit einer gründlichen Nachbehandlung. Mit der Operation allein ist es nicht gethan. „Man pflegt zu sagen: Es gehört mehr zum Tanzen als rote Schuhe; es gehören auch starke und frische Schenkel darein. Aber die meisten Starstecher drücken den Star aus der Pupille heraus, nehmen ihr Geld und laufen davon; aber nach 8 oder 12 Tagen findet sichs, wenn der Arzt weg ist, daß der Patient Zeter und Mordio über den Arzt schreit und über seine großen Schmerzen, die er in den Augen und im Häupte leiden muß." Bartisch hingegen läßt den Kranken zu Bett legen und im Dunkeln bleiben, beschreibt genau die Verbände und wie sie zu wechseln sind, und schildert die mannigfachen Entzündungen, welche folgen können, sowie ihre Behandlung.

Freilich ist heutzutage in allen zivilisierten Ländern die Methode des Starstechens verlassen; nur noch der indische Augenarzt Golam-Kader, der in Italien und Holland jetzt herumreist, macht den Starstich. Traurige Mitteilungen liegen bereits aus Holland vor; dort hat er bei Starkranken die Linse in den Glaskörper herabgedrückt, wo sie als fremder Körper an falscher Stelle im Auge arge Entzündungen angerichtet hat. Diese bereits seit Jahrhunderten mit dem Starstich, der Verlagerung der Linse, gemachten bösen Erfahrungen haben vor 150 Jahren bereits den französischen Augenarzt Daviel veranlaßt, statt der Herabdrückung die Herausnahme der Linse, die Extraktion derselben zu empfehlen. Diese ist auch heutzutage mit Recht die allein und überall geübte. Der graue Star ist eben nicht, wie Bartisch glaubte, ein trübes Häutchen, das vor der Linse liegt, sondern er ist die ganze getrübte Linse selbst. Indem man sie aus dem Augapfel herausnimmt, verhütet man eben spätere Entzündungen.

Überhaupt sind heute die Entzündungen nach allen Augenoperationen überaus seltene geworden, da man hier wie bei allen chirurgischen Eingriffen jetzt das Eindringen von Bakterien, welche die Wundheilung stören, durch antiseptisches Verfahren verhütet.

Jedenfalls muß Bartisch ein sehr geschickter Operateur gewesen sein, da trotz aller Unvollkommenheit seiner Methode nach den vorliegenden Zeugnissen doch viele Operierte ihr Augenlicht wieder erhielten. Es ist dies um so anerkennenswerter, als man zu seiner Zeit keinerlei Betäubungsmittel kannte. Seit 1847 hatten wir das Chloroform, das ja aber auch mit Übelständen, wie Erbrechen, tiefe Ohnmacht u. s. f. verknüpft war. Seit 1884 jedoch, wo Koller gefunden, daß das Cocain die kostbare Eigenschaft besitzt, das Auge völlig unempfindlich zu machen, ohne das Allgemeinbefinden zu stören, sind Operationen am Auge des Lebenden so leicht wie am Kadaver auszuführen. Wenn Bartisch heute aus seinem 300jährigen Schlaf erwachte, wie würde er erstaunen, wenn er die Schmerzlosigkeit der Operationen mit den Maßnahmen vergleichen könnte, die er noch nötig hatte; die Kranken ließ er nämlich mit Armen und Beinen an einen Stuhl festbinden.

Das that er freilich nicht beim Eingießen von Augenwässern; da lagerte er den Kranken horizontal, auf daß die Arznei nicht bald herauskomme, und wünschte, „daß der Arzt „fein gesittsam" das obere und untere Augenlid auseinander thue mit Daumen und Zeigefinger, und daß er das Löfflin oder Schwämmlin fein zwischen die 2 Finger der andren Hand nehme." Die Situation ist ganz richtig; aber Schwämme nimmt man natürlich heute nicht mehr, sondern Tropfgläser, in denen keine Zersetzung der Augenwässer eintreten kann.

Bartisch war ein großer Freund des Haarseils, das er mit einer glühenden Nadel durch die Haut des Nackens stach und alle Tage weiter zog. Der Schmerz ist bei dieser Prozedur allerdings ein sehr großer, und Bartisch zeichnet daher auch die dicken Thränen, welche der Kranke vergießt. Das Mittel selbst aber schätzen wir älteren Augenärzte auch heute noch als ein ganz vorzügliches bei tieferen Augenentzündungen, wenn es auch etwas barbarisch erscheint. Die jüngere Schule kennt es leider kaum mehr.

Weniger halten wir von den Bähungen des Auges mit Eibisch- und Fencheltbee. Besonders empfahl er sie bei Augenleiden nach Pocken, welche in jener Zeit eine enorme Menge von Erblindungen hervorriefen. Bei dieser Gelegenheit können wir besonders den großartigen Segen, den die Zwangsimpfung zur Folge hatte, studieren. Vor Einführung der Impfung waren in Frankreich und Preußen 35 Proz. aller Blinden infolge von Pocken erblindet; nach der Einführung der Impfung wurden in Frankreich nur noch 7 Proz., in Preußen noch 2 Proz. pockenblind. Im letzten Jahrzehnt sind keine Zusammenstellungen gemacht worden; sie würden bei uns nicht 1 Proz. mehr ergeben, da seit dem französischen Kriege keine Pockenepidemieen mehr in Deutschland vorkamen. Von fast 2 Millionen preußischer Soldaten, die in den 33 Jahren von 1834—1867 geimpft und wieder geimpft worden sind, erkrankten an Pocken überhaupt nur 2 pro Mille.

Interessant dürfte es ferner sein, hier zu erwähnen, daß in England kein Impfzwang existiert, daß aber bei der großen Pockenepidemie, welche 1888 in

Manchester wütete, alle Juden verschont geblieben sind. Es waren nämlich alle Juden geimpft und wiedergeimpft infolge der strengen Maßregel des jüdischen Vorstandes, daß keine Familie, bei der sich ein ungeimpftes Kind findet, je irgend eine Unterstützung erhält.

Das deutsche Reichs-Impfgesetz vom 8. April 1874 ist vom größten Segen gewesen; trotzdem fehlt es ja leider noch immer nicht an Gegnern der Impfung, und leider hat man in einigen Schweizer Kantonen die Frage der Zwangsimpfung der Volks-Abstimmung unterbreitet. Diese fiel bedauerlicherweise gegen die Zwangsimpfung aus, obgleich 95 Proz. aller Schweizer Ärzte für dieselbe gestimmt hatten. Die Stimmen der Laien haben dort denselben Wert wie die der Sachverständigen; aber schon jetzt ertönen die Klagen über die Zunahme der Pocken in der Schweiz.

Von allgemeinstem Interesse ist es gewiß, zu hören, daß, wenn jemand, der überhaupt geimpft worden, in späteren Jahren doch einmal von Pocken befallen wird, er niemals eine Augenentzündung bei den Pocken bekommt. Dank dem ausgezeichneten deutschen Impfgesetze habe ich seit 1874, also seit fast 20 Jahren, unter mehr als 50 000 Augenkranken nie mehr eine Augenkrankheit nach Pocken gesehen.

Auch das Ausland erkennt den Segen unsrer Verordnung an; ein Bürgermeister in Japan bemerkte einem deutschen Professor gegenüber: Die beiden größten Vorteile, welche Japan dem Verkehr mit dem Auslande verdankt, sind die Petroleumlampe und die Impfung. —

Im 14. Kapitel seines Werkes giebt Bartisch Vorschriften, wie man sein Auge gesund erhalten könne, also gewissermaßen seine Hygiene des Auges. Freilich spielt auch hier wieder das Anschauen von Türkisen, die am Halse und an den Händen getragen werden sollen, eine Rolle; auch empfiehlt er das Anschauen von „Herz und Augen einer Eule, die an der Luft gedörrt sind und auf bloßem Halse getragen werden". Dann aber stellt Bartisch sehr schön am Schlusse alles zusammen, was dem Auge schädlich ist. In Kürze ist es: 1) Wohnen in dunklen oder feuchten Zimmern. 2) Rauch, Staub, Wind. 3) Viel wachen und wenig schlafen. 4) Den Kopf im Winter erkälten. 5) Viel Weinen. 6) Verstopfung und Husten. 7) Betrachtung blendender Gegenstände. 8) freilich etwas mittelalterlich derb: „Fressen und Sauffen, Schlemmen und Themmen, sonderlich, wenn solches spät auf den Abend geschieht und bis in die sinkende Nacht vollzogen wird." 9) Angekleidet schlafen. 10) Bald nach dem Essen Schreiben, Lesen, auf etwas Scharfsinniges Dichten und Denken oder kleine Dinge besichtigen. Schon ein alter Vers sage:

„Es ist kein Vöglein so unweis',"
„Es ruht ein Stündlein auff sein Speis'."

Weniger richtig sind Bartisch's Ansichten über eine ganze Reihe von Fischen und Vögeln, von Gemüsen und Zuthaten, die dem Auge schaden sollen. Man sieht nicht ein, warum Enten, Gänse, Störe, Sauerkraut, Zwiebeln das Sehen beeinträchtigen sollen. Dagegen stimmen wir ihm betreffs der Getränke völlig

bei. Er verbietet „alle sauren und alle trüben Getränke; starke, geschwefelte und geschmierte Weine; junges und trübes Bier und Branntwein." Das ganze Kapitel schließt Bartisch mit einem Verse, dessen Kraftausdrücke ich hier etwas mildere, der aber sehr beherzigenswert ist. Er lautet:

„Wer fressen, saufen, ausschweifen will,
Der schwächt die Glieder allzuviel;
Wer ißt, trinkt, liebt bescheidentlich,
Hat Lust genug und kräftigt sich." —

Ein wirklich beklagenswertes Kapitel ist nur das 13., welches „von den Schäden und Mängeln, so durch Zauberei, Hexen, Unholde und Teufelswerke den Menschen widerfahren." Natürlich glaubt Bartisch an Teufel und böse Geister, welche durch Zauberei die Menschen blind machen können, und er beruft sich dabei auf die eignen Aussagen der Personen, die offen ihre Zaubereien bekannten, „bevor sie, wie billig, gerichtet, gebraten, verbrannt und geschmeuchet wurden". Er sah selbst aus den Augen solcher, durch Zauberei erkrankter Menschen Kleiderhefte, gekrümmte Stecknadeln, Senkelstifte u. dgl. herausschwären, auch bisweilen Stücke Fleisches herauswachsen; er bildet diese Dinge sogar ab und fragt: Wie könnte solches von Natur sein und nicht von Zauberei kommen? Er unterscheidet die hitzige und die kalte Zauberei. Bei der ersteren tritt eine enorme Hitze in den Augen und im Kopfe auf. „Da reißts, da stichts, da brennts, da schießts Tag und Nacht bis die Augen zerspringen." Bei der kalten Zauberei aber beginnt das Leiden mit Frost und Kälte, und es giebt Anschwellungen der Augenlider, daß sie so groß wie Gänseeier werden, welches alles wider die Vernunft und Natur ist." Bartisch giebt auch allerlei Rezepte gegen diese Zaubereien. Im ganzen zähle ich in seinem Werke 623 Rezepte; wir kommen heute bequem mit 30 aus.

Es klingt nun freilich unbegreiflich, daß ein gelehrter Mann diesem Aberglauben huldigen konnte; aber man muß die Menschen von damals nicht mit unserm Maßstabe messen, sondern in Rücksicht auf die Anschauungen ihrer Zeit beurteilen. Wie ich in der Einleitung zeigte, war alle Welt eben damals in den Irrtümern und Vorurteilen jener Zeit befangen. Abergläubisch war also auch Bartisch; aber er war nicht dumm; im Gegenteil, sein Buch zeigt, daß er ein kluger Kopf gewesen.

Noch lange Zeit blieb in Deutschland der Zustand der Augenheilkunde auf dem Standpunkte von Bartisch, wie man das aus der neuen Auflage seines Werkes, 100 Jahre später, sieht. Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurden die ausländischen Operateure in Deutschland mit offenen Armen empfangen. Eine ganz besondere Gewandtheit entwickelte ein englischer Okulist, namens John Taylor, der durch ganz Europa in einer mit lauter Augen bemalten Kutsche herumreiste und wie die größten Charlatane seinen eigenen Ruf ausposaunte.

Ja sogar aus dem Jahre 1792 habe ich jetzt eine preußische Verordnung aufgefunden, die in der Edikten-Sammlung unter dem 14. August 1792, also

gerade vor 100 Jahren, veröffentlicht wurde, welche die Überschrift führt: „Circulare wider die Operateurs, Augenärzte und Quacksalber," und in welchem der König Friedrich Wilhelm befiehlt, gegen die sich einschleichenden fremden Operateurs, Stein-, Bruch-, Augen-, Zahn- und Wurmärzte und andre Quacksalber streng einzuschreiten.

Erst 200 Jahre nach Bartisch fing man an, die Augenkrankheiten an den deutschen Universitäten zu behandeln. In Leipzig hatte 1777 der Kommissionsrat Schubarth der Universität 4000 Thaler vermacht mit der Bedingung, daß der jedesmalige Professor der Physiologie dafür ein Kolleg über die Krankheiten der Augen lesen sollte; dafür sollte er die eine Hälfte der Zinsen erhalten, die andre dagegen sollte unter 4 Studenten verteilt werden, welche diese Vorlesung hörten. Noch heute besteht dieses Legat in Leipzig; nur liest nicht mehr der Professor der Physiologie, sondern der der Augenheilkunde das Kolleg.

Erst 1813 wurde eine Professur für dieses Fach gegründet, und zwar in Wien für den hochverdienten Augenarzt Georg Joseph Beer. Andre Universitäten folgten nach. Aber dieser Morgenröte folgte der blendende Tag erst 1851 nach, als Helmholtz die Welt mit seinem Augenspiegel beglückte, einer Erfindung, die seinen Namen für alle Zeiten mit dem Lorbeer der Unsterblichkeit schmückt. Alle die tieferen Teile des Auges, die bisher in stetes Dunkel gehüllt waren, konnten nunmehr erleuchtet und untersucht und viele Krankheiten erst jetzt richtig erkannt und der Heilung entgegen geführt werden. Ausgezeichnete Ärzte, wie Albrecht v. Graefe in Berlin, Arlt in Wien, Donders in Utrecht durchforschten mit Helmholtz' Instrument die Tiefen des Auges und führten die Augenheilkunde schnell zu einer solchen Höhe, daß sie bald den andern Zweigen nicht nur ebenbürtig, sondern durch ihre Exaktheit sogar überlegen dastand. Aus allen Ländern strömten nun nach Deutschland die jungen Ärzte, um hier ihre Ausbildung zu genießen und dann überall hin Segen zu verbreiten.

Die herumreisenden Augenärzte gingen unter aus drei Gründen: 1) weil das Eisenbahnnetz überall so erweitert wurde, daß selbst aus kleinen Ortschaften die Kranken rasch in größere Augenkliniken gelangen konnten, 2) weil jeder Arzt seit 1871 im Staatsexamen auch in der Augenheilkunde geprüft wird, also die nicht operativen Fälle gut kennen und behandeln muß, und 3) weil wegen der herrlichen Heilerfolge der modernen Augenheilkunde (wohl 90 Proz. der Augenkranken werden geheilt!) sehr viele Spezialisten, in manchen Orten vielleicht sogar schon zu viele, sich selbst in kleineren Städten niederließen. Das Herumreisen der Augenärzte, das noch vor 20 Jahren in Deutschland vorkam, hörte auf, weil es eben nicht mehr lukrativ war.

In größeren Städten ist nun auch wohl meist das Publikum klug genug geworden und geht, wenn es an den Augen erkrankt, zu dem sachverständigen Arzte. Aber daß das Geheimnisvolle, das Reklamehafte, das charlatanartige Auftreten in goldgesticktem Gewande noch heute einen großen Reiz auch in großen Städten ausübt, beweist der Zulauf, welchen ein sogenannter indischer Augen-

arzt Golam-Kader in vielen Hauptstädten Europas, besonders in Italien und Holland, im Jahre des Heils 1892 hatte. Erfreulicherweise wurde dieser Mann, zu dem selbst in Berlin Tausende wallfahrteten, bald öffentlich entlarvt und polizeilich ausgewiesen.

Auf dem Lande feiern freilich immer noch mehr als in den Städten die Kurpfuscher ihre Triumphe, wenn sie auch nicht auf öffentlichen Märkten in Buden in goldgestickten seidenen Kleidern auftreten. Es läßt sich ja auch nichts dagegen einwenden, wenn die Schafe in richtiger Selbsterkenntnis zum Schäfer gehen und nicht zum Doktor. Überall giebt es Einrenker und Streicher, und man muß es den Dummen, die ja nie aussterben, überlassen, ihre Gliedmaßen behandeln zu lassen, wo sie es für richtig halten.

Aber offenbar nimmt das Kurpfuschertum in Deutschland jetzt sehr überhand; wer heut irgendwie Schiffbruch gelitten, wird eben Kurpfuscher. Das Pfuschertum nimmt nur andre Namen an; hier nennt es sich prahlerisch „Naturheilkunde“, dort nennt es sich „Kneipp'sche Kur“.

Hoffentlich werden die immer mehr sich ausbreitende Bildung und die vielen populär-medizinischen Aufsätze in Broschüren und Journalen die Menschen im nächsten Jahrhundert wenigstens zu der Überzeugung bringen, daß es richtiger ist, eine verdorbene Uhr zum Uhrmacher zu bringen als zum Schlosser.

Dann wird man freilich auf die Charlatane der heutigen Zeit ebenso lächelnd herabblicken wie wir heute auf die des Mittelalters, von denen allerdings in vieler Beziehung eine rühmliche Ausnahme machte: Georg Bartisch.

Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's.

Ein Beitrag zur Geschichte seiner letzten Lebensjahre

von

Theodor Wiedemann.

(Fortsetzung.) [1])

Ein paar Jahre darauf wurde die öffentliche Aufmerksamkeit durch die Arnimsche Angelegenheit in Spannung gesetzt; Ranke ließ sich über dieselbe zu verschiedenen Malen aus. Zunächst und auf die ersten Nachrichten gestützt meinte er, daß es bei der Verhaftung des Grafen wahrscheinlich nicht sowohl auf die Beschlagnahme bestimmter, angeblich vermißter Papiere und Briefschaften abgesehen gewesen sei als vielmehr darauf, Einsicht in dessen persönliche Verbindungen zu gewinnen; späterhin (16. Oktober 1874), als die Zeitungen eingehendere Berichte gebracht hatten — allerdings könne es sein, daß Arnim im Besitz von Briefen Bismarck's sei, von denen das auswärtige Amt keine Kopie besitze und

[1]) November-Heft 1892.

die für dasselbe von Wichtigkeit seien. Die unrichtige und unüberlegte Handlungsweise Arnim's erblickte Ranke darin, daß derselbe erst Schriftstücke in die Registratur der Pariser Botschaft eingetragen und sie dann doch an sich behalten habe. Er tadelte aber anderseits auch die „Rigorosität" [1]) der von Bismarck gegen den Grafen getroffenen Maßnahmen. Nach der Lektüre der von diesem verfaßten Broschüre: „Pro nihilo", äußerte Ranke: „Darf ein Beamter in solcher Weise seinem Chef gegenüber auftreten?" Die Frage schloß, wie man sieht, durch ihre Form die Negation ein. Der Fall bildete auch einen Gegenstand der Unterhaltung zwischen Ranke, dem Generalfeldmarschall von Manteuffel und dessen Gemahlin, wobei diese die Schritte Arnim's, zu der Zeit, in der er Gesandter Preußens beim Päpstlichen Stuhl war, und in dieser Stellung, an denen Ranke Anstoß nahm, wenn auch nicht an sich vorwurfsfrei, so doch als in dessen Lage unvermeidlich darzustellen und damit zu entschuldigen sich bemühten.[2]) Halb scherzhaft, halb im Ernst äußerte damals Manteuffel: nun werde die Reihe an ihn kommen, dabei aber Bismarck erkennen, daß er mit einem General nicht so leicht umspringen könne wie mit einem Gesandten.

In Beziehung auf die äußere Politik Bismarck's war Ranke, wie die Mehrzahl von dessen ursprünglichen Gegnern, durch den Erfolg, zu dem sie geführt hatte, zu nachträglicher Billigung derselben bewogen worden; er machte gar kein Hehl daraus, wie denn überhaupt die Zurückhaltung mit dem Bekenntnis von Irrtümern, sobald er nur in der That zu ihrer Einsicht gelangt war, durchaus nicht in seiner Natur lag, daß er früher die Beseitigung des Dualismus der österreichischen und preußischen Herrschaft in Deutschland für unmöglich gehalten habe; darüber aber sei er durch Bismarck andrer Meinung geworden; er billigte jetzt auch die im Jahre 1866 vorgenommenen Einverleibungen, mit denen er anfänglich, wie sein Freund Edwin von Manteuffel — beide befürchteten als Nachwirkung davon eine Gefährdung des Legitimitätsprinzips, eine Beeinträchtigung der monarchisch-dynastischen Interessen, einen schließlichen Sieg des Liberalismus — keineswegs einverstanden gewesen war.[3]) Zugleich aber gab Ranke mit größter Unbefangenheit zu erkennen, daß er „in vielen andern Dingen" mit dem leitenden Staatsmanne sich nicht in Übereinstimmung befinde. Das bezog sich nun eben auf die innere Politik; er mißbilligte die Direktion, die diese nach dem österreichischen Kriege eingeschlagen hatte und noch immer innehielt, wegen ihrer Begünstigung liberaler Tendenzen. Er war seitdem jedes, auch nur in be-

[1]) Ich setze nur eben dieses Wort unter Anführungszeichen; meine Mitteilung aber beruht im ganzen auf gleichzeitiger schriftlicher Fixierung, in der die von Ranke gebrauchten Ausdrücke und Wendungen überhaupt beibehalten sind.

[2]) Eine charakteristische Äußerung Ranke's über die Arnim'sche Angelegenheit berichtet Professor Wichmann im Zeitgeist, Beilage zum Berliner Tageblatt, 1887 Nr. 9 vom 28. Febr., worauf ich verweise.

[3]) Besonders schmerzlich war Ranke von der Aufhebung des „welfischen Königtums von Gottes Gnaden" berührt worden. Dem Prinzen von Cumberland, nachmaligen König Georg V. von Hannover, hatte er im Jahre 1835/6 Vorträge über die neueste Geschichte gehalten; er erfreute sich auch nach der Thronbesteigung der Gunst und Freundschaft desselben.

schränktem Maße auf die Staatsleitung geübten Einflusses verlustig gegangen; doch nicht sowohl durch dieses persönliche Motiv wurde in Ranke Mißstimmung erweckt als vielmehr dadurch, daß er sich, wie andre, Anhänger und Gegner, nach der Hand in den an den Eintritt Bismarck's in das Ministerium im Sinne des Konservativismus geknüpften Erwartungen getäuscht sah oder getäuscht zu sehen glaubte. Ich hörte von ihm die Worte: „Man hat sich in ihm (d. i. Bismarck) geirrt"; er deutete an, daß man über denselben besser hätte unterrichtet sein können; in dem nachträglich zu allgemeiner Kenntnis gekommenen Umstand, daß Bismarck während seines Studentenaufenthalts in Göttingen an der Feier der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten teilgenommen habe — er begleitete das Vorlesen der Notiz mit einem „Hm, Hm" — erkannte er ein Indizium dafür, daß dieser schon in der Jugend keineswegs unbedingt und ausschließlich streng konservativen Anschauungen gehuldigt habe; er ließ durchblicken, daß danach die mit großer Sicherheit gehegte Voraussetzung, Bismarck werde ausschließlich im Sinne des Konservativismus wirken, als unberechtigt erscheinen müsse. Der kirchlich-politische Kampf und die Weise, in der er geführt wurde, war ihm besonders auch deshalb widerwärtig, weil die Regierung sich dabei auf die liberale Partei stützte; überdies fürchtete er davon eine Erschütterung der moralisch-religiösen Grundlagen des Staatswesens.

Ein Ende und der Ausgang des Streites schienen ihm gar nicht abzusehen, zumal er in Erfahrung brachte, daß noch immer auf neue Mittel der Überwältigung des Klerikalismus, von denen man sich mehr Erfolg als von den bisher angewandten, verspreche, gesonnen werde, wie denn gegen die opponierende katholische Geistlichkeit Maßregeln in Vorschlag gebracht worden sein sollten, die in einer für den heutigen Tag seltsamen Weise in Rechtsbräuchen des Mittelalters (Acht) ihr Analogon fanden; er vernahm von der Absicht, das Kultusministerium einem Israeliten zu übertragen. Ranke erachtete für völlig unberechenbar, worauf der Fürst in dem Bestreben, seinen Willen auch in dieser Hinsicht durchzuführen, noch verfallen könne, und was derselbe vermöge der Machtmittel und der Autorität, die ihm zur Verfügung waren, durchzusetzen im stande sein werde; er war in großer Sorge über die Gefahren, die dadurch heraufbeschworen werden könnten.

Unterdes verschärfte sich zugleich der Gegensatz der konservativen Partei zu der Regierung immer mehr und erreichte in den ersten Monaten des Jahres 1876 seinen Höhepunkt. Es war ein Jahr später, als Ranke mit den Worten: „So habe ich es nicht gemeint", gelegentlich dagegen Einspruch erhob, als dürften einige Stellen in seinem soeben erschienenen Werke über Hardenberg so aufgefaßt und gedeutet werden, daß aus denselben, da ein gewisser natürlicher und in die Augen fallender Parallelismus zwischen den Umständen, den Bedingungen und der Wirksamkeit beider Staatsmänner vorhanden sei, eine Rechtfertigung, Billigung oder doch entschuldigende Motivierung des Verhaltens des Reichskanzlers seinen Gegnern gegenüber in den „Friktionen" wenigstens nach den allgemein ausgesprochenen Grundsätzen sich folgern ließen; — man wird, wie

ich glaube, wenn man unbefangen urteilt, nicht verkennen, daß ein Verständnis, wie das angedeutete, nicht jedes Anhalts entbehrt.[1]) Bald darauf lief ein von Bismarck unterzeichnetes Schreiben ein, durch welches Ranke benachrichtigt wurde, daß das einzige gedruckte Exemplar der „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg", über welches die Verfügung von staatswegen frei geblieben war, dem Grafen Moltke überwiesen worden sei. Das war für Ranke eine ihm überaus angenehme Überraschung; diese Disposition hatte schlechterdings seinen Beifall; er sah darin eine ihm und seinem Werke dargebrachte Anerkennung von größtem Werte, über die er auf das lebhafteste seine Freude bezeigte. Man merkte ihm an, daß er sich selbst nicht zutraute, in seinen Gedanken auf eine für ihn so ehrenvolle, der Sache so angemessene Anordnung verfallen zu sein. Von Bismarck sagte er damals: „Er macht alles selbst, aber er versteht auch alles." Bei der Beurteilung dieses Staatsmannes, gewissermaßen in seinem ideellen Verhältnis zu demselben, befand sich Ranke in einer Art von innerem Widerspruch. Er erklärte, oft vorausgesagt zu haben, und war in gewissem Sinne darauf stolz, daß „wir eines Richelieu bedürften". In dem Fürsten erblickte er einen solchen; die von diesem nach jenem Vorbild in Vollzug gesetzte Steigerung der höchsten Gewalt sah er als ein großes Verdienst desselben an und betrachtete sie als ein für die Staats- und Reichsentwicklung notwendiges Moment.[2]) Dagegen war ihm, was damit unvermeidlich verbunden war und gewissermaßen die fundamentale Bedingung dafür bildete, die Zurückdrängung oder doch das faktische Zurücktreten jedes anderweitigen Einflusses sehr unerwünscht. Gegen die Konzentration der Machtfülle und des autoritativen Ansehens in einer Hand sprach in ihm eine durch viele persönliche Beziehungen genährte, übrigens mit seiner politischen Grundanschauung zusammenhängende Vorliebe für eine Form der Staatsleitung, bei der die aristokratisch konservativen Elemente berücksichtigt wurden; es regte sich bei ihm wie bei vielen andern das Gefühl, daß der Monarch unter den obwaltenden Umständen nicht genug hervortrete; dessen eigner Wille selbst in betreff von Personalien nicht hinreichend zur Geltung komme. Die Hauptsache aber war die Differenz zwischen den politischen Ansichten, die Ranke hatte, und denen, nach denen der Fürst zu verfahren schien. Die in Ranke andauernde Animosität entwickelte in ihm eine Neigung, auch unabhängig davon an dem Verhalten Bismarck's Anstoß zu nehmen, es gleichsam mit mißtrauischem Blick zu überwachen und nur allzu leicht ungünstiger Beurteilung zu unterziehen. Das zeigte sich

---

[1]) Ich verweise insbesondere auf das Kapitel über Hardenberg's Wiedereintritt in den preußischen Staatsdienst im Jahre 1810 und eine Stelle, die sich S. W. Bd. 47, S. 135 findet.

[2]) Ranke's Darstellung der Staatsverwaltung Richelieu's (im zweiten Bande der französischen Geschichte) wurde von Georg Waitz als ein Meisterstück von dessen Historiographie bezeichnet; Nitzsch hingegen hielt sie für äußerst gefährlich und verdammte sie aus moralisch-politischen Gründen, da dieselbe Männern von dem Temperament und Charaktereigenschaften Bismarck's zur Verführung gereichen und den Anreiz geben könne, in ihrer eigenen Laufbahn dem Vorgange des französischen Kardinals zu folgen.

z. B. bei dem Nobiling'schen Mordversuch.[1]) Nach demselben säumte ihm Bismarck viel zu lange mit seiner Ankunft in Berlin; an den wenigen Tagen, die darüber vergingen, wiederholte er jedes Mal, wenn ich die Zeitung zur Hand nahm, um ihm die wichtigsten Nachrichten aus derselben vor dem Beginn der abendlichen Arbeitsstunden vorzulesen, mit Zeichen steigender Verwunderung und dem lebhaften Ausdruck des Mißfallens die Frage: „Ist er noch nicht da?" Als die Anwesenheit des Reichskanzlers berichtet wurde, sprach er ein langgedehntes: „Endlich" aus.[2]) Darauf aber kam die seit einigen Jahren vorbereitete, den konservativen Tendenzen entsprechende Wendung der Politik zum Durchbruch. Ranke begrüßte sie mit Freuden und ersehnte für dieselben im allgemeinen Interesse günstige Erfolge. Persönlich sehr angenehm berührt wurde er von der damit in Zusammenhang stehenden und alsbald darauf stattfindenden Ernennung seines intimen und langjährigen Freundes, des Generalfeldmarschalls Edwin von Manteuffel, zum kaiserlichen Statthalter und zum kommandierenden General des 15. Armeekorps. Seitdem versagte Ranke der Haltung Bismarck's auch in der inneren Politik nicht seine Zustimmung; er verfolgte sie mit steter Aufmerksamkeit und innerer Teilnahme. Die großen Reden, mit denen dieser die einzelnen Schritte in der neuen Direktion anbahnte, vorbereitete, einleitete und begleitete, die, gewissermaßen selbst Aktionen, wesentliche Faktoren des Gelingens bildeten, habe ich ihm zumeist vorgelesen; sie machten auf ihn den größten Eindruck und brachten ihn von mancher früher ausgesprochenen Meinung ab. Er hatte einmal geäußert, daß Bismarck nur sehr mäßige geschichtliche Kenntnisse („etwas aus der neueren Zeit") besitze und daß auch dessen historische Einsicht nur von geringem Belang sei.[3]) Nunmehr erklärte er sich überrascht durch die Klarheit der Exposition, mit welcher der Fürst über die Verwickelungen der jüngsten Vergangenheit sich auf verschiedene Anlässe hin ausließ. Ranke erkannte darin wahrhaft historischen Sinn und die Gabe treffender politischer Kombination. Am meisten zogen ihn die Reden an, in welchen Bismarck die nicht allgemein bekannt gewordenen Verdienste Kaiser Wilhelms I. darlegte und verherrlichte, wie diejenigen, die derselbe zum Schutz und zur Behauptung der königlichen Prärogativen hielt. Mit Genugthuung wiederholte Ranke am Abend die von einer Persönlichkeit höchsten Ranges und höchster Geburt, welche der Sitzung beigewohnt hatte, vernommene Schilderung des imponierenden Auftretens des Fürsten im Reichstag am 24. Januar 1882.[4]) An Anerkennung und Beifallsspendung ließ Ranke es jetzt

[1]) Über denselben vergleiche man Langenbeck's Brief an Roon vom 8. Juni 1878, im XVII. Jahrgang der Deutschen Revue, Februarheft, S. 180. — Nach dem, was Ranke von dem Generalfeldmarschall von Manteuffel erfuhr, war der verbrecherische Anschlag vornehmlich infolge der Überladung der Flinte vereitelt worden.

[2]) Die Ankunft des Fürsten in Berlin erfolgte am 4. Juni 6 Uhr abends; die von Ranke gelesene Neue preußische Zeitung brachte die Nachricht davon am Abend des fünften.

[3]) Dabei dachte Ranke auch an Heinrichs IV. „Gang nach Canossa", ein Ereignis, das er in anderm Lichte erblickte, als es gewöhnlich geschieht, und den auf dasselbe Bezug nehmenden Ausspruch des Fürsten in dessen Rede vom 14. Mai 1872.

[4]) Es habe den Anschein gehabt, als werde der auf die Reihen seiner Gegner losgehende Fürst demnächst „dreinschlagen".

nicht fehlen. Als ich einmal von ungefähr mein Befremden über die in fast ununterbrochener Reihe stets sich erneuernden und sich bis zur Überraschung überbietenden Gunstbezeugungen, welche dem Fürsten von dem Kaiser zuteil wurden, auszusprechen wagte, wies er mich mit den Worten zurecht: „Das wollte ich meinen;" er sah dieselben als den selbstverständlichen Tribut königlicher Dankbarkeit für die wie seit lange in der äußeren, so gegenwärtig wieder in der inneren Politik der Dynastie, d m Staate und dem Reiche geleisteten Dienste an. Übrigens aber blieb Ranke der übermächtige Einfluß des Staatsmannes, dessen Talenten und patriotischer Hingebung er Bewunderung zollte, doch immer bis auf einen gewissen Grad widerwärtig, namentlich in Beziehung auf das Verhältnis zu dem Generalfeldmarschall von Manteuffel, der in dem Gefühl erfahrener Demütigungen lebte, die Abhängigkeit vom Einfluß Bismarck's nach vergeblicher Opposition als einen drückenden Alp empfand, einzig der wohlwollenden Gesinnung des Kaisers vertraute und zwar nicht eigentlich befürchtete, daß diese ihm verloren gehen, wohl aber, daß sie sich momentan weniger wirksam erweisen könne. Und bis zuletzt habe ich den Eindruck gehabt, daß gewisse Seiten im Charakter Bismarck's Ranke sehr asympathisch blieben; daß er nicht ohne Besorgnis war, welchen Ausgang die Dinge nehmen würden; er schien sich selbst in einer gewissen Unsicherheit darüber zu befinden, ob nicht der Fürst unter veränderten Umständen eine der konservativen Partei minder günstige oder geradezu nachteilige Politik zu befolgen sich entschließen könne; wessen man sich überhaupt von demselben zu versehen habe. In Ranke's Äußerungen drückte sich mitunter eine Art von Bangigkeit darüber aus, daß in der Lage, wie sie sich gestaltet hatte, von diesem einzigen Willen fast alles abhängig geworden zu sein schien.

Über politisch-soziale Fragen im einzelnen hat Ranke sich nur sehr selten zu mir ausgesprochen;[1] es geschah in Betreff der Judenfrage. Sich über dieselbe zu erklären, nahm er im Jahre 1883 Gelegenheit, auf Anlaß der Benutzung eines die Geschichte des deutschen Kirchenrechts behandelnden Werkes, das er als ein sehr verdienstvolles, belehrendes und treffliches bezeichnete; er bemerkte, daß der Verfasser ein „Jude" sei, und indem er einen der ausgezeichnetsten Geschichtsforscher in Deutschland nannte, fügte er hinzu, was mir sehr wohl bekannt war, daß auch dieser ein „Jude" sei. Darauf wandte er sich an mich mit den Worten: „Aber sagen Sie, wer leistet noch etwas in der Wissenschaft

[1]) Über den Sozialismus ließ sich Ranke mündlich in ähnlicher Weise aus wie in den von ihm hinterlassenen schriftlichen Aufzeichnungen (S. W. 53/4, S. 639, Tagebuchblätter, Bekenntnis vom 11. August 1880); nur führte er näher in Beispielen aus, „welche mannigfaltigen Themata jetzt von den untersten Klassen der Gesellschaft erörtert würden und diese beschäftigten, woran früher nicht zu denken gewesen wäre." Von der neuesten deutschen sozialistischen Litteratur hat Ranke wohl wenig Kenntnis genommen, es war wenigstens fast nie von derselben die Rede. Er dachte daran, im Zusammenhang mit den Studien über römische Geschichte das Buch von Johannes Most: „die sozialen Bewegungen im alten Rom und der Cäsarismus" zu lesen, wozu dessen Polemik gegen Mommsen mit ein Anreiz war, aber die Absicht blieb unausgeführt, zum Teil auch deshalb, weil jene Schrift durch das auf Grund des Sozialistengesetzes ausgesprochene Verbot schwerer zugänglich geworden war.

außer den Juden?" [1]) Dann wieder auf den zweiten jüdischen Gelehrten zurückkommend, bemerkte er lächelnd, wie er dies bei dem Eingeständnis begangener Irrtümer zu thun pflegte, daß er sich über dessen wissenschaftliche Qualifikation bei Beurteilung einer von demselben eingereichten Bearbeitung einer von der philosophischen Fakultät zu Berlin gestellten historischen Preisaufgabe „gründlich" getäuscht habe, was indes für den davon Betroffenen, dem nur eine lobende Erwähnung zu teil geworden war, kein Unglück gewesen sei, da dieser dadurch den Antrieb empfangen habe, dem Studium der Diplomatik mit Eifer obzuliegen, was er dann mit bestem Erfolge gethan; nach der Hand habe sich herausgestellt, daß er der „geborene Professor", sein damals glücklicher Konkurrent der „geborene Schulmeister" sei. Darauf ging Ranke auf die Frage im allgemeinen ein und äußerte sich in folgender Weise: man könne darüber streiten, ob die Judenemanzipation überhaupt hätte stattfinden sollen; aber jetzt lasse sich dieselbe nicht mehr rückgängig machen; die Juden haben sich ihrer würdig gezeigt, daß sie durch Fleiß und Rührigkeit emporzukommen versuchen, dürfe man ihnen nicht verdenken. So sprach sich Ranke damals aus. Von Leidenschaftlichkeit eingegebene, in heftigem Tone vorgetragene antisemitische Expektorationen, mit denen man sich direkt an ihn wandte, haben wohl auf ihn keinen ernstlichen Eindruck gemacht; er nahm sie eher mit einer gewissen Ironie auf; bisweilen erwiesen sie sich schon dadurch als wenig für ihn berechnet, daß eine hochgeborene, wie es schien zu einer großen Stellung in der Welt prädestinierte Persönlichkeit von derselben mitbetroffen wurde. Den jüdischen Inhabern des Bankhauses, das seine finanziellen Geschäfte besorgte, erteilte Ranke das Zeugnis, daß sie „grundehrliche Leute" seien. Zwei seiner Amanuensen zu Anfang der achtziger Jahre, im ganzen während dreier Jahre, waren Israeliten. Damit will ich indes keineswegs behaupten, daß Ranke der antisemitischen Bewegung jeden Grund und Anlaß abgesprochen habe. Spezifisch jüdische oder als solche geltende Eigenheiten waren ihm unangenehm und widerwärtig; und es setzte ihn in eine gewisse Verwunderung, von mir zu hören, daß der Antisemitismus in meiner Heimatprovinz Ostpreußen keine Wurzel fasse; er war geneigt, diese Erscheinungen von dem dort vorausgesetzten, kapitalistischen und sozialen Übergewicht der Israeliten herzuleiten. Bisweilen bemerkte man bei Ranke die Äußerung eines instinktiv wirksamen Gefühls der Absonderung von denselben. Das Eingeständnis der von den jüdischen Elementen der Population erworbenen Überlegenheit verband er mit dem Ausdruck einer gewissermaßen für das Allgemeine darüber empfundenen Scham. An religiösem Indifferentismus ist, wie sich bei Ranke von selbst versteht, ganz und gar nicht zu denken. Dafür dürfte auch das, was ich im Begriffe bin, zu berichten, Zeugnis ablegen. Ranke hat einmal den Versuch gemacht, einen seiner talentvollen israelitischen Schüler und Zuhörer, der sich während der Studentenzeit bei seinen Kommilitonen, auch bei denjenigen, in denen schon damals — es war in der

[1]) Man muß an der Fragestellung, die wörtlich wiedergegeben ist, keinen Anstoß nehmen. Ich hätte ja sehr wohl erwidern können: „Doch noch mancher;" aber damit würde ich auf die weitere Explikation Ranke's verzichtet haben.

Mitte der fünfziger Jahre eine antisemitische Ader schlug und die sich später eifrig und entschieden den Bestrebungen des Antisemitismus angeschlossen haben, vieler Achtung und großer Beliebtheit erfreute, durch vertrauliche Vorstellungen mancherlei Art, wie die: ein Historiker könne sich seiner Überzeugung nach nicht zum Christentum bekennen; die Wissenschaft selbst, die ein solcher betreibe, führe ihn dahin, ihn zum Übertritt zu demselben zu vermögen. Gelungen ist es Ranke damit nicht; jenem Manne haben seine Glaubens- und Stammesgenossen die Leitung einer großen und angesehenen Unterrichtsanstalt übertragen. Oft schon habe ich Gelegenheit gehabt, des Generals Edwin von Manteuffel zu gedenken; durch ein auf gegenseitige Hochachtung, wechselseitiges Vertrauen, Verwandtschaft der religiösen und politischen Ansichten beruhende Freundschaft war er länger als vierzig Jahre hindurch mit Ranke aufs engste verbunden; er stand ihm geistig am nächsten. Dies Verhältnis war ein sehr wirksamer Faktor in dessen Antagonismus gegen Bismarck. Von der Teilnahme, die Ranke dem General widmete, war ich zum erstenmale Zeuge bei dem Einzug der aus Frankreich heimkehrenden Truppen in Berlin am 16. Juni 1871. Ranke begab sich an dem gedachten Tage in meiner Begleitung von seiner Behausung, indem er die Vormittagsarbeitsstunden um mehr als die Hälfte verkürzte, nach dem Gebäude der Akademie der Künste; schon war, als wir eintrafen und unsre Plätze aufgefunden hatten, die Spitze des Zuges vorüber; bald „kam der General herangeritten. Das ist Manteuffel auf seinem Schimmel," rief Ranke freudig bewegt. Dann aber verabschiedete er sich sofort mit den Worten: „Preußisches Militär habe ich oft genug gesehen", und trat den alltäglichen Spaziergang im Tiergarten an. Nur eben, um wieder einmal des alten, lieben Freundes ansichtig zu werden, hatte er gegen die Gewohnheit, der er sonst überaus selten und fast nur notgedrungen untreu wurde, die Arbeit frühzeitig abgebrochen. Ein Vierteljahr später, im Oktober 1871, erfolgten die im Zusammenhang mit der Verhandlung über die Dotationen stehenden Angriffe gegen den General in der Frankfurter Zeitung; sie waren Ranke an sich höchst widerwärtig und setzten ihn zugleich, zumal ihm die Artikel [1]) durch die in ihnen vorkommenden Anspielungen auf „alte, längst vergessene Geschichten [2]) einen Wissenden zu verraten schienen," in Besorgnis vor einem seinem Freunde ungünstigen Ausgang der schwebenden Angelegenheit. Für Manteuffel, bemerkte er, sei die Hauptsache, in Erfahrung zu bringen, von wem die Artikel herrührten oder inspiriert seien, um zu erkennen, „woher der Wind blase," um danach sein Verhalten einzurichten. Gewiß, fügte er hinzu, verdiene Manteuffel eine Dotation vollauf; Moltke ausgenommen, habe derselbe im Kriege das Beste geleistet. Die Auslassungen über das Familienleben des Generals in jenen Artikeln erklärte er, so viel Glauben sie auch fanden, für lächerlich. „Es giebt," äußerte

---

[1]) Die Nummern der Zeitung, in denen die Artikel enthalten waren, übersandte der General selbst an Ranke, er erklärte alsbald, eine Klage nicht anhängig machen zu wollen.

[2]) Manteuffel war von 1840 bis zum Frühjahr 1848 Adjutant des Prinzen Albrecht, seine Gemahlin Hertha, Tochter des ehemaligen Kriegsministers Witzleben, Hofdame der Prinzessin Marianne von den Niederlanden seit deren Vermählung im September 1830.

er, „keinen besseren Ehemann als Manteuffel.“ Er kam dann auch auf das Verdienst seines Freundes um die Militärreorganisation zu sprechen, wobei er jedoch, wie auch sonst, fast ausschließlich als den eigentlich schwierigen Punkt die sehr bedeutenden Kosten, welche durch die damals in sehr großem Umfang eingetretenen Pensionierungen von Offizieren veranlaßt worden seien, hervorhob. Mit Nachdruck bestätigte er, daß Moltke's Berufung zum Chef des Generalstabes eben diesem seinem langjährigen Freunde zu verdanken sei. So widmete Ranke auch allen übrigen Angelegenheiten des Generals, sowohl den privaten wie denjenigen, die dessen öffentliche Stellung und Wirksamkeit betrafen, die lebendigste und innigste Teilnahme. Manteuffel erwiderte das in entsprechender Weise, insbesondere durch das Interesse an den Studien und litterarischen Publikationen Ranke's, das er bezeigte. Danach richtete sich wieder dessen Verhalten. Von denjenigen Werken, deren Gegenstand unmittelbar in den Gesichtskreis Manteuffel's fiel oder in Bezug auf welche Ranke durch dessen Mitteilungen gefördert zu werden erwarten konnte, wurden dem General bereits die Korrekturbogen zugeschickt.[1]) Die Aufmerksamkeit, mit der Manteuffel sich der Lektüre derselben unterzogen hatte, dokumentierte sich in den schriftlichen Bemerkungen, die er in zusammenhängender Form Ranke zukommen ließ, und bisweilen auch durch Übersendung kleiner, aber wichtiger, etwa in Zeitungen erfolgter Veröffentlichungen, die diesem sonst vermutlich entgangen wären.[2]) Bei seinen neu erschienenen Werken hielt Ranke darauf, daß von den in seiner Behausung eingetroffenen Exemplaren zunächst und vor allem eines an Manteuffel befördert wurde; er legte dieser Form von Bezeigung freundschaftlicher Gesinnung und der Priorität in derselben einen besonderen Wert bei.[3])

Manteuffel erwies wissenschaftlicher Bildung nicht aus äußerer Affektation, sondern aus innerem Triebe die größte Hochschätzung; er sprach immer mit Bedauern davon, daß er einer solchen entbehre; er war sehr geneigt, mehr noch, als er dazu Anlaß hatte, die Kompetenz des eigenen Urteils in wissenschaftlichen Dingen zu bescheiden und sich von Gelehrten Rats zu erholen. Dies, wie die Lebhaftigkeit und die Tiefe des Interesses, das Manteuffel an Ranke's litterarischer Wirksamkeit und dessen schriftstellerischem Ansehen nahm, möchte auch aus der nachfolgenden Mitteilung erhellen, bei der ich nicht glaube, mich einer tadelnswerten Indiskretion schuldig zu machen. Manteuffel, zur Zeit kaiserlicher Statthalter von Elsaß-Lothringen, hat sich an zwei Professoren der Geschichte der Universität zu Straßburg in mündlicher Unterhaltung gewandt, um ihre Meinung über den vor kurzem erschienenen,

[1]) In Begleitung von Manteuffel besuchte Ranke die Schlachtfelder, bevor er in den Neuen Büchern Preußischer Geschichte eine Darstellung derselben gab.

[2]) Wie die des in der Kölner Zeitung vom 6. Januar 1873 veröffentlichten Schreibens König Friedrich Wilhelms IV. an Hermann von Beckerath vom 6. Januar 1873 (Ranke's S. W. 49/50, S. 486 Nr. 1); eines Briefes von Beckerath an den König vom 18., des Königs an jenen vom 20. März 1849, die Oncken an dem nämlichen Ort veröffentlicht hat. (S. W. S. 514.)

[3]) Das zweite Exemplar erhielt ich meist aus seinen Händen; Ranke unterließ dann nie, mich auf die besondere Bevorzugung, die darin seinerseits liege, aufmerksam zu machen.

die römische Republik behandelnden Teil der Ranke'schen Weltgeschichte in Erfahrung zu bringen, die sich dann beide zu ihm darüber ausgesprochen haben, freilich nicht übereinstimmend. Der eine äußerte, daß ihm Ranke in dem Bande nicht mehr auf der früher erreichten Höhe zu stehen scheine; der andre, dessen Spezialfach, wie er bevorwortete, die alte Geschichte nicht ist, daß er bei der Lektüre kein Sinken der geistigen Kraft Ranke's wahrgenommen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kunstgewerbe.

Orientalische Teppiche.

(Schluß.)

Nach der wissenschaftlichen Grundrichtung des Wiener Teppichwerkes war eine solche dem praktischen Bedürfnis angepaßte Auswahl nicht zu erwarten. Es galt zunächst den Stoff zu sammeln und nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten einzuteilen, dazu aber die Hilfsmittel zu seiner geistigen Beherrschung an die Hand zu geben. Hiermit aber ist zugleich das erforderliche Korrektiv gegeben. Wer die sorgsame Analyse Riegl's verfolgt, gewinnt sehr bald den Blick für das Typische, für das, was ursprüngliche Form, und das, was abgeleitete, ausgeartete, mißverstandene und verderbte Form ist. Man unterscheidet in der anfangs verwirrenden Mannigfaltigkeit alsdann eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Typen, die auch nur in wenig Exemplaren zu wahrhafter Vollendung herausgearbeitet worden sind. Dies also sind die eigentlichen Vorbilder. Einer späteren kritischen Sichtung bleibt es vorbehalten, sie als solche zu bezeichnen und auszuwählen. Von den 78 Nummern des Wiener Werkes würde in einer solchen Vorbildersammlung vielleicht der vierte Teil Platz finden, Teppiche wie Nr. 1, 2, 5, 6, 15, 16, 18, 19, 21, 22, 41, 42, 57, 58, 74 und ähnliche, die entweder ganz oder in wesentlichen Stücken (mitunter nur in Bezug auf das Ornament der Bordüre, oder die allgemeinen Grundzüge der Ornamentierung oder dergl.) als klassisch gelten müssen. Die meisten übrigen Stücke würden mit Rücksicht auf die Zeichnung allein nur etwa als Unterrichtsmaterial zu verwerten sein, zur Veranschaulichung, in welcher Weise die Vereinfachung und Umbildung reicherer und verwickelter Muster vor sich zu gehen pflegte.

Nun wäre es aber eine Täuschung, anzunehmen, daß hiermit die Bedeutung dieser Vorbilder erschöpft wäre. Für die geschichtliche Forschung der Entwickelung des Flachornaments in seiner Beschränkung auf ein engeres Gebiet der Textilkunst mag die Betrachtung des Ornaments im engeren Sinn, d. h. der Zeichnung an sich, genügen. Aber eine Vertiefung in die Vorbilder selbst, nicht

nur in deren Nachbildungen, welche die Grundzüge herauszuarbeiten sucht, wird zu dem Ergebnis führen, daß das lineare Ornament allein nur ein Faktor ist, dem ein anderer gleichberechtigter zur Seite steht. Die Gesamtwirkung der Teppiche wird in erster Linie nicht durch die Zeichnung des Musters, sondern durch die Farbe, die eigenartige Verbreitung der Farbenflächen bestimmt. Die lineare Zeichnung ist nur der sinnvolle Träger der Farbe. Es geht nicht an, sich mit einer vornehm kühlen Wendung darüber hinwegzusetzen, wie es bisher in fast allen Teppichpublikationen (mit rühmlichster Ausnahme der „Eastern Carpets" von V. F. Robinson), und leider auch in dem Wiener Werk geschehen ist. In allen diesen Werken wird die genaue Kenntnis dieses so schwierigen Gegenstandes stillschweigend vorausgesetzt. Gleichwohl steht das Prinzip der Farbenwahl und -verteilung sowie des Farbenmaterials in so tiefem Gegensatz zu unserm modernen, daß das Vorbilderheft der Zukunft sich notwendig damit auf das eingehendste zu befassen haben wird. Hier sei nur daran erinnert, daß der Orient seine Farben in ihrem natürlichen Ton ungetrübt neben einander setzt und seine unvergleichliche Harmonie nur durch die Art der Verteilung und Trennung der Farbenflächen bewirkt — was er freilich nur vermöge seiner hauptsächlich dem Pflanzen- und Tierreich entnommenen milden und doch tief prächtigen Farben wagen durfte — daß dagegen unsere auf chemischem Wege gewonnenen Farben ihrer abstrakten Natur wegen eine ganz andere Behandlung verlangen. Der stechende Glanz besonders der Theerfarben, auf deren Erfindung wir so stolz sind, macht sie unverträglich; sie können nicht ohne weiteres nebeneinander gesetzt werden, bevor sie nicht abgetönt, in ihrer ursprünglichen Kraft gebrochen worden sind. Durch diesen Prozeß aber führen sie immer wieder vom reinen Flächenstil ab und verleiten zu malerisch-plastischen Wirkungen, die der Bestimmung des Fußbodenbelages Hohn sprechen. Es muß stets von neuem daran gemahnt werden, daß wir uns in einem höchst verderblichen Zirkel bewegen, indem wir das natürlich gegebene Farbenmaterial verschmähen, seine Kultur vernachlässigen, seine Behandlung der Vergessenheit überliefern und statt dessen uns in fruchtlosen Versuchen mit den unedlen Theerfarben abmühen, deren einziger Erfolg darin besteht, daß sie den ohnehin schwachen Farbensinn abstumpfen und irreleiten. Man vergleiche doch wohlerhaltene alte persische Teppiche mit unsern besten modernen, man lese die von Begeisterung getragene Charakterisierung des orientalischen Farbensystems in Semper's Werk über den Stil, die aus reicher Erfahrung geschöpften Mitteilungen und Mahnworte V. Robinson's und die eindringlichen Klagen des Pandits Natesa Sastu im III. Band des „Journal of Indian Art" über den Ruin der indischen Textilkunst infolge des Eindringens europäischer Farben, um inne zu werden, welchen Schaden wir uns selbst zufügen, welche künstlerische Entbehrungen wir uns auferlegen dadurch, daß wir unsre Textilkunst der gedankenlosen Routine ausgeliefert haben. Ja, es ist kaum irgendwo, selbst unter Sammlern nicht, das rechte Verständnis für diese Fragen vorhanden. Vergeblich suchen wir nach einer ernsten Würdigung des Wertes und der Bedeutung echter (Natur-) Farben.

Man macht diesem entthronten Herrscher im Vorübergehen eine Verbeugung und redet von andern Dingen. Da wird es kaum befremden, daß selbst in der sonst so vornehm auftretenden Wiener Publikation ein Aufsatz wie der von J. M. Stöckl über die modernen Smyrnateppiche Aufnahme finden konnte, der der Propaganda für europäische Theerfarben und Färbemethoden in Kleinasien das Wort redet. Es ist ein schönes Ding um die wissenschaftliche Objektivität, die jedem Mitarbeiter volle Redefreiheit sichert; aber wenigstens die Leiter einer so wichtigen, obendrein halb amtlichen Publikation müßten sich über solche grundlegende Dinge klar sein und dürften nicht gestatten, daß des Anilins u. dergl. in ihrem Werk anders als mit der vom künstlerischen Standpunkt aus gebührenden Geringschätzung gedacht werde. Man darf nicht länger diese Dinge mit Gleichgültigkeit behandeln.

Wir müssen die auf die Farbe bezüglichen Fragen um so energischer in den Vordergrund stellen, weil unserer Zeit das Verständnis hierfür am wenigsten entwickelt ist. Mehr als hundert Jahre sind es, daß mit dem Niedergang der in ununterbrochener Entwickelung ausgelebten Künste auch der schwache Rest naturwüchsigen Farbensinnes erlosch. Alle künstlichen Wiederbelebungsversuche haben noch kein lebensfähiges Ergebnis erzielt. Und doch ist eine Kunst, die aus eigener Kraft weiterwachsen, in den Herzen aller wieder Wurzel schlagen soll, nur auf dem Boden der Farbe möglich. Darum wird es der Malerei noch am leichtesten einige Siege davon zu tragen, und darum steht die Plastik dem allgemeinen Volksempfinden so fern. An der Textilkunst also, die vor allem zum Schmuck der intimen Umgebung beitragen soll, ist es, dieses wichtige Element künstlerischer Wiedergeburt sorgfältig zu pflegen, den Sinn für edle und harmonische Farbe zu wecken, unser farbenblödes Auge zur Farbenfreude zu erziehen.

Man sieht: eine Reihe von Aufgaben harren auf diesem Gebiet der Lösung, die ein Vorbilderheft, das die Ergebnisse der wissenschaftlichen Sammlung ins praktische Leben einzuführen die Aufgabe hat, nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Hierbei kommt es nicht auf die unaufhörliche Herausgabe neuer und merkwürdiger Stücke, sondern nur auf die nach klaren, praktischen Gesichtspunkten zu treffende Auswahl, Anordnung und Erläuterung an. Es ist ganz selbstverständlich, daß das absolut Vollendete den Kern und die Hauptmasse bilden müßte; denn Vorbild kann nur die vollentwickelte, reife Form, nicht die ausgeartete, noch die verkümmerte sein. Es ist ja richtig, daß selbst das ganz verflachte Muster später orientalischer Teppiche nicht aus willkürlichen, krausen Schnörkeln besteht, sondern eine zu Grunde liegende bedeutungsvolle Form wenigstens ahnen läßt. Selbst in dem für unser Auge völlig sinnlosen Muster gewisser Nomadenteppiche sieht der Verfertiger, oder sah doch der Erfinder Formen von Dingen, die, seinem engen Lebenskreise entnommen, ihm wohlvertraut waren. Für uns jedoch können sie niemals die gleiche Sprache reden, und darum darf unser Vorbilderheft ihrer Nachahmung nicht Vorschub leisten. Gleichwohl kann der einsichtsvolle Lehrer auch aus ihnen fruchtbare Winke schöpfen, sodaß also abgeleitete Formen nicht durchaus abzuweisen sind, zumal wenn die farbige

Wirkung der Originale zur Geltung gebracht werden kann. In allen Fällen aber handelt es sich nicht so sehr um die Kenntnis oder gar Nachahmung der Einzelformen als der großen Grundzüge der Ornamentation, der Art stilgemäßer Verwertung der Naturformen; eine Tendenz, welcher die mehr und mehr an Boden gewinnende Bewegung zur Einführung neuer, heimischer Naturformen fördernd entgegenkommt.

Viel engeren Anschluß an die Muster wird das Vorbilderheft aber in Bezug auf die Farbe lehren. Hier ist ja fast alles noch zu thun. Es genügt nicht, einfach den Thatbestand etwa der Farbenfolge auf dem Vorbild festzustellen, sondern es müssen verwandte oder gleiche Erscheinungen unter gemeinsame Gesichtspunkte gebracht, Ursache und Wirkung erklärt werden. Es muß, um ein Beispiel herauszuheben, besondere Sorgfalt auf die farbigen Einfassungslinien der Musterung und auf die Gründe des bei ihnen zu beobachtenden Farbenwechsels verwendet werden. Und es müßte hier endlich eine Zusammenstellung der noch zahlreich genug nachweisbaren Farbenrezepte des Orients versucht werden.

Solcher Art etwa stellen wir uns ein Vorbilderheft vor, das uns die Mittel und Wege lehren soll, die einst die persische Teppichknüpferei auf jene staunenswerte Höhe gebracht haben. Es bleibt hier dahingestellt, inwieweit andre Gebiete orientalischer Kleinkunst zur Erläuterung heranzuziehen wären.

Nun ist neuerdings eine kleine Sammlung guter Nachbildungen von Teppichen mit erläuterndem Text erschienen, die ausdrücklich als Vorbilderheft auftritt und mit dem Namen des Leiters des Berliner Kunstgewerbe-Museums, Julius Lessing's, an der Spitze eine gewisse Autorität beansprucht.[1]) Da die Sammlung zum praktischen Gebrauch bestimmt ist, so ist die Übertragung für geübte Musterzeichner möglichst bequem gemacht, obschon nicht durchgängig so leicht, als es der Text verspricht. Auf die Wiedergabe der Farben ist immerhin mehr Sorgfalt verwendet als in der Wiener Publikation oder gar in dem früher von J. Lessing herausgegebenen Teppichwerk. Jedoch, selbst wenn wir unsre Ansprüche an ein Vorbilderheft erheblich mäßigen, werden wir das vorliegende Heft enttäuscht aus der Hand legen. Schon die Auswahl befremdet. Wirklich vorbildlichen Wert im oben entwickelten Sinn haben etwa zwei bis drei Nummern; die übrigen sind entweder nur von sekundärem Wert, oder aber sie gehören überhaupt nicht in eine solche Sammlung, wie etwa der lediglich als historische Merkwürdigkeit zu schätzende Teppich Nr. 14 oder das ganz irreführende Tapetenmuster des sogenannten spanischen Teppichs Nr. 16. Es haben sich hier wieder praktische und wissenschaftliche Interessen gekreuzt, und das Ergebnis war eine Sammlung, die als Anhang zum Wiener Teppichwerk passieren möchte, obschon dann an den Text, vor allem an die Beschreibung höhere Ansprüche zu stellen wären.

Das rechte Vorbilderheft steht also noch aus. Und wenn es endlich in aller Vollkommenheit vorläge, welchen Nutzen dürften wir davon erwarten, wem käme es zugute?

[1]) Orientalische Teppiche. Text von Julius Lessing. Berlin. Ernst Wasmuth. 1891. Heft 13 der Vorbilder-Hefte aus dem K. Kunstgewerbe-Museum. Fol. 50 Mk.

Wir dürfen uns keiner Illusion hingeben: diejenigen, für welche es bestimmt wäre, würden am wenigsten, vor allem nicht den beabsichtigten Gebrauch machen. Unsre Absicht wäre doch, der heimischen Teppichknüpferei den Anstoß zu geben, sich zur gleichen Höhe der Kunst zu erheben wie ihre orientalische Vorgängerin. Nun ist nicht zu verkennen, daß auf diese Weise zwar sehr edle und schöne, aber im Verhältnis auch teure Erzeugnisse hergestellt würden. Dem großen Publikum, das nicht zwischen der Marktware und der zu festlichem Gebrauch bestimmten zu unterscheiden gelernt hat, wäre damit nicht gedient, und der Zeitpunkt wäre bald abzusehen, wo die wenigen Fabrikanten, die einen Augenblick lang den künstlerischen Interessen den Vorrang vor den kaufmännischen eingeräumt hätten, durch die Schwerverkäuflichkeit dieser Luxusgewebe bedenklich gemacht, sich wieder den Durchschnittsforderungen des Marktes anbequemen und billigere Ware mit Theerfarben und dadurch beeinflußter schlechter Musterung herstellen würden. Wir hätten nicht einmal das Recht zu Vorwürfen darüber, daß sie dem Trieb der Selbsterhaltung nachgäben.

Wie verhielt es sich doch in dieser Beziehung im Orient? Man glaube nur nicht, daß die Prachtstücke, die auf der Wiener Ausstellung alle Sachverständigen entzückten, zu ihrer Zeit die gangbare Marktware gebildet haben. Sie gehörten zu dem Luxus, den sich nur die Reichsten, die Fürsten und Machthaber gestatten konnten. Es waren Erzeugnisse nicht der Hausindustrie, sondern der von Herrschern eingerichteten und unterhaltenen und hauptsächlich für deren Bedarf arbeitenden Staatsmanufakturen (wenn wir den nicht ganz den Sinn deckenden Ausdruck gebrauchen dürfen). So war es in Persien und so in Indien. Vom Kaiser Akbar sagt V. J. Robinson in dem bei der Besprechung des Wiener Teppichwerks erwähnten Aufsatz: „Der direkte Einfluß eines mächtigen Potentaten wie dieses Kaisers gab der Arbeit eine höhere Weihe und zielte darauf ab, dieses Kunsthandwerk über die niedrigen kaufmännischen Beeinflussungen zu erheben, die gegenwärtig allerorts das Kunstgewerbe herunterbringen und dem Ruine zuführen . . . . Da vereinigte man die Arbeiter in den Palästen und ließ sie schaffen, ohne daß eine Frage des kaufmännischen Gewinnes oder der Ersparnis an Material oder Arbeit die Qualität des Ergebnisses beeinträchtigte.“ Und als dieses System infolge europäischer Einflüsse verlassen ward, welkte nicht nur die Blüte der Knüpfkunst dahin, sondern nicht einmal zur direkten Nachahmung mehr reichten die Kräfte aus: „Die Qualität der Teppiche nahm, sobald sich die europäischen Händler derselben bemächtigt hatten, zusehends ab, schlechteres Textilmaterial und minderwertige Farbstoffe kamen in Verwendung, während man bei der Arbeit selbst nur den Kostenpunkt im Auge behielt . . . Heute darf man dreist behaupten, daß Indien vom Himalaya bis hinab zum Cap Comorin kein Mittel mehr hat, um auch nur ein Stück jener herrlichen Gewebe zu erzeugen, die ehedem in so künstlerischer Vollendung an zahlreichen Plätzen des Reichs hergestellt wurden.“ Hierzu bilden die erwähnten Klagen des Pandits Natesa Sastu über den vernichtenden Einfluß der europäischen Farben eine drastische Ergänzung.

Kann man angesichts dieser Thatsachen noch über den rechten Weg im Zweifel sein? Man könnte höchstens die zweifelnde Frage erheben, ob das Verlangen nach der Erzeugung gleich edler Textilwerke wie jene altpersischen irgendwo lebendig sei. Ist dies der Fall — und ernstlich kann es nicht geleugnet werden — so drängt sich nach dem Vorhergeschickten die Lösung des Zweifels von selbst auf: wer gleiches erreichen will, muß sich dazu entschließen, die gleichen Wege einzuschlagen, auf denen es ehedem erreicht worden ist. In Staatsmanufakturen wurden jene Vorbilder hergestellt; die freie Konkurrenz aber hat sich nicht nur unfähig gezeigt, ähnliches zu leisten, sie hat sogar den ganzen Textilzweig zu Grunde gerichtet; also kann nur die Staatsmanufaktur wieder Rettung bringen, wie Referent an anderem Ort des näheren dargelegt hat.[1]) Die Tragweite der Errichtung einer solchen Anstalt, die ja nicht ohne moderne Analogien wäre (man denke an die K. Porzellanmanufaktur in Berlin, an Sèvres und die Gobelins), geht klärlich weiter als auf die Herstellung einiger Prachtteppiche: im Kern der Sache steckt die Wiedereinführung echter Farben, die für die Hebung zunächst der Textilkunst von unberechenbar günstigen Folgen sein würde und mittelbar dem ganzen Kunstgewerbe zu gute käme.

Man mag die Wahl des jetzigen Zeitpunktes zum Aufstellen von Plänen beanstanden, die dem kargen Staat neue Ausgaben, dazu für eine im kaufmännischen Sinn unproduktive Anlage zumuten. Wenn aber der Erfolg in diesen mageren Jahren noch ausbleiben sollte, so ist es dennoch geraten, gerade jetzt den Boden vorzubereiten, damit er in den zu erhoffenden fetten Jahren eine gesegnete Ernte trage.

Breslau. Julius Janitsch.

Geschichte.

Ein Beitrag zum Briefwechsel von Joseph von Görres.

Als ich das Material zur Ausarbeitung einer Biographie des bekannten Justus Gruner sammelte, sah ich auch den achten Band der gesammelten Schriften, — den ersten der Korrespondenz — von Joseph Görres durch. Es ließ sich voraussehen, daß eine größere Anzahl von Briefen von Gruner an Görres und von diesem an jenen dort zu finden sein würde. Auffallender Weise war dies aber nicht der Fall. Nur wenige Schreiben Gruner's an Görres — sieben an der Zahl — finden sich in dem angeführten Bande. Von diesen stammt einer aus dem Jahre 1814, ein andrer aus dem Jahre 1816, drei sind 1817 und zwei endlich 1818 geschrieben. Keinen einzigen Brief von Görres an Gruner enthält dieser Band. Als ich im königlichen Geheimen Staatsarchive die Untersuchungsakten gegen Justus Gruner durchsah, fand ich einen Brief desselben an Görres aus dem Jahre 1819. Nachdem dieser nämlich am 1. Oktober 1819 Koblenz

[1]) Der orientalische Teppich als Vorbild. Kritik und Vorschläge von Julius Janitsch. Breslau, Maruschke und Berendt. 1891.

verlassen hatte,[1]) wurden seine dort zurückgelassenen Papiere mit Beschlag belegt und nach Berlin gesendet. Unter diesen befand sich auch der Brief Gruner's. Einen zweiten Brief Gruner's erhielt ich von Herrn Dr. Binder in München.

Wo aber waren die Schreiben von Görres an Gruner geblieben? Waren sie alle wie so vieles andre im Laufe der Zeit zu Grunde gegangen? Die Ordnung des im Familienbesitze befindlichen Teiles des Gruner'schen Nachlasses ergab das Vorhandensein von vier Briefen von Görres. In dem im königlichen Geheimen Staatsarchive liegenden Teile des Nachlasses von Justus Gruner fand sich dagegen natürlicher Weise kein einziger Privatbrief. Dennoch sollte die Korrespondenz der beiden Männer noch aus einem Aktenfascikel vervollständigt werden, von dem man von vornherein keineswegs annehmen konnte, daß sich Privatbriefe darin fänden. Als ich nämlich die Untersuchungsakten gegen Görres durchsah, entdeckte ich in denselben nicht weniger als acht Briefe von Görres, welche ihrem Inhalte nach sämtlich an Justus Gruner gerichtet sein müssen. Die Erklärung, wie diese Briefe in jenes Fascikel gekommen sind, fand sich auch. Als nämlich nach Gruner's in Wiesbaden erfolgtem Tode die Entsiegelung seines Nachlasses stattfand, beschlagnahmte der bei dem Herzog von Nassau beglaubigte preußische Gesandte, Freiherr von Otterstädt, eine Anzahl von Schriftstücken und sandte dieselben an den Staatskanzler Fürsten Hardenberg nach Berlin. Hierunter befanden sich nun auch die erwähnten acht Briefe von Görres.

Von diesen stammen die ersten fünf aus der Zeit, in welcher Justus Gruner General-Gouverneur vom Mittelrhein war, während die drei folgenden aus der Zeit stammen, als das Gouvernement teils unter preußischer, teils unter österreichisch-bayrischer Verwaltung stand. Der zehnte und elfte Brief sind gleichfalls von Görres und an den damals als preußischen Gesandten in Bern weilenden Gruner gerichtet, während der neunte und zwölfte von diesem sind.

Nr. I.[2])

Coblenz am 3. Februar 1814.

Bald nach Ihrer Abreiße[3]) habe ich mit Verdruß vernommen, wie Krezer die angetragene Stelle abgelehnt[4]), seine Weigerung wird Ihnen wohl bewiesen haben, daß er Ihrer Wahl nicht unwerth gewesen ist. Alle seine Freunde, denen daran gelegen ist, daß der rechte Mann an die rechte Stelle kommen möge, haben ihm zugeredet, daß er dieser Bestimmung sich nicht entziehe, und er hat aus eben so reinen Gründen, als jene gewesen sind, die zur Weigerung ihn bestimmten,

---

[1]) Königl. Geh. Staatsarchiv. Rep. 77. Geheim. Verbindung. Spec. Litt. G. Nr. 1. Nicht wie Sepp, „Görres und seine Zeitgenossen" (Nördlingen 1873), pag. 298, angiebt: Ende September.

[2]) Die Briefe von Nr. I—VIII befinden sich im königl. Geheim. Staatsarchiv Rep. 77 Geheim. Verbindung. Spec. Litt. G. Nr. 1.

[3]) Gruner war etwa vom 30. Januar bis 1. Februar in Koblenz.

[4]) Gruner hatte, wie er am 13/1. März 1814 an Stein berichtet, den Advokaten Krezer in Koblenz zum Gouvernementsrat engagiert. K. Geh. Staatsarchiv. Rep. 114. Spec. 18.

ihrem Drängen nachgegeben. Krezer theilt mit mir und allen Rheinländern von gutem Schlage eine Schwachheit, die doch keine ist, die große Anhänglichkeit an den Boden, der sie hervorgebracht, und den Strom, an dessen Ufern sie genistet haben. Dieser Rhein fließt wie Blut in unserer Aller Adern und ich selbst gedeihe nicht recht, wo ich seine Luft nicht wittere. Indessen, wenn Sie den Kuhreigen ihm verbieten, wird es bey dem gesetzten Manne nicht zum Heimweh kommen, und ich bitte Sie, wenn Sie sich anderweitig nicht schon bestimmt, alles was seit unserer letzten Unterredung vorgegangen, als nicht geschehen zu betrachten.

Für das Saardepartement schlage ich Ihnen an die gleiche Stelle Schreiber Richter am Appellationshofe vor, von dem ich Ihnen schon hier gesprochen. Es ist nicht möglich, daß Sie im ganzen Departemente einen Mann von größerer Arbeitsamkeit und Pünktlichkeit, von mehr unbescholtener Rechtlichkeit, und trotz des langen Lebens unter den Franzosen von mehr wahrhaftiger teutscher Gesinnung ausfinden können. Wenn Sie ihn vor sich kommen lassen, dann wird ein Blick ihm in die Augen Ihnen schon den größten Theil des hier Gesagten bewähren, das Übrige wird die nähere Bekanntschaft gewiß vollenden.

Herr von Vink,[1]) so wie ich ihn bisher gesehen, hat sich mir als ein durchaus ehrlicher, und dabey gescheidter und verständiger Mann bewährt. Mir gefällt sein freyes offenes Wesen, mit dem er sich gegen die Leute nimmt, die ihn jetzt umdrängen. Sie haben schon gegen ihn alle die Netze ausgespannt, mit denen sie den guten unerfahrenen Intendanten[2]) gefangen, und bisher ist er durch alle durchgebrochen. Ist er nun auch an den Schlingen, die ihm die Weiber zu legen sich bereiten, erst glücklich vorbeigekommen, dann ist unser Land wahrhaftig wohlbestellt.

Sie haben eine gute Wahl getroffen und das ist die erste und gute Gabe, die Sie, nur im Durchflug, uns gebracht.

Über die Wahl eines taugligen Mannes für die Polizey habe ich mich mit mir selber bisher noch nicht vereinigen können. Diese Stelle fodert so mancherley besondere Tüchtigkeit, wenn sie nicht zu einem leeren oder drückenden Wesen werden soll, daß ich bisher noch keinen ausgefunden, den ich mit gutem Gewissen dazu empfehlen könnte.

Wie ich höre, hat Zweyfel die Ernennung zum Oberempfänger schon erhalten. Ich habe ihn dazu bewogen, daß er Schafhausen, einen durchaus redlichen, dabey in seinen Geschäften höchst pünktlichen Mann, zu der Arbeit sich verbunden, und so ist auch diese Stelle auf eine ganz untadeliche Weise wohlbestellt.

Ich werde Ihnen in wenig Tagen einige Bemerkungen mittheilen, über Veränderungen in der Verfassung, die ich nützlich, ja nothwendig glaube, und die, wie ich hoffe, Ihren Beyfall wohl erhalten werden.

[1]) Herr von Vincke, ein ehemaliger großbritannisch-hannoverscher Offizier, war von Gruner zum Gouvernementskommissar für das Rhein- und Moseldepartement ernannt worden.

[2]) Der Intendant Framdorf, welcher von Ribbentropp angestellt war, wurde durch Vincke von Gruner ersetzt.

Nr. II.[1])

Coblenz am 11. Februar 1814

Ihr Brief vom 6ten[2]) ist mir gar sehr erfreulich gewesen, vor allem der Hoffnung wegen, die Sie uns gegeben, künftig in unserer Mitte zu wohnen. Ich wünsche Ihnen Glück, daß die französischen Departemente von Ihnen genommen worden sind; Sie hätten an äußerlicher scheinbarer Würksamkeit gewonnen, an wahrhaftiger Innerer aber um so mehr verlohren. Diese Wuth, alles auch das fremdartigste untereinander zu gießen, war eben vom verderblichsten, womit die französische Regierung besessen war. Lothringen fordert andere sechzig Jahre bis ihm die Gallizismen wieder ausgetrieben sind. Darum kommen Sie hierhin, wo Ihnen teutsche Luft über den Rhein zuweht, während sie oben schon parfümirt herüber kommt. Es ist ein aufgeweckterer Schlag von Menschen hier am Strome, als oben, wo sie auch immer gar zu matt und schläfrig gewesen sind. Große Dinge kann ich in der kleinen Stadt Ihnen auch wohl nicht versprechen, indessen werden Sie sich doch gewißlich nicht mißfallen. Auch Ihre Comunicationen mit den verschiedenen Theilen Ihres Gouvernements sind von hier aus weit leichter, als von oben her. Darum kommen Sie, vom Rheine her muß mit Ihnen diesen Ländern das Heil kommen, nicht von innen heraus, als käme es noch immer von Paris.

Ihre bisherigen Ernennungen in Trier sind so, wie es die Gelegenheit des Ortes erlaubte. Gerhards ist grundehrlich, er ist mit Wissen durchaus keiner schlechten Handlung fähig, dabey arbeitsam und unermüdet, nur daß er natürlicher Bornirtheilt wegen die Arbeit meist am schwersten Ende anzugreifen pflegt. Petri kenne ich in keiner Weise, auf Hezrodt aber müssen Sie ein scharfes Auge halten lassen, er ist leicht der Gescheideste unter den Dortigen, aber auch sehr ränkevoll und intriguant. Rebmann kennen Sie von jenseits, er ist witzig und von Verstand, dabey gutmüthig, aber ganz in das seichte oberflächliche Wesen hineingerathen, daß da schwatzt über alles, und mit dünnem Wortschaum die Dinge überlegt. Einige Geistliche sollen in der Nähe leben, die nicht zu den Unbedeutenden gehören. Das Volk umher ist gut und Sie werden vielen Segen in ihm stiften.

Unser Commissar erhält sich durchaus brav in allem seinem Vornehmen, und ohne Makel. Sein ehemaliges militärisches Leben hat ihm eine gewisse Offenheit gegeben, mit der man gern und zutraulich umgehen mag, dabey hat er auch eben dadurch im Äußern eine Bestimmtheit und Entschlossenheit gewonnen, die den Geschäftsleuten meistens fehlt. Auch ein gutes Auge hat er, um Menschen und die Motive ihres Thuns zu beurtheilen, und er ist nicht leicht hinters Licht zu führen. In manchem hat er dem Lande schon genutzt, und gewinnt sich immer mehr die allgemeine Achtung. Für mich ist er reiner Gewinn, da ich ihn vorher nicht gekannt, wie er mich nicht kannte.

[1]) Die Antwort auf diesen und den folgenden Brief ist auf S. 411—412 im VIII. Bande der gesammelten Schriften von Görres abgedruckt.

[2]) Dieser Brief scheint verloren gegangen.

Was nun zuletzt Ihre gütigen Anerbietungen für meine Person betrifft, so will ich Ihnen allerdings so offen und so ehrlich antworten, wie Sie mich gefragt. Nie hätte ich selbst die Sache zur Sprache gebracht, wenn Herr von Vincke, wie er mir gestern gesagt, mir darin nicht zuvorgekommen wäre, und Sie selbst nun noch überdem mich darüber angegangen hätten. Meine Furcht wäre immerdar gewesen, Sie mögten in die Reinheit meiner Gesinnungen ein Mistrauen setzen, und ich mögte dadurch verhindert werden, das Gute zu thun, was ich sonst wohl könnte. Als ich vor etwa sechzehn Jahren mit mehreren Freunden mich verbunden hatte, um die Unabhängigkeit unseres Landes, das mit der Abtretung bedroht war, gegen die Franzosen durchzusetzen, wurden großentheils auf meinen Vorschlag die meisten Stellen besetzt, ich behielt mir damals nichts für mich selber vor, als das schwerste, den offenen Krieg gegen die Franzosen, gegen deren Wuth ich mich damals mit Dolch und Pistolen schützen mußte. Unsere Bemühungen waren fruchtlos, als ich von Paris zurückgekommen, ließ ich noch einmal drucken, wie die Vereinigung durchaus nicht dem Lande fromme, wie die natürliche Gränze Thorheit sey, und die einzige wahre Gränze durch Stamm und Sprache gegeben werde. Seither habe ich geschwiegen dreyzehn Jahre lang, nur jenseits redete ich von Zeit zu Zeit in Schriften und Aufsätzen, um womöglich die Teutschen anzuregen. Ich lebte von dem sehr mäßigen Gehalte meiner Stelle, aber sie war mir lieb, weil sie auf eigenen Fond gegründet, mich gänzlich unabhängig von den Franzosen machte, mit denen ich all die Zeit nicht in der allergeringsten Berührung stand. Sie können mir keine Undankbarkeit vorwerfen, wie ich nicht für sie, so haben sie für mich auch das Allergeringste nicht gethan, ich lebte unter dem allerärgsten Despotism frey wie ein Vogel in der Luft, weil keinerley Habsucht mich ihm in die Stricke führte. Als die sieben Jahrwochen abgelaufen, fing ich wieder an, wo ichs am Anfang gelassen hatte. In der Zwischenzeit ergab ich mich den Wissenschaften. Ich habe eine Physiologie, und ein historisches Werk geschrieben, die nicht zum Schlechtesten gehören, was die Teutsche Literatur besitzt. Besonders mit einem Werke habe ich seit Jahren mich beschäftigt, die Urgeschichte der Erde und aller Völker aus ihren Sagen, Mythen und Poemen darzustellen. Ich habe dazu orientalische Sprachen studirt, und als Vorarbeit im letzten Jahre den großen Schach Nameh des Ferdusi, ein überaus herrliches Gedicht in 120 000 Versen aus dem persischen Manuskript im Auszuge übersetzt. Von diesen Arbeiten hat die schöne Bewegung in dieser Zeit mich abberufen, obgleich mein Herz an ihnen hängt, gräme ich mich nicht darum und sollten Jahre darüber hingehen. Stillt sich aber dieser Sturm von Vaterlandsliebe und Begeisterung, dann denke ich zur Arbeit zurückzukehren. Um sie aber nach meinem Wunsche zu vollenden, sowie noch viel Anderes, müßte ich von Zeit zu Zeit in den größeren Städten, Paris, besonders London und in ihren Bibliotheken, in den Manuskripten des Orients [mich] umsehen können. Dergleichen konnte ich unter den Franzosen zu realisiren nicht erwarten, ich habe Privatvermögen, das mich wohl gegen das Bedürfniß schützt, aber solche Ausfahrten mir nicht erlaubt. Darum wäre wohl eine Stelle mir wünschens-

werth, die meine Zeit nur mäßig in Anspruch nähme, mir von Zeit zu Zeit eine Abwesenheit erlaubte, und mir die Mittel an die Hand gäbe, mich bey mäßigen Bedürfnissen im Auslande so lange zu fristen, bis meine Studien vollendet wären. Einmal im Besitz würde ich mich wohl bey jeder Veränderung darin zu behaupten wissen, da ich die Liebe aller Bessern mir erworben habe, und die Bösen mich scheuen. Der wohlgemeinte Plan von Herrn von Vincke, eine Stelle anzunehmen, die ich durch einen Anderen administriren ließe, hat etwas Gehässiges, was ich mir nicht aufladen mögte, überdem setzt es leicht üble Verhältnisse mit dem Stellvertreter. Meine Freunde rathen mir, Sie darum anzugehen, die vier höchst überflüssigen Inspektoren der Rheinschiffartsoktroy in einen Direktor zu verwandeln, und Sie um diese Stelle zu bitten, die nun leicht von mir versehen werden könnte. Ich habe nur das dagegen einzuwenden, daß es nicht sehr ehrenvoll ist König der Zöllner und Publikaner zu seyn.

Sie fragen mich bey der Gelegenheit, ob ich wohl nach Trier zu Ihnen kommen mögte; wie sollte ich mich dessen weigern, da ich doch Krezern so sehr zum Nämlichen gerathen habe. Könnte ich Ihnen dienen in vertrauten Arbeiten, in solchen, die aufs Ganze gehen, auch wohl in Sendungen, wo Menschen zu behandeln sind, es würde mir eine große Freude seyn, und alle meine Kräfte stehen Ihnen willig zu Gebothe. Nur stehe ich zum Verleger meiner Zeitung[1]) in solchen Verhältnißen, daß ich im Falle einer Verpflanzung sie ihm nicht wohl wegnehmen kann. Er müßte also eine Filial-Druckerey in Trier anlegen, und da das Blatt zwey Pressen fodert, und sie doch nicht ganz beschäftigt, so müsste ich Sie in diesem Falle bitten, ihm die Druckerey des Gouvernements wenigstens zum Theile zuzuwenden. Was die Zeitung selbst betrifft, so würden Sie allerdings mich gar sehr verbinden, wenn Sie dieselbe zum offiziellen Blatte des Gouvernements erklärten.[2]) Den Beamten könnte man, glaube ich, füglich auch die Pfarrer zuzählen, da sie doch immer in der allernächsten Berührung mit dem Volke stehen und die geringe Ausgabe leicht durch die Fabriken gedeckt werden kann.

Ich habe Ihnen nun alles vorgelegt, wie ichs in meinem Herzen meyne, entscheiden Sie, wies ein Vater thun würde, dem an meinem Wohl gelegen. Wenn alles Ihnen ungeschickt gesprochen dünkt, so gehen Sie schweigend daran vorüber, in meinen Gesinnungen und meinem Thun wird nicht das Mindeste geändert werden. Ansprüche habe ich nie gemacht, alles Gute vielmehr als eine freye unverdiente Gabe des Himmels hingenommen.

Nr. III.

Coblenz am 15ten Februar 1814.

Das Gerücht von Ihrem Vorhaben hierhin zu kommen, hat sich, ich weiß nicht auf welchem Weg, verbreitet. Man glaubt schon die Zeit zu wissen, wann Sie her-

[1]) Der „Rheinische Merkur" wurde bei Pauli in Koblenz gedruckt.

[2]) Am 11. Mai 1814 erschien die Verordnung Gruner's zur Einführung eines öffentlichen Blattes im General-Gouvernement des Mittel-Rheins, welches allgemeine Verordnungen bekannt macht. Bis dahin waren die Erlasse und Verordnungen Gruner's im „Rheinischen Merkur" und vielleicht auch in anderen Zeitungen erschienen. Im Merkur wurden diese auch weiterhin veröffentlicht.

unter kommen, und die jungen Leute bereiten sich, Sie aufs beste zu empfangen. Sie werden die Stadt schon um Vieles anderst finden, als Sie dieselbe verlassen haben. Wenn man Ihnen Besorgnisse gegen den Geist der Einwohner einflößen will, so glauben Sie dem nicht; die Jugend ist allzusehr durch die Kriege weggerafft, als daß große Selbstthätigkeit zum Vorschein kommen könnte, aber guter Antrieb wird gute Leute finden. Denunziationen von Einzelnen meßen Sie nicht leicht Glauben bey, wenn sie nicht von sehr bewährten Leuten kommen. Mißgriffe darin werden allzu leicht gehäßig und das abscheuliche französische Unwesen hat eine Seite aufgezogen, die in den Leuten gern nachklingt. Es ist ein gar großer Leichtsinn im Urtheil in die Welt gekommen, was ich jetzt recht auffallend bemerke, wo es darauf ankömmt, über so viele Menschen eine bestimmte Meynung zu gewinnen.

Geben Sie uns so bald wie möglich den Landsturm. Es mag seyn, daß die äußerliche Freyheit durch die Fortschritte der Armeen schon gesichert ist, aber für die Innere ist es durchaus nöthig, daß das Volk wehrhaft werde, damit welcher Regierung auch immer diese Länder zufallen mögen, sie nur das Gute mit Leichtigkeit, das Böse mit Widerstand durchsetzen könne. Es wäre wohl gut, wenn die Mairien vorher reorganisirt wären, aber auch so ist an Widerstand nicht zu denken, wenn alles gehörig eingeleitet wird. Von den Städten aus müßte die Maasregel sich aufs Land verbreiten und etwas abweichend von der Unordnung jenseits die Landwehr später aus der Mitte des Landsturmes gebildet werden. Das Volk ist noch etwas scheu, man hat es so oft getäuscht, daß es nur allzu leicht Verdacht faßt, man wolle ihm die alte Fabel mit andern Namen erzählen. Anordnungen wie Ihre Letzte, über die Aufhebung der Kriegssteuer und des Domainenverkaufes würken darum höchst wohlthätig und geben Vertrauen den Gemüthern, und einmal das gewonnen, und den Glauben, das alles wahrhaftig sey, und nicht Lügenspiel, dann giebt sich alles Andere von selbst.

Was die Administration des Landes betrifft, so mögte ich Ihnen wohl nach meinem besten Wissen rathen, darin eine starke Reduktion vorzunehmen. Sie wollen doch wohl etwas festes und dauerndes im hiesigen Lande gründen, lassen Sie aber die alte Form bestehen, dann sind Sie sicher, daß nach dem Frieden, wenn eine bestimmte Regierung eintritt, alles umgeworfen werde. Ich mögte, daß Sie soviel thunlich eine Form begründeten, an deren Stelle man nicht leichtlich etwas gründlich besseres setzen könnte und die Stellen dabey mit solchen Individuen besetzten, die man mit Ehren nicht entfernen könnte. Dann hätten Sie ein bleibendes Denkmal sich errichtet, auf den Fall, wenn Sie etwa künftig uns verlassen wollten. Gegenwärtig bestehen in unserm Departement 90 Maire, im Saardepartement beynahe noch einmal so viel. Darunter sind viele schlechte Individuen, die sich nicht überall leicht ersetzen lassen. Überdem kosten sie dem Lande viel, da Manche auf dem Lande, per fas et nefas sich auf 5—6000 Franken stehen, und in manchen Mairien alle Einkünfte der Gemeinden nicht zureichen ihren Gehalt zu bezahlen. Ich mögte Ihnen daher vorschlagen, lieber jeder Gemeinde ihren Ortsvorsteher aus ihrer Mitte zu geben

und darüber in jedem Canton einen Cantonsverwalter zu bestellen. Man kann die französische Eintheilung des Landes beybehalten, an der nicht viel auszusetzen ist. Wir bekämen daher hier 30 Cantonsverwalter, deren Wirkungskreis nicht allzu groß, wie bey den ehemaligen Ämtern, und nicht zu klein, wie bey den Mairien seyn würde; man könnte leicht 30 taugliche Subjekte ausfinden, und der Uebergang aus einer Verfaßung in die Andere wäre in wenigen Tagen ohne Stoß und Störung zu bewürken, da Alles wie vorher bleibt, nur das Unnöthige wegfällt. Auch die Unterpräfekte wären dadurch zu entbehren, da der Gouvernementscommissär leicht mit 30 Individuen sich in Beziehung setzen kann. Mit den Empfängern ließe sich leicht auch dieselbe Reduktion vornehmen, wenn man jeder Gemeinde aufgäbe, ihren Beytrag selbst zu sammeln, und nun gleichfals Cantonsempfänger bestellte. Doch würde die Sache etwas größere Schwierigkeit haben, theils wegen zu besorgender Störung im Geschäfte für den Augenblick, theils wegen der Ablieferung der Contribution in Zwölftheilen, weil die Bauern sich nicht leicht in die dabey nöthigen Rechnungen finden können.

Was die Justizverfassung betrifft, so wird es wohl einstweilen beym Code Napoleon sein Bewenden haben müßen. Aber nichts nöthigt den abscheulichen Code de procedure, einzig auf die finanzielle Gierigkeit der Regierung berechnet, beyzubehalten. Nicht ganz in Block und Masse wird es sich, wenn die Andern bestehen bleiben, jedoch abschaffen laßen. Sie würden wohlthun, wenn Sie darüber ein förmliches Gutachten von Sachkundigen sich geben und von ihnen sich bestimmen ließen, was bleiben muß und was weggeworfen werden kann. Sie werden sich ein großes Verdienst erwerben, wenn es Ihnen gelingt, die Gerichthöfe von diesem Unrath zu reinigen, das die Partheyen arm macht und der elendesten Chikane freyen Spielraum verschafft. Das hiesige Tribunal ist im Ganzen gut besetzt, durch den Tod ist die eine oder die andere Stelle erledigt, wenn Sie es auf sechs Glieder bringen, dann ist es vollzählig. Nur der Präsident Michelet, ein fataler alter Franzose, der in der Justiz großen Unfug angerichtet hat, indem er sich Grebeln, einem ehrlosen Menschen ganz ergab, muß durchaus entfernt werden. Ich glaube Nell mögte nicht übel an seine Stelle seyn, seine Gewandheit und Übung in dem Fache würde dadurch zum Vortheil des Ganzen benutzt und dem was nicht gut an ihm ist wäre dadurch mehr als in einer administratifen Stelle der Spielraum beengt. Die Gehalte an der Justizparthie besonders bey den untersten Behörden wäre wohl rathsam in etwa zu erhöhen.

Für die Geistlichen müßen Sie etwas thun, ich habe eine Vorstellung an Sie übernommen, die ich zur Unterschrift zirkuliren laße, ich werde sie alsdann Ihnen zusenden, oder noch lieber übergeben, wenn Sie herunter kommen.

Nr. IV.

Coblenz am 25ten Februar 1814.

Zuerst halte ich für nöthig, Ihnen über die Quelle der mancherley anonymen Denunziationen, die immerfort an Herrn von Vincke und wahrscheinlich auch an

Sie einlaufen, die nöthigen Aufschlüsse zu geben. Ich habe den Gegenstand neulich schon berührt und kenne Ihre Gesinnung darüber nicht, ich selbst würde außer in Dingen, wo Gefahr auf dem Verzuge steht, durchaus auf keine anonyme Anklage irgend Rücksicht nehmen. Ich weiß gar wohl, was man dafür sagen kann, die Blödigkeit der Menschen ist wie bey den Rezensionen der Hauptgrund, aber sonst ists ein elender Behelf gegen den Mangel zuverlässiger Menschen, die man befragen könnte. Wie ich nie eine anonyme Rezension gemacht, so scheue ich mich nie, was ich von jemand gesagt, ihm ins Gesicht zu behaupten, ich könnte die Briefe, die ich Ihnen schreibe, in meiner Zeitung drucken lassen, und niemand würde mir darum etwas anhaben können.

Zwanzigjährige Umtriebe und mancherley Verhältnisse haben den Leuten in hießiger Gegend viel Gewandheit und Geschick mancher Art, aber einer großen Classe auch viel Schlechtigkeit gegeben. Das hat viel Gutes gebracht, des Bösen aber mehr, da ohnehin auch ohne die Franzosen das Gute überall die Minorität hat. Wüthend ist ein gewisses Volk geworden über Alles was bisher vorgegangen, da es sich anläßt, als ob es recht durchgreifend bis zum Boden reichen wolle. Sie werden dergleichen wohl schon mehr gesehen haben, daß die Schlechtigkeit seichte Rechtlichkeit sich gar wohl gefallen läßt, die gründliche aber auch recht gründlich haßt. —

In dem Rest dieses Absatzes giebt Görres eine Schilderung der Unzufriedenen. Bei der Schärfe, mit welcher Görres sein Urteil über diese Männer fällt, ist es unmöglich dasselbe wiederzugeben. Er fährt dann fort:

Sie sehen die Elemente, auf denen die Opposition gegen die neue Ordnung der Dinge ruht. Da sie es die Zeit über ohne Erfolg versucht, Vincke zu gewinnen, so wenden sie sich auf einen andern Weg und suchen die gemachten Ernennungen anzugreifen. Gegen die von Zweifel und Kretzer war nicht aufzukommen, die von Mathieu zum Domänenempfänger und Hypothekenbewahrer gab ihnen schon eher einen Fußbreit Raum, auf dem sie auftreten mogten. Im ganzen Departement ist kein Mann zu finden, der dieser höchst schwierigen Stelle besser und gründlicher vorstehen wird, das wissen sie, und das auch hat mit den Andern die ganze Parthey der Domänenkäufer aufgebracht, die in der bisherigen Unordnung und Schlechtigkeit ihr Wesen trieben. Sie können gegen Mathieu nichts vorbringen als einige zweydeutige Prozesse, die er freylich zum Theil am hießigen schlechten Tribunal verlohren, an der gut besetzten teutschen Sektion in Trier hingegen gewonnen hat. Sie berufen sich aufs Publikum, aber das Publikum besteht eben aus ihnen selbst und wohl auch einigen gutmüthigen Leuten, die so mitlaufen, weil sie nicht wissen, wos hinausläuft. G. ist überdem sein persönlicher Feind. Wenn etwas dergleichen bis zu Ihnen hin gelangt, dann dürfen Sie nur ganz einfach darauf bestehen, daß man Ihnen facta gegen seine Rechtschaffenheit artikulire. Daß er während seiner Geschäftsführung keine Schlechtigkeiten machen werde, dafür verbürgen wir uns, und selbst wenn er eine zweydeutige sich erlauben wollte, würden wir die ersten seyn, ihn zu denunziiren.

Vincke hat Ihnen Zeiler zum Unterpräfekten in Simmern vorgeschlagen. Auch gegen diesen werden sie sich ohne Zweyfel erheben. Ich hatte die einzige Einwendung gegen ihn, daß der Sprung in seinen Verhältnissen etwas zu groß seyn möge, indessen außerordentliche Zeiten fodern ungewöhnliche Maasregeln. Wenn, wie es bald den Anschein gewinnt, der Krieg wieder eine schwierige Wendung nimmt, dann ist es vor Allem nöthig zuverlässige Leute an den öff ent lichen Stellen zu sehen. Zeiler ist überdem rechtlich, und ein sehr guter Geschäftsmann. Er war Chef de Bureau an jener Unterpräfektur, überwarf sich mit Cloden und ging nun an den Octroy nach Holland, wo seine ökonomischen Angelegenheiten durch das theuere Land etwas in Rückgang kamen. Seit dem Uebergange wurde er als Empfänger in Kreuznach angestellt. Da er alle Oertlichkeiten kennt, so ist er gar brauchbar an jener Stelle und wird das schlechte Volk in Simmern recht wohl im Zaume zu halten wissen.

Ueberhaupt verdient der Hundsrücken eine eigene Aufmerksamkeit, es ist ein sehr gemischtes, aber im Ganzen gescheidtes und aufgewecktes Volk, von dem viel erwartet werden kann. Kreuznach übt auf die Stimmung im Gebürge eine große Herrschaft aus, darum ist es von großer Wichtigkeit, dort sich in den Anstellungen wohl vorzusehen. Sie haben Hermann auf den Vorschlag von Vinke dort zum Maire ernannt. Wir erfuhren den Vorschlag zu spät, um ihm zuvorzukommen, wir haben aber Herrn Vinke vermogt, die Ernennung zurückzuhalten. Hermann ist im Ganzen gerade nicht unehrlich, aber er ist ungeschickt, dem pfiffigen Volke dort ein Spott, überdem hält er die dortige Bank im Pharao. Vinck hatte ihn auf den Vorschlag des Unterpräfekten Burret angenommen. Burret ist ein braver, redlicher, geschäftskundiger, arbeitsamer Mann, aber über Menschen hat er kein Urtheil, weil er in zu großer Gutmüthigkeit die Sachen allzu oberflächlich nimmt. Das ganze war eine Intrigue der dortigen Loge, die auf den öffentlichen Geist nicht den besten Einfluß übt. Van Recum hat diese Loge dort gegründet. Dieser Mann, der durch den Verrath von Mannheim zuerst den Franzosen sich empfahl, bekam von da an eine Folge von Anstellungen, die ihn zuletzt zum Gesetzgeber geführt. Durch Pfiffe, Ränke, Jüdeln, den Bonhandel, Unterschleif in öffentlichen Arbeiten und bey Lieferungen hat er ein unermeßliches Vermögen sich erworben, und ist einer der stärksten Gutsbesitzer auf dem Hundsrücken geworden. Wie er nun also reichlich sich versehen, mochte er gern einen Kreis um sich sehen, der seine Tugendhaftigkeit und Ehrlichkeit bewunderte. Darum umgab er sich mit der ganzen Krämerzunft und Andern, und stiftete die Loge, worin er die schönsten Reden über Moralität und Rechtlichkeit hielt. Herff ist in Allem ihr Sprecher. Statt Hermanns habe ich Giudice dem dortigen Polizeykommissär als Maire vorgeschlagen, einen Mann der die Achtung aller Partheyen hat, und von Allen, die ihn kennen, übereinstimmend als ein trefflicher Mensch gerühmt wird. Um indessen Sie nicht noch einmal einer Veränderung auszusetzen, habe ich ihn durch seine Freunde fragen lassen, ob er geneigt sey die Stelle anzunehmen. Er hat mir erklärt, wie er es vorziehen werde, wenn Sie Eglinger, den bisherigen ersten Adjunkt, einen wohlhabenden angesehenen Mann zum Maire, und ihn als dann zum

Mairie-Sekretär ernennen wollten, wobey dann allerdings dem Reichen die Ehre, dem verdienstvollen und arbeitsamen Manne das utile zufallen würde. Einzig nur großer Geiz wird Eglinger vorgeworfen.

Bey dieser Gelegenheit muß ich Sie auf einen Mann aufmerksam machen, der eben dort lebt, Schmitt und durch seine große Kraft gar wohl verdient, daß man ihn zum Nutzen des Ganzen an seine rechte Stelle setze. Von 93—98 verwaltete er öffentliche Geschäfte, seither zog er sich zurück. Ein natürliches Feuer, das ein Alter von beynahe 50 Jahren nicht erkalten konnte, hat ihn wohl oft über das Maas hinaus getrieben, aber überall wo es Wärme, Nachdruck und Energie bedarf, ist er an seiner Stelle. Nur Zucht und Beharrlichkeit und innere Mäßigung ist ihm, wie allen diesen Naturen nicht gegeben. Er lebt und webt jetzt wieder mit großer Begeisterung in der Sache Teutschlands, und ist in diesem Feuer zu allem Guten aufgelegt. Nur ist die Stelle für ihn schwer auszumitteln, Kollegien ordinärer Menschen sprengt er in kurzem in die Luft, und allein fehlt ihm zu sehr der innere Schwerpunkt. Im Juristischen Fache hat er die meisten positiven Kenntnisse, und an einem Obertribunal würde er mit Ehren sitzen, obgleich seine Kraft für die Sache unmittelbar dann verlohren wäre.

Gegen die von Ihnen für die Maires eingeordneten Kommissarien habe ich manches einzuwenden. Sie beeinträchtigen zuerst den Dienst; da sie bei der nothwendigen Weitläuftigkeit alles juristischen Verfahrens, die Maires und ihre Untergebenen in einem fortdauernden Kriegszustand erhalten und jene daher in den Operationen ihres Amtes lähmen. Dann kömmt es auch bey all dergleichen Untersuchungen selten zu einem reinen Resultat, da die Schlechtigkeit so viel Schliche zu benutzen weiß, daß man selten dazu kömmt, ihr einen andern als moralischen Beweis zu machen. Wo Formen und Verfaßungen sich einmal festgesetzt, da bleibt freylich nicht anderes Mittel übrig, aber jetzt wo man mit einem Federstrich den des Bösen bezichtigten entfernen kann, hätte ich wohl gewünscht, Sie hätten bei der Dringlichkeit der Sache den kürzeren Weg eingeschlagen. Überdem sind für solche Kommissionen schwer taugliche Leute zusammenzubringen. Oben in Trier ist sie, so viel ich einsehe, recht gut besetzt, hier hat Vinke wie ich eben höre, L., Nell und Fölix im Vorschlag. Ich bin zum Voraus überzeugt, daß bei einer solchen Zusammensetzung nicht ein einziges Urtheil heraus kommen wird. L. ist der aufgeblasenste, hochmüthigste, leidenschaftlichste Mensch der unter allen gerade der aller untauglichste zu einer solchen Verrichtung ist. Hat ihm etwa vor Jahren einer nicht den Huth gezogen, dann kann er heute noch Parthey gegen ihn nehmen, und dann verfolgt er seine Meynung mit solcher Hartnäckigkeit, daß, sind Solche mit ihm, die gleichfalls die Ihre haben, es nie zu einem Resultate kommen kann. So hat er es als Präsident des hießigen peinlichen Gerichtes und überall gehalten, so daß man ihn entfernen mußte. Nur als Professor ist er an seiner Stelle, da er ohne allen Zweifel ein guter und gründlicher Jurist ist. Nell hat dann gleichfalls wieder seine eigene Leidenschaftlichkeit und Foelix ist ein rechtschaffener aber schwacher Mann. Wir hatten Nell als Domänendirektor vorgeschlagen, aber Herr von Vinke will ihn nicht passiren

lassen. Ich kenne alles Üble, was er an sich hat, auch ist der Vorschlag eben nicht aus Neigung für ihn geschehen, aber er hat alle dazu erforderliche Kenntniß und ist, da man seine Parthey, wie ich glaube, nicht ganz vor den Kopf stoßen kann, hier auf die unschädlichste Art beschäftigt. Als Präsident, wozu ich ihn neulich vorgeschlagen, hat seine Leidenschaftlichkeit größeren Spielraum, und Foelix, der Vicepräsident, kann schon seines Alters wegen nicht wohl übergangen werden.

(Schluß folgt.)

Berlin. Justus von Gruner.

Litterarische Berichte.

Leben der Griechen und Römer von Guhl und Koner. Sechste, vollständig neu bearbeitete Auflage. Herausgegeben von Richard Engelmann. Berlin. Verlag der Weidmann'schen Buchhandlung. Vollständig in 18 Lieferungen à 1 Mark.

Das lebhafte Interesse, welches seit dem Emporblühen des Humanismus der Sprache und Litteratur, dem gesamten Geistesleben, besonders der Kunst, und der ganzen Geschichte der Griechen und Römer entgegengebracht worden ist, hat sich in den vielen, teils kleineren, teils umfangreicheren Darstellungen des antiken Lebens nach allen den angegebenen Seiten hin bekundet und dadurch in immer weiteren Kreisen der Gebildeten an Ausdehnung und Vertiefung gewonnen. Nachdem nun aber in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts die zahlreich und mit so großem Erfolg unternommenen Ausgrabungen Schliemann's u. a. so viele Stätten des klassischen Altertums dem schauenden Auge und dem forschenden Geiste erschlossen haben, ist dieses Interesse naturgemäß immer größer und damit auch das Bedürfnis immer fühlbarer geworden, alle die großartigen Resultate jener Ausgrabungen und der daran sich schließenden Forschungen in einer gründlichen, auf genauer Kenntnis des antiken Lebens fußenden und jene Errungenschaften berücksichtigenden Darstellung, verbunden mit genauer und künstlerischer Wiedergabe im Bilde, dem gebildeten, hierfür sich interessierenden Publikum darzubieten, und dieses unleugbare Bedürfnis findet in dem nun schon in sechster Auflage erscheinenden Werke von Guhl und Koner seine vollständige Befriedigung und Erfüllung. Die Darstellung zeugt von der eingehendsten Kenntnis auch der neuesten Forschungen, hält sich frei von unnützen Abschweifungen und ist nach Form und Inhalt klar und leicht verständlich; die zur Erklärung beigefügten Illustrationen sind vortrefflich und dienen ihrem Zwecke gemäß zur leichten Erfassung des im Texte Gebotenen. Da zu diesen Vorzügen noch der des billigen Preises hinzukommt, welcher auch weniger Bemittelten die Anschaffung dieses schönen Werkes ermöglicht, so sei dieses allen denen, welche nicht bloß dem heute so beliebten Utilitätsprinzip in Beziehung auf geistige Bildung huldigen, aufs beste empfohlen. C. S.

Ernst und Scherz über unsre Wissenschaft. Festgabe an Rudolf von Ihering zum Doktorjubiläum von Ernst Immanuel Bekker. Leipzig 1892. Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

Das Bekker'sche Buch ist vielleicht eine Antwort auf Ihering's „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz", aber jedenfalls kein Gegenstück dazu. Dort finden wir eine Reihe von selbständigen Abhandlungen, durch nichts als die gemeinsame Auffassungsart zusammengehalten: hier einen Aufsatz von einheitlichem Gusse, nur äußerlich in Kapitel geteilt; dort einen bunten Wechsel im Ton vom trockensten Abhandlungsstil bis zur beißenden Satire, aber überall eine entschiedene Stellungnahme und rücksichtslose Urteile: hier einen gleichmäßigen, nachlässigen Plauderton, welcher Zweifel und Fragen mehr aufwirft als entscheidet und sich nach Lust und Laune vom Hundertsten ins Tausendste verirrt. Aber beide Schriftsteller beseelt eine gleich edle Auffassung ihres Berufes, und beide wirken, wenn auch in verschiedener Weise, anregend auf den Leser. Das Bekker'sche Werk hat die Form eines Briefes an den leider bald darauf verstorbenen Altmeister Ihering; es beschäftigt sich im allgemeinen mit der Frage der wissenschaftlichen Vertiefung der juristischen Forschung, eine große encyklopädische Kenntnis befähigt den Verfasser seine Gedanken mit Beispielen aus allen Wissensgebieten zu belegen. So bildet das Buch eine angenehme,

zum Nachdenken ermunternde Lektüre, die man übrigens auf jeder Seite mit gleichem Erfolge beginnen kann, und aus der der Leser eine wesentliche Erweiterung seiner Kenntnisse nicht zu erwarten, besondere Anstrengungen aber auch nicht zu befürchten hat. — Dieses günstige Urteil wird durch einzelne Mißgriffe nicht beeinflußt, auch nicht dadurch, daß das Urteil, welches Bekker über das von hoher Lebensweisheit erfüllte Preußische Allgemeine Landrecht ausspricht, nicht durch Sachkunde getrübt ist.

K. F.

Geschichte der Philosophie von Julius Bergmann. Zweiter Band. Erste Abteilung: Von Kant bis einschließlich Fichte. Berlin 1892. Verlag von Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Die dem ersten Bande von Bergmann's Geschichte der Philosophie unbedingt gespendete Anerkennung und die Betonung des Wertes, welcher gerade in dieser Bearbeitung hervortritt, gebührt dem zweiten Bande deshalb in noch höherem Grade, weil hier die dort hervorgehobene Klarheit der Darstellung und die sachlich und scharfsinnig verlaufende Kritik um so schwieriger war, je schwieriger das Verständnis der in diesem Bande behandelten Philosophen an und für sich ist. Dies sehen wir zunächst an der Entwickelung der Philosophie Kant's. Nachdem der Verfasser den Inhalt der Werke dieses Philosophen in klarer, wenn auch, wie natürlich, das schärfste Nachdenken und die gespannteste Aufmerksamkeit erfordernder Behandlung dargestellt hat, giebt er sein Urteil über die einzelnen Punkte und Ideen, ein Urteil, das sich allerdings in vielen Beziehungen gegen die Ausführungen Kant's richtet. So zeigt er, um nur einiges hier anzuführen, daß die Metaphysik keineswegs, wie jener sagt, einer ihr vorausgehenden, ganz neuen Wissenschaft bedürfe, welche die Möglichkeit, die Prinzipien und den Umfang aller Erkenntnisse a priori bestimme; daß ferner das bisheige Streben der Metaphysik kein bloßes Umhertappen gewesen und, auch wenn es so wäre, nicht verwerflich sei, da auch Mathematik und Naturwissenschaft erst nach langem Umhertappen wissenschaftlich geworden seien. Der Verfasser meint ferner, und wohl mit Recht, daß Kant nicht den angemessenen Gesichtspunkt für die Erforschung der Vernunft aufgestellt und auch die Lehre von den Kategorien einseitig behandelt habe. Am Schluß der Besprechung dieser Philosophie wirft er einen vergleichenden Blick auf die Kant'sche und die Herder'sche Behandlung der Philosophie der Geschichte, welche von jenem auf die Ethik, von diesem auf die Naturwissenschaft begründet wird. Die nächstfolgenden Abschnitte beschäftigen sich dann ebenso übersichtlich und klar mit den Ideen einiger weniger bedeutenden Philosophen, die aber hier in nähere Bekanntschaft gerückt zu haben, ein neues Verdienst des vorliegenden Buches ist. Der letzte Teil dieses Bandes geht dann genauer auf die Philosophie Fichte's ein. An dieser tadelt der Verfasser zunächst den Mangel an Klarheit und vollendeter Durchführung, sowie daß Fichte zuweilen einen Ausdruck, ohne es zu merken oder es zuzugeben, in ganz verschiedener Bedeutung anwendet, z. B. den Ausdruck: intellektuelle Anschauung; auch in der Erörterung über die Tiere werde die rechte Klarheit vermißt, ebenso wie in derjenigen über Naturrecht und Sittenlehre. Das Buch schließt dann mit einer genauen Darstellung von Fichte's Ideen über Religion und Moral und mit einem kurzen Hinweis auf dessen eigentümlichen Versuch einer Konstruktion der Weltgeschichte a priori. — Wie schon beim ersten Bande erwähnt wurde, kann und will Bergmann's Buch nicht als ein Leitfaden betrachtet und benützt werden, welcher einem in der Geschichte der Philosophie Nichtbewanderten einen Ueberblick über die wichtigsten philosophischen Systeme geben könnte; es setzt vielmehr eine längere und gründliche Beschäftigung mit diesen voraus und wird auch dann noch dem dasselbe Studierenden (nicht etwa bloß Lesenden) manche Schwierigkeit bieten. Wer aber im philosophischen Denken geübt, in der Kenntnis der einzelnen Epochen der Geschichte der Philosophie kein Neuling und ein Freund dieses Studiums geworden ist, der wird aus diesem Werke eine Fülle neuer Anregungen und Belehrungen schöpfen.

C. S.

Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend von Dr. Konrad Lange, a. o. Professor der Kunstwissenschaft an der Universität Königsberg. Darmstadt 1893. Verlag von Arnold Bergsträsser.

Dem Verfasser ist es vornehmlich darum zu thun, die Kunsterziehung der höheren Stände als derjenigen, die das eigentliche Publikum für die Kunst bilden sollen, einer Kritik zu unterziehen, und deutsche Kunst sollen sie in erster Linie verstehen, ausüben lernen und lehren. Die Art, wie im allgemeinen bei uns, zumal auf unsern humanistischen Gymnasien, man die Kunstbegabung der Kinder zu entwickeln strebt, ist, wie Professor Lange sehr richtig bemerkt, noch lange nicht die rechte, weil das Auge der Schüler viel zu wenig „für feinere Anschauung" geübt wird. In der Kinderstube schon muß die künstlerische Erziehung beginnen, und sehr viel würde erreicht werden, wenn Lange's Kritik des Charakters des Bilderbuchs, des Anschauungs- und Zeichenunterrichts, des Handarbeitsunterrichts, der Lektüre und des Betriebs der Kunstwissenschaft die Beachtung im Vaterlande finden möchte, die sie verdient. Wer einen Einblick in die Methode unsrer Jugenderziehung besonders nach der künstlerischen Seite hin gethan hat, wird dem Verfasser des vorliegenden Buches

durchaus zustimmen, wenn er sagt: „Uniformiert wird in unsern Schulen so schon zur Genüge. Man lasse wenigstens in der Kunst dem individuellen Triebe und der individuellen Begabung möglichst freien Spielraum.“ Auch was über die Vorbildung und Stellung der Zeichenlehrer gesagt wird, unterschreiben wir rückhaltlos. Daß aber der Handarbeitsunterricht an den Gymnasien das geeignetste Mittel sei, „vor allen Dingen Konsumenten für die teuren Industrien, Leute zu erziehen, die das teure Kunsthandwerk verstehen und unterstützen,“ erscheint uns weniger stichhaltig, weil zur gehörigen Unterstützung der teuren Industrie vor allem viel Geld gehört, das erfahrungsmäßig gerade den Kunstverständigen am häufigsten fehlt und das ihnen auch der Unterricht schwerlich wird verschaffen können. — Das Kapitel „Kunstwissenschaft“ sei der besonderen Beachtung unsrer Dozenten und Studenten empfohlen, das ganze Buch aber allen, die wünschen, daß unsre Jugend immer größere Lust und Liebe zu deutscher Kunst und eingehendes Verständnis für die Schönheit und Bildungskraft derselben erhalten sollen. L.

Brot. Ein Büchlein für alle, die Brot essen. Von Dr. Karl Schmidt. Leipzig 1893. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Eigentümlich wie der Titel des vorliegenden Buches ist auch sein Inhalt. Der Verfasser, welcher, wie er selbst sagt, nicht zu den Sozialisten gehört, aber wie diese für die schon jetzt und in Zukunft immer mehr des Brotes entbehrenden Armen eintritt, sucht in einem Rückblick auf die gesellschaftlichen Zustände aller Zeiten und Länder zunächst nachzuweisen, daß immer nur Tyrannei und Aussaugung gewaltet und daß die große Menge des Volkes darunter gelitten und dadurch gedarbt habe. Während aber früher der Arme, der Arbeiter, der Tagelöhner allenfalls noch das notwendige, wenn auch noch so geringe Quantum von Brot erworben habe, sei ihm jetzt auch dieses nicht mehr möglich; das Elend der Armen sei unerträglich und die Rettung derselben, also eine durchgreifende Reform in der Erwerbungsart des Lebensunterhalts, Pflicht geworden. Die Parlamentsreden und die neue Gesetzgebung, besonders die von der Fortschrittspartei gehandhabte, genüge ebenso wenig zur Herstellung besserer Verhältnisse wie alle die öffentlichen und privaten Wohlthätigkeitsanstalten, Kassen, Vereine u. s. w., da es nicht bloß gelte, das vorhandene Elend zu lindern, sondern seine Quelle, die Armut und Verarmung, für immer zu verstopfen. Als das hierfür einzig und allein geeignete Mittel nennt der Verfasser dann im Anschluß an andre Schriftsteller die Zurückgabe alles Grund und Bodens an die Gesamtheit, wofür er aus der Bibel und aus den Schriften verschiedener Männer der alten und neuen Zeit Stellen anführt, welche beweisen sollen, daß Grund und Boden niemals Privateigentum gewesen sei, sondern allen gemeinsam gehört habe. Ohne jedoch nun genau anzugeben, wie diese Zurücknahme des Grundbesitzes aus den Privathänden, die Verteilung desselben an die Einzelnen, seine Erhaltung als Gemeingut u. s. w. zu bewerkstelligen sei, was doch entschieden als Hauptsache angesehen werden muß, verweist der Verfasser zum Schluß noch auf das vor einigen Jahren erschienene „herrliche“ Buch Freiland und den darin geschilderten Musterstaat im Kenia-Gebiet. — Es läßt sich gegen diese Ausführungen so manches einwenden. Ganz ungeschichtlich ist die Darstellung, als ob es immer und überall nur Herrscher und Sklaven gegeben hätte; wer wüßte nicht z. B. von den freien Bauern der alten Germanen, vom blühenden, freien Handwerkerstande des Mittelalters u. a. zu erzählen! Schreckgeschichten und Ausschreitungen, welche natürlich immer vorkommen werden, ohne doch das Allgemeine zu sein, als die charakteristischen Merkmale hinzustellen, giebt kein geschichtlich treues Bild. Vor allem aber mußte ein Mann, der mit so sichtbarer Objektivität und mit so anerkennenswertem Freimut schreibt, die wichtige Frage nach der eigenen Schuld des Arbeiterstandes an seinem Elende nicht so ohne weiteres ganz vernachlässigen. Wir lesen auch nicht ein einziges Wort von den oft maßlosen Ansprüchen des Arbeiters, die nicht immer bloß auf „Brot“ gerichtet sind, sondern auf Genüsse, die mancher Beamte sich völlig versagen muß; er erzählt uns nicht von dem wüsten Treiben am Abende von Lohntagen oder von dem selbst bei lohnenden Akkordarbeiten so häufigen Mißbrauch des „blauen Montags“, jenes akademischen Viertels der Arbeiterwoche; der Verfasser schweigt auch von der aus Respektlosigkeit und Abneigung gegen das Lernen und Sichunterordnen entstandenen Mangelhaftigkeit des Könnens, worüber jeder brave Handwerksmeister täglich klagt, der viele Arbeiter beschäftigen könnte, wenn sie ihr Handwerk verstünden und arbeiten wollten. Er erwähnt auch nicht als Pflicht der redlichen Arbeiter, in ihrem Stande selbst auf Zucht, Ordnung und Ehre etwas zu halten, um so alle unlauteren Elemente abzustreifen, anstatt sich durch diese in einer alle teilnehmenden, wohlwollenden Menschen ärgernden Art unterstützen oder gar vertreten zu lassen. Wer sind denn die Hauptgestalten bei jenen Berliner Tumulten der „Arbeitslosen“ gewesen? Zum größten Teile nicht wackere, durch „unverschuldete“ Not zum Aeußersten gedrängte Familienväter, sondern junge, rohe, arbeitsscheue Burschen, die meistens ein sehr unsauberes Gewerbe treiben. Ehre und Achtung vor dem Handwerkerstande und vor jedem noch so einfachen Arbeiter, aber wer für sie eintritt, muß erstens auch offen genug sein, ihren selbverschuldeten Anteil an dem Elend zuzugeben und darf zweitens nicht so ganz ohne jede Anerkennung von allen den vielen Erweisungen der Wohl-

thätigkeit und der umsichtigen Menschenliebe sprechen. — Als das Resultat seiner Erörterungen würden wir übrigens nicht das einfache Nachsprechen eines schon mehrfach von andern gemachten Vorschlags zur Abhilfe des Elends, sondern etwas andres, Neues, Selbständiges erwartet haben; stellenweise schien dies auch schon angedeutet zu sein, nämlich die Forderung: weg mit allen Fabriken! Allein von diesem Thema ist der Verfasser ganz abgekommen, obgleich es u. E. das allerwichtigste sein dürfte. — Nach allen diesen Vorwürfen aber können wir nicht umhin, sehr viel Gutes an dem Buche zu rühmen. Es ist in schöner Sprache, in fesselnder, nie ermüdender, oft geistvoller Darstellung geschrieben; der Verfasser will, das merkt man recht gut, nicht bloß plaudern, sondern helfen und bessern und sagt dabei stets offen seine Meinung, auch solchen, die in einem Buche dieser Tendenz es nicht erwarten würden. Da die in diesem behandelte Frage doch unleugbar die wichtigste unsrer Zeit und die Beschäftigung mit derselben allen geboten ist, welchen die Lage ihrer Mitmenschen nicht gleichgültig ist, so darf das vorliegende Buch ohne Zweifel der Lektüre recht vieler empfohlen werden.

C. S.

Alpensagen. Von Maria Savi-Lopez. Illustriert von Carlo Chessa. Deutsch von Alfred Ruhemann. Stuttgart 1893. Verlag von Adolf Bonz und Comp.

In der Alpenlitteratur wird das vorliegende Werk der von ihren italienischen Landsleuten mit Recht gefeierten Verfasserin einen bevorzugten Platz einnehmen durch die Eigenartigkeit und Reichhaltigkeit seines Inhalts. Zum erstenmale ist der Versuch gemacht worden, die Sagen der Aelpler mit denen verschiedener Nationen in Vergleich zu bringen, und wenn es auch der Verfasserin anzumerken ist, daß sie eingehende sprachvergleichende Studien nicht getrieben haben mag, so beweist sie doch eine weitreichende Kenntnis des Sagenschatzes der verschiedensten Völker, und wir wünschen aufrichtig, daß ihr von dem Verleger hübsch ausgestattetes und von Carlo Chessa sehr schön illustriertes Werk in der guten Uebersetzung von Ruhemann in Deutschland gleich freudige Aufnahme und Anerkennung finden möge wie in Italien.

L.

Der christliche Adel deutscher Nation. Ein Rückblik und Ausblick auf seine Vergangenheit und Zukunft. Mit besonderer Beziehung auf die deutsche Adelsgenossenschaft und das Adelsblatt von F. Nippold, Professor der Theologie in Jena. Berlin 1893. Druck und Verlag von Georg Reimer.

Nach aufmerksamer und scharf beobachtender Lektüre des von der deutschen Adelsgenossenschaft herausgegebenen Adelsblattes ist der Verfasser des vorliegenden Buches zu der, wenn seine Beobachtung richtig ist, allerdings betrübenden Erkenntnis gelangt, daß die Tendenz jenes „paritätischen" Blattes eine immer kühner hervortretende katholisierende ist und daß der evangelische Teil jenes Vereins dieser Richtung entweder gar nicht oder doch nicht scharf genug entgegentritt, so daß das ganze Wirken des Blattes ein jesuitenfreundliches genannt werden müsse. Die Stichhaltigkeit des Beweises für die vom Verfasser aufgestellte Behauptung läßt sich nach den von ihm angeführten Artikeln und Auszügen allerdings kaum bezweifeln, und daß diese Thatsache wirklich eine betrübende ist, wird kein Evangelischer, welchem Stande er auch angehören mag, leugnen wollen. Aber bei aller Anerkennung der Berechtigung seiner Klage müssen wir dem Verfasser doch entgegenhalten, daß das Klagen allein wertlos ist, daß es vielmehr zur Abstellung von Mißständen vor allem der Erkenntnis bedarf, wo denn eigentlich die Hauptquelle derselben liegt. Zur Gewinnung dieser Erkenntnis mußte nun die kaum zu leugnende Thatsache in Betracht gezogen werden, daß nicht bloß in jenen Adelskreisen, sondern in vielen, leider sehr vielen Kreisen der Evangelischen und nicht etwa unter den unkirchlich Gesinnten, in den letzten Jahren sich ein Gefühl des Mißbehagens, der mangelhaften Zufriedenheit mit manchen Zuständen und Erscheinungen innerhalb der evangelischen Kirche gebildet hat. Nicht bloß der mehrfach vorgekommene Austritt aus der Landeskirche (abgesehen von dieser durch andre Motive hervorgerufenen Erscheinung in Arbeiterkreisen) und der Uebertritt zur katholischen Konfession, sondern auch andre wichtige Zeichen, wie z. B. die Schriften des Herrn von Egidy, die Begründung des Vereins für ethische Kultur u. s. w., vor allem aber die so häufig im Privatverkehr vernehmbaren Ausdrücke der oben bezeichneten Unzufriedenheit sind Belege für die hier von uns aufgestellte Behauptung. Das also ist die Hauptaufgabe der Forschung: wer trägt die Schuld an diesen Zuständen, entweder allein oder teilweise? Und hierbei dürften sich wohl manche Aufschlüsse ergeben, die auch zur Beseitigung des so vielfach empfundenen Mißstandes führen könnten. — Was sonst den Inhalt des Buches anbetrifft, so hält der Verfasser mit Recht dem evangelischen Adel die Thätigkeit und die hohen Verdienste seiner Vorfahren um die Begründung und Verteidigung der evangelischen Kirche vor Augen und mahnt ihn zur Nachfolge in der Bethätigung dieser Ahnentugend. Manche Ausdrücke und Gedanken des Verfassers dürften übrigens nicht auf großen Beifall zu rechnen haben. Es ist weder geist- noch taktvoll, in Beziehung auf die katholischen Geistlichen von ihrem „Oberkollegen in Rom" zu sprechen; auch ist es unangenehm, hier wieder einmal das triviale Wort von einem Gange Bismarck's nach Canossa zu lesen, als ob das die Brücke zum

Frieden bauende Nachgeben eines Gewaltigen gleichbedeutend wäre mit der demütigen und erniedrigenden Bitte um Verzeihung und um Wiederaufnahme in die Kirche. — Da das Buch eine der wichtigsten Fragen der evangelischen Kirche, ja des ganzen deutschen Geisteslebens berührt, so dürfte es wohl mit Recht nicht bloß bei dem evangelischen Adel, an den es zunächst gerichtet ist, sondern auch in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit und Beachtung beanspruchen. C. S.

Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit. Von Heinrich Düntzer. Stuttgart 1893. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandl. Nachfolger.

Diese Schrift des Seniors unter den Goetheforschern ist durch die von uns in dieser Zeitschrift scharf verurteilte böswillige, skandalfrohe Schreiberei des Straßburger Skribenten Froitzheim veranlaßt. Düntzer weist natürlich das Gerede des genannten „Detektive" entrüstet zurück, indem er die Skandalsage bis in ihre Schlupfwinkel verfolgt, giebt aber außerdem eine urkundliche Darstellung des Verhältnisses von Friederike und Goethe, von Friederike und Lenz, und von den letzten vierzig Jahren der Pfarrerstochter von Sesenheim. Darin liegt der bleibende Wert des kleinen Buches.

Q.

Von der Flut überholt. Sprach-Gemälde von Julius Gall. Zweite Auflage. München 1893. Verlag „Gegen den Strom" (J. Gallenkamp).

Man denke sich ein dünnes Büchlein von 53 Seiten in einem sonderbaren Pergamentumschlag, mit ungeheurer Raumverschwendung gedruckt — 11 Zeilen die Seite — jedes Wort mit sichtlicher Prätension hingestellt, und darin nichts andres als die Schilderung einer herankommenden Flut und des Untergangs Telemachs in ihren Wogen. Das Ganze ist offenbar ein Fragment, denn der Autor findet es nötig, seinem „Sprach-Gemälde" eine aufklärende Notiz unter dem Namen „Zur Situation" zu geben, worin er sagt, daß Telemach auf der Suche nach der geraubten Nausikaa zu einem Pfahldorfe an der Westküste Britanniens gelangt ist. Der Autor hält es auch für angezeigt, den Leser auf die Schönheit seiner Arbeit aufmerksam zu machen, denn er zitiert ein überaus schmeichelhaftes Urteil Geroks. In der Vorrede giebt er zu wissen, daß sein Opus vor 10 Jahren in einigen Exemplaren in der Oeffentlichkeit erschienen ist, die sich aber „sämtlich wieder ins Schreibpult verkrochen haben". „Damals glaubten sie die rauhe Luft der öffentlichen Beurteilung nicht ertragen zu sollen. Heute wollen sie ihr gern Stand halten, sich zufriedengebend mit ihrer stummen Protestler-Rolle." Interessant wäre es, zu erfahren, gegen was der Herr protestieren will. Was soll dieses herausgerissene Romankapitel — denn so sieht es aus — mit seiner gespreizten manierierten Sprache überhaupt heißen? Wirklich eine komische Idee, so etwas als Buch herauszugeben! Und in den zehn Jahren, die er es im Pult gehabt, hätte er doch sicher Zeit finden können, zu diesem Fragment einen Anfang und ein Ende zu schreiben! Er scheint es aber, so wie es ist, für vollkommen zu halten. Er dürfte wohl der Einzige sein, der dieser Ansicht ist. Th. v. S.

Studien zur Litteraturgeschichte. Michael Bernays gewidmet von Schülern und Freunden. Hamburg und Leipzig 1893. Verlag von Leop. Voß.

Fünfzehn Freunde und ehemalige Schüler Michael Bernays haben in diesem Bande jeder ein litterarisches Geschenk für den verehrten Mann niedergelegt. H. W. Singer sammelte einige englische Urteile über die Dramen deutscher Klassiker; M. Koch gab einen (seitdem schon anderwärts gedruckten) Brief Goethe's an die Mutter des Schauspielers P. A. Wolff nebst Auszügen aus Briefen des letzteren; K. Borinski schrieb über die Ueberführung des Sinnes über den Versschluß; H. Wölfflin über Wackenroder's Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders; G. Witkowski über Goethe's Aufsatz nach und über Falconet; H. Simonsfeld über die venetianische Humanistin Cassandra Fedele; W. Bormann über Schiller's Künstler. E. Kühnemann besprach Herder's letzten Kampf gegen Kant; H. Schnorr v. Carolsfeld teilte Briefe G. R. Weckherlin's mit; W. Golther handelte über die Beziehung der nordischen Saga von Gaungu-Hrolfr zum Märchen von der Jungfrau mit den goldenen Haaren; H. Bodmer schrieb über die Anfänge der Zürcher Uebersetzung des Milton; H. Wunderlich über den ersten deutschen Terenz; W. Söderhjelm über zwei dem Guill. Coquillart zugeschriebene Monologe. K. Vollmöller machte Mitteilungen aus einer altspanischen Iliasübersetzung, und Jul. Elias endlich ließ kleine Fragmente einer Uebersetzung verschiedener Shakespeare'scher Dramen drucken, die von dem gelehrten Breslauer Rabelais-Uebersetzer Regis herrühren. Das ist eine sehr bunte Reihe von Festgeschenken, natürlich auch ungleich an Bedeutung des Gegenstandes und Wert der Ausführung.

Q.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Breslau, Eduard Trewendt's Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Title page

Achtzehnter Jahrgang

Preis vierteljährlich 6 Mark

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Fleischer

1893. September

Vierteljährlich erscheinen drei Hefte

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau
Expedition: Tauenzienstraße 60.

Berlin
Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Inhalts-Verzeichnis.

September 1893.

Aus dem Leben König Karls von Rumänien.

Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen.

(Fortsetzung.)

28. Juli/9. August 1869. Cogalnitschanu kehrt zurück. Sein Eindruck ist, daß Österreich und Frankreich Rumänien feindlich seien. Er hat es für notwendig gehalten, in Paris jetzt schon den Besuch des Fürsten in Aussicht zu stellen, da die projektierte Reise nach der Krim in Frankreich mit großem Mißtrauen angesehen wird.

Steege ist lange beim Fürsten; er hat sich mit dem Minister-Präsidenten überworfen, der die von Steege verhandelte Konsular-Konvention mit Rußland nicht unterschreiben will; der Fürst sucht auszugleichen, und es gelingt ihm, Steege dazu zu bewegen, daß er seine Demission als diplomatischer Agent nicht einreicht, sondern nach Wien auf seinen Posten zurückkehrt.

Der Fürst trifft seine letzten Reisevorbereitungen und setzt für die Dauer seiner Abwesenheit den Ministerrat als Regentschaft ein. Die Senatswahlen sollen am 4./16. August stattfinden.

Die Schienen sind jetzt von Giurgiu bis Bukarest gelegt, sodaß die erste Lokomotive dort eintreffen soll.

2./14. August. Abreise nach der Krim. Zu Wagen bis Oltenitza. Unterwegs frühstückt der Fürst in Budeschti, dem Gute der Eltern des Kriegsministers Manu, und verbringt angenehme Stunden im Kreise der Familie. Um vier Uhr Ankunft in Oltenitza, wo der Fürst sich auf dem „Stephan dem Großen" einschifft; in seiner Begleitung befinden sich außer dem russischen Generalkonsul, Baron Offenberg, der Minister-Präsident Fürst D. Ghika, der Hofmarschall und ein Adjutant, welche beide den Namen Philipesku tragen; der Adjutant hat früher in der russischen Armee gedient.

„Stephan der Große" setzt sich stromabwärts in Bewegung und langt morgens in Galatz an. Nachmittags Ankunft in Sulina. Dort besichtigt Fürst Karl die Arbeiten der Donaukommission und nimmt das Diner an, welches die Mitglieder derselben ihm in ihrem neuen, vor kurzem vollendeten Palais anbieten.

Abends um neun Uhr schifft sich Fürst Karl auf dem Tauried, einem der Dampfschiffs-Gesellschaft des Schwarzen Meeres gehörenden Schiffe, ein: der Generalgouverneur von Klein-Rußland hat dem Fürsten den Obersten Dombrovski vom russischen Generalstabe entgegengesandt, damit er ihn nach Odessa und Sebastopol begleite. Das Meer ist spiegelglatt und die Fahrt wunderschön in der warmen Sommernacht.

4./16. August. Seit fünf Uhr ist der Fürst auf und trifft um sieben Uhr in Odessa ein, das einen herrlichen Anblick darbietet. Da der General-Gouverneur von Klein-Rußland und Bessarabien, Herr von Kotzebue, in Livadia ist, empfängt ihn an seiner Stelle General-Leutnant von Buturlin mit dem Stabschef General Swetschin. Vom Hafen fährt der Fürst mit diesen Herren nach dem Regierungspalaste, vor dem eine Ehrenwache aufgestellt ist; Empfang der Militär- und Civilbehörden. Die Stadt ist regelmäßig und schön, nach italienischer Art gebaut und macht einen großstädtischen Eindruck. Der Fürst schreitet die Ehrenfront ab, läßt die Wache dann defilieren und erfährt auf seine Frage, daß die in der Stadt sonst garnisonierende Brigade gegenwärtig unweit Odessas ein Lager bezogen hat. Zu nicht gerade angenehmer Überraschung der ihm zugeteilten Herren drückt der Fürst den Wunsch aus, gleich (um halb neun Uhr) ins Lager zu fahren, um die Truppen dort zu sehen. Natürlich wird seinem Wunsche entsprochen. Bei der Ankunft im Lager läßt der Brigadegeneral seine zwei Infanterie-Regimenter alarmieren, und der Fürst besichtigt alles bis in die Einzelheiten. Die Einrichtungen sind mangelhaft, er konstatiert manche Unordnung, besonders die Reinlichkeit läßt viel zu wünschen übrig.

Nach der Rückkehr ins Regierungs-Palais frühstückt Fürst Karl und erteilt Audienzen, darauf fährt er mit dem Civil-Gouverneur durch die Stadt, um ihre Sehenswürdigkeiten, vor allem den neu angelegten Boulevard, kennen zu lernen, von dem eine prachtvolle, breite Treppenanlage zum Hafen hinabführt; der Blick von hier auf das Meer ist ungehemmt und schön. Dann besichtigt er das Monument Richelieu's (den man dankbar als Gründer Odessas verehrt), die öffentlichen Anlagen, vor allem den großen botanischen Garten, dessen Begründung und Unterhaltung wegen des durchlässigen Kalkbodens der Steppe so schwer war und ist, die verschiedenen Kirchen und die Bibliothek. Die Stadt ist luxuriös und reich an Palästen, viel internationales Leben in den gut gepflasterten Straßen, sodaß Odessa die Erwartungen des Fürsten bedeutend übertrifft. Der klare, wenn auch heiße Tag giebt der Seestadt ein heiteres Gepräge. Zum Schlusse werden noch die Gerichtsgebäude, die öffentlichen Schulen und Institute besucht, wo der Fürst überall höchst zuvorkommend empfangen wird. Nach der dreistündigen offiziellen Rundfahrt geht er zu Fuß noch einmal durch alle Hauptstraßen der Stadt. Um sechs Uhr offizielles Diner, an dem alle Behörden und die Generalität teilnehmen; darauf im hübschen Theater eine gute Aufführung des „Pariser Lebens."

Um elf Uhr schifft sich Fürst Karl auf der ihm von Livadia entgegengesandten kaiserlichen Yacht Kasbek ein; wegen Nebels verläßt dieselbe aber erst um halb zwei Uhr den Hafen. Die See ist unruhig.

5./17. August. Sehr bewegtes Meer, sodaß der Fürst nicht von der Seekrankheit verschont bleibt. Abends um acht Uhr erreicht das Schiff Sebastopol, wo ein Empfang stattfinden soll; der Fürst muß denselben aber ablehnen, da ein Versuch, sich aufrecht zu erhalten, vergeblich ist. Die Nacht verbringt er an Bord.

6./18. August. Dafür steht er heute um so früher auf, verläßt schon um halb sieben Uhr das Schiff und macht im Ruderboot eine Rundfahrt durch den Hafen nach dem russischen Kirchhofe, auf dem so viele der tapferen Verteidiger Sebastopols ruhen. Der Anblick des ganz in Trümmer geschossenen Sebastopol ist ein sehr melancholischer; es macht den Eindruck, als hätte die Zeit still gestanden seit jener Belagerung, als wäre all' das Unglück eben erst über die Stadt hereingebrochen. Nichts scheint gelindert, aus tausend Wunden blutet sie noch, — Schutt und Trümmerhaufen, wohin man sieht, und unter diesem grellen Himmelslicht sieht man weit! — Es ist, als ob eine gigantische Brandfackel erst gestern hier gewütet hätte. Die großen Baulichkeiten am Hafen, Kasernen wie Speicher, sind ausgebrannt, „in den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen" — nie hat der Fürst ähnliche Vernichtung gesehen. Die Statue des Verteidigers der Festung, des Fürsten Michael Gortschakow, erhebt sich vor den Kasernen-Ruinen und blickt aufs Meer, von wo jene Zerstörer kamen.

Der Stadtkommandant und die Spitzen der Militär- und Civilbehörden stellen sich dem Fürsten vor, der nach Besuch des russischen Kirchhofs einen Wagen besteigt und nach Baktschisarail (wörtlich Serail der Gärten) fährt. Der Weg führt durch obstreiche Ortschaften zwischen den Vorbergen hin. Die Stadt war während einiger Jahrhunderte die Haupt- und Residenzstadt des Reiches der Krim-Tataren, und der große Palast der Khane ist durch Potemkin, als die Kaiserin Katharina die Krim besuchte, möglichst so wieder hergestellt worden, wie er unter dem letzten Tatarenherrscher gewesen war. Der Ort ist noch ganz tatarisch, aber trägt nur noch Spuren seines früheren Glanzes, vor allem in seinen zahlreichen Moscheen. Der Fürst steigt in dem großartigen Palast ab, in dessen Hofe eine Ehrenwache aufgestellt ist und wo ihm ein Frühstück serviert wird. — Der höchst interessante Bau wird nebst seiner schönen orientalischen Einrichtung sorgfältig konserviert. Im Friedhofe des Schlosses liegen die großartigen Gräber vieler Khane, schöne Mausoleen aus herrlichem weißen Marmor; die Gärten sind feenhaft, überall sprudeln frische Quellen. Der Palast liegt mitten im Ort, ist aber mit all seinen Höfen, Gebäuden und Gärten klosterartig abgeschlossen und hat nur ein einziges großes Eingangsthor.

Von hier aus besucht der Fürst das merkwürdige Felsenkloster Uspenski, das wie angeklebt am Gebirge hängt; man kann nur zu Fuß hinkommen und einige Teile nur auf Leitern erreichen. In einem Felsenspalt hängt das wunderthätige Bild der heiligen Marie, zu dem alljährlich Unzählige pilgern. Von hier reitet der Fürst auf immer enger und steiniger werdendem Wege nach der uralten Judenfestung der Karaiten, Dschufut Kale. Zur Zeit der Tatarenherrschaft durften die Juden nicht in Baktschisarail wohnen und zogen allabendlich, wenn

sie in der Stadt ihr Gewerbe getrieben, in dieses Felsenneft, das mit einem Burgthor abgeschlossen ist. Nichts als Fels und Stein, kein Grashalm dazwischen, kein Tropfen Wasser quillt hier oben; enge, steile Straßen, lichtlose, niedrige Steinhäuser, ein bei der Gluthitze dieses Himmelsstrichs entsetzlicher, aber höchst eigenartiger Aufenthalt. Die Synagoge und das Mausoleum einer schönen Khanstochter bilden die Sehenswürdigkeiten des Ortes. Jetzt lebt nur noch ein greiser Rabbiner der Karaiten hier oben, der seine Zeit mit dem Lesen alter heiliger Schriften verbringt.

Nachmittags, nach der Rückkehr nach Sebastopol, wird das Kloster Chersones besucht, in welchem Wladimir der Große zum Christentum übergetreten sein soll. Darauf umreitet der Fürst die ganze Südfront der Festung Sebastopol, in Begleitung des Generals Martinaw, der bei einem Versuche, den Malakow wieder zu erobern, den rechten Arm verloren hat. Hier auf der Südfront führten die Franzosen und Engländer den Hauptsturm gegen das Bollwerk aus; noch jetzt sind die Angriffs-Arbeiten und Parallelen auf der ganzen Linie zu erkennen; das Terrain ist mit Bombensplittern wie bedeckt, und wo die Engländer ihr Lager gehabt haben, liegen Tausende von Porterflaschen. Mit besonderem Interesse betrachtete der Fürst den Malakow-Turm, der die Vorstadt Karabelnaja beherrscht, und der so vollständig zusammengeschossen ist, daß es schwer hält, sich vorzustellen, daß er einst für ein uneinnehmbares Fort galt. Von den im Innern gemauerten Reduits ist nichts mehr zu sehen, besser erhalten ist der große Redan, den die Engländer vergeblich zu erstürmen suchten. Abends sieben Uhr hat der Fürst seinen Ritt beendet; der Tag ist unsagbar heiß gewesen, und noch jetzt bringt weder Abend noch Meeresbrise Kühlung. Das Diner nimmt der Fürst an Bord des Kasbek ein, mit den russischen Offizieren und seiner Begleitung. Nach Tisch geht er noch lange auf dem Boulevard spazieren, wo viele Menschen Luft schöpfen und gute Militär-Musik spielt. Die Nacht über währt die Hitze an.

7./19. August. Schon vor sieben Uhr besucht der Fürst die ausgedehnten Schiffs-Werkstätten und Werfte der Gesellschaft des Schwarzen Meeres und den französischen Kirchhof. Dann zu Wagen (er hat seinen eigenen Reisewagen mitgenommen) über die kahle Steppenhalbinsel des Kaps St. Chersones nach dem Kloster St. Georg, das am Meere liegt, wo einst der Diana-Tempel Iphigeniens gestanden haben soll, auf dem Wege nach Balaklawa. Hier, im Georgiew'schen Kloster, wohnt der Fürst der Liturgie bei und genießt den schönen Blick aufs Meer; dann weiter nach Balaklawa, dessen geschützten Hafen die Engländer im Krimkriege ohne Schwertstreich genommen haben. Die Stadt ist alt und berühmt und der Hafen, der einzige der Südküste, wenn auch klein, so sicher wie kaum ein andrer; die Bucht ist besonders fischreich, tief und klippenlos, aber der Handel nur unbedeutend. Der Fürst macht eine Gondelfahrt in der von Bergen und Felsen umgebenen Bucht und fährt dann mit russischen Postpferden ins berühmte Baidarthal, das an Fruchtbarkeit seines gleichen sucht. Das Baidarthal ist ein ovales, schön geformtes Becken, nach allen Seiten — auch nach dem Meere

zu — abgeschlossen. Die es umgebenden Berge sind bewaldet; der Weg steigt von Balaklawa bis zum sogenannten Baidar-Thore recht bedeutend, die sechs Pferde jagen aber hinan, fast zu schnell für den Fürsten, den die tatarischen Dörfer, die er durcheilt, und die anmutige Landschaft aufs höchste fesseln. Die Straße, vom Fürsten Woronzow erbaut, ist ein Kunstwerk, und am Thor, wo sie ihren Höhepunkt erreicht, eröffnet sich ein feenhafter Ausblick auf den ganzen Süd-Abhang der Krim, welcher an Schönheit zu den Wundern dieser Welt gehört; bewaldete Berge und nackte Felsen umrahmen abwechselnd das blaue, glänzende Meer, das hier dem Beschauer zu Füßen liegt. — Am Baidar-Thor, wo auch eine schöne Terrasse erbaut ist, wird der Fürst von dem russischen Obersten von Osten-Sacken empfangen, der von Livadia entgegengesandt ist und hier ein Frühstück hat bereiten lassen. Nach einstündigem Aufenthalt an diesem herrlichen Punkte fährt man weiter auf der kunstvollen Straße, die sich durch schöne Waldungen den Bergabhang hinunter zum Meere schlängelt, am Schloß Alupka vorbei und durch die Tataren-Dörfer nach Oreanda, dem in griechischem Stile nach Plänen von Stüler für die Kaiserin Marie Feodorowna erbauten Palaste (heute im Besitze ihres Sohnes, des Großfürsten Konstantin Nicolajewitsch). Hier wird Fürst Karl — es ist unterdes 5 Uhr nachmittags geworden — vom General-Gouverneur von Kotzebue, vom General-Adjutanten des Kaisers General Wojeïkow, welcher ihm zum Ehrendienst beigegeben ist, und, im Namen des Besitzers von Oreanda, vom Admiral Glasenapp empfangen. — Die Lage von Oreanda ist herrlich, der Blick aufs Meer zauberhaft. Nach einem kleinen Imbiß fährt der Fürst durch den schönen Park die zwei Werst, welche Livadia von Oreanda trennen, zum Kaiser, der ihn auf das herzlichste empfängt. Der Kaiser, der infolge der abnormen Hitze etwas unwohl ist, sagt im Beginn der Unterhaltung: Il suffisait que vous fissiez un pas de courtoisie envers moi pour avoir toute l'Europe contre vous; dann wendet sich das Gespräch auf Rumänien, für das der Kaiser sich wirklich zu interessieren scheint, über die kirchlichen Verhältnisse im Lande und über die Aufgabe des Fürsten. Nach einer halben Stunde führt der Kaiser seinen Gast zur Kaiserin; dieselbe, eine Cousine seiner Mutter, begrüßt ihn auf das verwandtschaftlichste, darauf lernt er die fünfzehnjährige Großfürstin Marie kennen, die sehr unbefangen und freundlich ist; zum Thee kommen der Großfürst-Thronfolger und seine Gemahlin; letztere ist sehr schön und liebenswürdig, der Großfürst ernst und zurückhaltend; ferner Großfürst Alexis, ein sehr hübscher junger Mann. Im Salon ist das Gefolge versammelt: Graf W. Adlerberg, Hausminister und Vertrauter des Kaisers, der Oberstallmeister Fürst Wladimir Bariatinski, der Kammerherr der Kaiserin Oserow, die Prinzessin Dolgorukow, die Prinzessin Konrakine, Oberhofmeisterin der Cesarewna, und die Gouvernante der Großfürstin Marie, die Gräfin Tolstoi. Nach dem Thee wird Whist gespielt; die Partnerin des Fürsten ist die Großfürstin Thronfolgerin. — Um elf Uhr abends fährt er nach Oreanda zurück.

8./20. August. Wegen der tropischen Hitze hat der Fürst keinen Schlaf gefunden, obgleich alle Fenster geöffnet waren nach den inneren Höfen, wo

kühlende Springbrunnen in weißen Marmor-Bassins plätschern. Der Fürst fühlt sich, wie der Kaiser, ganz erdrückt von der Temperatur und kann garnichts mehr genießen.

Oreanda ist ein großartiger Palast, die weißen Säulenreihen im dunkeln Grün wirken herrlich, es ist schöner als Livadia, das kleinere und beschränktere Räume hat.

Der Fürst empfängt alle Herren des kaiserlichen Hofstaates und fährt dann zum Großfürsten-Thronfolger, der seinen eigenen Pavillon im wunderschönen Park von Livadia hat. Um zwölf Uhr kommt der Kaiser mit seinen beiden Söhnen zum Fürsten, sie bleiben über eine halbe Stunde. Die Unterhaltung dreht sich um militärische Angelegenheiten und Eisenbahnen. Um zwei Uhr Diner in Livadia. Der Fürst sitzt zwischen Kaiser und Kaiserin; anwesend sind außer den Großfürsten, Großfürstinnen und dem Gefolge auch General Ignatjew mit Gemahlin und General von Kotzebue. Großfürstin Marie sieht reizend aus in ihrem rosa Kleide. Nach Tisch Promenade im schattigen Park mit dem Kaiser; dann zeigt die Kaiserin dem Fürsten ihre Zimmer, die sich alle nach dem Garten öffnen — der Garten fällt ab zum blauen Meere. Die Räume sind ebenso schön wie behaglich eingerichtet. Später fährt der Fürst nach Jalta, um sich das aufblühende Städtchen anzusehen und General von Kotzebue einen Besuch zu machen. Jalta ist wegen seiner Lage am Südfuße des Jaila-Daghs, der es vor den Nordwinden schützt, ein viel besuchter klimatischer Kurort und erinnert durch seine wundervolle immergrüne Vegetation ganz an die Kurorte der lombardischen Seen.

Abends wieder zum Thee in Livadia; man versammelt sich im Zimmer der Kaiserin und geht dann direkt in den Speisesaal. Später, nach einer Promenade im Park, wieder Whistpartie. Der Kaiser zieht sich früher zurück, da er noch immer leidend ist. Erst um Mitternacht fährt der Fürst nach Oreanda zurück, wo er eine Depesche aus Bukarest vorfindet, daß die Senatswahlen ruhig und für die Regierung günstig verlaufen sind.

9./21. August. Um zehn Uhr mit General Wojeikow nach Massandra, zu der über dem Meere gelegenen, ganz in Grün versteckten Villa der Fürstin Woronzow, verwitweten Stolipin, welcher auch Alupka gehört. Die Fürstin ist eine äußerst lebhafte und interessante Dame, die sich sehr freut, die Bekanntschaft des Fürsten zu machen, und ihn sofort zu einem Fest nach Alupka einlädt. Um ein Uhr langt der Fürst wieder in Oreanda an, um zwei Uhr in Livadia, wo wiederum das Diner eingenommen wird. Nach Tisch mit dem Kaiser und der jungen Großfürstin eine längere Promenade; die Kaiserin zeigt dem Fürsten darauf ihren reizenden Blumengarten. Um vier Uhr kehrt der Fürst nach Oreanda zurück; gegen fünf Uhr holt ihn Großfürst Alexis ab zu einem Ausflug nach dem herrlichen Alupka; sie hatten versprochen, der Einladung der Fürstin Woronzow Folge zu leisten. Der sehr schöne Weg ist nur eine leise Vorbereitung zu den Herrlichkeiten, welche sich in Schloß und Park Alupka auf der Südspitze der Krim enthüllen sollen: Das Schönste, was die Phantasie sich

vorzaubern kann! Hinter Alupka liegt der steile, hohe Felsen des Ai-Petri, der seine Blöcke bis hinab ans Meerufer geschüttet hat; dieselben sind auf das kunstvollste im Park zu Terrassen benutzt worden. Das Schloß ist stilvoll und ganz aus grünlichem Marmor gebaut, die Terrassen und Treppen aus weißem Marmor. Viele Millionen Rubel hat der Bau gekostet, dafür wirkt jetzt das Ganze wie ein morgenländischer Feenpalast. Die schönsten tropischen Gewächse stehen im Park, und selbst die Hitze gehört mit zu diesem schwülen Traum. — Die Fürstin Woronzow hat ein Fest zu Ehren des rumänischen Fürsten arrangiert; auf der letzten der Terrassen drunten am Meere wird der Thee serviert. Unter den Gästen befinden sich auch General Ignatjew mit Gemahlin und der Hofstaat des Kaiserpaares, sowie die Begleitung des Fürsten. Bei herrlichem Mondschein um zehn Uhr bringt Großfürst Alexis den Fürsten wieder nach Oreanda zurück.

10./22. August. Abreise von Livadia. Immer noch unbeschreiblich heiß. In der Frühe überbringt Baron Offenberg dem Fürsten im Namen des Kaisers den Alexander-Newski-Orden und den Herren seiner Begleitung Dekorationen. Der Fürst beschenkt die ihm zugeteilt gewesenen Herren und begiebt sich dann zur Messe nach Livadia, die in der wunderschönen, ganz aus weißem Marmor erbauten Kapelle stattfindet. Die gesamte kaiserliche Familie wohnt ihr bei. Nach dem Gottesdienst frühstückt der Fürst mit dem Kaiserpaar, worauf er, nach einem von beiden Seiten warmen und verwandtschaftlichen Abschied, nach Jalta fährt — der Kaiser hatte ihm geraten, mit Rücksicht auf die abnorme Temperatur lieber den Seeweg zu wählen. General Ignatjew und sämtliche Generäle des Hofstaates begleiten den Fürsten bis aufs Schiff. An Bord des „Kasbek" tritt er dann bei ruhigem Meere die schöne, dreißigstündige Fahrt an. Bis zehn Uhr bleibt er auf dem Verdeck und sieht die herrlichen Gestade vorübergleiten, Livadia, Oreanda und Alupka, eines immer zauberhafter als das andre im verklärenden Lichte der untergehenden Sonne, unreal und traumhaft.

11./23. August. Das Meer ist sehr bewegt, und da der Fürst von der Seekrankheit zu leiden hat, ist die Fahrt weniger angenehm als am vergangenen Tage. Um vier Uhr Ankunft in Sulina, wo Fürst Karl den „Kasbek" verläßt und den russischen Offizieren auf seinem Schiffe „Stephan dem Großen" ein Diner giebt; obgleich er selbst noch unwohl ist von der Nachwirkung der Hitze, reist er die Nacht durch weiter.

12./24. August. Frühmorgens Ankunft in Galatz, wo es kühl und regnerisch ist; trotzdem warmer Empfang der Bevölkerung. Der Fürst steigt aus, um die großen Erdarbeiten zu besichtigen, welche für die Bahn am Brateschsee gemacht sind; bedeutendes Eisenbahnmaterial ist dort angehäuft, darunter schon viele Waggons, die aber den Anforderungen, welche der Fürst zu stellen berechtigt ist, so wenig entsprechen, daß er seinem Mißfallen lebhaften Ausdruck giebt gegenüber dem Vertreter Strousbergs. Darauf bis Braïla, wo auch eine Inspektion der Eisenbahn stattfindet; dann wird die Fahrt stromaufwärts fortgesetzt. Es ist sehr kühl und windig auf der Donau, ein starker Gegensatz zu der eben erlebten Hitze.

Baron Offenberg ist noch in der Begleitung des Fürsten und kehrt mit ihm nach Bukarest zurück.

13./25. August. Um zehn Uhr wird in Oltenitza das Schiff verlassen, und auf bodenlosen Wegen, da es seit acht Tagen anhaltend regnet, fährt man nach Bukarest. Gegen sechs Uhr Ankunft in Cotroceni. Alle Minister sind dort und melden, daß alles ruhig und in der Abwesenheit des Fürsten nichts vorgefallen sei. Die Zeitungen Trajan und Romanul überbieten sich jetzt in Angriffen gegen den Fürsten und hetzen gegen die Dynastie.

15./27. August. Marientag und Fest des Klosters Cotroceni; der Fürst öffnet wieder seinen Garten, in dem es bis zum späten Abend von Besuchern wogt.

Nachdem Fürst Karl in der Stadt gewesen und im Museum dem Auspacken einer Mumie beigewohnt hat, dankt er in einem Briefe dem Zaren für die freundliche Aufnahme, die er bei ihm und in seiner Familie gefunden, und erklärt, daß sein Land mit ihm stolz sei auf die freundschaftlichen Gefühle des Kaisers von Rußland. Auch an seinen Vater schreibt der Fürst:

15./27. Aug.

„Diese Zeilen werden hoffentlich am 7. September (Geburtstag des Vaters) in Deinen Händen sein, um Dir meine wärmsten und innigsten Glückwünsche zu überbringen; gleichzeitig sollen sie Dich von meiner Ankunft in Weinburg zwischen dem 15. und 22. September in Kenntniß setzen. — Mit fieberhafter Ungeduld sehe ich diesem freudigen Augenblicke entgegen, in dem ich nach einer dreiundeinhalbjährigen Trennung meine theuren Eltern umarmen werde. Vorgestern glücklich aus der Krim zurückgekehrt, begebe ich mich übermorgen auf acht Tage nach dem Lager von Furceni, um den Manövern beizuwohnen, eröffne dann die Kammern am 25. Aug./6. Sept. und reise dann fort . . .

„In der schönen Weinburg hoffe ich mein altes Zimmer in der Sternburg bewohnen zu können; ich bringe nur drei Herren mit . . .

„Meine Aufnahme in der Krim war in jeder Beziehung befriedigend und sehr verwandtschaftlich, ich verspreche mir von dieser Reise einen guten Erfolg. Leider mangelt mir die Zeit, Dir alle Details jetzt mitzutheilen . . .“

17./29. August. Abreise zu den Manövern nach dem Lager von Furceni, in Begleitung des Kriegsministers. In Buzeu verbringt der Fürst die Nacht im Episkopalpalais; jeder Empfang war verbeten.

18./30. August. Ankunft im Lager. Ein wolkenbruchartiger Regen empfängt den Fürsten schon in Fokschani; am Seret steigt er trotzdem zu Pferde, läßt das Lager bei seiner Ankunft alarmieren und reitet die drei Kilometer lange Front ab.

Bis zum 23. August/4. September bleibt der Fürst im Lager. Die Manöver fielen zu seiner Befriedigung aus, besonders gut gelang der Brückenschlag über den Seret; eine Nacht (vom 2. zum 3.) hat der Fürst mit den Truppen nach einem längeren Marsch biwakiert; die Witterung war die ganze Zeit feucht und kühl. Am 1./13. September sollen die Truppen das Lager verlassen.

24. August/5. September. Von Rimnik Sarat über Plojeschti, wo man des Fürsten Wagen ganz mit Blumen bedeckt (um die antidynastischen Umtriebe, welche hier im Frühling vor den Wahlen stattgefunden, wett zu machen), nach Bukarest, wo die Thronrede für die morgen zu eröffnende Kammer abends im Ministerrat noch besprochen wird. Die Kammern sind nur auf vierzehn Tage einberufen.

25. August/6. September. Die Thronrede, welche der Minister-Präsident im Namen des Fürsten verliest, ist kurz; sie enthält die Mitteilung, daß der Fürst sich in seine Heimat und auch an die Höfe der Garantie-Mächte, welchen Rumänien so viel Dankbarkeit schuldig ist, zu begeben gedenkt.

26. August/7. September. Vor seiner Abreise hat der Fürst Amnestie für alle politischen und Preßvergehen erlassen. Innerhalb des Ministeriums ist ein Wechsel dadurch eingetreten, daß der Minister-Präsident das Portefeuille des Äußern an Cogalnitschanu abgegeben und das der öffentlichen Arbeiten übernommen hat.

Die Wiener Presse bringt die alberne Nachricht, daß dieser Wechsel nötig geworden wäre, weil D. Ghika sich als zu russenfreundlich erwiesen hätte, und weil man gefürchtet hätte, daß dies bei einem Besuche des Fürsten am Pariser Kaiserhofe störend auf die dortigen Beziehungen einwirken würde! —

Der erste Eisenbahnzug der Linie Bukarest-Giurgiu trägt den Fürsten nachmittags um vier Uhr der Donau zu.

Tausende von Menschen sind am Filareter Bahnhof versammelt, um diesem großen Augenblicke beizuwohnen. Zum Betriebsdirektor dieser Bahn ist ein Franzose ernannt. — Der Fürst hat Wort gehalten, daß er das Land nicht eher verlassen würde, als bis es auf einer rumänischen Eisenbahn geschehen könne! — Er reist übrigens inkognito und hat daher die Einladung, in Wien in der kaiserlichen Burg abzusteigen, dankend abgelehnt; aber trotz des Inkognitos begleiten ihn außer den beiden Adjutanten und dem Hofmarschall die Minister Boeresku und Manu.

Die Fahrt bis Giurgiu dauert zweieinhalb Stunden, da an einigen Stellen langsam gefahren werden muß; in Giurgiu besteigt Fürst Karl die „Romania", um sich nach Smarda zu begeben, wo der „Stephan der Große" ihn erwartet, der wegen des niedrigen Wasserstandes nicht bis zur Stadt selbst hat gelangen können. — Der Pascha von Rustschuck mit glänzender Begleitung, sowie alle Notabilitäten Giurgius begrüßen den Fürsten am Ufer, und eine gewaltige Menschenmenge ruft ihm Segenswünsche zu, als um acht Uhr sein Schiff stromaufwärts dampft, der alten Heimat zu. Fürst Karl, der in den letzten Tagen noch sehr in Anspruch genommen war, ist glücklich, endlich unterwegs zu sein, um nach mehr als drei langen schweren Jahren seine Eltern wiederzusehen!

Die Nacht durch geht es bis Turnu-Severin, dann verläßt der „Stephan der Große" die heimischen Ufer und tritt in die Engen des Eisernen Thores ein: das erste rumänische Dampfschiff, welches je die Grenze überschritten hat!

28. Aug./9. Sept. Basiasch wird nachmittags um fünf Uhr erreicht Von hier aus will der Fürst die Eisenbahn benutzen. Als er sein Schiff verläßt, wird er trotz seines Inkognitos von den Behörden und der Bevölkerung warm empfangen, selbst Serbien hat seinen Kriegsminister Bela Markovitsch und zwei höhere Offiziere zur Begrüßung herübergesandt. Fürst Karl gedenkt jenes Mai-Tages, als er sich hier in Basiasch in einem unsaubern, kleinen Wirtshaus-Zimmer versteckte, um nicht erkannt und aufgehalten zu werden — wie lange scheint es her, und wie haben sich die Zeiten seitdem geändert! — Der serbische Kriegsminister bittet den Fürsten, wenn es ihm irgend möglich sei, auf der Rückreise Belgrad zu berühren, worauf der Fürst entgegnet, daß es ihm sehr angenehm sein werde, den Wunsch zu erfüllen, daß er aber auf so lange Zeit im voraus nichts versprechen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rantzauer Lilie.

Erzählung

von

Luise Schenck.

III.

Der Frühling des Jahres Achtundvierzig war in das Land gekommen, mit seinem Hauche Kampfgeschrei und Freiheitsrufe vom Süden Deutschlands nach den nordischen Grenzen tragend. Wie Gewitterschwüle hatte es über Schleswig-Holstein gelegen. Denn nachdem ein plötzlicher Tod im Laufe des Winters den uns bekannten dänischen König hinweg gerafft hatte, bedrohten die Ratgeber des neuen Thrones die Herzogtümer immer gehässiger und heftiger. Und der Funke sprang hervor, noch ehe man es gedacht. Unter Glockengeläute hatte sich am 24. März in Kiel eine Gegenregierung gebildet. So ging die Kunde mit Blitzes-eile durch die Lande, ein mächtiges Echo erweckend, wohin sie kam.

Auch nach der Wischmühle war sie am frühen Morgen gedrungen. Die Haselauer Müllersleute, welche zur Feier von Anna Frauken's Geburtstag anwesend waren, weinten im Besuchszimmer mit Frau Elsbeth zusammen, während Rainer und Jachim draußen im Garten begeisterungsvoll einen Gang mit den Rappieren ausfochten und Herr Normann daneben der Hausfrau und Melusine die Proklamation der Kieler Regierung vorlas . . .

„Als unser guter, vorletzter König am 3. Dezember 1839 starb," dröhnte drinnen der Haselauer Müller, „da besetzte ich in der Stadtlotterie eine Terne mit den Zahlen 3 bis 18 und bis 39; die kamen alle mit einander heraus und trugen mir ein nettes Stück Geld ein. Andre Leute haben damals denselben Einfall gehabt."

„Ich auch," schluchzte Frau Elsbeth, „und dasselbe Glück. Er war ein guter König, der hochselige Friedrich, und so war auch unser Herr König Christian. Ich sehe ihn noch vor dem Großvater stehen und höre ihn noch so klug über den „Kanon" und das „Maten" sprechen, als wenn er sein Lebelang mit dem Müllergewerbe vertraut gewesen wäre . . . Daß er uns in der Eile nicht alle einzeln begrüßte, machte er hernach im Garten durch seine Herablassung gegen die Kinder doppelt wieder gut. — Erhebung predigt der Kandidat. Was soll nur dieser Lärm? Ich fürchte, es fällt schlecht aus. Die Habenichtse bringen die Revolutionen zu Wege."

„Das sei Gott geklagt! Der Kandidat scheint auch so einer. Wir Müllersleute sitzen viel zu gut, um uns zu erheben." Die Haselauer Müllerin fiel wehmütig ein:

„So ist es, Vater. Wir haben fürwahr keine Not gelitten auf den Mühlen. Wer weiß, wenn wir hernach bei den Preußen kommen, giebt's hohe Steuern und mageres Essen." Und dabei verschluckte sie sich an dem Sandkuchen.

„Das giebt es," sagte der Haselauer Müller, sorgenvoll das Käppchen rückend. „Übrigens glaube ich nichts von dem, was der Kandidat vorbringt. Die Kopenhagener wollten uns dänisch machen? Dummes Zeug! Das geht ja gar nicht an."

„Nein, das geht nicht an," riefen die beiden Frauen einstimmig.

In diesem Augenblick kam Jean, der Kammerdiener des Amtmannes, in die Mühle, um sich in einer ihm sehr wichtig dünkenden Angelegenheit Herr Lehsen's Rat zu erbitten. Der wunderliche Alte, unter dessen Puderperrücke noch weniger Verständnis für die Ereignisse des Tages wohnte, als Anna Frauken's Geburtstagsgäste bekundet hatten, wünschte von Rainer Lehsen zu erfragen, ob er seinen gnädigen Herrn vor der festgesetzten Stunde wecken dürfe, wie es mehrere auf dem Schloß erschienene Bauernvögte von ihm verlangt und dann auf seine Weigerung gedroht hätten, unangemeldet in die herrschaftlichen Zimmer einzudringen. Rainer dachte erst jetzt an den Amtmann und daß er möglicherweise seines Beistandes würde bedürfen können. Ohne Verzug begab er sich auf das Schloß, den ihn begleitenden Diener ermunternd, seinen Herrn getrost zu wecken, da ihm dieses Wagnis in Anbetracht der vorgeschrittenen Tageszeit und der besonderen Umstände durchaus entschuldbar scheine.

„Ich bin niemals vor elf Uhr eingetreten," sagte der Alte stumpf, „fehlen noch zwanzig Minuten . . . volle zwanzig!"

Als sie, auf dem Schloße angekommen, die Reihe der glänzend ausgestatteten Empfangsräume durchschritten, hörten sie aus einiger Entfernung lautes Gespräch und Gelächter.

„Was ist das?" jammerte Jean. „Sie sind im Schlafgemach des Kammerherrn; sie lachen und fluchen; sie werden ihn getötet haben." Der Müller drang schnell dahin vor und stieß die Thür auf. Ein seltsames Schauspiel bot sich ihm dar. Im Schutze und Scheine rotseidener Gardinen ruhte der Kammerherr rauchend auf seinem üppigen Lager, umgeben von verschiedenen Landleuten

der Umgegend, die, dem Müller sonst als ernste Männer bekannt, sich in einem Anfall toller Lachlust befanden, den sein Erscheinen nicht unterbrach. Als der Kammerherr seiner ansichtig wurde, rief er in heiterem Tone:

„Sieh da, mein Freund Lehsen. Kommen Sie auch vor Sonnenaufgang als ein Mahner, weil Sie fürchten, mich am Tage zu verfehlen? . . . Nein, nicht wahr? . . . Wir beide sind auf dem Reinen?"

„Zu Befehl, Herr Kammerherr," erwiderte der Müller mit einem gewissen ironischen Lächeln, welches den Kammerherrn an die Besorgung der Füchse hätte erinnern können, wenn er sie nicht längst vergessen gehabt hätte.

„Dachte ich es doch," fuhr er launig fort. „Bei alledem halten diese Herren mich für einen müßigen Zahler. Hier, der Vogt Krohn hat mir nach und nach einige Kühe geliefert, die weiß Gott alle gestorben sind, ob an Perlsucht oder Heimweh, bleibt dahingestellt. Wie hart es mir auch scheint, zu bezahlen, was mir nicht nützt, ich würde es dennoch thun, wenn nur auch die Tante gestorben wäre, die von meinen Renten lebt. Um Gotteswillen, wollen Sie, daß ich die liebe Dame ermorden soll? Haben Sie Vernunft und warten Sie ihr christliches Ende ab." Alle lachten, denn der Ernst, in dem diese Worte vorgetragen wurden, erhöhte ihre komische Wirkung.

„Und Sie, mein lieber Lüdemann, kommen wegen des Saatkornes? O, hätte ich ebenso wenig gesäet wie geerntet, es stünde besser um meine Kasse! Aber die edle Landwirtschaft hat es mir angethan. Was soll ich Ihnen sagen, Geerdts und Thormählen? Das bischen bare Geld, das Sie mir geliehen haben, wird Ihnen mit guten Zinsen zurückkommen, sobald ich es nur habe . . . Ihr wißt, meine Vögte, ich bin stolz auf euch und habe nach oben stets für euch gestrebt, darum habt Einsicht und belästigt mich nicht mit diesen Bagatellen, die wahrhaftig euch mehr Sorgen machen als mir." Ein neuer Ausbruch von Heiterkeit lohnte diese Rede, während der Kammerherr plötzlich eine strenge Miene annahm.

„Aber, Geerdts," fuhr er laut und verweisend fort. „Mit euch habe ich noch ein Hühnchen zu pflücken. Warum hat man euch denn neulich gar nicht bei der Volksversammlung gesehen, die in eurem Distrikt stattfand, wo die Leute, wie ich wunderbarerweise von andrer Seite als von euch erfahren, arg tumultuiert haben, wo das streng verbotene Schleswig-Holstein-Lied im Chor gesungen ist, das sind Excesse . . ."

„Ja, ja, Herr Kammerherr . . . waren es auch. Aber mich dünkte, es gab schon Lärm genug; ich wollte gar nicht erst mit den Polizisten dazwischen und es noch schlimmer machen."

Jetzt lachte auch der Kammerherr.

„Also, ihr lieben Vögte. Geld habe ich augenblicklich keines. Dieser Überfall war gut geplant, sogar genial! Ich will ihn euch fürstlich lohnen, sobald die Zeit gekommen ist. Nun aber, laßt mich zur Toilette übergehen. Und geht auch ihr euren Geschäften in Ruhe nach."

Die elegante Marmoruhr auf dem Kamin wies die elfte Stunde; mit ihrem ersten Schlage erschien Jean auf der Schwelle der Stubenthür, um geräuschlos in den nächsten Winkel zu treten.

„In Ruhe?" wiederholte der phlegmatische Geerdts langsam und gedehnt. „Allen Respekt, Herr Kammerherr, ich bin auch für Ruhe, aber heute ist es nichts damit. In Kiel hat sich eine provisorische Regierung proklamiert, wie sie das nennen — und von Dänemark sind wir los! Euer Gnaden ließen uns nur nicht zu Wort kommen in Ihrer spaßhaften Laune . . . Es war gar nicht unsre Absicht, von unsern privaten Angelegenheiten zu sprechen, sondern zu hören, ob der Herr Kammerherr mit uns wären oder gegen uns."

Der Amtmann war aschgrau geworden. „Hm" . . . rief er, seine Cigarre fortschleudernd, „das ist ein schlechtes Blatt! . . . Ich will's mir überlegen, und damit Adieu, ihr lieben Vögte! . . . Herr Lehsen, darf ich Sie bitten, mich einen Augenblick gleich nebenan in meinem Arbeitskabinett zu erwarten?"

Als die Vögte Rainer im anstoßenden Zimmer verließen, hörte er, daß einer von ihnen im Vorübergehen das Wort „Dänenfreund" fallen ließ. Doch blieb er ruhig auf seinem Platze.

Die Toilette des Amtmanns war heute schnell gemacht.

„Welch' schlimme Botschaft!" rief er zu Rainer tretend. „Auf welcher Seite stehen Sie?"

„Mein Herz ist deutsch, wie meine Sprache. Ich stehe zu meinem Vaterland." Freudigkeit und Stolz zitterten durch die Worte, obschon sie aus Rücksicht auf ihren Hörer ernst und gedämpft gesprochen waren. Der Kammerherr seufzte. Hatte er eine andre Antwort für möglich gehalten?

„Wohl," bemerkte der Kammerherr, seine Erregung gewaltsam verbergend. „Ich bin trotz alledem, was vorauf gegangen ist, so überrascht, daß ich noch mit mir selbst zu Rate gehen muß. Wenn ich in eine mißliche Lage geraten sollte, würde ich auf Sie rechnen können?"

„Der gnädige Herr haben Ihr Taschentuch vergessen," flüsterte Jean, der leise eingetreten war, seinem Herrn das tiefrote, parfümierte Seidentuch bescheiden von der linken Seite darreichend. Der Kammerherr beachtete ihn nicht . . . er wartete voll Spannung auf des Müllers Antwort, die ohne Zögern gegeben wurde:

„Gewiß, Herr Kammerherr."

„Ich habe es erwartet," versetzte er, dem andern herzlich die Hand schüttelnd. Hammerschläge ertönten von draußen; ein Mann, der vor der Thür des Gerichtshauses auf einer Leiter stand, begann das königliche Wappen loszuschlagen. Die Blicke der beiden Männer trafen sich sonderbar ausdrucksvoll. Jeder fühlte stumm die Wichtigkeit des Augenblicks.

„Das Taschentuch!" mahnte der alte Diener geduldig. Der Kammerherr, der ihn endlich bemerkte, wandte sich unwillig um.

„Was störst du mich?" fuhr er ihn heftig an, „gieb mir ein Taschentuch. Welch' unverzeihliche Nachlässigkeit von dir, das zu vergessen."

„Verzeihung, gnädiger Herr!“ murmelte Jean, das Tuch überreichend. Die Hammerschläge wurden schneller, lauter.

Der Kammerherr zerknüllte das Tuch, aber er bettete nicht wie sonst oft mit studierter Grazie die schöne, wohl gepflegte Hand darauf; er wischte sich den Schweiß von der Stirn; er fächelte sich Kühlung zu, ja er preßte es einen Augenblick an seine Wangen, als habe sich eine seltene Thräne dahin verirrt. Jetzt fiel das Schild dröhnend und klirrend zur Erde. Rainer sah es mit Ruhe, während die Stirn des Kammerherrn sich drohend zusammenzog.

„Wir richten es noch wieder auf,“ murmelte er. Rainer hatte nichts darauf zu sagen. Er stellte dem Kammerherrn noch einmal seine Dienste zur Verfügung und empfahl sich.

Als er sich dem Gerichtshause näherte, hielt er verwundert seine Schritte an. An der Stelle des dänischen Wappens prangte in hellem Frühlingslicht das Wappen der Reichsgrafen. In halb erhabener Arbeit oberhalb des Portals aus dem Granit der Mauer gehauen, zeigte es eine glänzend reine Färbung und unversehrte Linien, obwohl es am Fuße die Jahreszahl „1656“ trug, das Relief war durch das eiserne Wappenschild nicht nur verdeckt, sondern auch wohl erhalten worden.

„Es kommt alles an die Sonne,“ dachte Rainer.

Auf dem Wege zur Mühle zog eine Schar junger Burschen singend an ihm vorüber, die Hüte mit blau-weiß-roten Kokarden geschmückt und Bandschleifen von gleicher Farbe auf der Brust. Weithin tönte aus ihren frischen Kehlen das geliebte Lied, das, heimlich erwacht und weiter getragen, von den Dänen unterdrückt und verfolgt, plötzlich überall hervorgebrochen war und wie ein Jubelsturm über die Lande brauste:

„Schleswig-Holstein meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein besserer Morgen tagt.“

So tönte das Lied, dem Müller Ohr und Sinn berauschend. Ja, ein besserer Morgen tagte seinem Vaterlande. Und dieser Morgen war ein unvergleichlich schöner. Frühzeitiger denn je knospete das Laub, dufteten die Priemeln am Haag und lag überall auf dem Moose die Menge der weißen Sternblumen wie später Schnee. So mochte auch fern vom Wege die Rantzauer Lilie schon von ihrem Winterschlaf erstehen. War doch sogar das Wappen der Rantzaus aus langer Nacht an das Licht gefördert. Ein blauer Himmel und ein goldener Sonnenschein strahlten über der nordischen Landschaft, ihn in ihrer Pracht und Glut an den Süden erinnernd. Auf seinen Reisen hatte es ihm oft weh gethan, sich als einen Dänen bezeichnen zu hören, und er hatte nie verfehlt, seine deutsche Abstammung geltend zu machen. Nun erfüllte eine wundervolle Hoffnung sein ganzes Sein. Was auch kommen mochte, er war bereit für die Sache seines Volkes zu kämpfen und zu leiden und er fühlte sich als einen Teil desselben hoch über sich hinaus gehoben.

Die Schar der Umherziehenden wuchs von Stunde zu Stunde, raffte müßige und schlechte Elemente auf und verwandelte sich allmählich in eine lärmende Bande, die auf allen Wegen sang und in allen Wirtshäusern trank. Als der Abend gekommen und keiner der Leute mehr nüchtern war, zogen sie vor das Schloß und verlangten mit wüstem Geschrei den Abzug des Amtmanns.

„Fort mit dem Dänen, fort mit dem Amtmann!" brüllte der trunksüchtige, erst kürzlich wegen Beraubung des Armenblocks bestrafte Grobschmied, den Haufen anführend, der seine Worte bald hundertfältig wiederholte. Drinnen schloß man eilig Thür und Fenster. Jean ward sichtbar.

„Meint der Perrückenkopf, daß wir die Fenster einwerfen? Gut, da kann er es haben," schrie der Schmied und bückte sich nach einem Stein, um ihn nach einem der Fenster zu schleudern. Es bedurfte keiner weiteren Aufforderung: einige Gassenbuben folgten fast mechanisch seinem Beispiel; im nächsten Augenblick prallte ein leichter Steinhagel gegen das Schloß. Aber es förderte nicht. Der winzigen, altmodischen Scheiben waren so viele, daß der Haufen sich an dem Spiel ermüdete. Das Pfeifen und Brüllen begann von neuem. Man forderte den Amtmann. Im oberen Stock öffnete sich ein Fenster.

„Der Herr Amtmann geruhen ausgegangen zu sein," rief Jean, den Fensterflügel vorsichtig anhaltend. Ein Stein, der nach seinem ehrlichen Gesicht geschleudert ward, ging fehl; er zog sich unverletzt zurück.

Der Haufe beriet, was thun, und entschied sich bald für den Rückzug in eine bekannte Schenke. Man war schon dahin aufgebrochen, als eine Stimme die Wischmühle als den vermutlichen Zufluchtsort des Amtmanns nannte, worauf man, die Richtung ändernd, auf die Mühle zumarschierte. Die Heidgrabenhexe, welche sich mit Heini im Nachtrab befand, hatte den Ruf gethan, und ihre Vermutung, daß der Gesuchte sich dahin geflüchtet habe, ward von einem ihnen entgegenkommenden Kuhhirten bestätigt. Er hatte ihn um die Dämmerung nach der Mühle gehen sehen. Ein Triumphgeschrei begrüßte diese Nachricht. Der Haufe wußte schon nicht mehr, daß er soeben den Abzug des Kammerherrn begehrt hatte; denn einige Stimmen riefen jetzt ungestraft, daß man sich seiner Person versichern müsse.

Man hatte von der Mühle aus die Excesse der Aufrührer beobachtet. Als diese plötzlich auf dem Mühlenplatze erschienen, war es zu spät, die auswärts liegenden Fensterläden zu schließen. Das wilde Geschrei nach dem Amtmann wurde fortgesetzt. Jachim, der sich mit seiner Mutter und Schwester im Wohnzimmer befunden hatte, eilte vor die Thür. Mit lauter Stimme rief er über den Haufen hin, daß der Amtmann sich nicht im Hause befinde, daß er einige ruhige Männer auffordere, einzutreten, um sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Der Vorschlag ward angenommen. Ein paar Leute, die sich dem Haufen aus Neugier angeschlossen hatten, betraten das Haus, durchschritten alle Räume, und erklärten bei ihrem Wiedererscheinen an der Thür, daß sie niemanden gefunden hätten. Draußen erhob sich ein wirres Durcheinander von Reden, aus dem sich bald eine schrille Stimme mit den Worten hervorhob:

„Der Müller ist auch ein Däne, des Amtmanns Freund und hat den König bei sich aufgenommen. Werft die Fenster ein! Werft die Fenster ein!“ Mißbilligendes Gemurmel und lautes Beifallrufen wogten durch einander. Man rief, der Müller solle sich zeigen, und Jachim antwortete darauf, daß sein Vater verreist sei.

„Er ist ausgefahren, um den Amtmann in Sicherheit zu bringen und sich selbst dazu,“ setzte die frühere Stimme wie mit Zinkenklang wieder ein. „Dänenfreunde sind schlimmer als Dänen. Der Müller lebt vom Schweiß des Bauern. Halloh, vorwärts!“ Ein Stein flog in ein Fenster des Wohnzimmers, das klirrend zerschmetterte. Drinnen ertönte ein doppelter Schrei. Jachim, der den Werfenden erkannt hatte, stürzte sich mitten unter die Menge, ergriff und schüttelte ihn kräftig. Es war der Sohn der Heidgrabenhexe, der an Händen und Füßen zappelnd um Gnade schrie und, als Jachim ihn dann fahren ließ, tückisch an ihm auffuhr und ihm seine Fingernägel wie Krallen in das Gesicht setzte. Jachim schlug ihn von sich ab, packte ihn mit festem Griff und zeigte ihn der Menge.

„Ist Heini euer Anführer?“ schrie er laut. „Da nehme ihn einer hin!“ Als niemand Miene machte, ihn zu befreien, setzte Jachim ihn auf die Erde. Die Menge überhäufte den Krüppel mit Spott und Hohn. Man schämte sich seiner Gesellschaft.

„Lauf zu deiner Mutter,“ rief ihm ein stattlicher Bursche zu, „und packt euch beide. Die Heidgrabenhexe hat uns hierher gelockt. Bildet ihr Gesindel euch ein, daß ihr ordentliche Leute regieren könnt? Zigeunervolk fort! fort!“ Die Elenden hatten Mühe sich in Sicherheit zu bringen. Mehrere Stimmen lobten Jachims Kraft und Mut und nannten ihn einen echten Schleswig-Holsteiner, worauf Jachim seinerseits ausrief:

„Hurra für Schleswig-Holstein!“ Die Stimmung war plötzlich umgeschlagen. Einige besonnene Männer rügten laut die Unordnungen, welche den schönen Tag befleckt hätten. Die meisten der Aufrührer schämten sich derselben und zerstreuten sich bald in kleineren und größeren Gruppen, sich entschuldigend, daß sie in einen Lärm gelockt seien, der den Tag schändete, und der in Wahrheit ihrem meist ruhigen Wesen fremd war. Nachdem der Mühlenplatz sich ganz geleert hatte, ging Jachim in das Haus hinein.

Wie die Mutter und Melusine ihm entgegen stürzten, sich an ihn hängten, überkam ihn ein stolzes, glückliches Gefühl. Es wurde bald herabgestimmt durch die Mitteilung, daß Herr Normann am Kopfe verwundet sei. Der Kandidat war aus seinem Zimmer herbei geeilt, im Begriff gewesen, Jachim zu Hilfe zu kommen, als der durch das Fenster eindringende Stein ihn getroffen hatte. Besorgt wandte Jachim sich nach dem Wohnzimmer, wo Herr Normann bleich im Lehnstuhl saß, um die Stirn einen feuchten Verband, unter dem noch einige Blutstropfen hervorsickerten. Herr Normann begrüßte seinen Schüler lebhaft und lehnte dessen Bedauern fast wehmütig ab.

„Gönne mir das kleine Opfer. Ich habe keine schlimme Verletzung davon getragen, und dies wird das einzige Blut sein, das ich für das Vaterland vergießen kann. Des Theologen Waffe ist das Wort.“

„Das oft mehr vermag als hundert Schwerter," sagte Anna Franken. Doch blickte sie stolz auf ihren Sohn, dem es gelungen war, die Gefahr vom Hause abzuwenden.

Melusine trug heißen Wein herbei, den sie auf Anordnung der Mutter bereitet hatte, da sie alle einer Stärkung bedurften. Herr Normann wies freilich nach seiner Gewohnheit den Trunk zurück. Ohne ein Mitglied des „Mäßigkeitsvereins" zu sein, hatte er den Entschluß gefaßt, dessen Vorschriften gemäß geistige Getränke zu meiden. Seufzend ließ er sich endlich zu einem Glas Glühwein bereden und war bald so gekräftigt und angeregt, daß er die Unterhaltung fast allein führte. An die Ereignisse des Tages anknüpfend, erörterte er die historischen Vorgänge, durch welche einst Schleswig-Holstein den dänischen König zu seinem Herzog erwählt unter dem bedingenden Motto, daß die Lande „Up ewig ungedeelt" verblieben, und wie man in Kopenhagen, dieses Recht mißachtend, einen Teil des Landes hatte danisieren wollen, erklärte den aufmerksam Lauschenden das Erbrecht des Augustenburgischen Zweiges der schleswig-holsteinischen Fürstenhäuser und manches andre, das ihnen bis dahin unbekannt geblieben war. Wie gut er sprach! In wie ehrlicher Begeisterung seine treuen hellblauen Augen blickten!

Unter diesen Gesprächen ging der Abend hin. Sie fanden in ihnen Zerstreuung von dem Gedanken an das eben Erlebte und von einem andern Gedanken, den sie alle teilten, aber dem keines von ihnen Worte lieh.

Erst nach elf Uhr trennten sie sich. Auch Jachim suchte sein Zimmer auf, wo er sich niederlegte, ohne sich zu entkleiden, um nötigenfalls auf dem Platze zu sein. Als er nach Mitternacht ein Geräusch zu hören glaubte und sich erhoben hatte, um nachzusehen, war er nicht wenig erstaunt, Melusine im Wohnzimmer auf einem Stuhl am Fenster zu finden. Hell vom Mondlicht beleuchtet, saß sie in einem roten Flanellrock und einem weißen Jäckchen da, ein dunkles wollenes Tuch um die Schultern geschlungen. Sie hatte das Gesicht gegen die Scheiben gepreßt und bemerkte ihn nicht.

„Sine," rief er freudig überrascht, denn ihre liebliche Erscheinung that ihm unbewußt wohl. „Was hat dich aus dem Bette gescheucht?"

„Angst um den Vater," erwiderte sie leise. „Böse Menschen könnten ihm auflauern, wenn er heimkommt."

„Ich lasse den Mühlenplatz bewachen, Mädchen. Schlüpfe schnell ins Bett, daß du dich nicht erkältest."

„Mich friert weder noch bin ich müde. Ich kann niemals schlafen, wenn einer von euch aus ist, bis ich das „Trab, Trab" höre und ihr heimkommt. Wenn nur der Vater erst da wäre!"

„Der kommt schon wieder," meinte Jachim, „wir könnten eher um den Kammerherrn bangen."

„Wie sonderbar, der Kammerherr ist mein Pate und so gut zu mir; doch denke ich immer an den Vater und wenig an ihn. Das kommt, weil er keiner von den Unsrigen ist. So ganz von Herzen lieb hat man nur die Seinen."

Jachim stutzte und schwieg. Die Kinderthorheit fiel ihm ein, wie er sich namenlos tief darum gegrämt hatte, daß sie nicht seine Schwester war; er hatte sie fast vergessen, nachdem er sich damit getröstet, Melusinens Herkunft in eine geheimnisvolle, vornehme Sphäre zu verlegen. Doch war dann und wann wieder das Mitleid in ihm wach geworden, und er hatte, ihr mehr als sonst nachgebend, sie verwöhnt, so daß sie ihn fast ganz beherrschte. Ja, er hatte sich getröstet. Aber wie sollte es ihr ergehen, wenn sie die Wahrheit erführe? Eine plötzliche Neugier überkam ihn, und er fragte:

„Würdest du mich weniger gern haben, wenn ich nicht dein Bruder wäre?"

„Unsinn, das solltest du im Scherz nicht sagen."

„Nun, wenn ich zum Beispiel ein Schwesterkind des Vaters wäre, oder nur ein angenommenes, also gewissermaßen keines von den Unsrigen."

„Du würdest mir zu leid thun," sagte sie innig.

„Nun, und wenn du selber eine Fremde wärest?"

„Geh, mich fängst du nicht. Wir vier großen Leute gehören zusammen. Das sieht man schon." Sie reckte sich empor auf den bloßen Füßen, die sich blendend weiß von dem schwarzen Lammfell abhoben, das dort den Fußboden deckte, um ihre Hand auf seine Schulter zu legen.

„Ich hätte dich nicht weniger gern," sagte er treuherzig, „besonders, wenn du einmal gut bist wie heute Abend, du Trotzkopf. Was wirst du sagen, wenn ich in den Krieg ziehe? Dann mußt du lange warten auf das „Trab, Trab!" Sie schauerte zusammen.

„Die Eltern sagen, du seiest zu jung."

„Und du?"

„Ich finde, du mußt gehen," sagte sie, sich unwillkürlich an ihn schmiegend. Da zog er sie in seine Arme und küßte sie auf die Stirn.

„Recht so, mein Schwesterherz. Und nun scheer' dich ins Bett. Die Wache ist mein. Ich muß noch sehen, wie es draußen steht."

Melusine war aus dem Zimmer verschwunden, als Jachim aus der Mühle zurückkam. Es war alles ruhig, doch trat er noch einmal an das Fenster und sah in die taghelle Mondnacht, des Vaters gedenkend.

Rainer Lehsen fuhr unterdessen viele Meilen lang die Kieler Chaussee hinab bis an das Ostseeufer; er selber auf dem Kutscherbock des geschlossenen Wagens, in dem sich der Kammerherr befand. Es ging in sausendem Galopp vorwärts, und er erreichte rechtzeitig sein Ziel, das heißt vor Abfahrt des Kopenhagener Dampfschiffes.

IV.

Jachim an seine Eltern.

Am Bord der „Droning Maria" bei Kopenhagen,
April 20. 1848.

„Als Ihr endlich meinen Bitten nachgabt, geliebte Eltern, und mich trotz meiner siebzehn Jahre mit den Freischaren in den Krieg ziehen ließet, da ahnte mir nicht, daß mich so bald das schlimmste Los eines Soldaten treffen

würde. — Gefangenschaft, geteilt mit vielen Kameraden! Wohin ist nun die Hoffnung, wohin der frische Mut, der uns die Brust so hoch schwellte? Wir alle, die dem Vaterlande opferfreudig dienen möchten, sehen uns verzweiflungsvoll in Fesseln, das eigene Leid hundertfach vervielfältigt durch den Gedanken, daß so viel junge Kraft dem Vaterlande schon in dem ersten Kampf entzogen und lahm gelegt worden ist.

Ihr werdet nach der Schlacht bei Bau nicht nur in der Gefangenenliste, sondern auch unter den Verwundeten meinen Namen gefunden haben. Damit Ihr Euch nicht beunruhigt, schreibe ich nun gleich nach meiner Genesung. Es war eine Schramme an der linken Wange, liebe Mutter, und eine andre an der Stirn, die beide so glatt zu vernarben scheinen, daß sie mir nicht einmal später zum Ruhm gereichen werden. Dabei war Glück. Auch daß wir auf dem Schiffe gehalten werden, scheint ein Vorzug, da wir uns guter Luft erfreuen. Sorge Dich also meinetwegen nicht. Es wäre hier ganz erträglich, wenn uns nicht alle Nachrichten über den Verlauf des Krieges fehlten, und wir uns deshalb in Ungeduld verzehrten.

Unsre einzige Abwechselung ist der Besuch der Kopenhagener, die häufig auf das Schiff kommen, um die „Insurgenten“, wie sie uns nennen, gleich wilden Tieren zu besehen. Viele schmähen, drohen und fluchen uns in einem fanatischen Haß, andre suchen uns zu überreden, zu ihnen zu stehen und von dem Irrtum der Empörung abzulassen; Frauen und Mädchen verraten sogar Teilnahme und Mitleid. Kürzlich hatte ich einen Besuch, von dem noch heute die Kameraden reden, und der mir selber wie ein Traum aus tausend und einer Nacht erscheint. Der Kammerherr kam mit einem großen Korb voll ausgesuchter Lebensmittel an Bord der „Droning Maria“, nachdem er in der Zeitung meinen Namen und einen sehr übertriebenen Bericht von meiner Verwundung gelesen hatte, und er kam nicht allein. Eine vornehme Dame begleitete ihn, die ganz in Trauer, wie eine Fürstin gekleidet und wunderbar schön war. Da ich noch im Fieber lag, dünkte mich ihre Erscheinung eher eine Vision als Wirklichkeit. Sie setzte sich an mein Bett und redete mit mir wie eine alte Bekannte, sodaß sie mir gar nicht fremd vorkam, ja, daß ich mir einbildete, sie schon früher gesehen zu haben. Als ich das aussprach, lachte sie und sagte, das sei ganz unmöglich, denn es seien bald zwanzig Jahre, seit sie meine Heimat verlassen habe, um als Hofdame hierher zu gehen. Dann stritt sie mit dem Kammerherrn darüber, ob ich Dir ähnlicher sähe oder dem Vater, und nannte Dich Anna Franken und sagte, daß sie Euch als Brautleute gekannt hätte. Alle diese Reden verwunderten mich sehr, da die schöne Dame mir nicht viel älter als zwanzig Jahre schien. Beim Abschiede faßte ich den Mut, sie nach ihrem Namen zu fragen, und wunderte mich kaum darüber, daß sie mir erwiderte, ich möge Euch einen schönen Gruß von der „Nixe“ bestellen; unter diesem Namen hättet Ihr sie wohl noch im Gedächtnis. Dabei lächelte sie und zeigte ihre weißen Zähne und reichte mir ihre schneeweiße Hand, an der viel kostbare Edelsteine glänzten. Der

Kammerherr nannte sie Baronin Löwen, als er ihr den Arm reichte, und so nannte sie der Kapitän des Schiffes, der mir sagte, die Baronin sei die berühmteste Schönheit der Residenz und des verstorbenen Königs Freundin gewesen, der ihr sein Herz und alle seine Schätze zu Füßen gelegt habe bis auf das Einzige, was er ihr nicht geben konnte, seine Krone. Seit seinem Tode seien viele Leute, die ihr früher geschmeichelt hätten, von ihr abgefallen, aber der Herr, den sie heute bei sich gehabt, begleite sie stets auf ihren Promenaden. Alle Kameraden nennen mich einen Glückspilz wegen meiner feinen Bekanntschaften und nehmen Teil an den guten Dingen, die mir noch oft von ihnen geschickt werden. Ich aber sehne mich danach, die Nixe ein einziges Mal im Leben wiederzusehen, damit ich mir den Zauber ihrer Nähe erklären könnte. Es wurde förmlich dunkel im Schiffsraum, als sie den Florschleier über ihr Gesicht und die goldigen Haare fallen ließ; ihr Verschwinden wirkte wie ein Sonnenuntergang.

Lebt wohl, Ihr guten Eltern. Gott beschütze Euch und meine liebe Schwester Melusine. Ich denke oft mit Sorgen daran, was die schweren Zeiten Euch bringen mögen, und kann doch nichts weiter thun als das Ende dieser Haft in Ungeduld abwarten; denn Ungeduld martert mich. Wann und wie werde ich Euch wiedersehen?

Mit dem Ausdruck meiner innigsten Liebe verbleibe ich Euer treuer Sohn

Jachim.

* * *

Melusine an Anna Franken.

Preetz, im Juli 1848.

Teure Mutter.

Ich war sehr froh über Jachims Briefe, die Du mir schicktest. Wie gut von ihm, daß er niemals klagt! Er hat gewiß manches auszustehen, was er uns verschweigt. Die Frau Pröpstin giebt sich viele Mühe mit mir, daß ich mit den andern Mädchen fortkomme in den Stunden. Nach und nach bin ich lieber hier und kann Dir darum offen sagen, wie unendlich schwer mir die Trennung von Hause geworden ist und wie viel Sehnsucht ich nach Euch gehabt habe. Es kam alles so plötzlich! Jachims Eintritt in die Freischaren und Herrn Normann's Ernennung zum Adjunkten des kranken Herrn Pastors. Hier sind viele Lehrer, aber keiner gefällt mir so gut wie Herr Normann. Jachim und ich waren früher oft recht unartig, über ihn zu lachen; er ist so gelehrt wie ein Lexikon und ebenso geduldig. Herr Normann ist gestern hier angekommen, mit Grüßen von Dir, Du liebe Mutter. Ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich es mich macht, jemanden zu sehen, der von Dir kommt, und wie es mich deshalb freut, daß er sich so auf das Wandern begeben hat. Er sagte, daß er bei den großen Fußtouren, die er über das Land unternimmt, keinen andern Zwang kenne als den, daß er gegen Ende der Woche wieder in unser Städtchen zurückgekehrt sein müsse, um am Sonntag

die Predigt zu halten; nur in Predigerhäusern kehre er ein und finde, von einem zum andern empfohlen, überall einen guten Willkommen. Auf seinen Fußreisen trägt er einen niedrigen runden Hut und einen kurzen Rock und außer dem Wanderstab einen Ledersack über die Schulter gehängt; so sieht er denn wie ein Bäuerlein aus. Propstens meinten, er wandere umher wie Peter Schlemihl, nur mit dem Unterschiede, daß er einen Schatten habe. Das möge hingehen, sagte Herr Normann, wenn sie ihn nur nicht mit dem ewigen Juden verglichen, was er sich als Kandidat nicht gefallen lassen könne. — „Übrigens", fügte er sehr ernst hinzu, „bin ich auf der Flucht vor meinem Schicksal". Das klang fast traurig. Der Herr Propst erklärte das Wort nachher so, daß Herr Normann es schwer empfinde, den Krieg nicht mitmachen zu können, und daß ihn die Unruhe darüber umher treibe.

Im Kloster ist jetzt bei der alten Frau Priorin eine Nichte eingetroffen, die jährlich mehrere Wochen hier weilt. Die hat mich ganz in ihr Herz geschlossen und sich ausgebeten, mich im Gesang und im Französischen zu unterrichten; sie sagte, sie komme in der Johannisbeerenzeit sonst nur zum Gähnen und zum Geleekochen hierher, da wäre es gut, noch etwas mehr Zeitvertreib und eine Hilfe zu haben. Ein Häuschen, das einer abwesenden Klosterdame gehört, hat ihr die Frau Priorin zum Wirtschaften angewiesen, das ist so ganz von Epheu umrankt, daß die blinden Fensterscheiben kaum sichtbar sind. Wir klettern meist vom Garten ins Küchenfenster hinein, um selber Feuer zu machen und den Saft einzukochen, denn von einer Bedienung will Baronin Nicoline nichts wissen. Es sei so erfrischend, sagte sie, sich einmal selbst zu helfen und etwas Nützliches zu thun. Sie hackt sogar das Holz in kleine Splitter und dabei sieht sie so schön aus und plaudert so reizend, daß man nicht weiß, was man mehr bewundern soll. Wenn wir die Früchte an das Feuer gesetzt haben, gehen wir wieder in den Garten hinunter bis an den See, um Blumen zu pflücken oder um zu rudern, und es kommt wohl vor, daß Baronin Nicoline gar nicht mehr an den Saft denkt, der drinnen über den Topf hinaus kocht und auf dem Herde verspritzt. Sie merkt es erst am brenzlichen Geruch, wenn wir zurückkommen. Dann machen wir schnell alle Fenster auf, stecken die frischen Blumen in Vasen und verteilen sie im Hause, so daß bald gar nichts mehr davon zu merken ist. Aber die alten Klosterdamen, die alle Leute einfach beim Vornamen nennen, rümpfen die Nasen und sagen: „Nicoline ist wieder da; man merkt es am Parfüm, groseille brûlée." Sie weiß das und macht sich nichts daraus und macht sich ebenso wenig daraus, daß die Damen ihr nicht alle gnädig gesinnt sind. Einige verbergen sogar ihre Abneigung nicht. Mir ist es oft seltsam in ihrer Nähe; wenn ich sie am meisten bewundere, dann kommt ein Zweifel über mich und trennt mich von ihr.

Ich rechne schon alle Abend aus, wie viele Tage es noch bis zu den Ferien sind; auch die Stunden hätte ich herausgebracht, wenn ihrer nicht so viele wären. Wir zupfen Charpie und nähen Binden für die Verwundeten,

und hören mit Stolz, wie brav unsre Truppen sich schlagen. Vom Herrn Propst erfuhr ich, daß gleich nach dem Abschluß des Waffenstillstandes die Gefangenen ausgelöst werden. Dann kommt auch Jachim zurück, und wir werden alle vereint sein. O, Du einzige Mutter, ich kann mir ein so großes Glück kaum denken. Grüße den Vater tausendmal und behalte lieb Deine

Melusine.

* * *

Das regelmäßige Eintreffen der Post war Anna Franken's einziger Trost in der Abwesenheit ihrer Kinder, die sie schwer entbehrte. Sie las ihre Briefe wieder und wieder, die beiden obenstehenden am meisten und in ihnen wieder die Stellen, die sich auf die Nixe und auf die Baronin Nicoline bezogen, welche sie für ein und dieselbe Person hielt. Fehlte ihr auch jeder Anhaltspunkt für diese Annahme als der von beiden gerühmte Zauber der Persönlichkeit, so hatte sich diese doch so fest bei ihr gesetzt, daß sie keinen Zweifel zuließ. Sie fürchtete und sie verabscheute diesen Zauber, der sich einst zwischen sie und ihren Mann gedrängt und sie fast für immer getrennt hatte. — Sollte er auch die Herzen ihrer Kinder umstricken, ihnen vielleicht verderblich werden? Wenn sie sich so fragte, kam ein fremdes Gefühl über sie, das sie in seiner Stärke ängstigte und erhob, das Gefühl eines heiligen Zornes, ja ein Gefühl des Hasses gegen ein Weib, das einst ein freveles Spiel mit ihrem Lebensglück getrieben hatte, das ihr nun wieder als die Verführerin ihrer Kinder entgegen zu treten schien. Zu ihrem Glück hatte sie wenig Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen. Es gab viel für die Lazarette zu schaffen und Verwundete zu pflegen, deren einige in der Mühle Aufnahme gefunden hatten. Auch Rainer entfaltete in patriotischen Angelegenheiten eine aufopfernde Thätigkeit. Daneben mit unermüdlichem Fleiße seine eigenen Geschäfte leitend, stand er voll Mut und Kraft auf der Höhe seines Lebens und Schaffens.

Mitten in dieser bewegten Zeit kam Rainers jüngste Stiefschwester Rösche, die Gattin des Graupenmüllers. mit ihren beiden Zwillingstöchtern zu ihnen, Da sie weitab im nördlichen Schleswig wohnten, glaubten Lehsens, daß die Familie, wie so manche andre, von den Dänen vertrieben worden sei. Rösche aber gab ihnen, sobald sie allein waren, andre Kunde. Sie war von ihrem Mann geflohen, — von ihm verstoßen eher. Weinend berichtete die sanfte Frau die Geschichte ihrer Ehe, die damit begonnen hatte, daß sie in blindem Gehorsam dem Manne, der zwanzig Jahre älter als sie, ihr fremd und unsympathisch war, in seine ferne Heimat folgte. Der Mann, welchen die Mutter für sie gewählt hatte, war nicht schlecht gegen sie gewesen. Sie hatten sich in der öden, stillen Landschaft zusammengefunden und mit den beiden Söhnen aus ihres Mannes erster Ehe recht zufrieden gelebt. Dann war, als diese fast erwachsen waren, ihnen noch nachträglich ein Zwillingspaar bescheert und von allen, außer der Mutter, übel aufgenommen worden. Das Erbe war schon eingeteilt gewesen, und nun erschienen zwei Mädchen, die Aussteuer und Mitgift verlangten, freilich

ohne es zu ahnen. Aber der Vater und seine Söhne wollten sie nicht gehabt haben, konnten sie nicht leiden. Die Abneigung gegen die Kinder ging auf die Mutter über und wuchs, wie die Kinder heranwuchsen, ihr ganz allein nur ähnlich. Kein freundliches Wort ward ihnen mehr zu teil. Man schloß sie von den Mahlzeiten im Familienzimmer aus, ließ sie in der Küche essen und in einer Kellerstube schlafen. So ging es weiter bis zum Bruch. Rösche hatte sich endlich ermannt, eine würdigere Behandlung für sich und die Kinder zu fordern, als ihr der Graupenmüller auch das nötige Geld für ihre Kleidung verweigert hatte. Als sie sich auf ihre Mitgift berufen, hatte er ihr höhnisch geantwortet, er habe sie für eine so geringe Summe übernommen, daß sie ihm viel mehr gekostet als eingebracht habe; er hatte sie geschmäht, gekränkt und endlich gar geschlagen. Da gab es kein Zurück, gab keine Versöhnung; es gab nur die Möglichkeit eines Prozesses, und davor schrak das arme, mißhandelte Weib zurück, vermeinend, daß sie lieber sterben möchte als die ganze Misere ihres Lebens der Öffentlichkeit preisgeben. Rainer und Anna Franken stimmten ihr zu und rieten ihr, zu der Mutter zu gehen, was Rösche entschieden ablehnte. Sie hatte statt eines Trostwortes nur Vorwürfe von der Mutter erhalten, denn gegen diese allein hatte sie sich schon früher ausgesprochen. So beschlossen sie miteinander, die Schwester mit den Kindern auf der Oldenburger Mühle unterzubringen.

Schon in den nächsten Tagen siedelten die Heimatlosen dahin über. Rainer, der sie begleitet hatte, kam ernster als sonst zurück. Eine unangenehme Entdeckung hatte ihn dort erwartet: die Quellen, welche er mit großen Kosten dem wasserarmen Teiche zugeführt hatte, schienen teilweise zu versanden, so daß neue, tiefere Ausgrabungen vorgenommen werden mußten.

Zu den schweren Opfern, welche die Kriegszeit ihm auferlegte, war plötzlich eine große Verantwortung gekommen. Er hatte nun zwei Familien statt einer. Doch äußere Sorgen legte ihm der Umstand nicht auf, so lange es blieb, wie es war. Es galt, der Zukunft in die Augen zu sehen. Mehr als alles ging ihm das Schicksal seiner Lieblingsschwester zu Herzen. — —

Im Herbste kehrte Jachim aus der Gefangenschaft zurück. Nach einem kurzen Aufenthalt im Elternhause ging er nach Rendsburg, um den schleswig-holsteinischen Truppen beizutreten, die sich jetzt unter Leitung fremder Offiziere zu einem regelrechten Kriegsheer ausbildeten. Die Geschwister hatten sich nicht gesehen, da Melusine auf den Wunsch ihrer Mutter mit der Familie des von Preetz nach Hamburg versetzten Propstes dorthin übergesiedelt war, um in dem geistlichen Hause, geschützt vor den Unruhen des Kriegszustandes, ihre Erziehung zu vollenden. Auch später führten die Ferien sie nicht zusammen. — — —

O Jahre des Kampfes, der Hoffnung, des Leidens! Das Kriegsglück schwankte; aber die Schleswig-Holsteiner erzwangen es mit Hilfe ihrer deutschen Brüder am Ende doch. Sie hielten mannhaft aus und glaubten am Ziele zu sein, als diplomatische Verhandlungen auswärtiger Mächte sie plötzlich zum Abschluß der Feindseligkeiten drängten. Statt des erhofften Sieges ward ihnen Unter-

drückung, herbere Unterdrückung als zuvor. Der bessere Morgen, für den man drei Jahre lang gekämpft hatte, sollte noch nicht tagen. Die alte Herrschaft ward wieder eingerenkt, nun erst ein unerträglich Joch.

„Noch nicht!“ rief Rainer dem heimkehrenden Sohne in gedämpftem Ton entgegen. „Es muß getragen sein.“

Wettergebräunt und stahlhart sah ihm sein Sohn tief in die feucht gewordenen Augen, indem er ebenso erwiderte: „Wir wollen es tragen, aber wir wollen trotzen.“

Die tiefen Narben, die Jachim an der linken Wange und seitwärts der Schläfe hatte, färbten sich rot bei diesen Worten. Er hatte schon die Uniform gegen neue Civilkleidung umgetauscht, aber der alte Reitermantel, den er darüber geworfen hatte, die Haltung der hohen Gestalt, Farbe und Ausdruck des Gesichts bewahrten ihm ein kriegerisches Ansehen. Die Mutter weinte vor Glück und Freude, das öffentliche Leid im Anblick ihres einzigen Sohnes vergessend, den Gott in allen Fährlichkeiten erhalten hatte. Mit frischer Kraft widmete sich dieser dem großen Geschäftsbetriebe des Vaters, dem er bald wieder eine tüchtige, zuverlässige Stütze ward.

Es war die Zeit der Heimkehr. Auch der Kammerherr hatte sich bald auf seinem Posten eingefunden und sogar ohne große Schwierigkeit die alten Beziehungen wieder angeknüpft. Während andre Beamte beargwohnt und angefeindet wurden, wußte der gewandte Mann, der nirgends verletzte, nirgends anstieß, selbst die härtesten Maßnahmen seiner Regierung mit einer Geschicklichkeit zu handhaben, die jeden persönlichen Groll besiegte. In seinem Verkehr mit Lehsens berührte er die Zeit seiner Abwesenheit gar nicht und bemühte sich, auch die andern vergessen zu machen, was zwischen ihnen lag. So war das alte Verhältnis zwischen Schloß und Mühle wieder hergestellt.

Was ihnen allen fehlte, war Melusine, und freudig begrüßten sie den nebligen Herbsttag, der auch sie in die Heimat zurückführte. Lehsens meinten erst jetzt die ganze Schwere der vergangenen Zeit zu verstehen; eine lang vermißte Ruhe kam über sie, nun sie wieder mit ihren Kindern vereint waren. Was sie auch gelitten und verloren hatten, sie waren ihnen geblieben.

Doch niemand schien glücklicher als Melusine selbst. Sie hatte eine Menge kleiner Geschenke mitgebracht, eigene Handarbeiten, die sie in kindlicher Freude verteilte. Die zärtliche Aufmerksamkeit, welche sie den Eltern widmete, beglückte diese, wie ihr natürlicher Frohsinn, ihre anmutige Gegenwart das Haus verschönten.

Die Mutter hatte für den nächsten Sonntag ein kleines Familienfest veranstaltet, bei dem auch Herr Normann nicht fehlte, der schon seit Jahresfrist als Hauslehrer auf einem benachbarten Gute thätig war. Als Adjunkt überflüssig geworden, war er ohne Wahl in die sich gerade bietende Stellung eingetreten. Er sah etwas gedrückt aus, als ob ihm die neuen Verhältnisse nicht besonders zusagten, doch äußerte er keine Unzufriedenheit. Bei Tisch gab es wieder einen kleinen Kampf um den Wein, in dem Herr Normann, gelegentlich des Gesundheit-

trinkens, doch endlich unterlag. Selbstironisch bemerkte er dann, daß ihm nichts andres übrig bleibe, als wirkliches Mitglied des „Mäßigkeitsvereins" zu werden, da man nirgends seine guten Vorsätze respektieren und unterstützen wolle und er selber der rechten Energie ermangele, sie auszuführen, — wogegen seine Freunde den Wert dieser Vorsätze ernstlich bestritten. Für das Ende des Mahles war Herrn Normann eine Überraschung vorbehalten. Seine früheren Zöglinge überreichten ihm eine Cigarrentasche, die Melusine gestickt und Jachim mit dem Besten gefüllt hatte, was im Städtchen zu haben war; wußten sie doch, daß er gern rauchte. Freudig gerührt, betrachtete Herr Normann das kleine Geschenk und sagte dann: „Ein hübsches Andenken. Ich werde es stets in Ehren halten und um so länger mich daran freuen können, weil ich das Rauchen aufgegeben habe." — Auch gegen diesen Entschluß erhob sich eine starke Opposition. Wo waren die langen Pfeifen geblieben, Frau Elsbeths größtes Entsetzen? — Wo die grünseidenen Quasten? Wo der große Tabakskasten mit der Ansicht des Kieler Schlosses, den Melusine stets bewundert hatte? — Der Tabak war ihm ebenso nötig wie ein Glas Wein!

Aber Herr Normann schüttelte den Kopf. „Es ist schon viel zu lange die Rede von mir," sagte er bescheiden. „Ich muß entsagen lernen."

Rainer überredete ihn doch zu einem zweiten Glase Wein, nun er einmal ein erstes getrunken, und zur Entschädigung für die verschmähte Cigarre. Herr Normann, der es auf das Wohl der Stickerin leerte, ward munter und gesprächig. Von dem heiligen Franciscus erzählte er und von andern Heiligen, gegen die er noch ein Schwelger sei.

„So etwas rächt sich," schaltete Frau Elsbeth ein. „Es geht gegen die Natur, wie ein zugeschütteter See."

Nach Tisch kam Herr Normann zu Melusine, um ihr nochmals zu danken.

„Rosen und Vergißmeinnicht," sagte er freundlich. „Alles, was hübsch ist, wird mich an dich erinnern, Melusine."

Das Mädchen sah teilnehmend zu ihm auf; sie konnte nicht klug aus ihm werden.

„Ich möchte dir gern etwas wieder schenken," fuhr er fort. „Was wünschest du dir?"

„Nichts," sagte sie schnell. „Ich wünsche mir nichts."

„Glückliches Kind!" antwortete er zerstreut. „Hast du mir nichts von den Propstleuten zu bestellen?"

„Doch, daß man Sie alle Sonnabend erwartet und in allen Ferien."

„Die Leute sind viel zu gut für mich," sagte er, die Cigarrentasche seinen kurzsichtigen Augen nähernd, „auch du hättest dir meinetwegen nicht so viele Mühe machen sollen, du liebes, liebes Kind."

Jachim, welcher der Unterhaltung schweigend zugehört hatte, sagte Herrn Normann böses nach, als er gegangen war: „Was fällt ihm ein, dich noch immer zu duzen und liebes Kind zu nennen," grollte er heimlich gegen Melusine. „Ich sage ihm nächstens, daß es sich nicht paßt."

„Das wirst du lassen," versetzte sie.

„Wie lächerlich diese Mäßigkeitsversuche sind! Er ist blaß und hohläugig dabei geworden."

„Siehst du nicht, daß er schwer am Leben trägt, und erkennst du nicht seinen Edelmut?"

„Ach was? . . . Wenn er es so weiter treibt, wird man ihm endlich doch den „ersten Charakter" ansehen, was Großmutter so lange vergebens erwartet hat. Du freilich scheinst ihn schon ohne das sehr interessant zu finden."

„Dich finde ich lieblos."

Außer solchen kleinen Zwistigkeiten über Herrn Normann schienen Jachim und die Schwester sich endlich zu verstehen. Die lange Trennung mochte sie gelehrt haben, wie viel sie einander waren. Wenn Jachim nicht in der Mühle beschäftigt war, fuhren und ritten sie umher, ja Melusine hätte gern mit ihm den Wald auf der Jagd durchstreift, wenn die Mutter nicht dagegen gewesen wäre. Sie fand das unpassend für Melusine, die vor der Konfirmation stand, deren Vorbereitungsstunden sie bald besuchen sollte.

Anna Franken, die sie gleich nach diesem Akte in das Geheimnis ihrer Geburt einweihen wollte, wünschte, daß sie sich in einem stillen, zurückgezogenen Leben für die erschütternden Eindrücke einer solchen Offenbarung sammelte. Aber das Temperament des Mädchens ließ sich so nicht zügeln. Unwiderstehlich zog es Melusine in den Wald, jedes Plätzchen aufzusuchen, das ihr aus der Kinderzeit lieb und vertraut war. Wie oft hatte sie sich dahin zurückgesehnt, wie an das frische, grünliche Wasser der Aue, auf der sie den leeren Kahn kaum schaukeln sehen konnte, ohne hineinzuspringen und das Ruder zu ergreifen! Es war so schön, daheim zu sein! Wenn sie Jachim mit seiner Flinte im Walde traf, verstand es sich fast von selbst, daß sie sie abschoß nach einem Ziele oder gar nach einem Vogel. Und sie fehlte nicht oft. Jachim ließ ihr die Waffe ungern, aber sie machte nach alter Gewohnheit ihren eigenen Willen ihm gegenüber siegreich geltend.

Als er sie ihr doch einmal ernstlich weigerte, regte sich der alte kindische Eigensinn in ihr. Sie hatten sich am Nachmittage bei der Grafeneiche getroffen, die noch einen Rest ihres dauerhaften Laubes trug. Ein viel betretener Pfad führte dort vorüber.

„Bedenke, wenn dich jemand sähe," sagte Jachim.

„Ich will die Flinte haben," entgegnete sie.

Aber Jachim gab nicht nach, sondern sagte neckisch: „Warum so wild? Du weißt, die Mutter kann's nicht leiden. Du weißt" . . . Er schwieg plötzlich. Etwas in dem hellen Blick, der sich auf ihn richtete, schien ihn zum Gehorsam zwingen zu wollen. War er so feige, daß er dem nicht widerstehen konnte? Er sah sie mutig wieder an — und rief erstaunt:

„Du siehst der Nixe ähnlich!" Es war ihm in demselben Augenblicke eingefallen. Lächelnd sprach sie dagegen:

„Melusine stammt von den Unterirdischen. Weißt du nicht mehr, was der König sagte?“

Jachim hörte sie mit Erstaunen. — War sie sich schon ihrer wundersam aufblühenden Schönheit bewußt? Oder hatte sie doch eine Ahnung von dem Geheimnis, das über ihr schwebte? Er verneinte sich beide Fragen, als sie unbefangen weiter sprach:

„Behalte deine Flinte nur . . . die Erinnerung an den König weckt eine andre in mir auf. Erfülle endlich das Versprechen, das du mir vor langer Zeit gegeben hast. Wenn ich groß wäre, wolltest du mir die Geschichte der Reichsgrafen erzählen . . Jetzt kann ich sie verstehen. So laß mich nicht vergebens bitten.“

„Höre, wie es in der Eiche rauscht!“ versetzte Jachim nachdenklich. „Wirst du dich nicht fürchten?“

„Nein. Setze dich da zu mir auf den Hügel und erzähle ohne Zaudern, daß uns die Dämmerung nicht überfalle.“ Es war etwas in ihrem Wesen, dem er willfahren mußte.

Sie hatten sich unter der Eiche gelagert. Während Jachim die Mitteilungen des Großvaters und die einer oft gelesenen alten Chronik in seinem Gedächtnis sammelte, war es so still um sie, daß sie den Fall eines welken Blattes hörten. Endlich begann er, unwillkürlich in den Ton, ja in den Wortlaut der Chronik verfallend:

„Die drei bedeutungsvollen Gaben, die einst das dankbare Zwerglein der Ahnmutter im Schlosse Breidenberge eingehändigt und zur sorgsamen Hütung anempfohlen hatte, waren im Laufe der Jahre getrennt worden. Weit umher zogen die Ritter vom Stamme Gerhards als Heerführer, als Staatsmänner oder im Dienst der Wissenschaften und Künste auf nahe und ferne Hochschulen und waren berühmt in Krieg und Frieden. Aber wie weit auch ihr Thatendrang sie umhertrieb, sie kehrten immer wieder zurück in das meerumschlungene Holstenland, denn sie liebten ihre Heimat, wo ihnen befreundete Adelsgeschlechter hausten und die Herzen ihrer Mannen in jener unwandelbaren Treue schlugen, die sprichwörtlich war in allen deutschen Gauen, und wo sie viel herrliche und feste Burgen besaßen. Sie hatten draußen nichts Schöneres gefunden als den idyllischen Osten des Landes mit seinen stillen, blauen Seen, mit seinen sanften Hügelketten, die sich von majestätischen Buchenwäldern überragt wie Märchengrund im baltischen Meere spiegeln; ihnen wehte nirgends ein kräftigerer Lebensodem als in den westlichen Marschen des Landes, die, tausend buntgesprenkelte Rinder nährend, sich in nördlich langen Sommertagen sonnendurchglüht wie eine weite, fruchtbare Öde fett und faul und nahrhaft am Reich einer nimmersatten, nimmergleichen, zügellosen Furie dehnen und dann wieder, von Nebelschleiern umwoben, von brandenden Fluten in ihren Säumen zerfetzt unter den Stürmen ächzen, welche die unheimlich schönste der Wassernixen, die gewaltige Nordsee, über sie entsendet. Ja sogar der starre, braune Heiderücken des Landes, über den die Natur nur einmal im Jahre einen herrlichen, mattglühenden Blüten-

teppich breitet, war ihnen lieb und vertraut als ein Sinnbild des Geistes ihres Volkes, das, zähe und dauerhaft wie das Heidekraut, während vier Jahrhunderte dänischer Herrschaft nicht einen Strohhalm breit von seinem angeborenen deutschen Wesen ließ.

Gerhards liebster Sohn, der Junker Karsten, war ein großer Staatsmann geworden. Als Gesandter des dänischen Hofes trat er in Wien mit so viel persönlicher Würde und so großem Prunk auf, daß Kaiser Ferdinand II. ihn in den unmittelbaren Reichsgrafenstand erhob, diese Würde noch durch allerlei Vorrechte erhöhend, die den unmittelbaren Reichsgrafen an Rang allen deutschen Fürsten gleich stellte. Er erwarb nun von dem Gottorper Hause die Herrschaft Barmstedt, um sie mit Breitenburg zusammen zu einem Gesamtbesitz der Grafschaft Rantzau zu vereinigen, welche die Stadt Elmshorn und acht blühende Dörfer in einem weiten Gebiet umfaßte, und erbaute an der Stelle des alten Barmstedter Herrenhauses das Schloß Rantzau. Mit scheelen Augen sah die dänische Regierung mitten im Holsteinlande ein unabhängiges Fürstentum erstehen. Graf Christian hatte eine Stimme im deutschen Reichstag, eigene Gerichtsbarkeit, Recht über Leben und Tod, die Kraft, den Ritterschlag zu verleihen, Adelsdiplome zu verteilen, sowie, im Falle ein Erlöschen seines Stammes drohen sollte, einen Erben und Namensnachfolger aus eigener Kraft zu ernennen und mit allen Rechten eines geborenen Fürsten zu versehen.

In diesem letzten Punkt schlummerte das Verderben. Nachdem die Herzöge von Gottorp sich vergeblich bemüht, den Kauf der Herrschaft Barmstedt nichtig zu erklären, ja sich sogar zur Rückzahlung der Kaufsumme erboten hatten und ein daraus folgender Streit vom deutschen Kaiser zu Gunsten der Reichsgrafen geschlichtet worden war, machte man Jahre lang nachher dänischerseits einen andern Versuch, Ansprüche auf die Grafschaft zu erlangen.

Der alte König von Dänemark kam als ein Gast zu dem Sohne Christians, dem Grafen Detlev, der, jung vermählt, nach der Prophezeiung dänischer Astrologen kinderlos sterben sollte. Man nahm den König fürstlich auf. Das prächtige Gastmahl war ganz in Gold und Silber angerichtet, viel köstliche Weine flossen in Strömen. Voll Bewunderung betrachteten der König und seine Begleiter die Schätze des Hauses. Sich den Freuden der Tafel hingebend, gerieten sie bald in eine heitere Stimmung, die sich mehr und mehr belebte. Man hatte schon viel getrunken, als der König sich im Laufe eines Gesprächs scherzend zum Adoptivsohn des Grafen Detlev vorschlug. Dieser ging in gleichem Sinne ahnungslos darauf ein, ernüchterte sich aber schnell, als der König seinen Sekretär beauftragte, sofort die Adoptionsakte auszufertigen. Es schien so ungeheuerlich, daß der hoch betagte Greis ihm, dem jungen Manne, ein solches Ansinnen stellen sollte. Aber des Königs Geheiß fand unverzüglichen Gehorsam, und ebenso sah sich Graf Detlev genötigt, zu unterschreiben . . .

Wenige Jahre später starb der König. Obschon zu dieser Zeit dem Grafen Detlev schon ein Sohn geboren war, dem im Laufe der Jahre elf Geschwister

folgten, erließ er doch sechs Jahre später einen öffentlichen Widerruf jener Schenkungsakte, sich somit vor allen bösen Folgen gesichert glaubend.

Neun blühende Kinder sanken vor dem Vater in das Grab, sodaß bei Graf Detlevs Tode nur noch eine vermählte Tochter und zwei Söhne von sehr verschiedenem Alter lebten.

Man sagt, sie hätten sich nicht lieb gehabt, die beiden Enkel des Grafen Christian; der ältere sei ein zügelloser, heftiger Tyrann gewesen, der, den jüngeren Bruder des Neides und des Strebens nach seiner Herrschaft bezichtigend, ihm die schuldigen Apanagen vorenthielt. Seine Unterthanen empörten sich gegen ihn, sodaß er gezwungen war, dänische Truppen zu ihrer Unterwerfung zu erbitten. Sie wurden ihm alsbald gesandt. Die Dänen aber begünstigten heimlich die Aufständischen und setzten sich als eine größere Plage in der Grafschaft fest, deren sich zu entledigen der Besitzer viele Mühe hatte.

Es kam endlich soweit mit dem Grafen Christian Detlev, daß er wegen seiner Ausschreitungen in preußische Gefangenschaft geriet, während welcher Zeit der jüngere Bruder Wilhelm Adolf die Grafschaft Rantzau verwaltete, von den Bewohnern geliebt und geehrt. Doch als der ältere Bruder zurückkehrte, sprang Argwohn und Streit zwischen ihnen auf, infolgedessen der jüngere Bruder in dänische Dienste trat. Wilhelm Adolf machte schnelle Carriere in Kopenhagen; vom Hofe überaus begünstigt, ward er zum Kammerherrn und Ritter der höchsten Orden ernannt, Auszeichnungen, die von Christian Detlev, dem sie niemals zu teil geworden, als Kränkungen empfunden wurden. Man trug zwischen den Brüdern böse Worte hin und her; sie sahen sich nicht mehr. Wilhelm Adolf ward wie früher um sein Recht betrogen.

Hier unter der Eiche geschah es, daß Christian Detlev meuchelmörderisch überfallen und erschossen ward. Der die That vollbrachte, war ein Hauptmann in des Reichsgrafen eigenen Diensten, Prätorius mit Namen, unter dem Beistand von drei Jägern, die ebenfalls in seinen Diensten standen. Auch ihre Namen sind erhalten. Die Mörder hatten sich mitsammen hier unter den Bäumen verborgen, um dem Reichsgrafen aufzulauern, von dem sie wußten, daß er beabsichtigte, Schnepfen zu jagen. Er kam in Begleitung eines einzigen Leibschützen, der ihn auf seinen Befehl verließ, um das Geflügel aufzusuchen. Sobald er allein geblieben war, legte Prätorius aus dem Hinterhalt auf ihn an und traf ihn mitten in das Herz. Dem Leibschützen, welcher auf den Schuß zu seines Herrn Hilfe herbeisprengte, ward das Pferd getötet; er selber entkam verwundet, während Detlev lautlos endete.

Wilhelm Adolf versäumte keine Pflicht eines überlebenden Verwandten. Er setzte einen Preis auf die Entdeckung der Mörder, ordnete Kirchengebete für die Seelenruhe des Ermordeten an und meldete die Missethat dem Könige von Dänemark, der nicht zögerte, ihn als Erben der Grafschaft Rantzau anzuerkennen. Seine Unterthanen begrüßten freudig den ihnen schon bekannten, guten Herrn; aber sie sollten der Ruhe nicht lange genießen.

Bald tauchte von Dänemark das Gerücht auf, Wilhelm Adolf habe die Mörder seines Bruders gedungen; er selber sei der schuldige Urheber der Unthat. Die Jäger, welche an derselben teilgenommen, wurden verhaftet. Man fahndete auf den Reichsgrafen, der, rechtzeitig von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigt, in Bauernkleidern von Kopenhagen nach Hamburg entkam, wo er die wichtigste Familien-Urkunde, den Widerruf seines Vaters gegen die Adoptionsakte, in treue Freundeshand niederlegte. Von dort begab er sich nach Rantzau, in der reichsunmittelbaren Fürstenwürde auf seinem eigenen Grund und Boden unantastbar.

Aber der Verrat legte sichere Schlingen nach ihm aus. Ein dänischer Offizier, der ihn zu besuchen kam, spielte die Judasrolle mit Erfolg. Nachdem er einige Tage die Gastfreundschaft des Reichsgrafen angenommen hatte, bat er diesen, ihn in seinem Wagen nach dem Schlosse der Schaumburger Grafen in Pinneberg zu begleiten, eine Bitte, der Wilhelm Adolf arglos willfahrte. Kaum aber waren sie in Pinneberg angelangt, als der Wagen von Söldlingen umringt ward und der Offizier den Reichsgrafen in des Königs Namen gefangen nahm, da er, ein dänischer Kammerherr und Ordensritter, auf des Königs Boden als dessen Unterthan zu betrachten sei . . . Unter dem Widerstand seiner Unterthanen ward der Gefangene über sein Gebiet zurück nach der Festung Rendsburg vor ein Kriegsgericht geschleppt.

Wilhelm Adolf leugnete die Kompetenz des Gerichts, vor dem er unwillig seine Orden und den Kammerherrnschlüssel ablegte, und appellierte an den Kaiser als seinen Oberherrn. Dieser nahm sich auch seiner Sache an, indem er den Dänen gebot, ihn frei zu geben und ihm seine Güter zu restituieren. Aber in Kopenhagen ignorierte man diese Vorstellungen, sich darauf verlassend, daß Deutschland es dabei bewenden lassen werde.

Acht Jahre schmachtete der Mann, den viele geliebt hatten, den keiner schuldig glauben mochte, auf einer norwegischen Festung, ohne selbst zu erfahren, daß man ihn des Brudermordes schuldig gesprochen und zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt hatte. Wohl riefen die Verwandten den Kaiser um Hilfe an, wohl mahnte der Kaiser, aber die Thür des Kerkers that sich ihm nicht mehr auf . . . Dagegen trat die Krone Dänemark, kraft einer zweiten Donationsakte, die, der Zeit nach zwischen der Adoption und dem Widerrufe liegend, zuvor von niemandem genannt und gekannt worden war, alsbald die Erbschaft des Lebenden an. Die Schätze der Reichsgrafen wurden nach Kopenhagen gebracht, die Gelder unter allerlei Gründen eingezogen, die Grafschaft, mit Ausschluß des Gutes Breitenberg, welches Graf Detlevs Tochter erhielt, dem dänischen Besitze eingereiht . . So war die Reichsgrafschaft schon vor dem letzten Reichsgrafen dem Untergang verfallen."

Melusine saß regungslos. Alle ihre Gedanken waren hingenommen von der Erzählung: sie schien noch immer zu horchen, obgleich Jachim schon eine Weile geschwiegen hatte. Erst als es in dem welken Eichenlaub zu ihren Füßen raschelte, bebte sie zusammen. Ein Reh glitt schüchtern vorüber.

„Deutschland hat den armen Reichsgrafen im Stich gelassen wie uns," sagte Melusine endlich, worauf Jachim grollend erwiderte:

„Was auch die Dänen wagen dürfen, sie treiben uns den angestammten Geist nicht aus."

„Und wenn alles anders gekommen wäre," sagte sie nachdenklich, „herrschte heute vielleicht Wilhelm Adolfs Geschlecht im Holstenlande, und wir dürften in Freiheit Deutsche sein. Wie viele des Namens Rantzau auch noch leben, hier spricht die Sage von dem Untergang der letzten Reichsgrafen. Wo ihre Wiege stand, blieb nur der leere Name."

„Du vergißt die Lilie," warf Jachim ein, „die alles überdauert hat."

„Ja, und deine Medaille, Jachim, an die sich eine gute Prophezeiung knüpft."

„Haben auch Mühlen ihre Chronik wie Ritterburgen?" fragte er spöttisch.

„Brauche ich dir denn zu erzählen, daß der erste Reichsgraf dem ersten Wischmüller die Silbermünze schenkte mit den Worten: sie soll Euch Segen bringen, so lange sie von Euren Kindern und Enkeln gehütet wird. Der Müller hatte ihm eine sechspfündige Karausche zum Einzug in das Schloß beschert. Du weißt, Fische und Silberpfennige spielen eine große Rolle in der Geschichte der Rantzaus."

„Ja, und die Kunkel," sagte Jachim abweichend. „Sie sind Sinnbilder des Fleißes, der Sparsamkeit und Frömmigkeit." — Er hatte ihr sagen wollen: „die Medaille ging verloren", aber er verschwieg es doch und fuhr fast düster fort: „Was kann an der Medaille liegen? Wir Müllersleute hatten nichts mit den Reichsgrafen gemein. Wenn sie uns überdauert hätten, würden sie nichts von uns wissen."

„Das kannst du nicht behaupten . . . Sogar der König war mir gnädig, und die Medaille hat uns Glück bedeutet." Die Erzählung hatte mächtig auf Melusine gewirkt. Sie war blaß geworden; noch schimmerten ihre Augen in feuchtem Glanze, doch drückte sich keine Traurigkeit in ihrem Wesen aus.

„Arme Melusine!" sagte Jachim leise. Es war ihm etwas durch den Sinn gegangen, das sich wie Unmut in seinen Zügen malte.

„Du Thor," rief sie verletzt. „Was bemitleidest du mich? Sind unsre Eltern nicht hochgesinnte Leute, deren Beispiel uns lehrt, ihnen nachzustreben und uns selbst zu achten. Darf ich nicht das Schicksal der Vorangegangenen überdenken, wie es die Adligen thun?" Er sah sie forschend an. Sie schien so stark in dem Glauben an die Ihrigen. — Warum sollte sie nicht unaufgeklärt darin verbleiben? Seit dem Königstage war kein Zweifel, kein Argwohn um sie laut geworden, von keiner Seite war nach ihr geforscht, kein Anspruch auf sie erhoben. Wie gut ihr die Bewegung stand! Das blasse, stolze Haupt leicht auf den schlanken Hals geneigt, glich sie der Lilie, die ungefragt auf den einstigen Gefilden der Rantzaus blühte, ein Fremdling an der Aue und doch nur ihr allein gehörend! — Ach, wozu das Woher ergründen?

Ein Windstoß fuhr durch die Krone der Eiche und verlor sich seufzend in dem welken Laub, das den Boden deckte. Sie hatten die Dämmerung nicht

kommen sehen; nun überraschte es sie, daß die Schatten dicht wurden. Wieder raschelte es im Laube, ein Krachen und Knistern, ein Rauschen ward hörbar; der Moosgrund schien von raschen Fußtritten zu beben. Unheimliche Laute erwachten im Walde; es klang wie Hohn und Schadenfreude um sie her, als ob böse Geister die Mordstätte bewohnten. — Waren es ihre erregten Sinne, die ihnen diese Laute vorgaukelten? — Täuschte sie nicht der Wind? — Vielleicht brach wie zuvor ein Rehbock durch die Büsche?

... Mitten in diese Fragen, die sie einander stellten, erklang jetzt deutlich, wesenlos aber doch volltönend ein boshaftes Gelächter.

„Jachim," rief Melusine, sich erschreckt an den Bruder lehnend. Er zog ihre zitternde Hand in die seine und stützte sie, indem er sie kräftig fortzog. Das dämonische Lachen begleitete sie, von Zeit zu Zeit laut werdend und ersterbend, bald seitwärts, bald im Rücken. Jachim sah verstört aus; er glaubte die Stimme der Heidgrabenhexe erkannt zu haben. Erst als sie die Lichtung erreicht hatten, endete der Spuk. Melusine fühlte sich wie von einem Alp erlöst, doch ließ sie Jachims Arm nicht los. Über der Hofkoppel lag noch ein Rest von glühendem Abendrot, in dessen Schein sie die Mühle erreichten.

Anna Franken, die schon nach ihren Kindern ausgesehen hatte, stand vor der Hausthür, neben ihr Herr Normann, den Wandersack über der Schulter. Er bemerkte nicht, daß Anna Franken seufzte, als sie ihre Kinder Arm in Arm daherkommen sah.

„Rate einmal, von wem ich dich grüßen soll, Melusine?" fragte Herr Normann, der mit ihnen eingetreten war. Sein Ton klang so heiter, die trauliche Umgebung wirkte so beruhigend, daß Melusinens Stimmung sich schon geändert hatte.

„Das ist nicht schwer. Von der Frau Pröpstin und ..."

„Vom Propsten. Ja. Wie du das nur gleich wissen kannst." So sprechend zog Herr Normann ein Paket aus seinem Sack, das er dem Mädchen überreichte. „Die Pröpstin sagte mir, du hättest das Buch gern."

„O, Rosenmüller's Andachtsbuch!" rief Melusine, nachdem sie das Buch dem Papier entnommen hatte. Sie blätterte darin von den Titeln zu den feinen Kupfern, betrachtete den eleganten Einband und den frischen Glanz des Goldschnitts. Herr Normann schien ihre kindliche Freude ganz zu teilen; er sah ihr unverwandt zu, ohne zu wissen, daß eine tiefe, innige Neigung aus seinen stillen, lichtblauen Augen sprach.

„Nun, was sagst du? Gefällt es dir?" fragte er.

„Du" und „dir"! Jachim konnte das nicht leiden, auch Herrn Normann's Blicke nicht, nicht seine Herzlichkeit. Als Melusine ihr Entzücken gegen ihn äußerte: „Sieh, Jachim, wie schön, wie herrlich!" sagte er unfreundlich:

„Auf das Äußere kommt es nicht an."

„So ... Machst du deshalb ein so böses Gesicht?"

Anna Franken, die jedes Wort beachtet hatte, atmete auf; ihr fiel ein Stein vom Herzen. Sie hatte einen Augenblick geahnt, gefürchtet, was sie sich selber

nicht gestehen mochte. Es konnte ja nicht möglich sein, daß ein wärmeres Gefühl, ein andres Band als Geschwisterliebe zwei Menschen vereinigen sollte, die als Kinder eines Hauses aufgewachsen waren, ihre Kinder!

V.

„Da lege dich an die trockenste Stelle des Walles, Heini," sagte die Heidgrabenhexe, das Bündel Reisigbesen, welches auf ihrer Schulter ruhte, fester anziehend, „und thu', wie ich dir geheißen."

Heini schnitt eine Grimasse, die zweifellos seine Zustimmung ausdrücken sollte; eine Wolke dampfenden Atems entquoll seinem Munde.

Mutter und Sohn mußten schlechtes Wetter lieben. Tief über ihnen wogte ein grauer, schwefliger Himmel, durch den der eisige Nordwestwind dicht fallende Schneeflocken trieb. Die schwarzen Locken der Heidgrabenhexe hingen feucht unter ihrem scharlachroten Kopftuch hervor, ihre elenden Kleider schlugen wie blähende Segel um sie her, die sie in die Lüfte zu entführen drohten, aber sie lachte und stand fest in den zerrissenen Schuhen, die der grundlose, halbgefrorene Schlamm der Landstraße gefangen hielt. Harte Züge gruben sich um die frischroten Lippen der Heidgrabenhexe ein, und eine teuflische Grausamkeit lauerte in ihren Blicken, die den linkischen Bewegungen des Sohnes folgten, wie er sich an die bezeichnete Stelle schob.

„Dorthin in das Trockene!" rief sie in befehlendem Tone und doch zärtlich besorgt um den mißgestalteten, eckigen, ungeheuerlichen Burschen. Ein dichterer Schneewirbel verhüllte sie beide.

Heini hatte den von ihr bezeichneten Platz erreicht und sich dort nieder gekauert. Die kahlen Büsche, welche den Wall überragten, schwankten wie riesige Rutenbündel über seinem Kopf. Ein Augenblick der Windstille zeigte ihm noch einmal die robuste, blühende Gestalt der Mutter; dann tanzte wieder eine rieselnde weiße Masse vor seinen Augen, und sie war verschwunden. Heini starrte stumpfsinnig über die Landstraße hin. Eine Schar Krähen flog kreischend vorüber. Er grinste. Es freute ihn, daß sie sich fürchteten, während er sicher am Walle lag. Das Grinsen erstarrte auf seinem Gesichte.

Hu, wie das pfiff und heulte! So war es gut, so wollte er es haben. Das plötzliche Schneetreiben war so recht zu seinem Glücke aufgekommen. Sein gedunsenes, blaurotes Gesicht verzerrte sich vor Befriedigung, während er, den Sturm höhnend, spöttisch zu wimmern begann:

„Oh, wie mich friert! Oh, oh! Wer hilft mir nach Hause, nach Hause?" Die langgezogenen Töne endeten in einem blöden Lachen. Er wollte ja weder nach Hause, noch fürchtete er das Wetter. Nicht einmal als Kind hatte er es gefürchtet. Was hatte ihm denn der Wind geschadet, wenn er auch noch so unheimlich um die Wagen der Zigeuner geheult und drinnen die Lichter ausgelöscht hatte? Der Wind behandelte alle Leute gleich; vor dem brauchte er sich nicht in dunkle Ecken zu verkriechen. Der Wind gab ihm keine Fußtritte, der Wind

haßte und verfolgte ihn nicht, wie der Zigeunervater und dessen Gefährten ihn gehaßt und verfolgt hatten.

Es hatte arg geweht in jener sternlosen Nacht, als seine Mutter mit ihm aus dem Wagen gesprungen und entflohen war; der Wind hatte sie auf der Heide umhergetrieben, bis sie an das Hüttchen gekommen waren, dessen Thür sie anfangs nicht finden konnten. Niemand als der Wind hatte sie in die neue Heimat geleitet. Geklopft hatten sie und keine Antwort bekommen und waren hineingekrochen und hatten das Hüttchen wärmer gefunden als den Wagen; hatten sich dort eingenistet und hatten Besen gebunden. Als ihnen darauf der Gemeinderat erlaubt hatte, drinnen zu bleiben, waren sie seßhafte Leute geworden. Niemand hatte ihn mehr geschlagen. Von all' den Kameraden seines Wanderlebens war nur der Wind geblieben. Ei, was fragte der Heini nach dem Wind? Den kannte er von Kindheit an, da er noch lahm und stumm und epileptisch war. Nun konnte er sprechen und gehen und war in den letzten Jahren so kräftig und groß geworden, daß er sich fast ein Held dünkte. Um sich zu unterhalten, fing er wieder an zu wimmern:

„Oh, wie mich friert, oh!"

Und ihm ward endlich kalt in dem Sturm. Was er geheuchelt hatte, kam wirklich über ihn; ein Frostschauer schüttelte seinen Körper. Heini heulte in Absätzen wie ein Hofhund in stürmischer Winternacht. Dann durch sein eigenes Geheul erschreckt, fühlte er sich plötzlich von der Furcht vor einem unbekannten Wesen ergriffen, das stärker als er selbst durch den Schnee daher kommen würde, ein wildes Tier, ein Mörder, ein Gespenst, der Zigeunervater, irgend ein Ungeheuer, das ihn martern und vernichten konnte. Eine erbärmliche Feigheit lähmte seine Glieder. Er sehnte sich nach den Krähen, um nur nicht allein zu sein; er starrte in atemloser Erwartung den Weg hinunter.

Da hörte er plötzlich wunderbar beruhigende Laute, das Schnauben zweier winzigen Pferde, das Schütteln und Klappern von Hufen und Rädern. Wie eine Vision des Glückes erschien vor seinen verstörten Sinnen im Schneegeriesel ein wunderschönes, rosiges Mädchengesicht, ertönte eine weiche, klangvolle Stimme, welche die Pferde zum Vorwärtsstreben anfeuerte. Er hätte aufjauchzen, er hätte schreien mögen vor Wonne, aber er bezwang seine mächtige Bewegung und wimmerte wie zuvor:

„Mich friert, oh, oh! Ich sterbe vor Kälte."

Die rundlichen, schwarzen Pferdeköpfe hoben sich rückwärts, der kleine Wagen hinter ihnen hielt an, und das Mädchen drinnen wandte ihm ihr Antlitz zu, welches, von der Anstrengung und dem Reiz des Windes glühend, wundersam frisch hervorsah aus dem schwanenverbrämten rosa Atlaskäppchen, das ihr herrlich zu dem tiefgrünen, faltenreichen Mantel stand. Der Zauber ihrer Erscheinung berückte den Burschen; er rief flehend wie ein Heißhungriger, oder wie ein Sterbender zu ihr hinauf:

„Habt Erbarmen mit mir, Mamsell Melusine!"

„Was ist dir?" fragte das Mädchen kurz, indem es den erschreckten Blick halb von ihm abwandte.

Melusine kannte Heini als den Clown der Kinderwelt, als den Angreifer ihres Bruders, aber sie war ihm nie so nahe gewesen wie heute. Sein von Kälte entstelltes Gesicht schien ihr abstoßender als je, der Ausdruck seiner Augen entsetzlich. Ihr graute vor diesen Augen, die er so fest auf sie gerichtet hielt, indem er kläglich jammerte, daß er auf einem Botengange von Schwäche überkommen am Wege liegen geblieben und erstarrt sei. Trotz des unsäglichen Widerwillens, den sie gegen ihn empfand, vermochte sie doch nicht unbarmherzig vorüber zu fahren, wie es ihr ein erstes Gefühl zugeflüstert hatte.

„Ich fahre zum Prediger," sagte sie unschlüssig. „Ich will dir Hilfe schicken, sobald ich jemand treffe."

„Dann ist es vielleicht zu spät, Mamsell Melusine. Nehmt mich im Heck mit Euch zum Herrn Pastor, der wird mich nicht umkommen lassen."

„Wie kannst du in den Wagen steigen, wenn du erstarrt bist?"

„Haltet noch einen Augenblick und ich nehme alle meine Kräfte zusammen."

Ehe Melusine antworten konnte, schwang sich der Bursche mit einem kräftigen Ruck in den Wagen und kauerte in dem kleinen Raume nieder, der sich hinter ihrem Sitz befand. Melusine schauderte. Noch dachte sie nicht, daß Heini sich verstellt habe, aber die Geschwindigkeit des ungeschlachten Körpers erschreckte sie.

Der Schnee fiel dicht, der Sturm toste. Melusine trieb die Pferde an mit einem Ruf, der wie ein Stöhnen klang. Ein Gefühl physischen Unbehagens rieselte ihr über den Rücken. Vergeblich suchte Heini in seinem stumpfen Gedächtnis die Worte, welche ihm von seiner Mutter eingeprägt worden waren; er hatte sie alle vergessen in dem wonnigen Gefühl von Melusinens Nähe.

„Laßt mich die Zügel nehmen, Mamsell," sagte er, sobald er sich dicht hinter sie gedrängt hatte.

Aber er wich ein wenig zurück vor ihrem kurzen herrischen:

„Nein."

„So feine, kleine Hände!" flüsterte er, über ihre Schulter sehend.

„Vorwärts, vorwärts!" rief Melusine den Pferden zu, die ihrem Ruf gehorchten. Finster vor sich hinblickend wurden ihre Augen starr und dunkel. Sie fühlte den Atem des Ungeheuers in ihrem Nacken und fühlte jetzt seine Arme, die ihre Gestalt umschließend, nach den Zügeln strebten. Aber Melusine hielt sie fest.

„Zurück! Steig ab!" schrie sie mit Aufbietung aller ihrer Kräfte. Ein boshaftes Kichern antwortete ihr:

„Daß ich ein Narr wäre. Der Platz ist gar zu schön. Einem, der fast erfroren wäre, thut es gut, sich an deinem Nacken zu wärmen. Wie weiß dein Nacken ist und die rosenroten Ohren zum Einbeißen. Weißt du, daß ich dich erwürgen könnte im Schnee, ohne daß Hund oder Hahn danach krähte? Darum sei verträglich und reize mich nicht. Es wäre schade um dich. Du wirst nun groß und kannst bald heiraten. Sag', möchtest du den Heini? Möchtest du mich?"

Melusine wandte ihm unwillkürlich ihr zornflammendes Antlitz zu, doch ihr Blick verwirrte sich; sie verlor fast die Besinnung vor dem wuchtigen, brutalen Gesicht über ihr.

„Sag' nicht nein, sag' ja," klang es leise drohend weiter. „Sonst wisse, daß du in meiner Gewalt bist, daß ich dich töte, dich töte!"

Heini hatte die Zügel ergriffen.

„Wer mich mitnimmt, muß mich nach Hause bringen. Komm', komm' und sträube dich nicht. Dort rechts gehts hinunter. In der Heidgrabenhütte wohnt meine Mutter; rechts um, rechts um!"

Heini, der die Peitsche aus ihrem Halter genommen hatte, trieb die Pferde gewaltsam auf einen Seitenweg; die treuen Tiere bäumten sich und widersetzten sich, von dem Geschrei ihrer Herrin gewarnt, dem unbekannten Lenker und der ungewohnten Richtung. Wie laut auch Melusine schrie, ihre Hilferufe schienen im Sturm zu verklingen, während der Wagen in abgestoßenen Sätzen von den Pferden hin und her geschleudert ward. Die schreckliche Stimme flüsterte unaufhörlich an ihrem Ohr.

Melusine unterschied die Worte nicht mehr; sie ahnte nur den bösen Blick über ihr und sie erblich daran.

Doch die Rettung nahte. Melusine gewahrte nicht, daß ein Reiter daher sprengte. Sie schrak aus einer Betäubung auf, als sie sich von einem starken Arm berührt fühlte, der sie den Krallen des Ungetüms entriß. Da hörte sie eine Art Ringen, einen schweren Fall, einen tierischen Schrei, und als sie die Augen aufschlug, sah sie in Jachims zürnendes Gesicht, sah den fluchenden Krüppel am Wege liegen. Nun schwanden ihr die Sinne; sie hörte nicht, wie dieser die Stimme aus dem Schlamm erhob:

„Was gehts dich an, wenn mich Melusine nach Hause fahren will, du grober Müllersohn. Reite zum Teufel und laß uns allein. Es ist nicht fein, sich zwischen Liebesleute zu drängen."

„Ich will dich lehren, meine Schwester zu achten," schrie Jachim, hochrot vor Wut, indem er die Reitpeitsche über den Kopf des Burschen sausen ließ. Heini verkroch sich fast unter die Räder, doch schrie er frecher und lauter als zuvor:

„Was redest du von Schwester. Sie ist ebenso wenig deine Schwester, wie sie deine Braut werden kann. Frage nur die Heidgrabenhexe, die weiß es besser, als ihr beide; die hat sie für mich ausgesucht, für den Heini!"

„Du Hund!" schrie Jachim, dem andern einen Peitschenhieb versetzend.

Der Krüppel, welcher fliehen wollte, sank mit einem gellenden Jammerlaut zurück; er mußte beim Sturz ein Glied gebrochen haben. Einen hastigen Blick warf Jachim auf Melusine; sie lag noch immer mit geschlossenen Augen da, wie er hoffte, von einer Ohnmacht umfangen.

Ohne sich nach Heini umzusehen, band Jachim rasch sein Pferd an den Wagen und bestieg ihn dann. Melusine im linken Arm haltend, zog er die Zügel an, wendete das Gefährt nach der Landstraße zurück und fuhr schnell von dannen.

Die Schmähungen des Krüppels tönten hinter ihm. Jachim hörte sie nicht. Er war taub, er war gefühllos für alles außer dem bleichen Mädchen, das ihm regungslos im Arme lag. Eine unendliche Zärtlichkeit für sie bestürmte sein Herz; er würde sie nicht überleben, wenn sie sterben sollte, das fühlte er. Melusine kam zu sich, nun ihr mit der Bewegung des Wagens der Luftzug entgegenschlug. Jachim ließ sie fahren.

„Siehst du?" sagte er finster. „Das kommt von deinem Trotz. Nicht zu warten, bis ich mein Pferd sattelte, und allein in das Wetter zu rasen. Du warst so mutig, he? Was nun?"

Sie hörte ihn schweigend an; wie geknickt saß sie da, den Kopf tief auf die Brust gesenkt.

„Neulich hättest du dir fast den Finger abgeschossen, weil du mir die Flinte so hastig entrissest, daß sie sich entlud . . Beim Bootfahren wagst Du dich immer der Schleuse zu nah . . Bist ein Mädchen, das konfirmiert werden soll, und auf dem Wege in die Betstunde passiert dir das . . das!" So zürnte Jachim, sich das Halstuch abreißend, weil ihm die Pulse so heftig schlugen, daß ein Gefühl des Erstickens ihm Kopf und Herz bedrohte. Er mußte schmähen, wenn er nicht weinen sollte. Endlich schwieg er, die Antwort der Schwester erwartend. Sie würde sich verteidigen, hatte er gedacht, ihm widersprechen. Er hörte schon die abweisenden Worte; ihre mußten immer die letzten sein, wenn sie sich zankten. — Was war ihr denn? Totenbleich blickte sie vor sich hin, die Augen weit offen und sprach kein Wort. Jachim stöhnte; eine Verwünschung entfuhr seinen Lippen, seine Augen sprühten Blitze. In rasendem Galopp ging es vorwärts, Pferde und Räder schienen den Boden kaum zu berühren.

Endlich versuchte Melusine zu sprechen, aber ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme. Sich dann gewaltsam bezwingend, stieß sie leise abgebrochene Worte hervor:

„Sei nicht böse, Jachim. Versprich mir, daß du im Hause nichts davon sagst . . auch nie wieder zu mir . . Ich, ich müßte daran vergehen."

Dann schwiegen sie beide. Von den wallenden Schleiern der Schneeflocken umwogt, von den Seufzern des Wintersturmes umtost, glitten sie lautlos dahin, bis Melusine plötzlich wie aus einer Betäubung empor fuhr und sich in wirrer Angst an seinen Arm klammernd, sonderbar ausdrucksvoll flüsterte:

„Er kommt, hörst du ihn nicht? Bleib' bei mir, Jachim, o schütze, schütze mich!"

Sie sank ohnmächtig in seine Arme; sie ruhte mit ihrem zuckenden Herzen an seiner Brust. Ihm zog das Wort wie fernes Glockenläuten durch den Sinn, das Wort, mit dem sie ihm einst von der Mutter anvertraut worden war, das ihn seit der frühesten Kindheit wie ein magisches Band an sie gefesselt hatte. Heute, nun sie es ihm selber zugerufen, gewann es plötzlich eine andre, höhere Bedeutung. Sie schien ihm fremd und einsam und grenzenlos hilfsbedürftig, wie damals, als er sie in seinen Träumen im blaugewürfelten Armenkleide sah. Hatte jenes magische Band, ihr selber unbewußt, sich auch um ihre Seele ge-

schlungen, wie um die seinige? Sie waren mit einander aufgewachsen, einander entgegen gewachsen wie zwei Zweige eines Baumes. Bedurfte sie seiner zu ihrem Glücke, zu ihrer Rettung vielleicht?

Niedrigkeit und Gemeinheit hatten sich nicht gescheut, ihrem Fuße Schlingen zu legen. Was konnte ihr noch drohen? — Lag nicht in ihrem angstvollen Flehen das höchste Vertrauen, ein stummes Verständnis dafür, daß er alles für sie opfern würde? Er, nur er konnte sie beschützen. Er hatte sie immer zu schützen getrachtet — auch gegen sich selbst, hatte er nicht jede Rauheit gegen sie durch doppelte Nachgiebigkeit gesühnt? Eine überwältigende Empfindung stieg in ihm auf, beseligend und vernichtend, ihm den Himmel und die Hölle zeigend — er liebte Melusine. Ein Rabe flog vor ihnen auf, sein heiseres Geschrei dem Wind entgegensendend. — „Sie ist ebenso wenig deine Schwester, wie sie deine Braut werden kann!" So tönte die unheilvolle Stimme in Jachims Seele nach. Lag nicht geschwisterliche Gewöhnung wie eine Kluft zwischen ihnen, die nichts überbrücken konnte? Scham, Reue, ja Gewissensbisse stiegen in ihm auf. Er wollte Melusine immer beschützen — auch gegen sich selbst. Sie durfte seine Liebe nicht ahnen, auch die Mutter nicht. Diese Liebe mußte ein Geheimnis bleiben, das er mit sich in das Grab nahm. Jachim preßte die Zähne aufeinander und trieb die Pferde an.

Als sie die Mühle erreicht hatten, trug er das bewußtlose Mädchen aus dem Wagen in das Wohnzimmer. Anna Franken kam ihnen erschrocken entgegen.

„Was ist Melusine?" fragte sie Jachim, der nach trockenen Kleidern und einem heißen Trunke rief.

„Sucht sie zu erwärmen. Ich traf sie krank auf dem Wege," erwiderte er mit erzwungener Ruhe. Hastig verließ er das Zimmer. Die Bemühungen der Mutter erweckten sie bald, doch kehrte das Bewußtsein ihr nicht voll zurück.

„Ich bin krank," klagte sie leise. „Wenn ich sterbe, Mutter, vergieb mir, womit ich dich je betrübt habe. Ich meinte es nicht böse." So redete sie in wirrem Tone, während die bebenden Finger der Mutter an ihren Kleidern nestelten und beruhigend über ihren blonden Scheitel glitten. Anna Franken bettete sie sorglich im oberen Erkerzimmer, eine Krankenpflege beginnend, die nach der Aussage des Arztes eine langwierige und sorgenvolle werden konnte.

Ein paar Tage später zog Jachim vom Hause fort, um in einer größeren Dampfmühle als Volontär einzutreten. Der Vater hatte seinem Wunsche nachgegeben, da er es richtig fand, daß Jachim, an Stelle der früheren Wanderzeit, fremde Verhältnisse kennen lernte, die ihm zugleich Gelegenheit boten, sich über die Einrichtungen des neu eingeführten Maschinenbetriebes zu unterrichten. Er hatte Melusine nicht mehr gesehen, aber keinen Augenblick Ruhe gefunden, bis nun nach dem überstandenen dritten Tage eine leise Wendung zum Bessern eingetreten war.

(Schluß folgt.)

Lothar Bucher.

Von

Heinrich von Poschinger.

(Fortsetzung.)

Die englische Rede- und Preßfreiheit und die Fenierprozesse.[1])

Die zahlreichen Prozesse, welche im Jahre 1868 vor irischen Gerichtshöfen wegen aufrührerischer Reden und Druckschriften verhandelt wurden, waren dazu angethan, die vagen Vorstellungen von der englischen Preßfreiheit zu berichtigen, welche in Deutschland seit unvordenklichen Zeiten von den Liberalen gehegt und gepflegt waren. Aber die deutschen Zeitungen schwiegen darüber, viele aus politischen Gründen, alle im Interesse des Zeitungsgewerbes. Bucher gab sich die Mühe, die Gerichtsverhandlungen aus der „Times", die er täglich ganz las, zu übersetzen, konnte sie aber nirgends wo unterbringen als im „Staats-Anzeiger"; auch der damalige Redakteur der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" hatte sich geweigert, sie aufzunehmen. Nachdem die Prozesse beendigt waren, schrieb Bucher eine kleine Abhandlung über die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand des englischen Rechts, betreffend die Rede- und Preßfreiheit, die weiter ausgeführt unter dem obigen Titel als besonderer Abdruck erschien und natürlich gleichfalls totgeschwiegen wurde. Heute, nachdem Gladstone vermöge einer Nachbildung der Loi des Inspects vom 21. September 1793 eine Anzahl von Parlamentsmitgliedern und Journalisten in Kilmainham Prison im Verwaltungswege eingesperrt hat, heute, nachdem unter dem Ministerium Salisbury Kriminalprozesse wegen Redens und Druckens so an der Tagesordnung waren, daß sie dem deutschen Leser nicht ganz vorenthalten werden konnten, würde mancher, wenn er die kleine Schrift läse, sich im Stillen eingestehen, daß er ganz verkehrte Vorstellungen gehabt habe. Aber der Tag ist noch fern, an dem man das öffentlich anerkennen und die sich daraus für die Gesetzgebungspolitik ergebenden Folgerungen ziehen wird.

März 1868. Im Frühjahr 1868 wurde dem Grafen Bismarck eine Broschüre über die Auswanderungsfrage eingeschickt, worüber er sich durch Bucher einen Inhaltsauszug machen ließ. Sie gab diesem eine erwünschte Gelegenheit zu einem Seitenhieb auf die Früchte der Manchesterwissenschaft. Im Eingang der Bucher'schen Aufzeichnung heißt es: „Hamburg hat nie ein Landgebiet gehabt, ist eine Kolonie von Leuten, die ihr Glück machen wollen, zeigt, wohin „die wirtschaftliche Freiheit" (Manchesterwissenschaft) führt, wo ihr weder eine Staatsgewalt noch ein Grundbesitz gegenüberstehen, sondern *sie* den Staat gestaltet."

[1]) Aus dem Königlich Preußischen Staats-Anzeiger. Berlin 1868. Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker). 43 Seiten. Neuerdings abgedruckt in: Kleine Schriften politischen Inhalts von L. Buchrr. Stuttgart 1893. C. Krabbe.

Am 1. April 1868 übersandte Graf Bismarck dem Minister Delbrück die erwähnte Broschüre mit dem Inhaltsauszuge des Geheimen Legationsrats Bucher. Er wird daran keine Freude gehabt haben!

Dem Fürsten Bismarck wird fälschlich die Äußerung in den Mund gelegt, daß in der Presse Leute der Regierung nur dienen, wenn sie etwas von ihr haben wollen. Einer der wenigen, die ohne Eigennutz für ihn schrieben, war Lothar Bucher.[1]) Er hatte seine Feuerprobe als Korrespondent der „National-Zeitung" bestanden, kannte aus langjähriger Erfahrung das Wesen und die Geheimnisse der Presse, und verstand wie kein zweiter, dem Gedankengang und den Absichten des Chefs den richtigen Ausdruck zu geben. Die Zeitungsartikel, die er in amtlichem Auftrage geschrieben, haben sicher alle Hand und Fuß gehabt. Anfechtungen erfuhr die offiziöse Presse erst, als für dieselbe mit Hilfe des Welfenfonds ein großer Apparat in Bewegung gesetzt wurde. Mit dieser Art der Bearbeitung der öffentlichen Meinung hatte Bucher nichts zu thun. Sie verwirklichte freilich auch Bismarck's Ideale nicht. Ein offiziöses Blatt des Auswärtigen Amts hat es außer der „Provinzial-Korrespondenz" nie gegeben. Es giebt aber Dinge, die eine Regierung weder in dem amtlichen (Staats-Anzeiger), noch in einem offiziösen Blatte sagen kann, und für Fälle dieser Art ließ sich Bismarck in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" soviel weißes Papier offen halten, als er brauchte, um gelegentlich seine Meinung zu äußern. (Reichstagsrede des Fürsten Bismarck vom 9. Februar 1876).

Daß speziell die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" demselben manche Not verursachte, dafür bürgt die Note, welche im August 1871 der „Staats-Anzeiger" über das Verhältnis der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" zur Regierung brachte.[2])

Daß Bucher mitunter, wenn auch lange nicht so häufig, als man gewöhnlich annimmt, für die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" zu schreiben hatte, weiß ich aus seinem eigenen Munde.[3]) Für jemanden, der seine Schreibweise kennt,

---

[1]) Berliner Börsen-Ztg. Nr. 489 vom 19. Oktober 1892.

[2]) Abgedruckt in dem Werke: Aus der Wilhelmstraße. Erinnerungen eines Offiziösen. Berlin. Verlag von Richard Eckstein Nachfolger. S. 216. Im Februar 1880 brachte die „Nordd. Allg. Ztg." einen Artikel, in dem sie sich (Nr. 90 des Blattes) seltsamer Weise selbst dementieren mußte. Sie widerrief — ohne ein Wort hinzuzusetzen — die Tags vorher gebrachten sensationellen Nachrichten über die Befestigungsanlagen an der russischen Westgrenze.

[3]) In einem Artikel: „Die offiziöse Presse" im Kulturkämpfer, III. Jahrgang, Heft 50, S. 30 heißt es: Noch giebt es einen Mann, welcher gewissermaßen über der ganzen offiziösen Presse schwebt und die leitende Kontrole in oberster Instanz übt, dieser Mann wird wenig genannt, aber seine Wirksamkeit ist eine sehr intensive. Seit 1865 ist Lothar Bucher der persönliche Beirat, der stete Begleiter und Gesellschafter Bismarck's. Bucher wird nicht Direktor, nicht Unterstaatssekretär, nicht Staatssekretär, nicht Minister, obwohl er dazu gewiß eher das Zeug hätte, als andre, die es wurden. Vermutlich wollte er's auch gar nicht werden. Vermutlich wollte Bismarck ihn aber auch nicht aus seiner unmittelbaren Nähe lassen, weil er ihn nicht entbehren kann. So blieb Bucher seit 17 Jahren in wesentlich derselben Stellung; und er ist vielleicht der einzige Mann, der sich mit dem Kanzler zu stellen weiß, und vor dem Bismarck Respekt hat. Bucher kennt die Presse des In- und Auslandes wohl noch genauer

ist es unschwer, nachträglich die Artikel heraus zu finden welche seiner Feder entstammen. Hier mag nur einer angeführt werden, der ganz Bucher ist und darum der Vergessenheit entrissen werden möge. Derselbe wurde von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ am 7. Februar 1868 (Nr. 33) gebracht und lautet:

„Wenn die Rede davon ist, daß der Staat das Recht und vielleicht gar die Pflicht habe, sich darum zu bekümmern, wie und mit welchen Wirkungen für das Ganze einzelne Industrie- und Handelszweige betrieben werden, so muß man von seiten der Partei, welche sich früher die Freihandelspartei nannte und jetzt offiziell „die in der Berliner Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft vertretene Partei“ sich nennt, auf eine Klage und einen Protest wegen Eingriffs in „die wirtschaftliche Freiheit“ gefaßt sein. Und so groß ist der Zauber des Wortes „frei“, daß es auch in dieser Verbindung immer noch einzelne Hörer erwärmt. Die „Stuttgarter Demokratische Korrespondenz“ z. B. hat unter die Freiheiten ihres Programms auch den Freihandel aufgenommen, schwerlich zur besonderen Erbauung ihrer revolutionären Freunde in der Schweiz. Indessen wird sogar der „Times“ vor der wirtschaftlichen Freiheit bange; sie hat in der Nummer vom 4. d. M. ein Zeugnis abgelegt, das aus ihrem Munde sehr bemerkenswert ist. Sie schildert, wie die Baumwollen-Manufaktur in England betrieben wird, und wie dieser Betrieb in Indien wirkt und auf England zurückwirken wird. Die Fabrikanten und Exporteure scheinen danach die wirtschaftliche Freiheit soweit auszudehnen, daß sie unter allen Umständen bis hart an die Schwelle des Kriminalrechts, und wenn keine Verfolgung zu befürchten ist, auch über diese Schwelle hinausreicht. Exporteure geben den Fabrikanten den Auftrag, Thon in das Leimwasser zu mischen, „kannenweise“ hatte der eine vorgeschrieben. Es mag, sagt die „Times“, wohl reiche Fabrikanten geben, die einen solchen Auftrag ablehnen, auch wenn er ein großer ist; aber unbemittelte sind nicht in der Lage, sich solche Kunden zu verschlagen. Dabei läßt die „Times“ für diesmal die Gelegenheit vorübergehen, auf das sittliche Argument für jene wirtschaftliche Freiheit hinzudeuten, welches, wenn auch verhüllt, den Kern der freihändlerischen Ethik bildet und, verhüllt ausgesprochen, so lauten würde: Diese Fabrikanten sind zu arm, um rechtlich sein zu können, also macht euch erst sehr reich, dann könnt ihr hinterher sehr tugendhaft sein! Die Folgen davon, daß einige Fabrikanten erst wenig Geld haben, also noch viel Thon beimischen müssen, oder umgekehrt ausgedrückt, für jetzt noch viel Thon beimischen müssen, um künftig sehr tugendhaft sein zu können, bestehen nach der „Times“ darin, daß der Kattun nicht erst, wenn er in Indien verkauft und in Gebrauch genommen ist, in Fetzen

---

als selbst Geheimrat Hahn; er weiß vielleicht noch besser, wie man ihr beikömmt, sie inspirieren und dirigieren kann, und zur englischen Presse soll er noch immer intime Beziehungen haben. Herr Bucher schreibt auch diplomatische Noten, aber in der Hauptsache ist und bleibt er, der Wirkliche Geheime Legationsrat, doch Wirklicher Geheimer Ober-Offiziosus, und wenn die offiziöse Presse in den letzten Jahren in ihren Leistungen und Erfolgen so sehr zurückging, so ist dies wahrlich nicht Bucher's Schuld.“

zerfällt, sondern daß die Ballen schon bei der Ankunft in Kalkutta „innen schwarz und verfault sind, so daß man händevoll herausreißen und umherstreuen kann"; und das hat die weitere bedauerliche Folge, daß die Ware dem Exporteur zurückgeschickt wird. Aber auch die Fälle, wo dieses äußerste Malheur nicht eingetreten, wo der Kattun bis in die Hände der Eingeborenen gelangt und erst in diesen Händen zergangen ist, haben die bedenkliche Folge gehabt, daß die Hindus überhaupt kein englisches Fabrikat mehr kaufen wollen, auch das ehrlich gearbeitete nicht.

Die „Times" versucht das Übel vorerst dadurch zu heilen, daß sie den Fabrikanten zu Gemüte führt, ihre Fabriken würden durch die indischen und amerikanischen zum Stillstande gebracht werden. Wir müssen gestehen, daß wir zu diesem Kurmittel wenig Vertrauen haben, wollen aber auf diesen Punkt, der uns für die deutsche Industrie sehr wichtig scheint, heute nicht weiter eingehen. Dagegen ist zum völligen Verständnis der Sache etwas hinzuzusetzen, was die „Times" diesmal nicht erwähnt. Wir entnehmen es aus ihren eigenen früheren Jahrgängen.

So lange die ostindische Compagnie bestand und die Verwaltung Indiens nicht von dem Parlament abhängig war, wurde in Indien von eingehenden Manufakturwaren ein Zoll von 10 Proz. erhoben, der einen Teil der Verwaltungskosten deckte und die einfache, einheimische Industrie in ihrem 130 Millionen umfassenden Markte schützte. Auf das anhaltende Geschrei der Fabrikanten in England nach wirtschaftlicher Freiheit wurde dieser Zoll für Baumwollwaren auf 5 Proz. herabgesetzt und der Ausfall durch eine Einkommensteuer in Indien ersetzt.

Wie die direkten Steuern daselbst eingetrieben werden, darüber giebt ein in den fünfziger Jahren erschienenes Blaubuch nicht vergessenen Aufschluß. Im Jahre 1862 bat eine Deputation von Baumwollfabrikanten den Minister für Indien, auch noch die 5 Proz. aufzuheben, „da die englische Industrie durch die indische ruiniert werde" — in Indien! Der Minister antwortete: Der indische Markt sei in den letzten Jahren überfüllt worden; es liege viel englische Ware unverkäuflich dort. Im Jahre 1860 sei doppelt so viel nach Indien verschifft worden wie 1858, und 1861 trotz der Knappheit des Rohmaterials ebensoviel wie 1860. „Wenn die englischen Fabrikanten sich beklagten, daß die indischen sie zu verdrängen suchten, so müsse man sich doch erinnern, daß sie selbst zuerst die indische Industrie ruiniert hätten." Da uns der indische Tarif nicht vorliegt, so müssen wir es dahingestellt lassen, ob unsere Erinnerung richtig ist, daß auch die 5 Proz. seitdem aufgehoben sind. Aber selbst wenn nicht, so dürfte die Sache auch denen Stoff zum Nachdenken über Freihandel geben, die zwar weder Fabrikanten noch Arbeiter sind, aber Einkommensteuer zahlen." —

Etwa 1869 legte L. Bucher dem Kanzler nahe, das Werk von Rodbertus über die Grundrententheorie zu lesen. Bismarck schob das Buch bei Seite. Der Krieg mit Frankreich lag schon damals in der Luft, Bismarck fand keine Zeit, sich mit so heterogenen Fragen zu beschäftigen. Rodbertus hätte gern mit

Bismarck Fühlung genommen, denn er hielt denselben „für einen großen Mann in der auswärtigen Politik" (cf. dessen Briefe ꝛc., herausgegeben von Dr. Rud. Meyer, Bd. IV. S. 435.)[1])

In den Krieg mit Frankreich ist Bismarck mit Abeken, Keudell, Hatzfeldt und Bismarck-Bohlen ausgezogen; aber bereits am 4. Oktober wurde Bucher zur Ergänzung des diplomatischen Generalstabs des Kanzlers in das Hauptquartier einberufen und er blieb demselben bis zum Schlusse des Feldzugs attachiert. Als Bucher in Versailles ankam, war die Wohnung des Chefs bereits vollgepfropft wie ein Ei, weshalb er außerhalb derselben in der Avenue de Paris untergebracht wurde.

Der Kanzler hatte ihn wohl hauptsächlich zur Bearbeitung der deutschen Frage (augenblicklich die Vorbedingungen für die Umwandlung des Norddeutschen Bundes in ein Deutsches Reich) nach Versailles berufen; es gab aber für ihn verhältnismäßig wenig zu thun, da Delbrück einen großen Teil dieses Zweiges der Geschäfte an sich genommen hatte.

Bei den gemeinsamen Mahlzeiten, von denen M. Busch in dem Werke „Graf Bismarck und seine Leute"[2]) berichtet, war Bucher jedenfalls nicht derjenige, der die Kosten der Unterhaltung bestritt. Dies war überhaupt gar nicht seine Art. Nicht, daß er kein geselliges Talent gehabt hätte — im Gegenteil; aber das Schweigen war ihm einmal zur Gewohnheit, fast zur zweiten Natur geworden. Das Wort war ihm wie zu einer wertvollen Münze geworden, die man wohl Einem gegenüber ausgiebt, aber nicht in einem großen Kreis ohne Zweck hineinwirft. Dafür war aber auch das, was er sprach, nie banal, niemals unbedeutend.

Als das Gespräch einmal das Thema der Toleranz berührte, erzählte Bucher, daß die schottischen Presbyterianer zu Ende des vorigen Jahrhunderts jemand, der Thomas Payne's Buch von den Menschenrechten einem andern nur geliehen, zu einundzwanzigjähriger Deportation verurteilt und sofort in Ketten gelegt hätten. Als die Rede auf die Erklärung kam, mittelst welcher Rußland sich von einem Teile des Traktats vom Jahre 1856 loslöste, und von Bismarck bemerkt wurde, daß diese Erklärung ein neuer Beweis sei für die Durchsichtigkeit der russischen Politik, meinte Bucher: „Sie haben ja jetzt schon Kriegsschiffe im Schwarzen Meere; die von Sebastopol sind gehoben, und sie konnten, wenn man sagte: ihr dürft hier keine haben, antworten: nun, wir können sie ja nicht herausbringen, da 1856 die Passage von Kriegsschiffen durch die Dardanellen verboten worden ist."

---

[1]) Vom 3. Dezember 1869 datiert ein Schreiben des Geheimen Legationsrats Bucher an den Präsidenten des Bundeskanzler-Amts, worin er im Auftrage des Grafen Bismarck ein Gutachten darüber einforderte, ob es zweckmäßig sei, das Privilegium der Preußischen Bank zu erhalten.

[2]) Man vgl. auch den Aufsatz „Lothar Bucher" Ein Lebensbild von Moritz Busch: in der Gartenlaube, 1878, S. 150. Aus dem Artikel der Gartenlaube ist der betreffende Abschnitt in „Graf Bismarck und seine Leute" übergegangen.

Im Dezember 1870, da Graf Bismarck erkrankt war, kam auch die Frage seines Rücktrittes zur Sprache, und einer von „seinen Leuten" meinte, dann dauere es keine vier Wochen, so müßten sie ihn wieder annehmen. Bucher kannte aber seinen Meister besser und sagte positiv, soweit er ihn kenne, werde er, einmal abgetreten, nicht wieder annehmen. Er fühle sich in Varzin, fern von Geschäften und Verdruß aller Art, gar zu wohl. Am liebsten sei er in Wald und Feld. „Glauben Sie mir," hätte die Gräfin Bismarck einmal zu ihm gesagt, „eine Wruke (Feldrübe) interessiert ihn mehr als Ihre ganze Politik."

Ein andres Mal erzählte er, daß der Chef ein großer Freund der Natur und malerischer Gegenden sei. Mehrmals habe er mit ihm die Nachbarschaft von Varzin durchstreift und dabei habe er gewöhnlich zu Ende gesagt: „Sie werden uns jetzt zum Essen erwarten, aber sehen Sie dort den Hügel, da müssen wir noch hinauf, da giebts noch eine Aussicht."

Bucher war nie ein starker Esser; unter der Suite Bismarck's in Versailles, die durchgehends wohl genährt aussah, machte er, wie der Kronprinz Friedrich bemerkte, die einzige Ausnahme. Sein Getränk war Rotwein; nur einmal konnte er es sich nicht versagen, eine Flasche köstlichen Pfälzerwein, Himmelstau von den Bergen der Haardt, zu ehren.

Was ich in dem Werke von Busch vermisse, ist die Nachricht über die Zusammenkunft des Kanzlers mit Otto von Corvin, welche Bucher vermittelte. Corvin war damals als Kriegs-Korrespondent der „Neuen Freien Presse" und der „Gartenlaube" häufig bei dem Geh. Legationsrat Bucher, der niemals das Haus verließ, in welchem Bismarck sein Quartier und Bureau aufgeschlagen hatte, da er jeden Augenblick erwarten mußte, zum „Chef" gerufen zu werden. Ein hastiger Spaziergang im Garten hinter dem Hause war die einzige Erholung, die sich Bucher in Versailles gönnen konnte. Die Stunde nach dem Mittagessen war die günstigste für einen Besuch. Als Corvin eines Abends Bucher seine Karte in das Zimmer sandte, ließ er ihn ein wenig länger warten als gewöhnlich, und als er kam, ging er mit ihm in ein Zimmer im ersten Stock. Sie hatten sich eben eine Cigarre angesteckt, als die Thür sich öffnete und der Kanzler eintrat.

Der Letztere hatte übrigens selbst den Wunsch geäußert, Corvin kennen zu lernen. Vorher hatte er sich noch bei Bucher erkundigt, ob in seinem früheren politischen Verhalten zu Deutschland ein unehrenhaftes Moment (wenn ich mich recht erinnere, Ausstoßung aus der Armee) vorliege. Als Bucher diese Frage verneinte, erhielt derselbe den Auftrag, die Zusammenkunft zu vermitteln. Bucher war bei derselben nicht bis zum Schluß anwesend. Bismarck hatte sich den alten Freiheitskämpfer älter vorgestellt und äußerte diese Beobachtung gegenüber Herrn von Corvin, worauf der letztere erwiderte: „Ich will Ihnen ein gutes Mittel zur Verjüngung verraten, es ist — 7 Jahre Zellengefängnis." —

Man hat Moltke den großen Schweiger genannt. Im Vergleich zu Bucher war er ein redseliger Herr. Während des Aufenthalts in Versailles unternahmen eines Abends nach vollbrachter Tagesarbeit Geheimrat von Holstein und

L. Bucher einen Spaziergang. Sie wandelten gut eine halbe Stunde schweigsam nebeneinander, ohne ein Wort zu reden. An der Hausthüre angelangt, sagte von Holstein: „Hören Sie, viel haben wir heute nicht gesprochen.“ „Je nun“ — antwortete Bucher — „es kommt ganz auf die Gewohnheit an. Während meines Londoner Aufenthalts kam ich eines Tags spät abends nach Hause. Ich hatte der Wirtin noch ein Wort zu bestellen; es wollte mir aber nicht zur Kehle heraus; erst kurz vor Mitternacht kam ich dahinter, daß ich stockheiser war; es war das erste Wort, das ich an jenem Tage gesprochen.“ Ob ihm bei seiner Schweigsamkeit die Wahrung des Amtsgeheimnisses schwer geworden sein mag? Gleichfalls in Versailles kam eines Tags ein Reporter zu ihm mit der Erkundigung über Bismarck's Befinden. Bucher beugte sich bedächtig an sein Ohr und lispelte, kaum hörbar: „Ich weiß es nicht“.

Nachstehend lasse ich eine Aufzeichnung Bucher's über eine politische Erinnerung folgen, welche Fürst Bismarck in einer der langen Winternächte während des französischen Krieges in Versailles einem hohen Herrn erzählte, und zu deren Weiterverbreitung Bucher die Genehmigung des Chefs erhielt, der selbst, wie man sehen wird, dreizehn Jahre lang ein politisches Geheimnis sorgsam gewahrt hatte.

Am 5. März 1857 waren die Konferenzen zur Schlichtung des zwischen Preußen und der Schweiz ausgebrochenen Streites eröffnet worden. Der Kaiser Napoleon, über die Vorgänge in Berliner Hof- und Regierungskreisen stets wohl unterrichtet, wußte offenbar, daß der König mit Bismarck auf vertrauterem Fuße stand als mit anderen Gesandten, ihn mehrmals als Ministerkandidaten ins Auge gefaßt und einmal das bestimmte Verlangen gestellt hatte, daß er Minister des Auswärtigen werden, Herr von Manteuffel das Präsidium behalten und dazu das Finanz-Ministerium übernehmen sollte, — eine Kombination, welche den Beifall weder des Herrn von Manteuffel noch des Herrn von Gerlach gefunden hatte. Der Kaiser, der dies Alles wußte, ließ Bismarck zu sich in die Tuilerien bitten. Er hatte in dem Neufchateler Handel ein großes Entgegenkommen gegen Preußen an den Tag gelegt, und das zum Teil deswegen erreichte Verständnis mit der Schweiz hatte die Aufträge Bismarck's erledigt. Unabhängig von diesen abgemachten Händeln, aber augenscheinlich in der Voraussetzung, daß er für seine Haltung auf ein Entgegenkommen Preußens in anderen Dingen zu rechnen habe, setzte der Kaiser seinem Gaste auseinander, wie ungerecht es sei, ihn zu beschuldigen, daß er nach der Rheingrenze strebe. Das linksrheinische deutsche Ufer mit etwa drei Millionen Einwohnern würde für Frankreich eine unbequeme, unhaltbare Grenze sein; die Natur der Dinge werde dann Frankreich dahin treiben, auch Luxemburg, Belgien und Holland zu erwerben oder doch in eine entschiedene Abhängigkeit zu bringen. Das Unternehmen hinsichtlich der Rheingrenze werde daher Frankreich früher oder später zu einer Vermehrung von zehn bis elf Millionen thätiger, wohlhabender Einwohner führen. Eine solche Vermehrung der französischen Macht werde von Europa unerträglich befunden werden, — „devrait engendrer la

coalition“, werde schwerer zu behalten, als zu nehmen sein, — „un dépôt que l'Europe un jour viendrait reprendre“; eine solche an Napoleon I. erinnernde Prätension sei für die gegenwärtigen Verhältnisse zu hoch; man werde sagen, Frankreichs Hand sei gegen jedermann, und deshalb werde jedermanns Hand gegen Frankreich sein. Vielleicht werde er unter Umständen zur Befriedigung des Nationalstolzes „une petite rectification des frontières“ verlangen, könne aber ohne solche leben. Wenn er wieder eines Krieges bedürfen sollte, würde er denselben eher in der Richtung nach Italien suchen. Einerseits habe dieses Land doch immer eine große Affinität mit Frankreich, anderseits sei das letztere an Siegen zu Lande schon reich genug. Eine viel pikantere Befriedigung würden die Franzosen in einer Ausdehnung ihrer Seegrenze finden. Er denke nicht daran, das Mittelmeer gerade zu einem französischen See zu machen, „mais à peu près“. Der Franzose sei kein Seemann von Natur, sondern ein guter Landsoldat, und eben deshalb seien Erfolge zur See ihm viel schmeichelhafter. Dies allein sei das Motiv, welches ihn hätte veranlassen können, zur Zerstörung der russischen Flotte im Schwarzen Meere zu helfen, da Rußland, wenn dereinst im Besitz eines so vortrefflichen Materials, wie die griechischen Matrosen, ein zu gefährlicher Rival im Mittelmeere werden würde. (Bismarck hatte den Eindruck, daß der Kaiser in diesem Punkte nicht ganz aufrichtig war, daß ihm die Zerstörung der russischen Flotte leid that, und daß er sich nachträglich eine Rechtfertigung für ein Unternehmen zurecht machte, in das er, wie England in den Krimkrieg nach dem Ausdruck seines auswärtigen Ministers, „wie ein steuerloses Schiff hineingetrieben“ war.) Als Ergebnis eines solchen Krieges denke er sich ein Verhältnis der Intimität und Abhängigkeit Italiens zu Frankreich, vielleicht die Erwerbung einiger Küstenpunkte. Zu diesem Programm gehöre notwendig, daß Preußen ihm nicht entgegen sei. Frankreich und Preußen seien aufeinander angewiesen; er halte es für einen Fehler, daß Preußen 1806 nicht, wie andre deutsche Mächte, zu Napoleon gehalten hätte. Es müsse für Preußen wünschenswert sein, sein Gebiet durch die Erwerbung Hannovers und der Elbherzogtümer zu konsolidieren. Für eine solche Kombination sei es aber erforderlich, daß Preußen seine Marine verstärke. Es fehle an Seemächten zweiten Ranges, die durch Vereinigung ihrer Streitkräfte mit der französischen das jetzt erdrückende Übergewicht Englands aufhöben. Eine Gefahr für sie selbst und für das übrige Europa könne darin nicht liegen, weil sie sich ja zu einseitig egoistisch-französischen Unternehmungen nicht hergeben würden. Zunächst wünsche er, sich der Neutralität Preußens zu versichern für den Fall, daß er mit Österreich in Krieg geriete. Bismarck möge den König über dieses alles sondieren.

Bismarck antwortete, er sei doppelt erfreut, daß der Kaiser diese Andeutungen gerade ihm gemacht habe, einmal, weil er darin einen Beweis von Vertrauen sehen dürfe, und zweitens, weil er vielleicht der einzige deutsche Diplomat sei, der es über sich nehmen würde, diese ganze Eröffnung zu Hause, auch seinem Souverän gegenüber, zu verschweigen. Er bäte den Kaiser dringend, sich dieser

Gedanken zu entschlagen; es läge außer aller Möglichkeit, daß der König Friedrich Wilhelm IV. auf dergleichen einginge; eine ablehnende Antwort sei unzweifelhaft, wenn demselben die Eröffnung gemacht würde. Dabei bleibe im letzteren Falle die große Gefahr einer Indiskretion, einer — gar nicht übel gemeinten — vertraulichen Äußerung darüber, welchen großen Versuchungen Preußen widerstanden habe. Wenn irgend eine andre deutsche Regierung in die Lage versetzt würde, über dergleichen Äußerungen nach Paris zu berichten, so werde das für Preußen so wertvolle gute Vernehmen mit Frankreich gestört werden. „Vous vous embourberiez!" sagte Bismarck (etwa: „Sie würden in Sumpf geraten und stecken bleiben!")

Der Kaiser fand diesen selten gebrauchten Ausdruck sehr richtig und anschaulich und wiederholte ihn. Die Unterredung schloß damit, daß er Herrn von Bismarck für diese Offenheit seinen Dank aussprach.

Der Leser wolle bemerken, daß 1¾ Jahre später der bekannte Neujahrsgruß an den österreichischen Gesandten erfolgte.

Wie aus M. Busch bekannt ist, trugen während des Feldzugs gegen Frankreich im Hauptquartier zu Versailles anfangs nur Keudell, Graf Bismarck-Bohlen, Graf Hatzfeld und Abeken Uniform. Später wurde der Gedanke angeregt, dem gesamten Personal der fest Angestellten in der Begleitung Bismarck's diesen Schmuck zu teil werden zu lassen. Hierauf bezieht sich der folgende von Bucher an den Rechtsanwalt Horwitz[1]) gerichtete Brief:

Versailles, 9. Dezember 1870.

Verehrtester!

Meinen verspäteten, aber darum nicht weniger schönsten Dank, daß Sie mir die Miethsangelegenheit in Ordnung gebracht haben. Im Austausch gegen das literarische Porträt schicke ich Ihnen ein photographisches, und da mir geschrieben wird, daß in irgend einer illustrirten Zeitung eine arge Caricatur von mir geholzschnittet ist, so lege ich ein zweites Exemplar bei für den Fall, daß etwa ein Berliner Photograph seine Rechnung dabei zu finden glaubt es zu vervielfältigen. Mir geht es gut, abgesehen von der Ungeduld. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau.

Your truly Bucher.

Nach Beendigung des Krieges traf Bucher am 9. März 1871 früh 7½ Uhr in Begleitung des Reichskanzlers vom Kriegsschauplatz wieder in Berlin ein.

Am 5. Mai 1871 reiste Bucher in Begleitung des Chefs gemeinschaftlich mit dem Legationsrat Graf Hatzfeldt und dem Legationssekretär Grafen von Wartensleben nach Frankfurt a. M. zum Friedensschlusse. Am 10. Mai erfolgte die Unterzeichnung des Friedensinstruments. Bei dem Diner, welches am folgenden Tage der Oberbürgermeister Mumm dem Fürsten Bismarck zu Ehren gab, hatte sich Bucher wegen Unwohlseins entschuldigen lassen. Am 11. Mai erfolgte die

[1]) Derselbe ist kein Verwandter von Bucher, wie ich zur Berichtigung bemerke.

gemeinschaftliche Rückkehr nach Berlin. Auch bei der Ratifikation des Friedensvertrags mit Frankreich, welche am 19. Mai 1871 in Frankfurt a. M. erfolgte, befand sich Bucher gleichfalls im Gefolge des Fürsten Bismarck. —

Wir nähern uns jetzt dem Zeitpunkte, da Bucher den Fürsten Bismarck Jahr ein Jahr aus längere Zeit nach Varzin begleitete. Wer da glaubt, das seien für den „vortragenden Rat" ruhige Tage gewesen, der irrt gewaltig. Wenn jemand die Berge von Zuschriften sähe, mit denen die Welt mit ihrer wohlmeinenden Schreibseligkeit und ihrem zudringlichen Egoismus die paar Wochen wohlverdienter Muße, die der Sommer dem Fürsten gewähren soll, zu vereiteln trachtete, so würde er in Erstaunen geraten. Man erinnert sich noch der alle Jahre zu Beginn des Sommers in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" erscheinenden Notiz, in welcher sich Fürst Bismarck derartige Belästigungen dringend verbat. Trotzdem wollte der Strom der privaten Zuschriften nicht abnehmen. Manche meinten besonders klug zu sein, wenn sie ihre Wünsche an den Legationsrat Bucher adressierten und diesem dann zumuteten, die Ruhe des Chefs durch Vortrag des Inhalts ihrer Schreiben zu stören, wobei die Zudringlichen in der Regel mit der stereotyp gewordenen Formel begannen: „Ich weiß zwar sehr wohl, daß Sie wenig Zeit haben, und der Fürst noch weniger, hoffe aber, daß hier eine Ausnahme statthaft sein wird."

Bucher erwuchs die Arbeit, jeden Eingang einzeln zu prüfen und dann darüber zu befinden. Ein Teil der Piecen wanderte in den Papierkorb, einzelne wurden den zuständigen Ressorts überwiesen, einzelne gaben dem Chef Gelegenheit zu einer persönlichen Kundgebung, andre ließ derselbe, nachdem er sie mit einem gewaltigen V. (bedeutete Vortrag) bezeichnet hatte, durch Bucher nach seinen Direktiven beantworten. Auf diese Weise kam mancher Privatmann in den Besitz eines wertvollen Bucher-Autographs. Nur ein paar solcher von Bucher gezeichneten Kanzleischreiben mögen hier abgedruckt werden, um dem Leser eine Idee von Form und Inhalt zu geben.

I.

An den deutschen Turner- und Schützenverein zu Porto-Alegre (Brasilien).

Varzin, 23. Juli 1872.

Mit dem Dienste bei Sr. Durchlaucht dem Reichskanzler beauftragt, habe ich die Ehre, dem Vorstande des deutschen Turner- und Schützenbundes in Porto-Alegre anzuzeigen, daß der Fürst die unterm 10. März übersandte Ernennung zum Ehrenmitgliede mit vielem Vergnügen entgegengenommen und mich beauftragt hat, den Landsleuten jenseits des Meeres seine Freude über ihre Theilnahme an den Geschicken des Heimathlandes und seinen Dank für ihre wohlwollenden Gesinnungen auszusprechen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

L. Bucher,
Geh. Legationsrath.

II.

An Herrn Dr. Götze in Seehausen.

Berlin, den 22. September 1873.

„Ew. Wohlgeboren haben mittelst gefälligen Schreibens vom 24. v. Mts. dem Herrn Reichskanzler das Dedikations-Exemplar der von Ihnen herausgegebenen „Urkundlichen Geschichte der Stadt Stendal" überreicht. Fürst Bismarck hat von dieser Arbeit mit Interesse Kenntniß genommen und mich beauftragt, Ihnen seinen verbindlichsten Dank für die ihm durch deren Zusendung erwiesene Aufmerksamkeit zu erkennen zu geben. Indem ich diesem Auftrage zu entsprechen die Ehre habe, benutze ich diese Gelegenheit zur Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung.

Bucher.

III.

An den Fruchthändler Hermann Ballach in Budapest.

Varzin, 8. Oktober 1874.

Euer Wohlgeboren beehre ich mich im Auftrage des Fürsten Bismarck anzuzeigen, daß die vier Wassermelonen, welche Sie ihm zu übersenden die Güte hatten,[1] richtig angekommen sind. Se. Durchlaucht hat diese Früchte, die ihm von einer Reise in Ungarn und von seinem Aufenthalte in Rußland wohl bekannt sind, mit vielem Vergnügen entgegengenommen, sich von dem Safte erquickt, und läßt Ihnen für Ihre freundliche Aufmerksamkeit seinen verbindlichsten Dank sagen. Er würde Ihnen den Empfang schon früher angezeigt haben, wenn er nicht vorausgesetzt hätte, daß das von Berlin aus, wohin die Sendung adressirt war, schon geschehen sei.

Ergebenst

Bucher m. p.

IV.

An den Berliner Korrespondenten des „New-York Herald".

Wilhelmstraße 76. Januar, 16., 1875.

Mein Herr!

Ich beehre mich Ihnen den Empfang Ihres gestrigen Schreibens zu bestätigen, in welchem Sie meine Vermittelung behufs eines Interview mit dem Fürsten Bismarck nachsuchen. In Erwiderung hierauf beehre ich mich Ihnen mitzutheilen, daß, selbst wenn der Gesundheitszustand des Fürsten demselben nicht eine längere Unterredung überhaupt verbieten würde, ich doch auch sonst Grund zu der Annahme habe, daß Seine Durchlaucht nicht geneigt sein würde, dem Repräsentanten eines Blattes eine Unterredung zu bewilligen, welches so feindselig gegen seine Person und seine Politik ist, wie der „New-York Herald".

Ihr ergebener Diener

L. Bucher.

[1]) Dieselben hatten ein Gesamtgewicht von 180 Pfund.

Im Juni 1873 gab es eine kleine Preßhetze gegen Bucher, die wegen ihres mehr als persönlichen Interesses eine Erwähnung verdient. Eine der größeren Zeitungen hatte in einem augenscheinlich inspirierten Artikel ausgeführt, dem Reichskanzler würde das Leben erleichtert sein, wenn er, wie in andern Staaten üblich, einen Generalsekretär hätte, der ihm einen Teil des persönlichen Verkehrs mit den Ministern und Diplomaten abnehmen könnte. Als nach einigen Tagen verlautet hatte, Bucher sei von Bismarck für die Stellung ausersehen, entstand in der Berliner Presse eine gewisse Bewegung, deren Quellen teils dicht neben Bucher, teils ein Haus weiter leicht zu erkennen waren. Das Signal gab die „Spenersche Zeitung“ am 15. Juni:

„Der Geheime Legationsrat Dr. Lothar Bucher hat sich wegen eines Augenleidens von den Geschäften zurückgezogen (nicht wahr) und dürfte in diesem Sommer schwerlich nach Varzin gehen (versah bis zum 1. August seine Geschäfte in Berlin, war von Mitte September bis Mitte Dezember in Varzin). Übrigens soll er nicht geneigt sein, die Leitung des projektierten Generalsekretariats zu übernehmen, weil der ursprüngliche Plan nicht die Billigung hervorragender Persönlichkeiten im Reichskanzler-Amte und am Hofe findet.“

Das Thema wurde, auch in der englischen und französischen Presse, fleißig behandelt und erweitert, wobei sich eine rührende Besorgnis um die Gesundheit Bucher's offenbarte, der, beiläufig bemerkt, von seinem Eintritt in das Auswärtige Amt bis 1882, wo er von einem schweren rheumatischen Leiden befallen wurde, nie einen Tag krankheitshalber ausgespannt hat. Es ist später bekannt geworden, daß Bismarck nicht wegen der hervorragenden Persönlichkeiten, auch nicht wegen des Hofes mit dem Generalsekretär nichts zu thun haben wollte, sondern wegen eines widersprechenden preußischen Ministers den ursprünglichen Gedanken aufgegeben hat. Später hat er bekanntlich seinen Plan in andrer Gestalt, in der Reichskanzlei, verwirklicht.

Im Jahre 1873 interessierte sich Fürst Bismarck lebhaft für eine Beseitigung der Mißstände auf dem Gebiete des Eisenbahn-Tarifwesens. In dieser Sache schrieb L. Bucher unterm 18. November 1873 aus Reinfeld bei Barnow an den Präsidenten des Reichs-Eisenbahn-Amts Scheele:

„Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich den Bericht vom 16. d. Mts., Tariferhöhungen betreffend,[1]) nebst Anlagen zurückzusenden. Seine Durchlaucht beauftragt mich, seine Randbemerkungen in Folgendem zusammenzufassen.

Die Dringlichkeit vermöge er nicht anzuerkennen. Wenn überhaupt Erhöhungen stattfinden sollten, so müßten sie zuerst von Privatunternehmern ausgehen, dann von einzelnen Staaten. Am wenigsten erwünscht wäre ein Vor-

[1]) Dieser Bericht verbreitete sich über den von den preußischen Ressortministern ausgehenden Antrag, daß zunächst der Einpfennigtarif um 20 Proz., und vorbehaltlich weiterer Prüfung (dem Antrage der Privatbahnen entsprechend) auch die übrigen Gütertarifsätze gleichmäßig erhöht werden möchten.

gehen Preußens mit seinen brillanten Finanzen; indessen könne er bei der Stellung, welche er zu den preußischen Geschäften eingenommen habe, daraus keine Kabinetsfrage machen. Nicht so vinkulirt würde er einem Antrage Badens gegenüber sein, sich abwehrend und Bedingungen machend verhalten. Keinenfalls würde er auf eine Erhöhung der Tarife für erste Lebensbedürfnisse — allerdings ein elastischer Begriff — eingehen. Er wolle diese Bedürfnisse vorläufig definiren als solche, welche zum täglichen Leben des gemeinen Mannes gehören. Für diese müsse das Reich den Pfennigtarif festhalten oder zu erreichen suchen. Die Erhöhung müsse anfangen mit dem Personengelde erster und zweiter Klasse und allenfalls mit dem Transport entbehrlicher Waaren. Gegen andere müsse das Reich und namentlich das Reichs-Eisenbahn-Amt sich absolut abwehrend verhalten. Als Reichskanzler verweigere er jede Mitwirkung; wie er sich als preußischer Minister verhalten werde, bleibe abzuwarten."[1])

Am Schlusse des Jahres 1873 fanden in Berlin Konferenzen zwischen Delegierten der deutschen und österreichisch-ungarischen Regierung statt, in welchen über die Aufgaben des Staates bei Regelung der sozialen Frage verhandelt wurde. Für Preußen wurde neben dem Geh. Ober-Regierungsrat Wagener auch der Geh. Legationsrat Bucher als Kommissar bestellt, und zwar der Letztere als Vertreter des Auswärtigen Amtes. Bucher nahm aber an den Beratungen nicht teil, blieb vielmehr während derselben bei dem Chef in Varzin. Eine Veröffentlichung des Resultates der Konferenz hat nicht stattgefunden.

Inwieweit Bucher mit der Instruktion des sich im Jahre 1874 über das Haupt des Botschafters Arnim zusammenziehenden Prozesses befaßt war, ist nicht bekannt. Von den zahlreichen Erlassen an den Exbotschafter, welche im Laufe des Prozesses verlesen wurden oder durch die Schrift „Pro nihilo" bekannt geworden sind, ist von Bucher keiner gezeichnet. Dagegen wissen wir aus dem Buche von Hansen „Les coulisses de la diplomatie" S. 256, daß derselbe schon im Jahre 1872 in die Lage kam, dem Botschafter eine wenig erfreuliche Mitteilung zu machen. Graf Arnim hatte Bismarck über einen Besuch Hansen's berichtet, der ihm von der Notwendigkeit einer Lösung der schleswigschen Frage sprach. Daraufhin ließ der Kanzler durch Bucher Arnim sagen, der Schritt Hansen's finde seine, Bismarck's, Mißbilligung, und der Fürst habe es überdies taktlos von Arnim gefunden, daß derselbe darüber ihm berichtet habe.

Die erstaunliche Thätigkeit, welche Fürst Bismarck auf dem Gebiete der Handelspolitik und Zolltarifreform entfaltete, datiert erst seit dem Jahre 1879. Der Umschwung in seiner persönlichen Anschauung hatte sich aber bereits vier Jahre früher vollzogen; die Sache kam nur nicht in die Öffentlichkeit, nur die Akten wußten davon zu erzählen. Mit das interessanteste Dokument ist in dieser

[1]) Im Hinblick auf die prekäre Lage des Privateisenbahnbaues und die schwachen Betriebseinnahmen der deutschen Bahnen vermochte Fürst Bismarck seinen gegen die allgemeine Tariferhöhung erhobenen Einspruch auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten.

Beziehung das nachstehende Schreiben des Geh. Legationsrats Bucher an den Staatssekretär v. Bülow d. d. Varzin, 13. Oktober 1875:

„Ew. Excellenz beehre ich mich im Auftrage des Herrn Reichskanzlers

1. ein Promemoria des Ministers Delbrück vom 12. d. Mts., welches ohne Begleitschreiben hier eingegangen ist,[1])
2. ein in Beantwortung desselben von mir aufgesetztes Promemoria vom heutigen Tage, beide auf die Zollverhältnisse zu Italien bezüglich, mit dem Anheimstellen zu übersenden, von dem Promemoria zu 2 eine Abschrift nehmen und dasselbe sodann dem Herrn Delbrück unter Couvert zugehen zu lassen.

Der Fürst bittet, daß Ew. Excellenz Sich über den Gegenstand auf kein Verhandeln einlassen, sondern nur, wenn derselbe von der anderen Seite zur Sprache gebracht werden sollte, oder sonst bei gebotener Gelegenheit, den Inhalt der beiden Promemorias, ohne Sich über unsere künftige Zollpolitik auszusprechen, als Beschwerdepunkt geltend machen wollen."

Das in vorstehendem Schreiben erwähnte Promemoria Bucher's hat folgenden Wortlaut:

— — „Seine Durchlaucht ist der Ansicht, welche er der Beurteilung der Sachverständigen überläßt, aber öffentlich zu vertreten geneigt ist, daß gegenüber den Staaten, welche ihre Tarife zum Nachteil der deutschen Ausfuhr erhöhen, nichts anderes thunlich sei, als Repressalien gegen ihre Produkte. Die von der Volkswirtschaft dagegen zu erhebenden Bedenken würden von den politischen Gründen überwogen."

Ein so kluger Mann, wie Delbrück war, wußte, was diese Kundgebung bedeutete; er bat um seinen Abschied und wurde bereits am 31. Mai 1876 in seiner Stellung als Präsident des Reichskanzler-Amts durch den Großherzoglich hessischen Ministerpräsidenten Hofmann ersetzt. Der Freihandel à outrance hatte damit den entscheidenden Schlag erhalten.

Es ist behauptet worden, Bucher sei es gewesen, der den Fürsten Bismarck von den wirtschaftlich liberalen Grundsätzen der Schule der Freihändler zum modernen Staatssozialismus bekehrt habe. Bucher selbst hat diese Annahme mir gegenüber als „ganz irrig" bezeichnet. „Ich habe" — so bemerkte er — „dazu keine Gelegenheit gehabt. Nicht Personen haben den Fürsten zum Schutzzollsystem geführt, sondern die Thatsachen, der Niedergang der Industrie und das Zurückgehen der Landwirtschaft und des allgemeinen Wohlstandes als Folgen des bis dahin groß gezogenen Manchestertums."

Ebenso stand im Jahre 1864, als Bucher in das Ministerium eintrat, Bismarck's Plan, wie das Los der Arbeiter zu verbessern sei, bereits lange fest. Ich verweise in dieser Beziehung auf sein unterm 12. April 1863 an den

[1]) Das von dem Minister Delbrück ausgearbeitete Promemoria führte die neuesten Phasen der italienischen Handelspolitik des Näheren aus und stellte fest, was Deutschland davon zu erhoffen habe.

Handelsminister Grafen Itzenplitz gerichtetes Schreiben,[1]) worin in nuce bereits das ganze Programm enthalten ist, für dessen Verwirklichung der erste Reichskanzler in den achtziger Jahren eingetreten ist. —

Am 11. Mai 1878 wurde auf den Kaiser Wilhelm während einer Spazierfahrt Unter den Linden von Hödel ein Schuß abgefeuert. Bismarck war schon damals überzeugt, daß die Regierung eine Waffe zur Bekämpfung der sozialdemokratischen Umtriebe brauche, und er legte unterm 20. Mai dem Reichstag einen bezüglichen Gesetzentwurf vor. Der Vater dieses ersten, vom Reichstag bekanntlich abgelehnten Sozialistengesetzes war Bucher.[2]) Er hatte einfach eine englische Parlamentsakte gegen die Fenier für diesen Zweck entsprechend umgestaltet und nur die auf die Presse bezüglichen Bestimmungen erheblich gemildert. Er konnte sich nicht denken, daß unser landläufiger Liberalismus geringeren Selbsterhaltungstrieb haben würde als der englische. Der Reichstag ließ es bekanntlich nach dem zweiten Nobiling'schen Attentat (2. Juni 1878) darüber zur Auflösung kommen, worauf dann der folgende die verschärfte Vorlage annahm.

(Fortsetzung folgt.)

Über die Hygiene und Kosmetik der Zähne.

Von

Karl Röse.

Die Hygiene ist eine Wissenschaft der neueren Zeit. Von kleinen Anfängen ausgehend ist sie gegenwärtig bereits das wichtigste Glied der ärztlichen Disziplin geworden. Die Hygiene verfolgt das Ziel, die günstigsten Lebensbedingungen für den Menschen ausfindig zu machen sowie die Mittel, mit Hilfe deren den krankmachenden Schädlichkeiten am wirksamsten entgegengewirkt wird. Wenn wir von der Hygiene eines einzelnen Organes oder einer Organgruppe reden, so handelt es sich darum, die Bedingungen festzustellen, unter denen dieses Organ seine zweckmäßigste und vollendetste Ausbildung erreicht, derart daß es dem Gesamtindividuum von größtmöglichstem Nutzen ist.

Unter Kosmetik verstehen wir diejenigen Maßnahmen, welche der Mensch trifft, um seinen Körper oder einzelne Organe desselben für das Auge möglichst wohlgefällig zu machen. Im allgemeinen decken sich bei der Beurteilung des menschlichen Körpers die Begriffe gesund und kräftig einerseits, wohlgebaut und schön anderseits. Sobald dieses der Fall ist, dann decken sich naturgemäß mehr die Begriffe Hygiene und Kosmetik. Eine kosmetische Maßnahme, welche geeignet

[1]) Abgedruckt in meinem Werke „Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck." Bd. I, S. 12.

[2]) Münchner Allg. Ztg. vom 30. Oktober 1892 Nr. 302.

ist, ein Organ ohne Schaden für die Gesundheit zu verschönern und zu verbessern, ist zugleich eine hygienische Maßnahme.

In andern Fällen jedoch decken sich die Begriffe schön und naturgemäß nicht, oder aber die kosmetischen Maßregeln sind verkehrte. In solchen Fällen leidet die Gesundheit durch kosmetische Mittel Schaden, und die Kosmetik ist die ärgste Feindin der Hygiene.

Wenn jemand aus kosmetischen Rücksichten sich einer sorgsamen Hautpflege befleißigt, so besorgt er damit zugleich eine eminent wichtige hygienische Maßnahme; verzärtelt er dagegen seine Kopfhaut durch das fortwährende Tragen weniger durchlässiger Kopfbedeckungen, so ist frühzeitigere Kahlköpfigkeit die Folge. Hält man den normal gebauten menschlichen Fuß für schön und läßt sich eine seiner Form entsprechende vernunftgemäße Fußbekleidung anfertigen, so erfüllt man eine wichtige hygienische Bedingung für ein gutes Marschieren. Hält man dagegen den spitzen Schnabelschuh für schön und zwängt den Fuß gewaltsam in einen solchen hinein, so ist dies eine kosmetische, aber keineswegs eine hygienische Maßregel. Verkrüppelte Zehen und Hühneraugen sind die Folge davon. Wir sehen also, daß Hygiene und Kosmetik außerordentlich nahe Beziehungen zu einander haben und nicht getrennt behandelt werden können. Hygienische Maßregeln werden von der Vernunft, kosmetische von der Eitelkeit diktiert. Naturgemäß werden diejenigen hygienischen Maßregeln rasch an Verbreitung gewinnen, welche zugleich den Zwecken der Kosmetik dienen, während die Hygiene stets dort einen schweren Stand hat, wo sie gegen die zeitweilig gültigen Maßnahmen der Kosmetik ankämpfen muß.

Was die Zähne betrifft, so werden bei den zivilisierten Völkern gesunde, kräftige Gebisse für eine besondere Zierde gehalten. Lediglich diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß ein größerer Teil der Bevölkerung einer sorgsamen Zahnpflege sich befleißigt. Die Thatsache, daß gesunde, kräftige Zähne auch für das Wohlergehen des ganzen Individuums von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind und daß ihre sorgsamste Erhaltung eine wichtige hygienische Maßregel ist, diese Thatsache wissen nicht einmal alle Ärzte, geschweige denn das große Publikum hinreichend zu würdigen. Die zielbewußte Hygiene der Zähne ist ebenso wie die wissenschaftliche Zahnheilkunde überhaupt erst ein Ergebnis der neueren und neuesten Zeit und steckt noch in den Kinderschuhen. Wie konnte es auch anders sein! Alle übrigen Spezialfächer der Medizin werden von wissenschaftlich gebildeten Spezialärzten ausgeübt und entwickeln sich aus dem gemeinsamen Stamme der Gesamtmedizin. Nur die Zahnheilkunde wurde als Stiefkind betrachtet und entweder ungebildeten Technikern oder sogenannten Zahnärzten mit ungenügender medizinischer Vorbildung überlassen. Der Umstand, daß eine Anzahl dieser bisherigen Zahnärzte aus freien Stücken über das gesetzlich vorgeschriebene Maß hinausging und sich eine umfassendere medizinische Gesamtbildung aneignete, beweist allein aufs deutlichste, daß diese allgemeinen medizinischen Kenntnisse zur exakten Ausübung der zahnärztlichen Disziplin erforderlich sind, daß nicht jeder geschickte Goldarbeiter und Techniker zugleich auch ein tüchtiger Zahnarzt

sein muß. Der Grund, warum bei uns in Deutschland der Ärztestand das doch in pekuniärer Hinsicht nicht ungünstig gestellte Spezialfach der Zahnheilkunde sich bisher hat entgehen lassen, liegt wohl hauptsächlich darin, daß die zahnärztliche Disziplin ein großes Maß von rein mechanischer, technischer Geschicklichkeit erfordert, und daß eine derartige Beschäftigung für einen studierten, gelehrten Herrn nicht würdig gehalten wurde. Diese Anschauungen beginnen zu schwinden. In neuester Zeit wenden sich junge Ärzte in größerer Anzahl dem Studium der Zahnheilkunde zu, und ich hoffe, es wird die Zeit nicht fern sein, wo jeder Zahnarzt zugleich Arzt sein muß, wie dies in Österreich der Fall ist.

Bisher waren nur an wenigen deutschen Universitäten Dozenten für Zahnheilkunde. Der angehende Arzt hatte somit keine Gelegenheit, die Zahn- und Mundkrankheiten näher kennen zu lernen, zumal die Kenntnis derselben im Staatsexamen nicht verlangt wird. Anderseits besitzen die bisherigen Zahnärzte in ihrer größeren Zahl nicht die nötigen allgemein-medizinischen Kenntnisse, um die Krankheiten der Zähne in Beziehung zum Gesamtorganismus bringen zu können. Als Folge dieser Verhältnisse resultierte naturgemäß eine mangelhafte Entwickelung der Zahn-Hygiene. Wenn trotz der genannten Übelstände ein Teil unsrer Bevölkerung bereits eine sorgsame Zahnpflege übt, so müssen wir für dieses erfreuliche Ergebnis die Kosmetik verantwortlich machen, die sich auf dem Gebiete der Zahnheilkunde glücklicherweise mit der Hygiene fast völlig deckt. Darum wird es auch in Zukunft verhältnismäßig leicht sein, die ganze Bevölkerung zu sorgsamerer Zahnpflege zu erziehen, wenn nur erst alle Ärzte sowohl wie Zahnärzte das Gebiet der Zahnhygiene besser beherrschen und seine Wichtigkeit für den Gesamtorganismus zu würdigen wissen.

Worauf beruht denn der Vorteil gut erhaltener Zähne für den menschlichen Gesamtorganismus? Es giebt genug Menschen und zwar nicht nur ungebildete, welche meinen, daß für den Kulturmenschen gute Zähne keineswegs nötig seien. Sie meinen, unsre Kochkunst sei so weit vorgeschritten, daß wir ruhig der Köchin die Speisezerkleinerung überlassen könnten, welche früher die Zähne besorgten, daß der Organismus durch diese Maßnahme nicht geschädigt, sondern im Gegenteile ihm ein Teil der Arbeitslast abgenommen würde. Diesem fundamentalen Irrtume kann nicht energisch genug entgegengetreten werden. Es ist für den Magen durchaus nicht gleichgültig, ob er ungekautes, wenn auch feinstzerteiltes Kartoffelpurée und Fleisch erhält, oder ob diese Speisen zuvor von den Zähnen zu derselben Feinheit zerkleinert worden sind. Der Unterschied liegt darin, daß in letzterem Falle der Speisebrei innigst mit Speichel durchmengt ist, in ersterem nicht. Der Speichel übt an und für sich auf die stärkehaltigen Speisen eine verdauende Wirkung aus. Vor allen Dingen aber wird durch den Kauakt gleichsam eine Emulsion der genossenen Speisen mit dem Mundspeichel erzielt. Jedes feinst zerkaute Speisepartikelchen ist von einer dünnen Speichelschicht umgeben. Infolgedessen kann sowohl der saure Magensaft als auch der alkalische Pancreassaft seine verdauende Wirkung auf jedes dieser feinsten Speiseteilchen leicht ausüben. Wir wissen, daß die Absonderung eines guten Speichels zum größten

Teile reflektorisch infolge des Kauaktes erfolgt. Sobald wir auf die Kauthätigkeit verzichten und die Speisen mechanisch mehr oder weniger fein zerkleinern, dann wird zunächst eine geringere Menge von Speichel abgesondert. Auch ist dieselbe nicht im stande, ihre volle Wirksamkeit auszuüben, da eine innige Durchmengung mit der genossenen Speise nicht stattfindet. Die Mundverdauung ist also außerordentlich stark beeinträchtigt, und es wird dem Magen zugemutet, diesen Ausfall zu decken. Dazu ist er um so weniger im stande, als der Magensaft wohl Eiweißkörper, aber keine Kohlenhydrate zu verwenden vermag. Aber auch die Eiweißkörper selbst werden im Magen nur unvollständig verdaut, sobald sie nicht mit Speichel völlig durchmengt sind, weil dann der Magensaft nicht genügend von allen Seiten eindringen und auf die kleinsten Speiseteilchen einwirken kann. Es geht also ein größerer Teil der Nahrung unverdaut in den Darm über, ist hier nicht resorptionsfähig und wird ohne Nutzen für das Individuum ausgeschieden. Durch erhöhte Nahrungszufuhr versucht man unwillkürlich diesen Ausfall zu decken. Eine Reihe von Jahren hindurch ist der Magen wohl im stande, durch erhöhte Peristeltik den übertriebenen Anforderungen nachzukommen. Mit zunehmendem Alter tritt aber ein Zeitpunkt ein, wo dies nicht mehr der Fall ist. Dann stellt sich Magenkatarrh, Magenerweiterung ein, und im Anschlusse an die mangelhafte Ernährung Blutarmut, Nervosität rc. Die geschilderten Zustände treten natürlich um so früher ein, je schwächer der Magen des Individuums von Anfang an war und je mehr er außerdem noch belastet wird durch Zufuhr von faulenden Stoffen, die in den Zahnstümpfen eines ungepflegten Mundes durch fortwährende Zersetzung von Speiseresten entstehen. Leider wird selbst heutzutage noch die schuldige Ursache solcher Leiden von vielen Ärzten nicht erkannt. Das ganze Heer der üblichen Stomachica, Antemetica und Tonica des Arzneischatzes wird ins Feld geführt, ein wohlhabenderer Patient wohl auch nach Karlsbad geschickt, während eine gründliche Behandlung der Zähne sowie ein gut sitzendes künstliches Gebiß das Leiden oft an der Wurzel und, soweit dies noch möglich ist, gründlich beseitigen würde. Auch eine Reihe andrer Leiden des Auges, Ohres, der Nase, ja selbst Unterleibsleiden bei Frauen stehen direkt oder indirekt in Beziehung zu kranken Zähnen.

Nach alledem sind wir durchaus nicht berechtigt, die Zähne derart zu vernachlässigen, wie es beim größten Teile der Bevölkerung leider heutzutage noch geschieht. Das Gebiß des Menschen ist keineswegs ein rudimentäres Organ, ein notwendiges Übel, dessen Dasein oder Verlust für den Organismus gleichgültig ist.

Betrachten wir die phylogenetische Entwickelung der Zähne, so finden wir, daß dieselben in dem hochentwickelten Stamme der Wirbeltiere eine hervorragende Rolle im Kampfe ums Dasein spielen. Die ersten Hartgebilde, welche bei Vertebraten auftreten, sind Zähne und zahnartige Hautschuppen. So finden wir die Verhältnisse noch heutzutage bei den Haifischen. Diese haben noch kein knöchernes Skelett, und die Zähne sitzen lose in der Schleimhaut. Sobald Knochengebilde erscheinen, dann treten die Zähne des Mundeinganges in innige Beziehung zu den Kieferknochen.

Bei den meisten niedrigeren Wirbeltieren bis herauf zu den Reptilien dienen die Zähne zum Ergreifen und Festhalten der animalischen Beute. Das ganze Verdauungsgeschäft besorgt der Magen, der infolgedessen auch mit kräftiger Muskulatur und mit einem genügend funktionierenden Drüsenapparate ausgestattet ist. Die Zähne dieser Tiere sind einfach kegelspitzig. Nur in wenigen Fällen haben sich unter den niedrigeren Wirbeltieren Tiergattungen an die Pflanzennahrung angepaßt. In unzerkleinertem Zustande kann die letztere jedoch von keinem tierischen Magen verdaut werden. Die einfach kegelspitzigen Zähne sind wohl zum Ergreifen der Beute, nicht aber zum Kauen dienlich. Für letztere Zwecke sind Zahngebilde mit breiterer Oberfläche nötig. Derartige entstanden entweder durch Verwachsung mehrerer Zähne zu einer gemeinsamen Zahnplatte, oder aber die echten Dentinzähne werden gänzlich eliminiert, und Horngebilde treten an ihre Stelle, so z. B. durchgehends bei Schildkröten und Vögeln. Letztere Tiergattung ist besonders interessant, weil wir aus der Jura- und Kreideformation Gattungen mit echten Dentinzähnen kennen, während alle heute lebenden Vögel Hornkiefer haben. Dieselben sind wegen ihrer relativen Leichtigkeit beim Fliegen von großem Nutzen, können aber anderseits wegen ihrer geringen Härte festere Nahrung nicht genügend zerkleinern. Infolgedessen muß die Darmtraktur, speziell der Magen vikariierend eintreten, und wir finden daher speziell bei körnerfressenden Vögeln einen außerordentlich muskulösen, mit hornartiger Schleimhaut ausgerüsteten Reibmagen.

Sehen wir von den auf dem Aussterberetat stehenden Monotremen und Edentaten ab, so finden wir in der großen Familie der Säugetiere durchgehend, daß die Zerkleinerung der Nahrung in die Mundhöhle verlegt und der Darmtraktus dadurch entlastet wurde. Alle Säugetiere kauen ihre Nahrung vor dem Verschlucken. Als Kauorgane funktionieren die im hinteren Kieferteile befindlichen Mahlzähne, welche je nach Art der Nahrung eine mehr oder weniger komplizierte mehrhöckrige oder gefaltete breite Oberfläche besitzen. Bisher nahm man an, daß diese komplizierten Mahlzähne der Säugetiere durch allmähliche Umbildung je eines einfachen, kegelspitzigen Zahnes der Vorfahren entstanden seien. Durch meine neueren Untersuchungen ist es jedoch sehr wahrscheinlich geworden, daß die Mahlzähne und Backenzähne der Säugetiere entstanden sind durch Verwachsung mehrerer einspitziger Zähne. Beim Menschen z. B. sind die Mahlzähne im Oberkiefer aus vier, im Unterkiefer aus fünf, die kleinen Backzähne aus je zwei Einzelzähnen verwachsen.

Die kompliziertesten, schmelzfaltigen Zahnformen finden sich unter den Säugetieren bei den reinen Pflanzenfressern. Dieselben haben zugleich auch ein sehr ausgebildetes Darmsystem, vor allen Dingen einen mehrfach geteilten, muskelkräftigen Magen. Im Gegensatze dazu haben die reinen Fleischfresser nur wenige, einfach gebaute Mahlzähne, einen kurzen Darm und relativ weniger muskelkräftigen Magen. Die Omnivoren und Frugivoren stehen in der Mitte. Seinem ganzen Zahnbaue und seiner Entwickelung nach gehört nun der Mensch unstreitig ebenso wie die Affen und Halbaffen zu den

Frugivoren, den Früchteessern. Es liegt auf der Hand, daß derartige Tiergattungen nur in tropischen Gegenden und in nicht allzugroßer Anzahl vorkommen können. Anderseits aber wissen wir, daß alle Frugivoren verhältnismäßig leicht an Fleischnahrung gewöhnt werden können. Gewisse Halbaffen auf Madagascar leben fast ausschließlich von Fleisch, und auch die Affen gewöhnen sich in der Gefangenschaft unschwer an Fleischnahrung. Diese Thatsachen weisen mit Sicherheit darauf hin, daß die omnivore Lebensweise des heutigen Menschengeschlechtes nicht etwa eine naturwidrige ist, die Krankheiten der Zähne ꝛc. sind keineswegs etwa die Folge des Nichtgebrauches.

Wenn wir die Weltherrschaft des Menschengeschlechtes auch mit Recht vorzugsweise seiner höher entwickelten geistigen Intelligenz zuschreiben, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß eine Verbreitung des menschlichen Stammes über die ganze Erde erst möglich war durch Anpassung an eine omnivore Lebensweise. Die Nahrungsweise des Menschen ist naturgemäß vielfach ein Produkt des Breitengrades, unter dem er lebt. Nicht zufällig leben heute noch viele tropische Völkerschaften fast ausschließlich von Früchten, einige arktische ausschließlich von Fleisch. Auch unsre arischen Vorfahren waren während der Eiszeit wohl ausschließlich auf animalische Kost angewiesen. In einer tropischen Gegend, wo uns die Nahrung ohne große Arbeit und Mühe in den Schoß fällt, hätte niemals ein so hochentwickelter Stamm wie der arische sich ausbilden können. Die hervorragenden geistigen und seelischen Eigenschaften der Arier konnten vielmehr nur gezüchtet werden im scharfen Kampfe ums Dasein und durch schärfste Auslese der hervorragendsten Individuen in einem gemäßigten Klima während der großen Eiszeit. Es ist kein Zufall, daß die frugivoren Völker der Tropen durchschnittlich auch auf einer niedrigeren Entwickelungsstufe stehen. Danach zu schließen kann unmöglich die animalische Lebensweise des Menschen eine naturwidrige sein, wie uns die Vegetarianer glauben machen wollen. Im Gegenteil, sie ist für höhere Breitengrade sogar die passendste und einzig naturgemäße. —

Überall im ganzen Tierreiche sehen wir, daß die Form der Zähne durch Anpassung an die jeweilige Lebensweise sich bildet. Da nun animalische und gemischte Nahrung an und für sich leichter verdaulich ist als Früchte und Vegetabilien, da die Nahrung der Menschen außerdem durch die mechanische Vorbereitung in der Küche noch leichter verdaulich gemacht wird, als sie schon an und für sich ist, so wird sich naturgemäß das menschliche Gebiß diesen gegebenen Verhältnissen anpassen. Es treten an dem Gebiß der Menschen Reduktionserscheinungen auf in ähnlicher Weise, wie wir dieselben an dem Gebiß der reinen Fleischfresser beobachten können: Die Zahl der Zähne, speziell der Mahlzähne, nimmt ab, und die Zahl der übrigbleibenden wird durch Rückbildung einzelner Höcker vereinfacht. Es werden also beim Menschen durch Rückbildung zunächst eines Höckers im Oberkiefer aus vierhöckerigen dreihöckerige, im Unterkiefer aus fünfhöckerigen vierhöckerige Mahlzähne. Speziell an dem letzten derselben, dem sogenannten Weisheitszahne, geht die Rückbildung noch weiter. An seiner Stelle findet sich oftmals nur noch ein einziger Stiftzahn. In vielen Fällen ist der

Weisheitzahn gar nicht mehr vorhanden, sei es, daß er nicht angelegt, sei es, daß sein Keim wieder zurückgebildet wurde. In einem ähnlichen Stadium der Rückbildung befindet sich beim Menschen der seitliche Schneidezahn des Oberkiefers. Alle diese physiologischen Reduktionserscheinungen des menschlichen Gebisses finden sich nun, wie aus Zuckerkandl's und meinen eigenen Untersuchungen hervorgeht, nicht allein bei den kultivierten, sondern auch bei unkultivierten Menschenrassen; bei letzteren aber in einem weit geringeren Prozentverhältnisse. Unter allen heutigen Menschenrassen haben die tiefststehenden Malayen und Australneger das relativ vollkommenste und am wenigsten reduzierte Gebiß. Auch das Gebiß unsrer diluvialen Vorfahren war, soweit man aus den bisher aufgefundenen spärlichen fossilen Kieferresten schließen darf, in ähnlicher Weise wie bei den Malayen, weniger reduziert und näherte sich mehr demjenigen unsrer affenähnlichen Vorfahren.

In derselben Weise wie beim Menschen hat sich auch das ähnlich gestaltete Gebiß der Lemuren (Halbaffen) auf Madagascar durch Anpassung von der frugivoren zur omnivoren resp. animalischen Lebensweise zurückgebildet. Auch hier finden wir infolge dieser Anpassung eine Rückbildung der Mahlzähne von der 4- resp. 5- in die 3- resp. 4höckerige Form, genau in derselben Weise, wie dies beim Menschen der Fall ist. Es hat nun aber darum noch niemand behauptet, daß das Gebiß für die Halbaffen überhaupt unnötig sei. Für den Menschen dagegen hat man diese sinnwidrige Behauptung aufgestellt. Selbst anerkannt tüchtige Zahnärzte und Forscher sprechen von einer allgemeinen Reduktion des menschlichen Gebisses und nehmen an, daß infolge allmählichen Fortschreitens des Reduktionsprozesses im Verlaufe der zukünftigen geologischen Perioden das menschliche Gebiß zuletzt vollständig zurückgebildet werden könne. Diese Annahme ist vom phylogenetischen Standpunkte aus nicht scharf genug zu bekämpfen und zeugt von einer völlig unrichtigen Auffassung der Vererbungsgesetze. Überall da, wo im Tierreiche die Zähne in ausgedehntem Maße zurückgebildet sind, finden wir, daß andre Teile des Darmtractus vicariierend die ausfallende Funktion der Zähne übernehmen. Vor allen Dingen ist es der Magen, der durch bessere Ausbildung den gesteigerten Ansprüchen nachkommen muß. Falls also das Gebiß des Menschen wirklich die Tendenz zeigte, sich gänzlich rückzubilden, dann wäre dies nur möglich unter der Voraussetzung, daß in gleichem Maße der Magen und Darm immer muskelkräftiger und seine Drüsenthätigkeit funktionstüchtiger würde. Es ist jedoch sehr wenig wahrscheinlich, daß ein derartiger Vorgang wirklich vor sich geht. Im Gegenteile weist die vergleichende Untersuchung des Magensaftes verschiedener Tiere darauf hin, daß gerade derjenige des Menschen relativ am wenigsten wirksam ist. Danach erscheint die Anschauung völlig unzulässig, wonach das Gebiß des Menschen infolge der mechanisch verfeinerten Nahrung mehr oder weniger entbehrlich geworden sei. Das Gebiß des Menschen ist allerdings in allmählicher Reduktion begriffen. In seiner heute vorliegenden reduzierten Form ist es jedoch durchaus notwendig zur Erzielung einer normalen Ernährung und zur Erhaltung des Individuums. Es können noch viele tausende, ja hunderttausende von Jahren

vergehen, bis z. B. nur der in deutlicher Reduktion begriffene Weisheitszahn aus dem Gebisse des Menschen völlig verschwunden sein wird.

Nach alledem haben wir sowohl im eigenen als auch im Interesse unsrer Nachkommen die ernste Pflicht, den krankhaften Verfall unsres Gebisses infolge von Karies und andern Krankheiten nach Möglichkeit aufzuhalten. Eine geordnete Pflege der Zähne darf nicht nur wie bisher eine kosmetische Maßregel der oberen gebildeten Stände sein, sie muß vielmehr zu einem wichtigen Zweige der allgemeinen Volkshygiene werden.

Bevor wir jedoch auf die Mittel und Wege eingehen welche dem weiteren krankhaften Verfall des menschlichen Gebisses steuern sollen, müssen wir zunächst die Ursachen dieses Verfalls zu ergründen suchen. Die unstreitig häufigste Krankheit des menschlichen Gebisses ist die sogenannte Zahnkaries, durch welche das Hohlwerden der Zähne bewirkt wird. Über die direkten Ursachen dieser verheerenden Zahnkrankheit ist noch bis heute eine volle Einigkeit nicht erzielt worden, doch neigen die meisten heutigen Autoren der chemisch-parasitären Theorie zu, wie sie speziell durch Miller eingehend begründet wurde. Danach werden in den zwischen den Zähnen stecken bleibenden Speiseresten durch Gärung Säuren, speziell Milchsäure, erzeugt. Durch fortwährende Kontaktwirkung dieser Säuren wird zunächst der Schmelz, später das Zahnbein entkalkt. Mikroorganismen wandern in das erweichte Zahngewebe ein und lösen es vollends auf. Von den genossenen Speisen sind es besonders die stärkehaltigen Kohlehydrate, Brot, Kartoffeln, Reis, Mehl, sowie Zucker, welche durch Gärung Säure erzeugen, während Fleisch sehr bald in Fäulnis übergeht und dann alkalisch reagiert, also keine Karies erzeugt. Insofern als die Säurebildung aus den Speiseresten ebenfalls durch Mikroorganismen hervorgerufen wird, kann man die Karies cum grano salis als eine Art chronischer Infektionskrankheit betrachten.

Mit der Erkenntnis der direkt excitierenden Ursachen ist indessen das Wesen der Karies noch lange nicht ergründet. Oft genug kann man beobachten, wie das eine Individuum trotz des Mangels jeglicher Mundpflege eine völlig unangetastete gesunde Zahnreihe besitzt, während das andre trotz sorgfältigster Pflege seine Zähne rasch dahinschwinden sieht. Im großen und ganzen läßt sich feststellen, daß die Kariesfrequenz eines Volkes mit der Höhe seiner Civilisationsstufe proportional zunimmt. Nach den Angaben Mummery's zeichnen sich unter den uncivilisierten Rassen gewisse, ausschließlich von Fleisch lebende Stämme durch einen ausnehmend geringen Prozentsatz von Karies aus. So haben die Gauchos aus den Pampas von Südamerika eine Kariesfrequenz von etwa 1 Proz., Eskimos 2,46 Proz., Nordamerikanische Indianer 3—10 Proz., Malayen 3—20 Proz., Ostindier 6—15 Proz., Chinesen 40 Proz., Europäer 80—96 Proz. Wenn die angegebenen Zahlen auch nicht als definitive zu betrachten sind infolge des nicht sehr umfangreichen Untersuchungsmaterials, so geben sie uns doch ein gutes Übersichtsbild über das allmähliche Ansteigen der Kariesfrequenz von uncivilisierten zu den civilisiertesten Völkern.

Es läßt sich wohl annehmen, daß die Nahrungsweise einen gewissen Einfluß ausübt derart, daß von zwei Stämmen ceteris paribus der von Vegetabilien lebende eine höhere Kariesfrequenz aufweisen wird, als der von Fleisch lebende.

Wenn wir jedoch bedenken, daß die lediglich von Reis und andern Vegetabilien lebenden Chinesen eine Frequenz von 40 Proz., die von gemischter Kost lebenden Europäer dagegen mindestens die doppelte Kariesfrequenz aufweisen, so müssen wir nach andern Gründen suchen, um diese auffällige Erscheinung zu erklären. Als Hauptgrund für die hohe Kariesfrequenz sowohl als auch für die große Häufigkeit der Krankheiten des Kulturmenschen überhaupt müssen wir die im Verhältnis zur steigenden Zivilisation proportional zunehmende Aufhebung der natürlichen Auslese im Kampfe ums Dasein betrachten. Infolge dieser Erscheinung werden die degenerativen Gewebsveränderungen eingeleitet, die zu Krankheiten Anlaß geben und die in progressivem Maße auf die Nachkommen übertragen werden.

Den Zahnärzten ist seit lange bekannt, daß speziell die bläulichen und bläulichweiß gefärbten Zähne besonders zu Karies disponiert sind. Derartige Zähne stehen oft eng gedrängt oder auch gegeneinander unregelmäßig verschoben. Man gewinnt ohne weiteres den Eindruck, daß die Kiefer zu klein sind, um eine regelrecht gestellte Zahnreihe aufzunehmen. Fragt man derartige Patienten aus, so wird man fast regelmäßig erfahren, daß Eltern, Großeltern oder nahe Blutsverwandte ähnliche schlechte Zähne besitzen. Untersucht man die zu schnellem Zerfall geneigten Zähne mikroskopisch, so läßt sich nachweisen, daß dieselben weniger gut und regelmäßig verkalkt sind als die normalen gelblichen, resp. gelblichweißen Zähne. Schmelz sowohl wie Zahnbein zeigen Unregelmäßigkeiten in der Struktur derart, daß beide eine größere Menge organischer Substanz bei ihrer Entwickelung zurückbehalten haben, als die normalen Zähne besitzen. Speziell im Zahnbein finden sich vielfach die unverkalkten sogenannten Interglobularräume. Dieselben treten auch in den Zähnen tieferstehender Vertebraten auf, z. B. bei den Krokodilen, und geben den betreffenden Zähnen stets das Gepräge einer geringeren Funktionstüchtigkeit. Für die Krokodile sind derartige Zähne darum durchaus tauglich, weil sie nur zum Ergreifen und Zerreißen animalischer Beute benutzt und außerdem nach ihrer Abnützung beliebig oft gewechselt und durch Nachfolger ersetzt werden. Bei den Säugetieren werden bei weitem höhere Anforderungen an die Zähne gestellt, und letztere sind demgemäß viel besser gebaut als die Zähne der Reptilien. Außerdem werden sie nur einmal, in manchen Fällen auch gar nicht gewechselt. Eine oder zwei Zahnreihen müssen also fürs ganze Leben ausreichen. Infolge ihres vorzüglichen Baues erfüllen die Zähne der meisten Tiere diese Bedingung. Unter normalen Verhältnissen werden sich eben immer nur die mit den besten Zähnen versehenen Individuen fortpflanzen und ihre guten Zähne auf die Nachkommen vererben. Die zufällig mit schlechter gebauten Zähnen versehenen Individuen können im Kampf ums Dasein mit ihren besser bezahnten Genossen nicht konkurrieren und gehen aus Nahrungsmangel zu Grunde.

Wenn durch Anpassung an besonders leicht verdauliche Nahrung das Gebiß Reduktionsprozesse eingeht, so wird gewöhnlich nur die Zahl der Zähne verringert und ihre komplizierte Gestalt vereinfacht. Der Bau der übrig bleibenden Zähne ist nach wie vor ein vorzüglicher. Solche Zähne werden wohl mechanisch abgenützt, aber nicht von Krankheiten ergriffen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß man bei wildlebenden Tieren außerordentlich selten kariöse Zähne findet, wohl aber nicht allzu selten bei Haustieren, speziell bei Hunden und Pferden. Was die Fleischfresser betrifft, so sind dieselben a priori nicht zu Karies geneigt, weil die Zersetzungsprozesse des Fleisches keine Mundsäuren erzeugen. Wohl aber ist dies der Fall bei den Pflanzenfressern und noch mehr bei den Früchteessern. Trotzdem findet sich auch bei ihnen keine Karies, weil ihre Zähne gut genug gebaut sind, um den durch Gärung der Nahrungsreste entstandenen Säuren zu widerstehen. Diejenigen Individuen, deren Zähne weniger gut gebaut sind, gehen im Kampf ums Dasein zu Grunde. Ein Reh oder Hirsch mit schmerzenden, kariösen Zähnen ist nicht in der Lage, seine Nahrung genügend gut zu kauen, seine Gesamternährung leidet, und im Winter geht das Tier unfehlbar zu Grunde, wenn die harten Baumrinden und immergrünen Gewächse die Hauptnahrung bilden.

Die scharfe Auslese im Kampfe ums Dasein ist es also, welche die Zähne der wildlebenden Tiere so vorzüglich erhält, daß sie allen mit der Nahrungsweise zusammenhängenden Schädlichkeiten zu widerstehen vermögen. Wenn Karies bei wildlebenden Tieren auftritt, so ist dies der Fall entweder bei abnorm schlecht gebauten Zähnen oder bei solchen Tieren, die längere Zeit in der Gefangenschaft abnormer Ernährungsweise ausgesetzt waren. Es läßt sich von vornherein erwarten, daß bei solchen Säugetierfamilien, deren Zähne an und für sich relativ primitiv gebaut und außerdem noch infolge leicht verdaulicher Nahrung in Reduktion begriffen sind, wie bei den Primaten (Halbaffen, Affen, Mensch) sich auch am meisten die Neigung geltend machen wird zu einem weniger festen Zahnbaue. Eine zunehmende Degeneration des Gebisses kann jedoch bei den wildlebenden Tieren nicht eintreten, weil eben die schlechter bezahnten Individuen bald zu Grunde gehen. Betrachten wir im Gegensatze hierzu den Kulturmenschen, so sehen wir, daß er mechanisch seine Speisen zerkleinert und verfeinert. Damit wird den Zähnen der größte Teil ihrer Arbeit abgenommen. Ein Organ, das nicht gebraucht wird, degeneriert jedoch in zunehmendem Maße. Der mit schlechteren Zähnen versehene Kulturmensch geht deshalb nicht zu Grunde, weil er im stande ist, durch feinere Zubereitung der Speisen in der Küche eine Zeit lang die normale Funktion der Zähne teilweise zu ersetzen. Erst im zunehmenden Alter stellen sich ernstere Ernährungsstörungen ein. Inzwischen sind jedoch die schlechter gebauten Zähne auf die Nachkommen vererbt worden. Sobald die Degeneration der menschlichen Zähne soweit vorgeschritten ist, daß dieselben den schädlichen Mundsäuren nicht mehr zu widerstehen vermögen, dann tritt eben Karies auf.

Je weniger kultiviert ein Volk ist, desto weniger ausgebildet ist auch seine Kochkunst, desto mehr gebraucht es seine Zähne zum Zerkleinern der Speisen,

desto geringer ist demnach die Degeneration des Gebisses. Ein Australneger oder Indianer unterliegt in viel höherem Grade der natürlichen Auslese als der hochcivilisierte Europäer. Hat ersterer schlechte, kariöse Zähne, so ist er nicht befähigt ebenso wie der Kulturmensch die schädlichen Folgen für die Ernährung durch feinere Kochkunst zu kompensieren. Der durch mangelhafte Ernährung geschwächte Organismus geht frühzeitig zu Grunde durch irgend eine Erkrankung, welche ein besser genährtes Individuum leichter übersteht. Als natürliche Folge dieser Verhältnisse ergiebt sich eine geringere Kariesfrequenz der unkultivierten Völkerschaften, weil eben die gutbezahnten Individuen derselben gegenüber den schlechtbezahnten große Vorteile im Kampfe ums Dasein haben und ihre guten Zähne auf die Nachkommen vererben.

Im großen und ganzen kann man also den Satz aufstellen: Je höher ausgebildet die Kochkunst, um so häufiger ist die Kariesfrequenz eines Volkes. Die außerordentliche Häufigkeit der Karies bei den Kulturvölkern erklärt sich durch den verminderten Gebrauch der Zähne und die dadurch bedingte Degeneration derselben. Je mehr wir unsre Zähne gebrauchen und je kräftiger wir sie erhalten, um so weniger werden unsre Nachkommen an Karies zu leiden haben. Der Nichtgebrauch der Zähne ist die Hauptursache der Karies. Demgegenüber kommt die Art der Nahrung weniger in Betracht. Ich will gern zugeben, daß ceteris paribus ein reiner Fleischesser sich längere Zeit von Karies freihalten wird als ein von Vegetabilien lebender Mensch. Indessen können schlechtgebaute Zähne trotz reiner Fleischnahrung dennoch kariös werden, während gutgebaute auch den Schädlichkeiten der zu saurer Gärung geneigten Vegetabilien leicht widerstehen. Wenn die Gauchos der Pampas gute Zähne haben, so liegt der Grund hierzu nicht ausschließlich an der animalischen Kost, wie Mummery und Miller meinen, sondern vorzugsweise auch daran, daß diese Leute von Jugend auf ihre Zähne kräftig gebrauchen. Sie leben nämlich fast ausschließlich von geröstetem, zähem Fleische wildlebender Rinder, welches sie nach Art der Fleischfresser mit ihren Zähnen zerreißen und kräftig kauen. Die Gauchos sind ein Mischvolk von Indianern und Spaniern. Benachbarte Indianerstämme in Chile, die von Brot, Hülsenfrüchten und Fleisch leben, weisen etwa 20 Proz. Karies auf. Die ursprünglichen spanischen Ansiedler litten vermutlich noch in viel höherem Grade an dieser Zahnkrankheit. Wenn nun die Gauchos heutzutage von Karies fast frei sind, so ist dies ein schlagender Beweis dafür, daß die menschlichen Zähne durch kräftigen Gebrauch beim Kauen nicht allzu fein zerteilter Nahrung im Verlaufe von wenigen Jahrhunderten wieder auf eine Stufe hoher Vollkommenheit zurückgebracht werden können.

Seit Magitot's Vorgange haben mehrere Autoren versucht, Karies in der Retorte künstlich darzustellen. Wenn man Brot mit Speichel mischt und diese Mischung bei Bluttemperatur in den Wärmeschrank stellt, so entwickelt sich sehr bald Säure. Bringt man menschliche Zähne in dieses Gemisch, so kann man an denselben nach einiger Zeit Erscheinungen sehen, die mit der natürlichen Karies viele Ähnlichkeiten haben. Hat man den größten Teil der Zähne vorher mit Wachs

umhüllt und nur einige Stellen der Oberfläche freigelassen, so entwickelt sich von hier aus ganz ähnlich wie bei natürlicher Karies ein Erweichungskegel, in dessen oberflächliche Partien Mikroorganismen eindringen. Kurz, wir haben mikroskopisch ein ganz ähnliches Bild wie bei natürlicher Karies; es fehlen bei der Karies toter Zähne nur einige Reaktionserscheinungen, welche im lebenden Zahnbeine konstant auftreten. Interessant ist es nun zu beobachten, daß ein und dasselbe Brot-Speichelgemisch an verschiedenen Zähnen sehr verschieden hochgradige Karies in derselben Zeit erzeugt. Ich ließ Zähne vom Menschen, vom Tiger und vom Krokodile $3\frac{1}{2}$ Monate gleichzeitig in demselben Gemisch liegen. Nach dieser Zeit waren an den Zähnen des Tigers nur die oberflächlichsten Schmelzpartieen zerfallen. Bei menschlichen Zähnen ließen sich alle Übergänge von leichter bis zu tief greifender Karies beobachten. Am intensivsten waren die Krokodilzähne von künstlicher Karies ergriffen. Daraus ersehen wir, daß die Widerstandsfähigkeit verschiedener Zähne gegen dieselbe Schädlichkeit eine sehr verschiedenartige ist. Der weniger vollkommen gebaute, mit vielen unverkalkten Interglobularräumen durchsetzte Krokodilzahn widersteht am wenigsten, der fest und solide gebaute Tigerzahn am meisten den schädlichen Einwirkungen der die Karies verursachenden Mundsäuren und Mikroorganismen. Die Zähne der Menschen stehen in der Mitte, und es läßt sich leicht nachweisen, daß die zu schnellem, kariösem Zerfalle geneigten Zähne ähnlich denjenigen der Krokodile weniger gut verkalkt sind.

Unter normalen Verhältnissen im Munde werden die zwischen den Zähnen sitzenbleibenden Speisereste von Kohlenhydraten niemals solche Mengen von Säure entwickeln können wie ein Brot-Speichelgemisch in der Retorte. Durch die mehr oder weniger alkalische Reaktion des Speichels werden die gebildeten Säuren teilweise immer wieder neutralisiert. Aus diesem Grunde und wegen der größeren Widerstandsfähigkeit der lebenden Zahngewebe schreitet die natürliche Karies im Munde viel langsamer fort als die an toten Zähnen in der Retorte künstlich erzeugte. Ein Tiger oder irgend ein andres gutbezahntes, wildlebendes Tier würde sicherlich auch dann von Karies verschont bleiben, wenn man ihm dieselbe Nahrung zuführen könnte, die der Kulturmensch genießt. Seine Zähne sind gut genug gebaut, um den gegebenen Schädlichkeiten widerstehen zu können. Eine gleiche vorzügliche Zahnstruktur besitzen auch unter den Kulturmenschen noch eine gewisse Anzahl von Individuen und diese werden daher von Karies mehr oder minder völlig verschont, obgleich sie denselben Schädlichkeiten der Ernährung ausgesetzt sind wie ihre weniger gut bezahnten und daher von Kar.es intensiv ergriffenen Mitmenschen.

Nächst der Karies ist es der Zahnstein, welcher das Gebiß des Menschen vielfach schädigt. Der Zahnstein entsteht durch Niederschlag von Kalksalzen aus dem Speichel. Kalksalze finden sich aber nun im Speichel jeden Tieres, und die Thatsache, daß man beim Menschen so ungleich viel häufiger Ablagerung von Zahnstein an den Zähnen findet, erklärt sich wiederum durch den mangelhaften Gebrauch des menschlichen Gebisses. Am deutlichsten läßt sich dieses Faktum in

solchen Fällen nachweisen, wo wegen eines schmerzenden Zahnes die eine Seite des Gebisses nicht zum Kauen benutzt wird. Auf dieser Seite finden sich dann ausgedehnte Zahnsteininkrustationen, während die zum Kauen benutzten Zähne davon frei sind.

Leider ist nicht allein unter dem großen Publikum, sondern sogar unter Ärzten die Ansicht verbreitet, daß der Zahnstein nicht schädlich sei, sondern sogar Karies verhindern könne. Diese Anschauung ist durchaus falsch! Es kann wohl vorkommen, daß eine Kauflächenkaries der Mahlzähne durch dicke Zahnsteinauflagerungen vor direkten Insulten beim Kauen geschützt wird. In der Tiefe schreitet dagegen die Karies trotzdem langsam weiter. Liegt die kariöse Stelle an der Berührungsfläche eines Zahnes mit seinem Nachbar, dann läßt es sich nicht vermeiden, daß trotz dicker Zahnsteinauflagerungen Speisereste in die Zwischenräume eindringen, hier Lokalsäure entwickeln und nicht allein den bereits angesteckten Zahn weiter zerstören, sondern vor allen Dingen auch den bis dahin gesunden Nachbarzahn angreifen. Infolge der Zahnsteinauflagerungen sowie infolge des Nichtgebrauches dieser kranken Zähne treten keine Schmerzen durch direkte Insulte auf. Der Patient ahnt in den meisten Fällen gar nicht, daß unter der trügerischen Zahnsteindecke seine Zähne mehr und mehr zerfallen. In der Regel kommt er erst zum Zahnarzt, wenn es bereits zu spät ist. Wenn demnach der Zahnstein das Auftreten der Karies nicht gerade erfordert, so ist er doch auch nicht im stande, das Fortschreiten der Karies zu verhindern. Wohl aber wird die klare Übersicht über den Zustand der Zähne verhindert, nötige Maßnahmen werden nicht rechtzeitig ergriffen, und lediglich dieser Umstand würde schon dringende Indikation zur Entfernung des Zahnsteines abgeben. In andrer Hinsicht wirkt letzterer aber sogar direkt schädigend auf die Zähne ein.

Infolge rein mechanischer Ursachen lagert sich der Zahnstein zuerst immer am Zahnhalse ab in der Rinne, welche der freie Zahnfleischrand mit dem Zahn bildet. Durch die rauhe Oberfläche des Zahnsteines wird aber der marginale Teil des Zahnfleisches gereizt und entzündet; sein normalerweise straffes Gewebe wird aufgelockert und blutet bei der leichtesten Berührung. Oft ist die dem Zahnsteine zugewandte Fläche geschwürig zerfallen. Zerfallende Epithel- und Eitermassen füllen die zwischen Zahnhals und Zahnfleisch befindlichen Taschen an und erweitern dieselben. Der Zahnstein ist nun im stande, sich innerhalb dieser Taschen selbst abzulagern, also auch *unter* dem Zahnfleischrande sich festzusetzen. Das Zahnfleisch selbst wird mehr und mehr vom Zahne losgelöst und atrophiert. Die chronische Entzündung des Zahnfleisches setzt sich weiterhin auf das Periost fort. Sobald die entzündlichen Reize den knöchernen Alveolarrand treffen, wird derselbe ebenfalls allmählich resorbiert. Infolge aller dieser Vorgänge werden die Zähne mehr und mehr von den sie im Kiefer befestigenden bindegewebigen und knöchernen Teilen losgelöst, ihre Wurzeln treten zu Tage und werden mit Zahnstein bedeckt. Zuletzt sind die Zähne soweit gelockert, daß sie zum Kauen untauglich sind und entfernt werden müssen. Speziell im Unterkiefer geht auf diese Weise häufig die ganze Reihe der Frontzähne verloren.

Nachdem wir erkannt haben, wie wichtig ein gut erhaltenes Gebiß in hygienischer Hinsicht für den Menschen ist, müssen wir nunmehr die Mittel und Wege betrachten, durch die das menschliche Gebiß nach Möglichkeit vor dem Verfalle geschützt werden kann. Unsre diesbezüglichen Maßnahmen sondern sich naturgemäß in therapeutische (heilende) und in prophylaktische (vorsorgliche).

Die zahnärztliche Therapie ist im Verlaufe der letzten Jahrzehnte auf eine relativ hohe Stufe gebracht worden. Es können nicht nur leicht angegangene Zähne durch eine gut gelegte Füllung auf viele Jahre hinaus erhalten und fast ad integrum restituiert, sondern selbst Zähne mit abgestorbener Pulpa (im Volksmunde: Nerv) mit Hilfe der antiseptischen Wurzelbehandlung erhalten werden. Ist die konservative Behandlung nicht mehr möglich, dann läßt sich durch eine gut sitzende Prothese, durch ein künstliches Gebiß, nicht allein der kosmetische Defekt verdecken, sondern auch die Kaufunktion wieder herstellen. Letzteres Moment wird leider von einem großen Teile des Publikums noch viel zu wenig gewürdigt. Die irrige Ansicht, daß ein künstliches Gebiß nur kosmetischen Wert habe, ist leider noch weit verbreitet. Diese falsche Anschauung ist auch der Grund dafür, daß teilweise von den Krankenkassen für die zahnärztliche Hygiene bisher noch sehr wenig gethan wurde. Und doch sollten gerade diese Kassen im eigensten Interesse dafür Sorge tragen, daß ihre Mitglieder eine sorgsamere Mundpflege üben! Gerade die Arbeiterklassen leiden unter dem Mangel einer normalen Kauthätigkeit schwerer als die besser situierten Klassen. Sie können nicht durch sorgfältige Auswahl und Zubereitung der Nahrung den Mangel guter Zähne genügend kompensieren. Gerade in den Arbeiterklassen findet man daher im Gefolge von Zahnerkrankungen häufig chronische Magen- und Nervenleiden, welche durch rechtzeitiges Füllen der Zähne oder durch Beschaffung eines künstlichen Gebisses hätten vermieden werden können. Aus eigenen Mitteln aber kann der Arbeiter unmöglich die Kosten der zahnärztlichen Behandlung bestreiten, hat dies auch bei Krankenkassen mit einsichtigen Vorständen nicht nötig. In Berlin, Straßburg und vielen andern Städten hat man längst eingesehen, daß es billiger kommt, wenn man augenblicklich die Kosten eines Gebisses trägt als späterhin die ungleich viel höheren Ausgaben für die Behandlung chronischer Magenleiden und die unausbleiblichen Kosten für frühzeitiger eintretende Invalidität! In oben genannten Städten hat man Zahnärzte teils mit festem Gehalt, teils mit mäßigen Taxen für Krankenkassenmitglieder angestellt. In London haben die Schulbehörden kürzlich sogar in sehr einsichtiger Weise zehn Zahnärzte mit je 3000 Mark Gehalt engagiert, um die Zähne der Schulkinder Londons regelmäßig zu untersuchen.

Wenn die Krankenkassen sich und ihre Mitglieder vor Schaden bewahren wollen, dann dürfen sie allerdings nicht halb gebildeten Technikern die Behandlung anvertrauen, sondern gerade den besten, womöglich ärztlich geschulten Zahnärzten. Es ist geradezu unglaublich, wie nicht allein von Technikern, sondern auch von sehr vielen der bisherigen Zahnärzte die einfachsten Regeln der Zahnhygiene vernachlässigt werden, um den Wünschen eines unverständigen Publikums

gerecht zu werden. Die Hauptregel für jede zahnärztliche Behandlung lautet: Alles, was sich füllen läßt, füllen! Alle Zahnstümpfe und Wurzeln, die nicht mehr erhalten werden können, entfernen und durch Prothese ersetzen! Wenn man eine Gebißplatte über nicht gefüllten, faulenden Zahnresten anbringt, so ist dies ein grober Kunstfehler! Durch Zersetzung von Mundsekreten und von fleischigen Speiseresten bilden sich in den Zahnstümpfen unter der Gebißplatte faulige, übelriechende Massen, die den Atem verpesten und nach dem Verschlucken für den Magen nicht gerade gleichgiltig sind. Die noch vorhandenen gesunden Zähne werden bald von Karies ergriffen. Die faulenden Wurzeln, die an und für sich zu Wurzelhautentzündungen sehr geneigt sind, ertragen den konstanten Druck der Gebißplatte keineswegs reaktionslos. Früher oder später entwickelt sich mit Sicherheit chronische Wurzelhautentzündung. Dazu kommen, meistens nach Erkältungen, akute Inflammationen derselben Erkrankung mit heftigen Schmerzen, geschwollenem Gesichte, Zahnfleischeiterungen und Zahnfleischfisteln. Wenn die Entzündung sich weiter fortpflanzt, dann entstehen Kiefercysten, Knochenentzündung, Eiterung der Kieferhöhle, Zahnfisteln 2c. Es gesellen sich neuralgische Schmerzen im ganzen Verlaufe des Trigeminus (Gesichtsnerv) hinzu. Je jünger das Individuum ist, um so sicherer treten die genannten Folgeerscheinungen auf. Um das kostspielige Gebiß nicht wegwerfen zu müssen, werden alle die genannten Schmerzen und Unannehmlichkeiten lange Zeit ertragen. Am Ende aber bleibt doch nichts weiter übrig, als die Zahnstümpfe ziehen und ein neues Gebiß anfertigen zu lassen.

Abgesehen von diesen mehr lokalen Leiden bildet ein schlechtgepflegter Mund mit faulenden Zahnstümpfen die wichtigste Eingangspforte für pathogene Mikroorganismen in die Blutbahn. Durch Miller's Untersuchungen wissen wir, daß die menschliche Mundhöhle, besonders bei unsauberen Individuen, den geeignetsten Nährboden für die verschiedenartigsten Pilze bildet. Dieselben können durch die Wurzelkanäle der Zahnstümpfe oder bei entzündeten, leicht blutendem Zahnfleische direkt in die Blutbahn eindringen und ihre verheerende Wirkung als Infektionsträger ausüben. Unsere Pioniere im tropischen Afrika müssen für eine gute Mundpflege und für gesunde Zähne sorgen, damit sie der Infektion mit Malaria und gelbem Fieber besser widerstehen können. Vermutlich dringt auch der Cholerabacillus häufig von einer schlecht gepflegten Mundhöhle aus direkt in die Blutbahn ein und entfaltet seine verderblichen Wirkungen.

Leider sind viele Patienten so unvernünftig, daß sie die Extraktion auch dann verweigern, wenn man ihnen die Folgen genügend stark ausmalt. Der Zahnarzt steht dann vor der Wahl, entweder solche Patienten abzuweisen oder gegen sein ärztliches Gewissen zu handeln. Ist er ein Anfänger oder hat wenig Praxis, dann kann man es ihm nicht verdenken, wenn er letzteren Weg einschlägt, zumal wenn er weiß, daß der nächste Zahnarzt oder Techniker den abgewiesenen Patienten mit Freuden annehmen und ihn nach Wunsch behandeln würde. Ich selbst habe es mir zur feststehenden Regel gemacht, auch in der Privatpraxis jeden Patienten abzuweisen, der nach genügender Aufklärung sich nicht zur

Extraktion faulender Wurzeln und Zahnstümpfe entschließen kann. Dadurch ist mir allerdings bereits manche Einnahme entgangen; ich hoffe die betreffenden Patienten jedoch späterhin wiederzusehen!

Es ist selbstverständlich, daß in der Poliklinik sowie bei Kassenmitgliedern unverständigen Wünschen des Publikums unter keiner Bedingung nachgegeben werden darf. Darum dürfen die Krankenkassenvorstände ihre Patienten nur solchen Zahnärzten anvertrauen, von denen sie überzeugt sind, daß dieselben in erster Hinsicht die Regeln der Hygiene befolgen werden und nicht die Wünsche der Patienten.

Seit Einführung der antiseptischen Wurzelbehandlung hat sich unter den jüngsten Zahnärzten vielfach die Neigung verbreitet, jeden auch noch so zweifelhaften Zahnstumpf zu füllen. Diese allzu konservative Behandlungsmethode schießt jedoch oftmals über das Ziel hinaus, indem die angewandten Kosten in keinem Verhältnisse zum erreichten Resultate stehen. Ein Zahn, dessen Pulpa abgestorben war, oder wegen heftiger Entzündung künstlich mit Arsenik abgetötet wurde, ist und bleibt ein toter Zahn, ein Fremdkörper im Kiefer, welcher früher oder später erfahrungsgemäß chronische Wurzelhautentzündung hervorruft und dann doch noch entfernt werden muß. Bei wohlhabenden Patienten, die geneigt sind, für die Kosmetik ihrer Zähne Opfer zu bringen, mag es angebracht sein, antiseptische Wurzelfüllungen in größerer Anzahl auszuführen. Bei Patienten der ärmeren Klassen halte ich eine derartige Behandlung geradezu für einen Fehler. Diese sind nicht in der Lage, öfters ihre Zähne untersuchen zu lassen, und kommen nicht sofort zum Zahnarzte, wenn es nötig ist. Für ihr Gebiß als Ganzes betrachtet, sind antiseptische Wurzelfüllungen eher schädlich als nützlich.

Etwas anders liegen die Verhältnisse bei Zähnen, deren entzündete Pulpa mit Arsenik abgetötet wurde. Wenn man diese unter Beobachtung peinlichster Sauberkeit sofort füllt, dann können sie noch viele Jahre wertvolle Dienste thun. Diese Art der Behandlung müßte, besonders in Vorderzähnen, auch bei poliklinischen Patienten geübt werden. Leider lehrt die Erfahrung, daß derartige Patienten, sobald ihre Schmerzen nachgelassen haben, häufig nicht wiederkommen, um ihren, mit Arsenik behandelten Zahn füllen zu lassen, und dann hat man ihnen direkt geschadet, indem statt eines entzündeten, aber lebenden ein toter Zahn mit faulender Pulpa erzeugt wurde. Vom Standpunkte der Volkshygiene aus sollte es sich jeder Zahnarzt einer Krankenkasse oder Poliklinik zur Regel machen, alle abgestorbenen Zähne und Zahnstümpfe zu entfernen und das Abtöten der Pulpa nur dann vorzunehmen, wenn er davon überzeugt ist, daß der Patient zur Füllung wiederkommt.

In der Zahnheilkunde giebt es keine scharfe Grenze zwischen therapeutischen und prophylaktischen Maßregeln. Wenn wir einen angegangenen Zahn rechtzeitig füllen, dann sorgen wir gleichzeitig dafür, daß der Nachbarzahn nicht von Karies ergriffen wird. Das Endziel der Zahnhygiene soll aber womöglich darin beruhen, daß wir imstande sind, Karies von vornherein zu vermeiden oder zu beschränken. Zu diesem Zwecke stehen uns zwei Maßregeln zu Gebote:

1. Die Widerstandsfähigkeit der Zähne gegen die schädlichen Ursachen der Karies muß erhöht werden.
2. Man sucht die schädlichen Ursachen der Karies möglichst fern zu halten oder unschädlich zu machen.

Auf ersteren Punkt wurde bisher von fast allen zahnärztlichen Autoren viel zu wenig Gewicht gelegt und zwar sehr mit Unrecht. Wie wir eben ausführten, entsteht die degenerative Zahnstruktur der zu Karies geneigten Zähne durch Nichtgebrauch derselben. Es liegt nun der Gedanke außerordentlich nahe, daß wir den weiteren Verfall des menschlichen Gebisses aufhalten können durch möglichst naturgemäßen Gebrauch desselben. Die verminderte Widerstandsfähigkeit der harten Zahngewebe beruht auf einer mangelhaften Verkalkung während der Entwickelung. Folglich müssen wir zunächst für Zuführung kalkreicher Nahrung sorgen. Durch experimentelle Untersuchungen verschiedener Autoren ist nachgewiesen worden, daß bei Tieren eine kalkarme Nahrung der Mutter die Bildung von Knochen und Zähnen bei den Jungen außerordentlich beeinträchtigt und rhachitisähnliche Krankheitszustände hervorruft. Auch beim Menschen finden wir mangelhaften Bau der Zähne, Schmelzdefekte &c. häufig bei solchen Individuen, welche zur Zeit der Zahnentwickelung Rhachitis (englische Krankheit) durchgemacht haben. Die krankhaften Zustände des Knochensystems werden im späteren Lebensalter teilweise wieder ausgeglichen, die krankhaften Veränderungen der harten Zahnsubstanzen, speziell des Schmelzes dagegen bleiben bestehen und geben die besten Angriffspunkte für Zahnkaries. Auch die Rhachitis beruht aber nach der Ansicht der meisten Autoren auf einer kalkarmen Nahrung der Mutter oder des Kindes selbst. Alle Maßregeln, welche die Rhachitis bekämpfen, werden demnach auch gegen die Degeneration der Zähne wirksam sein.

Das Milchgebiß des Menschen wird irrigerweise vielfach für ein untergeordnetes Organ gehalten, dessen Vernachlässigung erlaubt sei. Demgegenüber möchte ich betonen, daß nur bei dem Individuum die Zahnhygiene Erfolge aufweist, wo sie bereits auf das Milchgebiß ausgedehnt wurde. Je besser und vollkommener wir das Milchgebiß eines Kindes bis zum normalen Zahnwechsel erhalten können, um so funktionstüchtiger wird auch späterhin sein bleibendes Gebiß sein. Die Ausbildung des Milchgebisses geschieht während des fötalen Lebens und in den ersten Monaten des Säuglingsalters. Wenn wir somit auch nicht direkt auf eine gute Ausbildung des Milchgebisses einwirken können, so doch indirekt durch eine kräftige, kalkreiche Nahrung der Mutter. Eine Mutter, die aus Mangel nur von Kartoffeln und Kaffee, oder aus Überfluß nur von Süßigkeiten, Näschereien, feinem Gebäck sich nährt, kann unmöglich Kinder mit kräftigem Knochen- und Zahnbaue erzeugen, da ihr Blut nicht genügend Kalksalze aus der kalkarmen Nahrung aufnimmt. Soweit die Verhältnisse es erlauben, soll also kräftige, kalkreiche Nahrung gereicht werden, neben Fleisch, Obst, Milch und frischem Gemüse auch öfters Hülsenfrüchte, Reis, Hafergrütze, kleiereiches Schwarzbrot.

Auf die Ausbildung der bleibenden Zähne, deren Verkalkung bald nach der Geburt beginnt, können wir direkt günstig einwirken, ebenso auf die definitive Ausbildung der Milchbackzähne, welche erst mit $1\frac{1}{2}$ bis 2 Jahren durchbrechen. Wir wissen, daß jedes Organ, welches geübt wird, infolge arteriellen Blutandranges einem erhöhten Stoffwechsel unterliegt. Dadurch wird aber eine bessere Ausbildung des Organes selbst angeregt. Sobald die ersten Schneidezähne sich zum Durchbruche anschicken, also etwa vom 6. Lebensmonate an, haben Kinder die Neigung, auf jedem harten Gegenstande herumzubeißen. Diese Neigung dürfen wir nicht bekämpfen, sondern müssen sie nach Möglichkeit befördern. Der volkstümliche Zahnring aus Hartgummi oder Elfenbein ist hierzu ein sehr dienliches Mittel, wie ich in Übereinstimmung mit Fenchel betonen möchte. Das fortwährende Beißen auf diesem hart-elastischen Körper befördert nicht allein den Durchbruch der fertig gebildeten Zähne, sondern regt auch einen stärkeren Stoffwechsel im ganzen Kiefer an, welcher für die bessere Ausbildung der noch nicht in ihrer Entwickelung vollendeten Zähne von wesentlichem Vorteil ist. Sobald das Kind seine Schneidezähne besitzt, soll man daran denken, ihm festere Nahrung zu verabreichen. So dürfte besonders das Nagen von harten Brotrinden, Zwieback ꝛc. sehr dienlich sein, wenn man zugleich für sorgfältige Reinhaltung des Mundes sorgt. Sobald das Kind seine Milchbackenzähne besitzt, dann soll man es zum kräftigen Gebrauche derselben anhalten. Nichts ist fehlerhafter, als Kindern die Nahrung allzu fein verkleinert zu verabreichen, ihnen beim Butterbrot die Rinde abzuschneiden, das Abnagen eines Knochens zu untersagen ꝛc. Der lebhafte Gebrauch der Milchzähne kann zwar ihre eigene Struktur nicht mehr beeinflussen, wohl aber die bessere Ausbildung der bleibenden Zähne. Werden also Milchzähne kariös, dann muß man sie sobald als möglich füllen, um ihren kräftigen Gebrauch weiterhin zu ermöglichen. Wenn die Milchzähne frühzeitig gezogen werden, dann rückt der im 7. Lebensjahre durchbrechende erste bleibende Mahlzahn weiter nach vorn, und der Kiefer bietet dann nicht genügend Raum für die durchbrechenden bleibenden Vorderzähne. Diese stellen sich dann in fehlerhafter Stellung eng gedrängt ein, bilden zwischen sich tote Winkel, in welchen Speisereste leicht liegen bleiben und Karies erzeugen. In vielen derartigen Fällen ist der Zahnarzt dann gezwungen, die ersten bleibenden Mahlzähne zu entfernen, um überhaupt Raum zu schaffen. Wenn diese Zähne bereits tief kariös sind, dann hat diese Maßnahme ihre volle Berechtigung. Wenn aber viele Zahnärzte soweit gehen, daß sie die ersten bleibenden Mahlzähne unter allen Umständen auch dann entfernen, wenn dieselben noch völlig gesund sind und kein allzu auffälliger Raummangel im Bereiche der Vorderzähne vorhanden ist, dann machen sie sich einer völlig unnötigen und vom phylogenetischen Standpunkte aus gedankenlosen Barbarei schuldig. Es kommen allerdings Fälle vor, besonders bei langköpfigen Individuen, wo auf keine andre Weise für die durchbrechenden vorderen Zähne Raum geschafft werden kann, als durch Extraktion auch der gesunden ersten Mahlzähne etwa im 12. Lebensjahre, wenn die zweiten Mahlzähne bereits durchgebrochen sind. Der durch die Extraktion gewonnene

Raum wird durch das Zusammenrücken der benachbarten Zähne bald ausgefüllt; die schief und gedrängt stehenden Vorderzähne können sich dann in richtiger Lage einstellen. Allein der zahntragende Kieferteil im ganzen ist um etwa die Hälfte der Breite des Mahlzahnes verkürzt. Die Verkürzung der Kiefer ist jedoch an und für sich bei derartigen Individuen in progressivem Maße erblich vorhanden und wird durch die regelrechte Extraktion der ersten Mahlzähne durch eine Reihe von Generationen hindurch möglicherweise nur noch befördert. Aber selbst wenn die neuere Anschauung richtig sein sollte, wonach erworbene Eigenschaften nicht vererblich sind, und somit eine schädliche Einwirkung auf die Nachkommen nicht zu befürchten wäre, dann ist es für die Kaufunktion des Individuums immerhin nicht gleichgültig, ob man ihm seinen größten Mahlzahn entfernt oder denselben möglichst lange erhält. Im einzelnen muß es freilich dem Ermessen eines einsichtigen Zahnarztes überlassen bleiben, zu bestimmen, ob die ersten Mahlzähne erhalten bleiben oder entfernt werden müssen.

Unter den Maßnahmen, welche wir treffen, um die schädlichen Ursachen der Zahnkaries fern zu halten, müssen wir wiederum mehrere Kategorien unterscheiden:

1. Man vermeide nach Möglichkeit solche Speisen, welche vorzugsweise die den Zähnen schädlichen Säuren durch Gärung erzeugen.
2. Man entferne nach dem Essen sorgfältigst alle Speisereste aus den Zwischenräumen der Zähne.
3. Man suche durch alkalisch reagierende, unter Umständen auch durch antiseptisch wirkende Mundwässer die mechanische Entfernung der Speisereste und ihrer schädlichen Produkte zu unterstützen.

Es ist bekannt, daß der Genuß von vielen süßen und stark sauren Speisen schädigend auf schwach gebaute Zähne einwirkt, ebenso Traubenkuren und manche saure Medikamente. Der Hauptfaktor für die Entstehung von Karies sind aber die stärkehaltigen Speisereste, Brot, Kartoffeln, Kuchen 2c., welche zwischen den Zähnen sitzen bleiben. Für ein Individuum mit schwach gebauten Zähnen wäre es vielleicht am besten, wenn es sich lediglich auf Fleischkost beschränkte. Da es jedoch praktisch unmöglich ist, die Kohlehydrate (stärkehaltige Nahrungsmittel) aus der menschlichen Nahrung zu verbannen, so müssen sie emsig danach streben, nach jedem Essen eine gründliche Zahnreinigung vorzunehmen.

Wir sehen, daß Tiere nach jeder Mahlzeit so lange mit der Zunge ihre Zähne bearbeiten, bis alle Speisereste aus den Zwischenräumen entfernt sind. Die feinzerteilten menschlichen Speisen können auf diese Weise nicht immer entfernt werden. Wir greifen also zunächst zum Zahnstocher, welcher am besten aus der Federspule einer Gänsefeder hergestellt wird, und entfernen damit die Speisereste aus den Zwischenräumen der Zähne. Bei sehr engen Zwischenräumen hilft man sich mit dünnen Seidenfäden. Danach kommt eine nicht allzu harte Zahnbürste an die Reihe, mit der man zuerst die Vorderflächen in senkrechter und horizontaler

Richtung, sodann die Kauflächen, endlich die Zungenflächen der Zähne in möglichst verschiedenen Richtungen bürstet. Man befeuchtet die Zahnbürste entweder mit Wasser oder mit Schaum von gewöhnlicher Toiletteseife. Letztere löst die den Zähnen anhaftenden fetten Bestandteile auf und reinigt die Zähne, ohne ihnen zu schaden. Alle die vielen Zahnseifen und Zahnpulver, welche teils als Geheimmittel um teures Geld verkauft, teils auf ellenlangen Rezepten von Zahnärzten verordnet werden, sind lediglich kosmetische, aber keineswegs hygienische Arzneimittel. Genau wie bei jedem Metallgegenstande, so läßt sich auch an den Zähnen eine schöne glänzende Politur nur auf Kosten des Zahnschmelzes erzielen. Durch gleichmäßiges Abreiben einer, wenn auch dünnen, oberflächlichen Schmelzschicht kommt die darunter liegende schön glatt zum Vorschein. Alle Zahnpulver und Zahnseifen sind nichts weiter als Poliermittel, deren eigentlicher Zweck durch teils gleichgiltige, teils sogar schädliche Zusätze und Korrigentien aller Art verschleiert wird. Wenn man überhaupt Zahnpulver gebrauchen will, dann nehme man feinste Schlemmkreide oder den noch feineren präzipitierten Kalk, denen man des angenehmen Geruches wegen einige Tropfen Pfeffermünzöl oder Wintergrünöl zusetzt. Gröbere Putzmittel wie Bimstein, Austernschale, Kohlenpulver, soll man im allgemeinen nicht anwenden, da sie den Schmelz zu sehr angreifen. Vor dem Gebrauche der im Handel käuflichen Zahnpulver und Zahnseifen kann im allgemeinen nur gewarnt werden, da viele derselben Säuren und zu grobe Poliermittel enthalten.

Nach dem Gebrauche der Zahnbürste soll der Mund sorgfältig ausgespült werden und zwar am besten mit einer schwach alkalischen Lösung von Natrium bicarbonicum oder dergleichen. Dadurch werden die etwa im Munde vorhandenen Säuren neutralisiert. Dringend zu warnen ist vor dem Gebrauche sauer reagierender Mundwässer, auch wenn dieselben antiseptische oder adstringierende Wirkung besitzen. Auch adstringierende Mundwässer sind in einem gutgepflegten Munde überflüssig.

Ausgehend von dem Gedanken, daß die Karies indirekt durch Mikroorganismen verursacht wird, hat man in den letzten Jahren vielfach antiseptische Mundwässer verordnet in der ausgesprochenen Absicht, die Mikroorganismen der Mundhöhle zu vernichten. Die Untersuchungen Miller's haben jedoch ergeben, daß wir mit keinem Antiseptikum in der im Munde anwendbaren Verdünnung eine genügende Desinfektion der Mundhöhle erzielen können. Meines Erachtens ist es überhaupt zwecklos, in einem sonst gesunden Munde zur Verhütung von Karies antiseptische Mundwässer anzuwenden. Am meisten dürfte vielleicht noch eine Saccharinlösung in Verbindung mit einem alkalischen Mundwasser zweckdienlich sein, weil sie den Zähnen und dem Organismus in der üblichen wirksamen Verdünnung nicht schädlich zu sein scheint.

Ist ein Zahn erst einmal von Karies ergriffen, dann können wir den weiteren Verlauf derselben durch bakterientötende Mittel nicht aufhalten, sondern das einzige uns zu Gebote stehende Universalmittel ist eine gut gelegte Füllung.

Was die schädlichen Wirkungen des Zahnsteines betrifft, so läßt sich denselben leicht abhelfen durch Entfernen desselben. Am zweckmäßigsten ist es, dieses Reinigen der Zähne von Zeit zu Zeit durch den Zahnarzt besorgen zu lassen, da der betreffende Patient selbst es nicht gründlich genug vollführen kann.

Zum Schlusse möchte ich noch kurz die interessante Thatsache erwähnen, daß gesunde, kräftige Zähne nicht bei allen Völkern als Zierde gelten. Bei vielen Negerstämmen Zentralafrikas, sowie besonders bei den Polynesiern ist es Sitte, durch Abfeilen der Zähne die Schönheit (?) des Individuums zu erhöhen. Zu diesem Zwecke werden entweder die seitlichen Partieen der Vorderzähne weggefeilt, sodaß zugespitzte Zähne mit dreieckiger Zahnkrone entstehen, oder aber, man feilt die Lippenflächen flach resp. in Gestalt einer Querfurche aus. Bei andern Stämmen wird der größte Teil der Kronen weggesprengt, sodaß die Zahnhöhlen eröffnet werden. Die künstlichste Form ist die Relieffeilung. Alle diese verschiedenen Arten künstlicher Deformation können mit einander kombiniert sein und erstrecken sich gewöhnlich nur auf Schneide- und Eckzähne. Nachdem die Vorderzähne ihre gewünschte Form erhalten haben, werden sämtliche Zähne des Gebisses mit einem schwarzen Firnis bestrichen, der durch Verkohlen von Limonenholz dargestellt wird und sich sehr schwer entfernen läßt.

Bei einigen Stämmen stellt das Zahnfeilen in geringem Grade einen religiösen Akt dar und wird zur Zeit der Geschlechtsreife vom Priester ausgeführt. Die weitere Bearbeitung der Zähne, sowie die Schwarzfärbung ist jedoch ins Belieben jedes Einzelnen gestellt und stellt eine kosmetische Maßregel dar, die gewöhnlich zur Zeit der Verheiratung geübt wird. Besonders wohlhabende Individuen lassen ihre gefeilten Zähne auch wohl mit Goldblech beschlagen.

Eine andre kosmetische Maßregel inferiorer Völkerstämme besteht darin, daß die mittleren Schneidezähne als Zeichen der Mannbarkeit ausgezogen werden. Auf den Neu-Hebriden werden auch den jungen Damen, sobald sie sich verlobt oder verheiratet haben, als Zeichen ihrer neuen Würde die mittleren Schneidezähne des Oberkiefers ausgestoßen, indem man einen Stab aufsetzt und mit einem Steine kräftig darauf schlägt. Im übrigen ist es den Damen der Bewohner Afrikas, Australiens und Polynesiens nicht erlaubt, ohne die Genehmigung ihrer strengen Eheherren die Verschönerung ihres Gebisses durch Feilung vornehmen zu lassen. Hält der Mann seine Frau dieses Schmuckes nicht für würdig, dann kommt es auf Antrag der Frau zum gerichtlichen Prozesse vor dem Priester. Falls der Mann nicht sehr triftige Gründe für seine Weigerung vorbringen kann, wird er unweigerlich in die Kosten des Verfahrens verurteilt.

Wesen und Grund des Vorurteils.

Eine Betrachtung
von
Jürgen Bona Meyer.

Das Streben nach Befreiung von Vorurteilen hat von jeher als besondere Aufgabe der Philosophie gegolten, und doch läßt sich die Frage nicht kurz abweisen, ob die Philosophen nicht reichlich so viel Beisteuer zur Schaffung und Festsetzung von Vorurteilen geliefert haben wie zur Befreiung von denselben. Auch die Philosophen haben den Tribut der Menschheit zahlen müssen, der sich in dem Satze ausspricht. Irren ist menschlich. „Daß irgend ein Mensch auf Erden ohne Vorurteil sein könne, ist das größte Vorurteil“ — sagte einmal Kotzebue. Und Knebel meinte gar beschönigend: „Die Vorurteile hängen dem Menschen an, wie das Moos den Bäumen. Wer sie mit Gewalt auskratzen wollte, würde dem Baume schaden.“

Nach solcher Auffassung müßte jenes Streben der Philosophen nicht nur als vergeblich, sondern geradezu als sinnlos und verderblich erscheinen. Die Philosophie thäte demnach besser von so nutzlosem Ringen abzulassen.

Die Leser werden voraussetzen, daß dies meine Ansicht nicht ist. Sie werden annehmen, daß ich sonst schwerlich den Kampf mit Vorurteilen zum Gegenstande dieser Betrachtung ausersehen haben würde, wenn ich nichts weiter glaubte sagen zu können, als daß dieser Kampf seinen Zweck nicht erreiche, daß er vielmehr Schaden bringe.

Der Philosoph befindet sich in diesem Falle ungefähr in derselben Lage wie der Arzt. Alle Steigerung ärztlicher Kenntnisse hat die Ärzte doch nicht in die Lage gebracht, die Krankheiten im Einzelfall sicher zu erkennen oder gar überhaupt die Krankheiten aus der Welt zu schaffen. Man kann auch zweifelnd fragen, ob nicht vielleicht gar mancher Arzt in falscher Anwendung seines Wissens dazu beigetragen hat, alte Krankheiten zu erhalten oder gar neue zu erzeugen. Trotzdem wünscht niemand von uns, die Ärzte ließen ihr berufsmäßiges Streben nach wachsender Erkenntnis von Krankheit und Heilung ruhen; trotzdem suchen wir alle im Notfall Rat und Hilfe bei ihnen und sind dankbar, wenn sie gewährt wird. — Ganz ebenso nun steht der Philosoph den Krankheitserscheinungen menschlichen Denkens, den Vorurteilen gegenüber. Er sucht ihren Grund auf in der menschlichen Natur und in den aus dieser sich ergebenden Wirkungen im menschlichen Leben. Er hofft durch solche Besinnung gesundem Denken zu nützen, vor krankem Denken zu bewahren. Und es müßte wunderbar zugehen, wenn sein Bemühen in keinem Falle Nutzen stiften könnte. Meine Hoffnung ist natürlich, daß auch diese Betrachtung nicht ganz zwecklos verlaufen möge.

Unsern Ausgang zum Ziele haben wir nun wohl von einer Verständigung über das Wesen des Vorurteils zu nehmen. Wann reden wir von Vorurteilen?

Was ist ein Vorurteil? Das Wort selbst spricht es aus. Ein Urteil setzt die Erkenntnis eines Verhältnisses zweier Dinge oder Vorstellungen zu einander voraus; das Urteil ist das Denken dieses Verhältnisses und die dem entsprechende Aussage über dasselbe. Ein Vorurteil wird also ein Urteil vor erfolgter Erkenntnis eines solchen Verhältnisses sein, ein Urteil vor der Zeit, da man urteilen konnte und durfte, ein Urteil ohne genügenden Grund, ein Urteil, das vorschnell gefällt wird, das somit beruht auf einer vorgefaßteo Meinung.

Ein solches Urteil entbehrt im Bewußtsein des Urteilenden des rechten Grundes und doch kann es objektiv betrachtet einen guten Grund haben. Wir hegen mitunter ein Vorurteil gegen einen Menschen ohne genauere Kenntnis desselben, wir sind uns dabei des Grundes unsrer Abneigung, unsres Mißtrauens nicht klar bewußt. Wir können darin irren, aber wir können auch Recht haben, und genaueres Kennenlernen des Menschen kann in Zukunft das Recht unsers Vorurteils bestätigen, unser Vorurteil alsdann in begründetes Urteil verwandeln. Es verhält sich daher gar nicht so, wie Thomasius in seiner Vernunftlehre behauptete, daß ein jegliches Vorurteil stets ein Irrtum ist, aber nicht ein jeder Irrtum ein Vorurteil. Viel eher läßt sich umgekehrt behaupten, ein jeder Irrtum beruht auf einem vorschnellen Urteilen, ist ein Vorurteil, aber nicht jedes Vorurteil ist thatsächlich ein Irrtum. Man wird höchstens sagen können, daß viele Vorurteile später als Irrtümer erkannt sind, daß das Hängen an Vorurteilen daher den Irrtum befördert.

Dieser Sachverhalt scheint so einfach, daß man glauben möchte, er ließe sich garnicht verkennen.

Und doch ist in unsrer Zeit von einem geistreichen Manne, Lazar B. von Hellenbach, ein dreibändiges Werk über die Vorurteile der Menschheit geschrieben worden, das eine vollständige Verkennung dieser Sachlage zur Grundlage hat, das von einer Begriffsbestimmung des Vorurteils getragen wird, nach welcher, wenn diese Begriffsbestimmung richtig wäre, es überhaupt niemals in der Menschheit zu Vorurteilen hätte kommen können. Hellenbach findet gerade die Erklärung des Vorurteils als übereilten Urteils grundverkehrt und behauptet, „ein Vorurteil sei ein auf die Autorität anderer — in der Regel unsrer Vorgänger — sich stützendes, geerbtes und anerzogenes, jedenfalls fremdes Urteil, das längere oder kürzere Zeit, je nach Pietät, Gedankenlosigkeit oder Unkenntnis der Nachkommen in Ansehen stehe." Aus dieser Begriffsbestimmung folgert Hellenbach natürlich, daß Vorurteile in wirklicher Philosophie eigentlich nie vorkommen können, denn wirkliche Philosophie gehe nur aus eigenem Denken hervor, dürfe keine fremde Autorität anerkennen.

Vorurteile der Philosophie wären daher nur auf Rechnung der anderen Wissenschaften zu setzen, die ihr falsche Prämissen lieferten, oder kämen nur bei sogenannten Philosophen, bei den Philosophie-Professoren, vor, die schulmäßig nach fremden Gedanken denken. Kurz — nach Hellenbach — können in der Philosophie Irrtümer vorkommen, zufolge schlechter, von der Wissenschaft gelieferter Daten, zufolge schlechter Schlüsse, zufolge mangelnder Erfahrung; Vorurteile

kann es aber bei einem Philosophen nicht geben, denn er wäre dann kein selbständig denkender Kopf; wohl aber kann es Vorurteile bei Philosophie-Professoren geben, weil sie oder wenn sie lediglich auf der Grundlage fremder Gedanken stehen, daher vorgefaßte Meinungen haben!

Der Baron Hellenbach hat mit dieser Behauptung unstreitig insoweit Recht, als viele Vorurteile allerdings unüberlegt aufgenommene, halb unbewußt überkommene Urteile andrer sein werden, aber nicht das macht diese Urteile zu Vorurteilen, daß sie angeeignete, sondern daß sie unüberlegt angeeignete fremde Urteile sind. Hellenbach's Urteil über die Philosophie-Professoren ist vielleicht ein solches Vorurteil, sofern er dasselbe ungeprüft dem Schopenhauer nachgesprochen hat. Ebenso sicher aber beruht seine Begriffsbestimmung des Vorurteiles auf einem Irrtum eignen Denkens, ist ein Vorurteil seines eigensten Denkens. Wäre nun diese seine Begriffsbestimmung richtig, so könnte offenbar niemals ein Vorurteil in die Welt gekommen sein, weil doch niemals das richtige Urteil eines Menschen durch Annahme seitens eines andern Menschen zu einem falschen Urteil, zu einem Vorurteil hätte werden können und soweit für die Menschen niemals eine Verleitung zum Irrtum durch Aufnahme fremden Urteils hätte gegeben sein können. Einer muß doch auf Erden zuerst selbst irrtümlich geurteilt haben.

Kurz, es bleibt dabei, der Mensch verfällt dem Vorurteil durch vorschnelles eignes Urteil, und dazu gehört es auch, wenn er ohne genügende Prüfung auf Grund geglaubter Autorität eines andern fremde Urteile aufnimmt und nachspricht.

Woran aber liegt dies nun, wenn er dies thut? Wo liegt der seelische Fehler bei solchem vorschnellen Urteilen, wo liegt der seelische Ursprung des Vorurteils? Oder giebt es überhaupt einen solchen Ursprung des Vorurteils?

Der Philosoph Descartes hat behauptet, die Schuld dieser Voreiligkeit des Urteilens liege am menschlichen Willen. Unser Denken müßte sich immer richten nach den gegebenen Thatsachen und nach den feststehenden inneren Gesetzen der Seele, welche die Thatsachen aufnimmt und verarbeitet; unser Wollen dagegen könne ungebunden über solche Grenzen hinausgehen, könne freier schalten nach eigenster Willkür; das Gebiet des freien Willens sei somit weiter als das Gebiet des durch Denkgesetze eingeengten Denkens. Besteht nun — so meinte Descartes weiter — der Irrtum, das Vorurteil aus einer grundlosen Behauptung, so muß dieser Irrtum aus der Willensfreiheit als dem grundlosen Vermögen des Bejahens oder Verneinens entspringen. In diesem Vermögen freien Wollens liegt aber nun zugleich das Vermögen, weder zu bejahen noch zu verneinen, d. h. also sein Urteil, sofern ein genügender Grund fehlt, zurückzuhalten und eben dadurch jeden Irrtum, jedes Vorurteil zu vermeiden. Sofern ich nur wahr gegen mich selbst bin — meint Descartes — muß ich den Zustand meiner persönlichen Ungewißheit, den Mangel meiner Einsicht erkennen, und nach dieser Erkenntnis bin ich dann kraft meines freien Willens imstande, mich jedes Urteils und Scheinwissens zu enthalten. Wenn somit in jedem Falle

des Irrtums die Möglichkeit durch Zurückhaltung des Urteils nicht zu irren offen stand, so ist jeder Irrtum, in den wir geraten, unsre selbsteigne That und unsre Schuld. Unsre Erkenntnis ist unvollkommen, diese Unvollkommenheit ist nicht unsre Schuld, sondern Mangel oder Schranke unsrer Natur. Wir würden aber trotz dieses Mangels, trotz dieser Schranke niemals irren, wenn wir unser Urteil vorsichtig zurückhielten und niemals mehr zu wissen scheinen mögen, als wir in Wahrheit klar und deutlich einsehen; wenn wir eben in keinem Falle ein unbegründetes Urteil dem begründeten vorzögen. Diese freie Willensentscheidung für das unbegründete, oder sagen wir deutlicher für das noch nicht begründete Urteil, macht den Irrtum, ergiebt das Vorurteil. Der begründeten Urteile sind wenige, der unbegründeten viele; der Schein, mehr zu wissen, als man in Wahrheit weiß, ist verführerisch und veranlaßt den Mißbrauch der Willensfreiheit, durch welchen wir die unbegründeten Urteile so oft den begründeten vorziehen.

Darnach soll es sich also mit dem Beitrag zum Irrtum seitens des Verstandes und des Willens kurz gesagt folgendermaßen verhalten. Der Beitrag des Verstandes liegt in seiner Schranke, der des Willens in der durch seine Schrankenlosigkeit ermöglichten Schuld; die Schranke des Verstandes ist natürliche Unvollkommenheit des endlichen Wesens, der Mißbrauch der Willensfreiheit ist sittlicher Mangel, nämlich Mangel an persönlicher Wahrhaftigkeit, an echter Selbsterkenntnis und Selbstprüfung. Irrtum und Vorurteil treten durch unsre Willensschuld ein, sobald wir Nichterkanntes als Erkanntes behandeln, sobald wir urteilen, bevor wir wissentlich urteilen dürfen.

Diese Auffassung des Descartes hat zunächst in ihrer strengen Denkfolgerung etwas Bestrickendes, muß aber auch sofort als äußerst bedenklich und genauer betrachtet als irrig, das Problem nicht lösend angesehen werden. Diese Ansicht macht allen Irrtum zu einer sittlichen Schuld, macht alles menschliche Irren zu einer Gewissenssache. Das ist ungefähr dasselbe, wie wenn die Theologen behaupten, aller Glaube beruhe auf einem Glaubenwollen; fehle der rechte Glaube, so fehle eben der rechte Wille. Damit machen auch sie den Glauben zur Gewissenssache, indem sie jeden Glaubensmangel, oder wie sie denselben gemeiniglich zu nennen belieben, jeden Unglauben sofort als einen Willensmangel und somit als eine sittliche Schuld betrachten, die sittliche Buße fordert. Es ist sogar anzunehmen, daß Descartes' philosophische Irrtumslehre dieser theologischen Glaubenslehre einen stützenden Unterbau geliefert hat. Das Bedenkliche, Gefährliche tritt in beiden zu einander gehörenden Auffassungen sofort deutlich hervor, wenn man in berechtigter Folgerung kurz aus ihnen den Schlußsatz zieht: wer nicht den rechten Glauben hat oder wer irrt, begeht eine Sünde, offenbart seine Unsittlichkeit. Die Theologen haben diese bedenkliche Folgerung zum Schaden des Friedens der Menschheit leider oft genug gezogen, die Philosophen haben gottlob niemals Macht genug gehabt, um bei gleichem Verfahren andern Schaden anzurichten als den, durch Halten an diesem Vorurteil den Streit der Ansichten zu verbittern.

Nun handelt es sich aber hierbei offenbar nur um ein Vorurteil; die Ansicht des Descartes ist unschwer als ein Irrtum zu erkennen, sobald diese Quellangabe des Irrtums die vollgenügende Erklärung alles Irrens, eines jeden Vorurteilens sein soll. Descartes hat gewiß recht mit der Annahme, daß wir niemals irren würden, wenn wir unser Urteil stets zurückhielten, bis wir ein vollbegründetes Urteil sprechen könnten. Descartes hat auch recht zu fordern, daß wir unsre Willensfreiheit benutzen, um diese Zurückhaltung zu üben; er hat auch noch recht zu behaupten, daß wir oftmals dem Irrtum verfallen, weil wir diese Zurückhaltung nicht üben, weil wir vorurteilen vor dem Urteil. Aber das erklärt ja gar nicht, was denn nun unsern Willen zu diesem Mißbrauch seiner Freiheit verleitet. Das geht ja auch von der ganz unerwiesenen und sicherlich unerweisbaren Voraussetzung aus, wir müßten in jedem gegebenen Augenblick durch Selbstprüfung klar erkennen können, ob hinreichende Gründe zu einem Urteile vorliegen oder nicht. Bei den meisten Vorurteilen werden die betreffenden Menschen unbedingt annehmen, hinreichende Gründe zu ihren Urteilen zu haben. Daß sie solchem Irrtum anheimfallen, liegt nicht unmittelbar an ihrem Willen; sondern daß der Wille sie nicht zur nötigen Zurückhaltung des Urteils zwingt, liegt an andern Beschaffenheiten ihrer menschlichen Natur, welche sie verleiten, diese Zurückhaltung nicht im gegebenen Falle für nötig zu halten. In diesen Beschaffenheiten der Menschennatur muß man daher die Quellen des Irrtums, der Vorurteile aufsuchen.

Einen Versuch dazu hatte nun schon der fast gleichzeitig mit Descartes lebende Bacon von Verulam, Lordkanzler der Königin Elisabeth, gemacht.

Zwei Wege zur Erforschung und Entdeckung der Wahrheit seien möglich — meinte Bacon. Auf dem einen fliege man von den Sinnen und dem Einzelnen gleich zu den allgemeinsten Sätzen hinauf und bilde und ermittele aus diesen obersten Sätzen, als der unerschütterlichen Wahrheit, die mittleren Sätze. Dieser Weg sei bis dahin in Gebrauch. Der zweite Weg ziehe aus dem Sinnlichen und Einzelnen Sätze, steige stetig und allmählich in die Höhe und gelange erst zuletzt zu dem Allgemeinen. Dieser bisher unbetretene Weg sei der wahre, der zur Wahrheit führende. Letztern versuche bei einem maßvollen, ruhigen und ernsten Temperamente der sich selbst überlassene natürliche Verstand der Menschen gern, wenn er nicht durch hergebrachte Lehren, eben durch Trugbilder des Vorurteils gehemmt werde. Daher komme es darauf an, diese Trugbilder klar zu erkennen, um sicherer gegen sie geschützt zu bleiben.

Bacon glaubt nun viererlei Gattungen solcher der Wahrheit hinderlichen Trugbilder (Idole) erkannt zu haben; er bezeichnete sie mit den zunächst sonderbar klingenden Namen der Trugbilder des Stammes, der Höhle, des Marktes, des Theaters.

Die Trugbilder des Stammes sollen solche sein, welche ihren Grund in der Menschennatur selbst haben, in dem Stamm oder Geschlecht des Menschen selbst. Der menschliche Verstand gleiche — meint er — einem Spiegel mit unebener Fläche für die Strahlen der Gegenstände, welcher seine Natur mit der der letzteren

vermenge, sie entstelle und verunreinige. Solcher menschlicher Stammes- oder Geschlechts-Vorurteile zählt Bacon nun sieben auf. Zunächst ist der menschliche Geist stets geneigt, größere Ordnung vorauszusetzen, als er findet. Demgemäß nahm Aristoteles und mit ihm fast das ganze Mittelalter irrtümlich an, die Himmelskörper müßten sich in vollkommenen Kreisen bewegen. Dieses Vorurteil hinderte Jahrhunderte lang die richtige astronomische Erkenntnis. Sodann ist der Mensch stets geneigt, das anzunehmen, was ihm gefällt, und begnügt sich daher in solchem Falle gern auch mit ungenügenden Beweisen. So zeigte man einem Zweifler im Tempel die aufgehängten Votivtafeln derer, welche für ihre Errettung aus dem Schiffbruche Geschenke geweiht hatten, und bedrängte ihn nun mit der Frage: ob er nun nicht das Walten der Götter anerkenne? — Der Zweifler fragte entgegnend mit Recht: aber wo sind denn alle jene verzeichnet, welche trotz ihrer ausgesprochenen Gelübde dennoch untergegangen sind? — Jene Fragenden sahen eben in den aufgehängten Votivtafeln Beweise für das, was sie gern glauben mochten, und unterließen nach Gegenbeweisen zu forschen. Der Zweifler dagegen forschte nach diesen, weil ihm eben mehr an Beispielen für die göttliche Nichtbeachtung menschlicher Gelübde lag. So verhält es sich — bemerkt Bacon mit Recht — mit allem Aberglauben, sowohl in der Astrologie wie bei den Träumen, den Vorbedeutungen, den Rachegöttern. Man erfreut sich an solchen eitlen Dingen und merkt sich die Fälle des Zutreffens; dagegen werden die Fälle des Fehlschlagens und des Nichteintreffens, obgleich sie zahlreicher sind, übergangen und nicht beachtet.

Zum dritten fällt der Menschengeist dadurch leicht dem Vorurteil anheim, daß derselbe von dem, was die Seele einmalig und plötzlich erschüttert und durchdringt, am meisten bewegt wird, so daß seine Phantasie sich ganz damit erfüllt und daran erhitzt. Nun soll alles andre sich in nicht zu begreifender Weise ebenso verhalten wie dieses Wenige, was gerade die Seele besetzt hält.

Sodann aber lodert der Geist wohl auf, vermag aber doch nicht zu beharren und anzuhalten, sondern treibt immer vorwärts, oft aber vergeblich. So kann man sich kein Ende und kein Äußerstes der Welt vorstellen, ist vielmehr genötigt, immer noch etwas darüber hinaus anzunehmen; ebenso wenig kann man sich vorstellen, wie die Ewigkeit bis zu dem heutigen Tag hat ablaufen können. Verderblicher zeigt sich nun diese Ohnmacht des Geistes bei der Auffassung der Ursachen. Das Allgemeinste kann nicht wieder aus Ursachen abgeleitet werden, und dennoch verlangt der Mensch, der nicht ruhen kann, noch nach höherem. Bei diesem Streben nach dem Entfernteren, das er nicht erreicht, fällt er dann ohnmächtig in das Nähere zurück und erklärt den Zusammenhang und das Geschehen der Dinge aus Zwecken, welche dem Menschen vielmehr angehören als dem Weltall.

Der menschliche Geist ist eben kein reines Licht, sondern steht beständig unter dem Einfluß vom Willen und von Gefühlen, und eben dies giebt eine fünfte Quelle der Vorurteile. So glaubt der Menschengeist in seinem Wissen am leichtesten das, was er am liebsten als das Wahre haben mag. So ver-

wirft der Menschengeist das Schwere, weil ihm die Geduld zur Untersuchung fehlt; desgleichen das Maßhaltende, weil es die Hoffnungen einschränkt; das Höhere in der Natur aus Aberglauben; das Licht der Erfahrung aus Hochmut und Anmaßung, damit es nicht scheine, als beschäftige sich der Geist mit Niedrigem und Vergänglichem; endlich das sonderbar Klingende wegen der Meinungen der Menge. Auf unzählige und oft unmerkbare Weise drängt sich das Gefühl in das Denken ein und beeinträchtigt dasselbe.

Das größte Hemmnis und der größte Anlaß zu Irrtümern aber kommt dem Menschenverstand von dem Staunen, von der Ohnmacht und von den Täuschungen der Sinne. Alles, was die Sinne erregt, wird dann über das gestellt, wo dies nicht unmittelbar der Fall ist, wenn auch letzteres das Bedeutsamere sein sollte. Die Betrachtung hört dann mit dem sinnlichen Sehen auf, und die unsichtbaren Dinge werden wenig oder garnicht beachtet. Der Sinn für sich allein aber ist schwach und dem Irrtum ausgesetzt.

Desgleichen aber führt uns auch noch der menschliche Verstand leicht in Irrtum, weil er seiner Natur nach zu dem Abstrakten drängt und das Fließende gern für ein Beharrendes hält. So erklärt man die Natur gern vermittelst abstrakter Begriffe, welche nur Erdichtungen unsrer Seele sind, anstatt aus wirkenden Kräften, welche durch Zerlegung der Natur erkannt sind.

Das sind also die sieben Trugbilder des Stammes, des Menschengeschlechtes, welche Bacon kennzeichnet. „Sie entspringen — so schließt Bacon die Betrachtung — entweder aus der überall gleichen Natur des menschlichen Geistes oder aus seinen Vorurteilen, oder aus seiner beschränkten Natur, oder aus seiner Unruhe, oder aus dem Einfluß der Gefühle, oder aus der Schwäche der Sinne, oder aus der Art der Eindrücke."

Zu diesen Trugbildern des Stammes sollen nun die Trugbilder der Höhle hinzukommen, welche ihren Ursprung in der Besonderheit des Einzelnen, gleichsam in der Höhle des Sonderdaseins haben. Ihr Grund ruht in der geistigen und körperlichen Besonderheit des Einzelnen, auch in der Erziehung, den Gewohnheiten und Zufälligkeiten seines Lebens. So lieben die Menschen bestimmte Wissenschaften, weil sie sich für Urheber und Erfinder derselben halten, oder weil sie sich viel darum bemüht und an solche Betrachtung gewöhnt haben. Wenden sich nun solche Personen zur Betrachtung des Allgemeinen, so verderben und verdrehen sie dies durch Übertragung des nur für das besondere Wissen gültigen Verfahrens auf dieses Allgemeine. Der größte Unterschied der Geister besteht darin, daß manche besser und geschulter die Unterschiede der Dinge und andre besser deren Ähnlichkeit bemerken. Beide Arten von Geistern geraten nun leicht in das Übermaß und fallen dadurch in Irrtum und Vorurteil. Nach solcher Einseitigkeit des Besonderen verlieren sich manche Geister in Bewunderung vor dem Altertum, andre ganz in Liebe und Eifer für die Neuzeit. Dergleichen Vorurteil bringt dem Wissen Schaden, die Wahrheit hängt nicht von dem Glück einer bestimmten Zeit ab. Zur Vermeidung solcher schädlichen Einseitigkeit des Besonderen ist es ratsam, mit den Betrachtungsweisen zu wechseln. Im allge-

meinen muß auch der Beobachter der Natur, der Wahrheit will, gerade dem mißtrauen, was seinen Verstand am meisten anspricht und fesselt. Gerade bei solchen Gefühlseinwirkungen des Besonderen ist größte Vorsicht nötig, damit der Geist sich unparteiisch und rein erhalte.

Jedoch dies sollen nun vielfach vor allen noch die lästigsten Trugbilder, die Trugbilder des Marktes, hindern. Dies sind die Trugbilder, welche durch Verbindung der auf dem Markte des Lebens geltenden Worte und Namen den Geist gefangen nehmen. Die Menschen glauben, daß ihr Geist dem Worte gebiete; oft aber kehren die Worte ihre Kraft gegen den Geist um. Die Worte werden meist nach der Auffassung der Menge den Dingen beigelegt, und diese unterscheidet sie nach den Richtungen, welche dem gewöhnlichen Sinne am auffallendsten sind. Wenn dann ein schärferer Geist und eine genauere Beobachtung diese Bestimmungen des Begriffs ändern, so bleiben doch die alten Worte bestehen; demgemäß endigen dann die großen und feierlichen Disputationen der Gelehrten oft im Streite über Worte und Namen, während es nach dem verständigen Vorgange der Mathematiker ratsamer gewesen wäre, mit den Namen anzufangen und diese durch Begriffsbestimmungen ins Reine zu bringen.

Man denke nur an Namen und Begriff eines Atheisten. Man dachte dabei ursprünglich an einen Menschen, der an keinen Gott glaubt, der also gottlos war. Gott aber galt als ein Wesen überirdischer Art mit überirdischer Macht. Nun wurden allmählich gottlos und ungläubig einerlei Begriffe, für ungläubig aber erklärte ein jeder Anhänger eines bestimmten Glaubens jeden Anhänger eines andern Glaubens. So verallgemeinerte sich allmählich der Begriff des Atheisten zu dem des Ungläubigen überhaupt. Oder man wandte diesen Namen auch an auf den Pantheisten, dessen Gott das Weltall selbst sein sollte, weil derselbe in dem angenommenen Sinne nicht an einen persönlichen überweltlichen Gott glaube, und doch ließ man dabei ganz unergründet, was unter Persönlichkeit Gottes zu verstehen sein sollte. Dem entsprechend wirtschaftete man dann vielfach vorurteilsvoll mit dem Namen des Atheisten auf dem Markte des Lebens und verrannte sich in Streit über Streit.

Das führte dann natürlich zu den von Bacon letztgenannten Trugbildern des Theaters, den auf der Schaubühne der Menschengeschichte sich vererbenden Vorurteilen, welche den Menschen nicht von Natur angeboren sind, sondern welche aus den Fabeln der Theorien und aus den verkehrten Regeln der Beweisführung dem Geiste eingeflößt und von demselben aufgenommen werden. Diese Fabeln der Schaubühne der Menschheit haben mit den auf der Schaubühne der Dichter vorkommenden das gemein, daß sie wie die für die Sinne ausgedachten Erzählungen zusammenhängender, zierlicher und den Wünschen der Hörer mehr entsprechend sind als die wahren Erzählungen aus der Geschichte. Im allgemeinen wird aber dann bei der Weltweisheit entweder vieles aus wenigem oder weniges aus vielem erschlossen, sodaß nach beiden Seiten die Weltweisheit auf einer zu schmalen Grundlage der Erfahrung und wirklicher Weltkunde errichtet ist und nicht aus so vielem, als sein sollte, sich entwickelt. Auch greift wohl

die auf die Vernunft sich stützende Klasse der Philosophen aus der Erfahrung das Nächste und Verschiedenste auf, was weder sicher ermittelt noch genau untersucht und erwogen ist; alles andre soll dann durch bloße Überlegung und Anstrengung des Geistes erlangt werden. Eine noch andre Klasse von Weltweisen endlich mischt im Eifer ihres Glaubens und ihrer Gottesverehrung die Theologie und die heilige Überlieferung ein in die Erklärung der Natur- und Menschenwelt, gründet ihre Naturphilosophie auf den Anfang der Bücher Moses oder auf das Buch Hiob. So entstehen die Vorurteile eitler Sophistik, blinder, beschränkter Erfahrung und thörichten Aberglaubens.

Der Geist muß sich vorsehen, solchen Ausschreitungen der Weltweisheit beizustimmen, der Geist hat da an sich zu halten, denn solche Ausschreitungen erzeugen und verewigen gleichsam die Trugbilder. Man überschreitet hier in zweifacher Weise das rechte Maß. Die eine Seite ist mit ihren Aussprüchen schnell fertig; sie macht alles Wissen zu einem willkürlichen Werk der Magister; die andre Seite hat das Enthalten von jeder Zustimmung und ein unbestimmtes Untersuchen ohne Ende eingeführt. Die ersten drücken den Geist nieder, die andern nehmen ihm die Kraft.

Mit festem und feierlichem Entschluß — so fordert Bacon — hat man allen diesen Trugbildern zu entsagen; der Geist muß von ihnen durch Erkenntnis derselben befreit und gereinigt werden. Zu dem Reiche des Menschen, das in dem Wissen gegründet wird, darf kein andrer Zugang sein als zu dem Himmelreiche, in welches nur in Kindesgestalt einzutreten gestattet ist.

Dieser Abschluß der Betrachtung Bacon's klingt somit aus — möchte man sagen — in eine Anrufung der Kindeseinfalt und des einfachen, sogenannten gesunden Menschenverstandes zur Bewahrung vor dem Schwarm der die Erkenntnis der Wahrheit hindernden, in weitem Umfange dargelegten Vorurteile.

Man wird zugeben, daß in dieser Darlegung auf viele in unsrer Menschennatur und in unsern Verhältnissen liegende Quellen der Vorurteile von Bacon hingewiesen ist, welche nicht kurzweg aus dem einen Quell, dem von Descartes als solchen bezeichneten Willensfehler, abgeleitet werden können. Es handelt sich um ursprüngliche Mängel der Menschennatur, welche den Menschen zu einer falschen oder gar einer nicht genügenden Verwendung seines Willens verleiten. Der Leser wird auch sicher bei vielen einzelnen Bacon'schen Fehlerquellen die Richtigkeit erkannt und anerkannt haben, indem seine eigne Erfahrung im Stillen Zeugnis dafür ablegte, daß auf solche Weise Vorurteile entstehen und sich verbreiten. Und doch kann diese Bacon'sche Aufzählung und Anordnung der Gattungen unsrer Vorurteile schwerlich vollauf befriedigen; man wird vielmehr geneigt bleiben, dem Spinoza beizustimmen, der über diese Darstellung urteilend seinem Freunde Oldenburg schrieb: „Von Bacon brauche ich nicht viel zu sagen; er behandelt die Frage verworren und erzählt mehr, als daß er beweist."

Spinoza hat recht, Bacon wiederholt sich und spricht von denselben Mängeln unsrer Natur an verschiedenen Stellen seiner Ordnung der Vorurteilsgattungen. Die Neigung des Menschen, anzunehmen, was ihm gefällt, bedeutet

eben dasselbe, was Bacon als einen andern Mangel daneben aufstellt, nämlich, daß wir urteilen unter dem Einfluß von Wille und Gefühl. Die Neigung des Menschengeistes, bei der Erklärung eines Zusammenhanges mit Überspringung der Mittelursachen gleich zum allgemeinsten Grunde seine Zuflucht zu nehmen, ist nur eine Form der an andrer Stelle genannten Vorliebe des Menschengeistes zum Abstrakten. Die Trugbilder der Höhle selbst gehen hervor aus der unter den Trugbildern des Stammes aufgezählten Neigung des Menschen, das anzunehmen, was ihm gefällt, oder aus der Schwäche seiner Natur, sich im Urteil von dem Einfluß des Willens und des Gefühles mitbestimmen zu lassen. Überhaupt fehlt auch ganz bei der Darstellung Bacons die Erkenntnis, wie selbst die Vorurteile des Marktes und der Schaubühne doch eigentlich ihren Grundquell wieder in Allgemeinschwächen der Menschennatur, also in den Trugbildern des Stammes haben. Und dieser, allerdings verwirrende Hauptmangel der Bacon'schen Ordnung hat seinen Grund darin, daß eben das Zurückgehen auf den einheitlichen Grundquell des Irrtums und des Vorurteils in der Menschennatur fehlt.

Wir wollen nun aber nicht mit Spinoza auf Descartes zurückgreifend sagen: „Alle diese Ursachen des Irrtums kann man auf eine zurückführen, die Cartesius aufstellt, daß der Wille des Menschen frei ist und weiter geht als seine Erkenntnis; oder wie Bacon dies unklarer ausspricht: weil das Licht des menschlichen Geistes nicht reines Licht ist, sondern einen Aufguß vom Willen empfängt."

Wir sind vielmehr der Meinung, daß die bloße Willkür des Willens das Abirren des Urteils auch nicht genügend erklärt, daß vielmehr in der Menschennatur etwas da sein muß, was den Menschen zur falschen Benutzung seines Willens verleitet. Bacon hat uns in der Aufzählung solcher verleitenden Beschaffenheiten der Menschennatur unbedingt weiter geführt, aber doch nicht bis zum letzten Grundquell hingeführt, aus welchem alles andre abzuleiten ist.

Dieser Grundquell alles Vorurteils nun ist nach meiner Ansicht die menschliche Selbstliebe, die nur zu leicht zur ungemäßigten Selbstsucht führt. Aus dieser Selbstliebe entspringt, daß wir zu geneigt sind, das anzunehmen, was uns gefällt, daß wir zu geneigt sind, unter dem Einfluß von Wille und Gefühl zu urteilen. Daraus ergiebt sich auch, daß wir eine Vorliebe für das Glück zeigen, das wir nicht besitzen aber erhoffen, weil der Mensch so selten zufrieden ist mit dem Glück, das er hat. Aus dieser Selbstliebe entspringt auch im Denken die Neigung, auf dem bequemsten Wege zum Ziele zu kommen; der Philosoph Fichte behauptete, der Mensch sei von Natur faul; denkfaul sind jedenfalls viele. Einen Zusammenhang der Dinge aus allgemeinen, stets bereit liegenden Gründen zu erklären, ist meist bequemer, als mühsam nach den im Einzelfall vorliegenden besonderen Gründen zu forschen. Auf Grund weniger Erfahrungen in rascher Verallgemeinerung einen Allgemeinsatz erschließen, ist meist viel bequemer, als mühsam Erfahrung auf Erfahrung häufen, um endlich zu einem sichern Schluß zu gelangen. Noch bequemer aber als auf solche Weise fehlerhaft selbst zu denken ist es, gar nicht zu denken, sich mit Worten zu begnügen, anstatt auf

klare Begriffe zu bringen oder im blinden Vertrauen auf das Denken andrer fremde Gedanken, Schlagwörter des Tages auf- und anzunehmen und sich des eignen Denkens ganz zu entschlagen.

In dieser Seite der Menschennatur sitzt der Grundquell alles Vorurteils. Auf diesen Grundquell sind auch stets in irgend einer Weise die Vorurteile des Alters, des Geschlechts, des Standes, der Völker, des sozialen und politischen Lebens und demgemäß auch der Zeiten zurückzuführen. Über die so entsprungenen, in der Form oft wechselnden, im Wesen sich doch gleichbleibenden Vorurteile der Menschheit ließen sich nun leicht noch mehr als drei Bände schreiben, die Baron Hellenbach damit gefüllt hat, indem er natürlich alles als Vorurteil behandelt, was nicht seine Ansicht ist.

Wir können natürlich in einem kurzen Artikel dieses Thema nicht erschöpfen, wollen auch keinen Versuch dazu machen, sondern uns begnügen, noch an einigen allgemein bekannten und fast allseitig zugegebenen Vorurteilen zu zeigen, daß und wie dieselben wirklich aus jenem Grundquell entspringen.

Der Mensch in seiner Selbstliebe — sagten wir — ist selten zufrieden mit dem Glück, das er hat, und ersehnt daher das Glück, das ihm, aus der Ferne gesehen, größer scheint. So ersehnt die Jugend das Glück, erst groß und erwachsen zu sein, und denkt sich dieses Glück vorurteilend gemeiniglich schöner, als sie es hernach findet. Irgend welche Enttäuschungen bereitet daher das Menschenleben einem jeden. Aus gleichem Grunde sehnt sich das Alter zurück nach der nun in so viel schönerem Lichte erscheinenden Jugend und wird zum Lobredner der guten alten Zeit. Aus Selbstliebe hat das kraftvollere Geschlecht der Männer sich von jeher die Herrschaft über die Frauenwelt gesichert, und ebenfalls aus Selbstliebe bäumt das schwächere Geschlecht sich machtlos dagegen auf. Die vielfach ungerechtfertigten Zurücksetzungen der Frauen seitens der Männer im Berufsleben haben darin ebenso ihren Grund wie die oft nicht minder ungerechtfertigten Forderungen der Frauen auf eine widernatürliche Gleichstellung mit den Männern. Aus übertriebener Selbstliebe entspringt übertriebene Standeswertschätzung und Standesehre und ebenso die Unterschätzung eines andern Standesberufes. So glaubten ehemals die Helden des Krieges, sie allein führten ein menschenwürdiges Dasein und gingen dermaleinst ein in die Herrlichkeit Walhallas. Etwas von diesem Vorurteil blieb noch lange erhalten in der Menschheit, die Ritter des Schwertes sahen noch lange Zeit mit einer gewissen Geringschätzung herab auf die Herren von der Feder. Man kann sogar fragen, ob nicht etwas von der Stimmung solchen Vorurteils noch heutzutage in gewissen Kreisen gilt. Die Federfuchser aber, die Kopfarbeiter, vergalten gleiches mit gleichem, wollten in den Rittern und Kriegern oft nur die rauflustigen und blutdürstigen Schlächter des Menschengeschlechtes sehen und die Kopfarbeit allein als die des denkenden Menschen würdige Arbeit schätzen. Beide, Krieger und Denker, vereinten sich vorurteilsvoll in der Geringschätzung der Männer des Handels und des Gewerbes. In manchen griechischen Staaten besaßen daher die letztern kein oder noch nicht das volle Bürgerrecht. Noch in den Augen

Ulrichs von Hutten waren die Kaufleute, Krämer und Handwerker nicht viel besseres als Geldschneider und Betrüger, an denen sein Mütchen durch Raub zu kühlen einem ordentlichen Rittersmann wohl anstand. So schlimm ist es nicht mehr, aber doch sieht noch heutzutage mancher Herr vom Adel und ebenso mancher Gelehrte in dem Kaufmann nur den Geldprotzen, dessen ganzes Dichten und Trachten nur auf Geldverdienen ausgeht; übersehen wird dabei, daß dieses Streben nach Verdienst dem Wunsche nach freier bürgerlicher Selbständigkeit entspringt und, wenn es gelingt, in hervorragendem Maße der Pflege von Kunst und Wissenschaft und der Förderung des großartigsten Weltverkehrs dient.

Die Kaufleute dagegen erwidern ihrerseits das ihnen entgegen tretende Vorurteil mit dem Vorurteil, in den Herren vom Adel nur hochmütige Herren, deren ganzes Glück an Titel und Orden hängt, und in den Gelehrten noch obendrein Pedanten zu sehen, die vom praktischen Leben nichts verstehen. Zu diesem Vorurteil hilft außer dem Vorurteil der allzu großen Selbstliebe des eignen Standes noch die Neigung, vereinzelte Erfahrungen zu verallgemeinern.

Jetzt treten zu diesen Standesvorurteilen noch die Vorurteile der Arbeiter hinzu, welche meinen, daß sie allein den Namen von Arbeitern verdienen, daß sie allein am Glückstische des Lebens nicht mitspeisen, während doch in Wahrheit das Glück des Lebens nur in den verschiedenen Ständen verschieden verteilt ist und, bei Lichte besehen, doch zumeist niemand Lust hätte mit dem Lebensglücke eines andern zu tauschen.

Mancher Arbeiter möchte wohl annähernd gern ebenso viel verdienen wie sein Herr; aber dieselbe Denkarbeit wie sein Herr möchte er nicht verrichten und dieselbe Geldsorge wie sein Herr möchte er auch nicht tragen.

In hohem Grade stehen auf demselben Brette vielfach unberechtigter und sich verirrender Selbstliebe die Vorurteile, welche heutzutage die Völker wechselseitig gegen einander ausspielen. Wir leben in einem Zeitalter des nationalen Chauvinismus, von welchem sogar die kleinsten Völker und Völkerschaften angesteckt werden, die ohne den größern Kulturzuschuß andrer Völker menschlich gar nicht leben können.

Noch mehr aber leiden wir insgesamt unter den Vorurteilen des Parteilebens im Innern, nach welchem ein jeder nur das Denken seiner Partei schätzt, nur die Blätter seiner Partei liest, nur die Versammlungen seiner Partei besucht und daher auch nur auf die Worte seiner Partei schwört.

Die wesentliche Grundlage von all' solchem Übel der Vorurteile ist die übertriebene Selbstliebe, die allzu große Wertschätzung des Eignen, die zu allzu geringer Beschäftigung mit dem Denken und Fühlen andrer führt. Die notwendige Heilung von diesem Übel kann nur gesteigerte Selbstprüfung bringen, die uns die Quellen der Vorurteile in den bezeichneten Neigungen der Menschennatur erkennen läßt und die sich dann in den Dienst des sittlichen Willens stellt, der uns die Kraft giebt sie zu vermeiden.

Darin also wollen wir von der Ansicht des Descartes abweichen. Befreiung von Vorurteilen wird allerdings nur erlangt durch fortgesetzte strengste

Selbstprüfung, zu welcher der feste Wille die Kraft geben muß. Aber zugleich muß die Erkenntnis ihr Augenmerk auf die in der Menschennatur liegenden Quellen des Irrens richten, von deren Beeinflussung des Urteils unser Wille uns zurückhalten soll. Die Befreiung von Vorurteilen ist somit ein Problem gemeinsamer Arbeit des erkennenden Geistes und des zur Menschenwürde aufstrebenden sittlichen Willens.

Wer diesen Weg einschlägt und sein Lebenlang verfolgt, wird sich gewiß dem Ziele immer mehr nähern, wenn er es auch niemals ganz erreicht. Ein Ideal wird in unserm Menschenleben immer nur erstrebt, niemals erreicht; dem ungeachtet bleibt es allezeit erstrebenswert.

Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's.

Ein Beitrag zur Geschichte seiner letzten Lebensjahre

von

Theodor Wiedemann.

(Fortsetzung.)

Wenn beide, Ranke und Manteuffel, von einander getrennt waren, was während der letzten sechzehn Jahre meistens der Fall gewesen ist, so fand zwischen ihnen eine regelmäßige und dem Charakter ihres Verhältnisses gemäß vertrauliche Korrespondenz statt. War Manteuffel auch nur kurze Zeit in Berlin anwesend, so unterließ er nie, Ranke zu besuchen; häufig geschah es, wenn er daselbst seinen ständigen Aufenthalt genommen hatte; dann leisteten sie auch gegenseitigen Einladungen zur Mittagstafel Folge.[1]) Oft trat der General um die neunte Abendstunde, bisweilen in Begleitung seiner Gemahlin, ein. Ranke säumte, sobald die Anmeldung geschehen war, keinen Augenblick, die Arbeit aufzugeben, während er sonst damit, bis eine Art von Abschluß oder doch eine Ruhepunkt erreicht war, zu zögern pflegte. Sofort ging er seinem Gast zu freundlichem und herzlichem Willkommen entgegen. Und während er nach allen andern Besuchen die wissenschaftliche Beschäftigung an eben der Stelle, an der er sie hatte abbrechen müssen, unmittelbar wieder aufnahm, als wenn nichts dazwischen gekommen, und alsbald wieder völlig bei dem behandelten Gegenstand war, so fesselte das Gespräch mit Manteuffel so nachhaltig seinen Geist und lenkte ihn von dem vorliegenden Thema in so hohem Grade ab, daß er von der Rückkehr zu demselben jedes Mal Abstand genommen hat. Es wurde etwa die Zeitung und auch diese dann nur flüchtig gelesen oder auf Grund der gepflogenen Unterredung, der durch dieselbe

[1]) „Die Wahrheit zu gestehen," sagte Ranke einmal, „esse ich nur bei mir und Manteuffel gut." Manteuffel kannte seine Lieblingsspeisen und hielt, wie man weiß, überhaupt viel auf eine gute Tafel.

empfangenen Mitteilungen und Aufschlüsse — der General kam bisweilen direkt aus dem königlichen Palais oder war doch im Laufe des Tages in demselben gewesen —, eine Aufzeichnung in das „Geheimbuch" eingetragen. In dem Verkehr und der persönlichen Begegnung zwischen beiden wurden die gesellschaftlichen Formalitäten völlig bei seite gesetzt; ihr Umgang war ohne allen Zwang, eben wie zwischen wahren, langjährigen Freunden. Ranke gab sich ganz unbefangen und frei, bei Manteuffel konnte man eher eine gewisse ehrfurchtsvolle Rücksichtnahme auf Alter, Gewohnheiten und Leiden Ranke's beobachten. So hoch Manteuffel auch von Ranke gehalten wurde, so war er doch nicht der Meinung, daß dieser jemals an Bismarck's Stelle treten werde oder könne. Einem darüber umlaufenden Gerücht gegenüber erklärte er: das sei der bare Unsinn. „Manteuffel besitzt ganz andre Qualitäten".[1]) Über eine der längeren Unterredungen, die zwischen Ranke und Manteuffel stattgefunden haben, will ich deshalb einen kurzen Bericht erstatten, weil sie mir für das Verhältnis beider Männer zu einander und zugleich für die Auffassung, welche Ranke von der Aufgabe der Historiographie hatte, in Bezug auf einen für diese schwierigen Punkt charakteristisch zu sein scheint; überdies hat die von Ranke im dritten Teil seiner Weltgeschichte gegebene Darstellung von dem Ursprung des Christentums, um die es sich dabei handelt, zu öffentlicher Erörterung Anlaß gegeben.[2]) Der soeben eingetroffene Korrekturbogen wurde von Ranke dem General vorgelegt; das Gespräch knüpfte an den einleitenden Satz an: „Indem ich diesen Namen nenne, muß ich, obwohl ich glaube,

---

[1]) Es ist ganz richtig, was man gesagt hat, daß Manteuffel mit der Eventualität des Ausbruchs eines Krieges zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche im Jahre 1878 gerechnet hat oder vielmehr rechnen zu müssen glaubte; aber es wäre irrig anzunehmen, daß er selbst damals für den Krieg gestimmt gewesen sei; er hat Ranke seine dagegen sprechenden Gründe ausführlich dargelegt.

[2]) Man sehe die Kritik der Ranke'schen Weltgeschichte von Viktor Gramich in dem Historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft Bd. V. (1884), S. 50 ff., die unter voller Anerkennung der Bedeutung Ranke's als Geschichtschreiber von einem Standpunkt aus verfaßt ist, den der Verfasser für wissenschaftlich oder auch für einen der Wissenschaft und dem Glauben zugleich gerechtwerdenden hielt, und die mehr im Charakter persönlicher und konfessioneller Anfeindung verfaßte Schrift von Emil Michael „Ranke's Weltgeschichte. Eine kritische Studie", über welche F. H. Reusch in seinem Aufsatz „Ranke und Döllinger in jesuitischer Beleuchtung" (Münchener Allgemeine Zeitung 1892. Beilage 108—109) spricht. Die katholische Geschichtschreibung ist ihrem Wesen nach theologisch-religiös, supranatural. Für die Auffassung Ranke's von dem Verhältnis der Historie zu dem religiösen Wunder, dem Mysterium, die auf der Scheidung und Abgrenzung der Gebiete des religiösen Glaubens und der historischen Wissenschaft beruht, ist besonders auch die Stelle in der Weltgeschichte IV, 2, 261, charakteristisch. — Es würde zu weit führen, wollte ich hier auch die Polemik erörtern, die sich gegen Ranke's Darstellung der jüdischen Geschichte gerichtet hat. Sie beruht ebensowohl, insofern sie von supranaturalistisch-gläubigem als von rationalistisch-kritischem Standpunkt (etwa wegen der Nichtbenutzung der Ranke sehr wohl bekannten Forschungen von Wellhausen) ausgegangen ist, im wesentlichen auf Verkennung der Eigentümlichkeit von dessen Geschichtschreibung. Nur das will ich bemerken, daß die von einer Persönlichkeit, welche ihm im nächsten Grade durch Blutsbande verwandt ist, geäußerte Vermutung, seine Darstellung sei im rationalistischen Sinne durch den einen seiner damaligen Amanuensen (Georg Winter) beeinflußt worden, nicht zutrifft.

ein guter Christ zu sein, mich dennoch gegen die Vermutung verwahren, als könnte ich hier von dem religiösen Geheimnis zu reden unternehmen, das doch, unbegreiflich, wie es ist, von der geschichtlichen Auffassung nicht erreicht werden kann. So wenig wie von Gott dem Vater, kann ich von Gott dem Sohne handeln." Manteuffel wurde durch diese Fassung nicht befriedigt; sie war ihm nicht positiv genug; er drang auf einen bestimmten Ausdruck einer ihrer selbst gewissen kirchlich-christlichen Gläubigkeit, besonders auch in betreff der Gottheit Christi, des „menschgewordenen Gottessohnes". Er suchte hauptsächlich durch zwei Momente auf Ranke einzuwirken: einmal nämlich durch die Vorstellung, daß eine der bezeichneten Intention gemäß umgeformte Konzeption dessen eigener Überzeugung entsprechen und sodann durch die Bemerkung, daß ein Bekenntnis, in dieser Weise von ihm abgelegt, auf die gebildeten Kreise einen noch größeren und heilsameren Einfluß ausüben werde als Äußerungen in verwandtem Sinne, die man aus dem Munde Kaiser Wilhelms I. und Moltke's vernommen habe. Diese mit erhobener Stimme, die zugleich die Teilnahme des Gemüts deutlich erkennen ließ, vorgebrachte Einrede verfehlte nicht, auf Ranke Eindruck zu machen; sie setzte ihn in eine Art innerer Beunruhigung und vielleicht in Gewissensbedrängnis; dreimal ging er in eiligem Schritt aus dem Zimmer, in welchem das Gespräch geführt wurde; er ließ sich dann immer die angeführte Stelle vortragen und zog sie in Überlegung. Endlich verabschiedete sich der General. Noch einmal hieß Ranke mich die zitierten Worte vorlesen; dann sagte er: „das ist grandios; das muß so bleiben." Darauf führte er aus, daß die Darstellung so gehalten werden müsse, daß sie von Juden, Christen, Mohammedanern verstanden und angenommen werden könne; sein Gedanke war also von den Besonderheiten der monotheistischen und geoffenbarten Religionen zu abstrahieren.[1]) — Wie man nun auch über die gedruckt vorliegende Fassung urteilen mag; so erkennt man doch aus dem hier Bemerkten, daß Ranke an derselben nach reiflicher und ernster Erwägung im Widerspruch zu dem sonst am meisten mit ihm einverstandenen Freunde festgehalten und sie als die der Eigentümlichkeit seiner Historiographie entsprechende betrachtet hat. Die objektive Geschichtschreibung, welche ihrer Natur nach vornehmlich auf die Erkenntnis des realen Kausalzusammenhanges in den Erscheinungen gerichtet ist, hat, wenn sie anders ihren Charakter rein bewahren will, zu einer ihrer Grundbedingungen eine gewisse Entäußerung der subjektiven Individualität; sie kann zugleich, ohne in Widerstreit mit ihrem eigensten Wesen zu geraten, das supranaturale Element als solches nicht in die Darstellung aufnehmen und ebenso wenig das subjektiv-religiöse Glaubensmoment in dieselbe einführen. Auf die persönliche Überzeugung des Autors darf daraus nicht geschlossen werden. Es würde durchaus ungerechtfertigt sein, auf Grund der angeführten Stelle oder überhaupt die wahrhafte positive Gläubigkeit Ranke's in Zweifel zu ziehen; er

[1]) Danach war es für Ranke unmöglich, sich die Ergebnisse, zu denen Bernhard Weiß in seinem Buche: Das Leben Jesu, gekommen ist, obwohl er ihnen im allgemeinen zustimmte, schlechthin anzueignen, da dieselben die positiv-kirchliche Gläubigkeit auch der Form und ihren Äußerungen nach zur fundamentalen Voraussetzung haben. (Weiß I., S. 181.)

besaß vielmehr ein leicht erregbares religiöses Gefühl und nährte in der Tiefe seiner Seele eine innerliche, lebendige Überzeugung von der Wahrheit des evangelischen Christentums.[1])

Der frommen Denkweise und Gesinnung Ranke's gemäß waren seine Lebensgewohnheiten. Jeden Morgen verrichtete er in dem kleinen, neben seinem Schlafgemach gelegenen Arbeitszimmer, am Pult stehend, mit gefalteten Händen und bewegten Lippen sein Morgengebet. Am Kirchenbesuch in hohem Alter durch seinen körperlichen Zustand behindert, vereinigte er sich während einer langen Zeit mit seinem Bruder Ferdinand zur Lektüre biblischer Schriften. Mehrere Jahre hat er sich dann an jedem Sonntag Abend aus den Psalmen, für die er eine besondere Vorliebe hegte, von mir vorlesen,[2]) zu andrer Zeit allsonntäglich in den Mittagsstunden von seinen Enkelinnen die evangelischen und epistolaren Perikopen hersagen lassen. Wenn die Gewitter vorübergezogen waren, lauschte er an den geöffneten Fenstern dem Grollen des fernen Donners; der alttestamentliche Gottesbegriff des Jahve-Zebaoth schien sich dann seinem Geiste zu vergegenwärtigen. Die spontane Regsamkeit seines religiösen Gefühls, die Hingebung an die kirchlichen Institutionen, die Energie seines Glaubens an das christliche Mysterium bekundeten sich unwillkürlich und ihm selbst unbewußt, oftmals auch bei den historischen Studien, wie er denn mit Lebhaftigkeit seine Verwunderung darüber aussprach und es ihm nahezu unfaßbar erschien, daß bei der schweren und zum Tode führenden Erkrankung der Königin Louise von deren Umgebung die Herbeischaffung geistlichen Zuspruchs und die Spendung des Abendmahls an die Sterbende verabsäumt worden sei.[3])

Für Ranke's Auffassung vom kirchlichen Lehrberuf ist vielleicht die nachfolgende Mitteilung nicht ganz bedeutungslos. Er erzählte, daß er bei der Doktorprüfung Rudolf Haym's einen sehr günstigen Eindruck von diesem empfangen, aber zugleich erkannt habe, daß derselbe nicht der theologischen, sondern der philosophischen Fakultät anzugehören habe; durch diese Äußerung sei Marheineke, zu dem er sie machte, nicht wenig in Staunen gesetzt worden. Zur Theologie oder vielmehr zur Stellung in der Kirche, fügte Ranke erklärend hinzu,

---

[1]) Dem Wortlaut und buchstäblichen Sinn des kirchlich formulierten Dogmas maß Ranke für die echte Religiosität nicht soviel Wert und Bedeutung zu als etwa Niebuhr, der dagegen der unmittelbaren Gewißheit des Glaubens, der nach keiner äußeren Bezeugung verlangt, noch einer solchen bedarf, wie er selbst eingestanden hat, zu seinem eigenen Leidwesen entbehrte, selbst in Beziehung auf Unsterblichkeit und Wiedersehen. (Lebensnachrichten I., S. 313, 344, 469 ff.) In Betreff der Trinitätslehre hatte Ranke eine freiere Auffassung.

[2]) Meist unter Mitbenutzung der Übertragung von de Wette aus der Übersetzung in Bunsen's Bibelwerk, bei welcher er jedoch stets an der Wiedergabe der Gottesbezeichnung Jehova durch den „Ewigen" Anstoß nahm; sie war ihm, wie er erklärte, unleidlich. Ein Urteil Ranke's über das Verhältnis beider Übersetzungen zu einander findet sich in Ranke's Schreiben an seinen Bruder Ernst vom 30. Dezember 1877. (S. W. 53/4, S. 540.)

[3]) Man vergleiche in dieser Beziehung auch Ranke's Aufzeichnung über den Tod Edwin von Manteuffel's in den Tagebuchblättern, S. W. Bd. 53/4, S. 651.

passe keiner, der nicht die von dieser geforderten Pflichten zu übernehmen geneigt sei.[1])

Das früh erwachte, seit der Zeit, in der er überhaupt zur Selbständigkeit in seinen Studien gelangte, eifrig gepflegte Interesse für kirchengeschichtliche Forschung bewahrte Ranke bis zuletzt. Schon hatte er der ärztlichen Anweisung zufolge seit drei Wochen seine Arbeitszeit auf die Vormittagsstunden beschränkt, als ich ihm am ersten Osterfeiertag, 25. April 1886, auf seine Veranlassung über die von Philotheus Bryennius aufgefundene Lehre der zwölf Apostel einen auf die Benutzung der Schriften von Zahn, Harnack und Sabatier beruhenden ausführlichen Vortrag hielt, der dann als Grundlage für die einzige, in der vierten Ausgabe des dritten Bandes der Weltgeschichte von ihm vorbereitete Veränderung gedient hat. Es vergingen nur noch vierzehn Tage danach, bis die unmittelbare Bedenklichkeit seines Zustandes niemand verborgen blieb.

Ranke wohnte das Bewußtsein inne, in die erste Reihe der großen Schriftsteller aller Zeiten und Nationen, insbesondere der Geschichtschreiber zu gehören. Er war es wenig zufrieden, als ich einmal bei Gelegenheit der Bearbeitung eines Themas aus der Geschichte der Entwickelung der politischen Theorien von fernher an Johannes von Müller erinnerte, der doch in der That der bedeutendste deutsche Geschichtschreiber vor ihm gewesen ist. „Was wollen Sie mit Müller?“ entgegnete er; „ich vergleiche mich mit Plato, indem ich diese schwierigen Probleme erwäge.“ Plato galt ihm als das Symbol und der typische Inbegriff der menschlichen Intellektualität in ihrer höchsten Potenzierung. Eine der Lieblingsvorstellungen Ranke's war es, — kein Zweifel oder Bedenken trübte ihm die Zuversicht zu dem Glauben an Unsterblichkeit und Wiedersehen, — daß er im Jenseits mit den auserlesensten Geistern aller Epochen in Gedankenaustausch treten, von ihnen ihrer Gemeinschaft gewürdigt und als ihresgleichen betrachtet werden würde. Immer, wenn er mit Bezug auf diese Vorstellung der großen Geister der Vergangenheit Erwähnung that, nannte er Plato nicht allein zuerst, sondern einzig.[2]) Er kam oft darauf zu sprechen, daß es mehr große Dichter gegeben habe als wahrhaft große Geschichtsschreiber. Im Grunde seines Herzens lebte die feste Überzeugung, wenn auch bisweilen durch seine Äußerungen ein andrer

[1]) Ranke schloß seine Ausführung damit, daß er Haym als talentvollen Menschen, dessen Bücher über Wilhelm von Humboldt und Hegel aber als nicht gelungen bezeichnete.

[2]) Mit der Verehrung, welche Ranke dem Geiste und den Werken Plato's zollte, steht das ungünstige Urteil Niebuhr's über dessen politische Schriften (Lebensnachrichten II., S. 455) in eigentümlichem, die Persönlichkeiten selbst charakterisierendem Gegensatz. Die Ansicht, daß in Plato's Politik eine tiefsinnige Antizipation der Idee, auf welcher das romantisch-germanische Staatswesen des Mittelalters beruht hat, vorliege (vergl. Weltgeschichte I, 2, 80) war Ranke, wie er mir mitteilte, selbständig und namentlich unabhängig von der verwandten Auffassung Ferdinand Christian Baur's (das Christliche des Platonismus, Tübingen 1837, S. 32 ff., in der von Eduard Zeller besorgten Ausgabe von drei Abhandlungen Baur's, Zur Geschichte der alten Philosophie und ihres Verhältnisses zum Chistentum, Leipzig 1876, S. 256 ff.), von welcher er erst nachher Kenntnis erhalten hatte, entsprungen. Böckh, zu dem er von dieser Kombination sprach, war von derselben überrascht.

Anschein erweckt werden konnte, daß er als solcher von der Nachwelt anerkannt und dauernden Nachruhms teilhaftig werden würde.

Dieses Selbstgefühl, das er lebendig in sich trug, hinderte ihn jedoch nicht, sich einer reinen und ungemischten Freude über die Manifestationen, welche weitere und engere Kreise der Zeitgenossen ihm in so reichem Maße, bei mancherlei Gelegenheiten und auf verschiedene Anlässe hin bezeigten, unbefangen und harmlos in völliger Vergessenheit seiner Verdienste hinzugeben; davon war er weit entfernt, eine Art rechtlichen oder moralischen Anspruchs darauf zu erheben, — eine Ansicht, die seinen Familienangehörigen nicht ganz fremd war. Ranke's Interesse erstreckte sich hierbei auf die Notizen und Angaben, welche Zeitungen und Journale — keineswegs waren sie immer von Irrtümern frei — über ihn, seine Lebensweise, insbesondere seine nächtlichen Studien und die ihm erwiesenen Ovationen brachten; er gab mir nicht nur Freiheit mit den Korrespondenten, namentlich dem der Magdeburger Zeitung, der zugleich sein Schüler war, zu sprechen, sondern forderte mich dazu auf; er war es nicht recht zufrieden, daß ich davon aus Besorgnis vor Mißverständnissen so wenig Gebrauch machte. Es war ihm schon an sich lieb, daß man sich mit seiner Person beschäftigte. Die Dienerschaft, die das wußte und sich zugleich in ihrem Herrn geehrt sah, fahndete auf die Artikel und Nummern, um dieselben ihm vorzulegen. Den größten Eifer hatte die Tochter, mit kindlicher Zuneigung und Verehrung alles auf ihren Vater Bezügliche zu sammeln und sorgfältig aufzuheben. Am höchsten wurden von Ranke, wohl noch höher als die Beweise der Anerkennung von gelehrten Gemeinschaften, Vereinigungen und Gesellschaften, die Unterpfänder der Huld und der andauernden Gnade geschätzt, die er von den Mitgliedern der königlichen Familie, namentlich von deren Haupt, dem Kaiser-König Wilhelm I. erhielt.[1]) Wenn er einmal über die Verleihung des erblichen Adels (im Jahre 1868), die übrigens mit seinen litterarischen und wissenschaftlichen Leistungen, auch mit seinen Beziehungen zu Hof und Staat im Grunde nichts zu thun hatte, sondern für welche die Veranlassung in der beabsichtigten Vermählung der Tochter mit dem Sproß einer altadligen Familie, die sich im Besitz eines Majorats befindet, lag, sich dahin äußerte, daß dieser für seinen jüngeren Sohn, den Militär, förderlich, für den älteren, den geistlichen, eher nachteilig, für ihn selbst gleichgültig sei; so hat er damit eben nur die wirklich eingetretenen Folgen dem Sachverhalt gemäß bezeichnet.[2]) Keineswegs darf man aus den Worten schließen, daß er die Verleihung an sich als etwas Geringfügiges angesehen oder sich von dem Gefühl verpflichtender Dankbarkeit frei gefühlt habe.[3])

[1]) Er hat von diesem im Laufe der Jahre, jedoch eigentlich immer nur auf besondere Anlässe hin, eine nicht ganz unbeträchtliche Zahl empfangen, von denen einige wenige gedruckt sind; bemerkte aber selbst, daß Friedrich von Raumer bei weitem mehr besitze, er sprach von Hunderten.

[2]) Als ich das erste Mal Siegfried Hirsch meine Aufwartung machte, sprach ich, von Friedrich von Raumer kommend, immer von dem Geheimrat Ranke. „Soweit," bemerkte Hirsch lächelnd, „hat er es noch nicht gebracht."

[3]) Dem Buchbinder hatte Ranke die Anweisung gegeben, auf den Einband einiger für seine „alten Freunde" bestimmten Exemplare seinen bürgerlichen Namen zu setzen; einmal be-

Daran ist nicht zu denken, daß Ranke einen Geschichtschreiber der Gegenwart, insbesondere einen Deutschen, als ihm selbst ebenbürtig oder irgend wie auch nur mit ihm in Vergleich zu stellen angesehen, neben sich als dem Goethe der historischen Muse der Deutschen einen Schiller der deutschen Geschichtschreibung wahrzunehmen geglaubt habe. Wenn eine solche Meinung überhaupt vorhanden ist, so beruht sie auf Mißverständnis, dessen kann man versichert sein. Aus der deutschen Geschichte Treitschke's ließ sich Ranke öfters vorlesen, welcher Umstand an sich anzeigt, was man auch ohnedies annehmen müßte, daß er dem Werke eine gewisse Bedeutung zumaß. Die drastische Ausdrucksweise, die dem Autor eigen ist, gewann ihm wohl an einzelnen Stellen ein Lächeln ab,[1]) und bisweilen floß bei der Lektüre die Bemerkung ein: „er hat nicht ganz unrecht." Indes eine besondere Anerkennung, ein ausdrückliches Lob des Werkes habe ich aus Ranke's Munde nie vernommen; und ich habe Grund zu vermuten, auch kein andrer seiner Amanuensen. Nicht sowohl die historiographischen Leistungen Treitschke's als die durch die Vorlesungen von diesem auf die Studentenwelt und seine zahlreiche Zuhörerschaft ausgeübte moralisch-politische Einwirkung „begrüßte Ranke mit Beifall". Von den auf diesem Gebiet von Treitschke erzielten Erfolgen, über die er von einer ihm sehr nahe stehenden Seite unterrichtet wurde, hat Ranke, natürlich erst, seitdem derselbe sich der konservativen Partei genähert, auch zu mir mit Interesse und großer Befriedigung gesprochen. Sehr erfreut war Ranke über die doch nur einfach formulierte Erwähnung und Hervorhebung seiner vor langen Jahren veröffentlichten Arbeit über den deutschen Zollverein, die er völlig vergessen glaubte,[2])

---

gegnete es, daß das „v." gerade auf den Titeln der dem Kaiser und dem Kronprinzen zu überreichenden weggelassen worden war; dadurch wurde Ranke anfangs in Verlegenheit gesetzt. „Der dumme Kerl," sagte Ranke, als er das Versehen bemerkte. Dem Kronprinzen wollte er doch den Band, obwohl ich auch das für bedenklich hielt, mit dieser Form der Bezeichnung zusenden; aber in betreff des Kaiser-Königs hielt er das für unmöglich. Die Schwierigkeit wurde leicht durch die von dem Buchbinder bewerkstelligte nachträgliche Hinzufügung des „von" gehoben.

[1]) In den Mitteilungen über Ranke von Professor Wichmann (Zeitgeist, Beilage zum Berliner Tageblatt 1887, Nr. 13 vom 7. März) werden als dessen Worte angegeben: „Treitschke's Stil ist eminent und als historischer analog dem dialektischen Stile Stahl's." Ich glaube nicht, daß sich Ranke jemals in dieser Weise ausgedrückt hat. Man spricht von einem „eminenten Talent", aber nicht von einem „eminenten Stil"; eminent und dialektisch sind keine korrelaten Begriffe. Als drastisch ist die Ausdrucksweise Treitschke's öfters von Ranke bezeichnet worden; das Attribut „plastisch" würde für den Stil desselben ganz unpassend sein.

[2]) Diese Annahme Ranke's wird nicht allzu sehr befremden, wenn man an das Schicksal von Ranke's im Jahre 1829 in dem 46. Bande der Wiener Jahrbücher der Litteratur erschienenen Abhandlung „Zur Geschichte des Don Carlos" denkt. (Vergl. S. W. 40/1, S. 451). Wilhelm Adolf Schmidt, einer der ältesten Schüler Ranke's, bei einem Besuch, den er diesem abstattete, von ihm direkt befragt, ob er vor der Abfassung und Veröffentlichung seiner eigenen Abhandlung über dieselbe Persönlichkeit die seines Lehrers gelesen habe, konnte nicht umhin einzugestehen, daß das nicht der Fall gewesen sei. Wohl mit infolge meiner Versicherung, daß ich mit jener Veröffentlichung seit lange vertraut sei, empfing ich von ihm seine eigenhändige Niederschrift derselben als Geschenk, das ich in diesen Tagen der Autographensammlung der königlichen Bibliothek in Berlin als Geschenk überwiesen habe, wo es, so lange ich lebe, falls die Geschicke nicht anders entscheiden, stets meinen Blicken zugänglich bleiben wird und vor dem

in der von Treitschke über denselben Gegenstand verfaßten Abhandlung; mit dieser in der Hand trat er zu mir heran und wies mit dem Finger auf die Stelle hin. Wie ihm eine solche Anerkennung — die Kompetenz des Urteils fiel für Ranke ohne Zweifel sehr ins Gewicht — Genugthuung gewährte, so erweckte es ihm auch anderseits, so allseitig sein Name auch gefeiert ward, bis in die letzten Jahre großes Mißvergnügen, das er unverhohlen kund gab, wenn er eine gebührende Würdigung des wissenschaftlich-litterarischen Verdienstes, das er sich erworben hatte, vermißte. Das war beispielsweise der Fall in betreff eines neueren Urkundenwerkes über die Reformationsgeschichte, dessen Verfasser nunmehr vor länger als Jahresfrist verstorben ist. Die Bemerkung, die er darüber machte, setze ich wortgetreu hierher. „Es ist immer ein Unterschied, ob man die Aktenstücke mitten in der historischen Arbeit aufsucht und benutzt, oder ob man sie in nachgehends veröffentlichten Sammlungen wiederfindet. Sonst suchte man Vorarbeiten behufs künftiger Darstellungen aufzustellen; jetzt kommen mehr Nacharbeiten zum Vorschein, die zwar den Stoff, welcher vorlag, bei weitem nicht erschöpfen, aber eine nähere Kenntnis des Benutzten vermitteln. Die von dem Historiker selbst gemachte Vorarbeit hat sich bei den Nacharbeitern geringer Gunst zu erfreuen; sie wird nur da erwähnt, wo man kleine Mängel zu entdecken glaubt."

Ein besonderes Moment der Wertschätzung von Gelehrten bildete es bei Ranke, wenn Persönlichkeiten, denen sich eine von ihm als verführerisch betrachtete Aussicht eröffnet hatte, zu hervorragenden Stellungen im unmittelbaren Staatsdienst zu gelangen, doch dem Studium und der Wissenschaft den Vorzug gegeben hatten. In diesem Sinne änderte er in dem Handexemplar die ursprüngliche und nunmehr auch in die Sämtlichen Werke,[1] für welche das Handexemplar nicht benutzt ist, aufgenommene Fassung der auf Friedrich von Raumer bezüglichen Stelle in seiner Rede zur Eröffnung der vierzehnten Plenarversammlung der historischen Kommission an der Akademie der Wissenschaften zu München am 20. Oktober 1873, als er aus Raumer's Lebenserinnerungen und Briefwechsel[2]) die Überzeugung gewann, daß derselbe in der That die gegründetste Hoffnung hegen durfte, infolge seines Verhältnisses zu Hardenberg in der politischen Laufbahn eine hohe Stufe rasch zu erreichen und in einen bedeutenden Wirkungskreis gestellt zu werden.[3]) Von demjenigen seiner Schüler, der ihm an Kunst der Darstellung und Begabung für politische Auffassung am nächsten kommt, versicherte Ranke mit ernstestem Gesichtsausdruck, gleich als ob er jeden Zweifel

Wechsel irdischer Geschicke, soweit menschliche Vorsicht dem vorzubeugen vermag, sichergestellt, Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch, bis sich alles erfüllt und in sich vollendet hat, alles zum Abschluß reif ist, der Untergang des Weltalls unter dem Schrecken der Sterblichen, unter der Erkaltung des Erdreichs, wie der menschliche Geist wähnt, der allgemeine Ruin schreckenvoll herannaht.

[1]) Bd. 51/2, S. 580.

[2]) Erster Teil (Leipzig, 1841.) S. 119, 149 ff., 163 ff.

[3]) Mitteilungen verwandten Inhalts hatte Ranke schon früher von seinem Bruder Ferdinand, der geraume Zeit in der Nachbarschaft Raumer's gewohnt, erhalten, einen langjährigen vertrauten Umgang mit diesem gepflogen und von ihm vieles über sein früheres Leben gehört.

bannen wollte, daß diesem sich öfters Gelegenheit geboten habe, als Staatsmann eine Rolle zu spielen; derselbe habe mehr als einmal Minister werden können, sei aber doch der Geschichte treu geblieben, was er ihm hoch anrechnen müsse.

Ranke war von streng konservativer Gesinnung; er stand nur einen Schritt nach links von der Gruppe Gerlach-Leo-Stahl; aber von der „grauen Theorie", von der doktrinären Befangenheit einer einheitlichen Parteiansicht, die es in Abstraktion von den Faktoren und Bedingungen der konkreten Wirklichkeit unternimmt, der zukünftigen geschichtlichen Entwickelung Maß und Ziel vorzuschreiben, hielt er sich fern, er trug der realen Gegenwart Rechnung. Dieses Moment einer freieren Anschauung von den Dingen wußte er auch bei andern zu würdigen und zu schätzen. Er hatte den Grafen Friedrich zu Dohna, den kommandierenden General des ersten Armeekorps, der nach der auf sein Ansuchen unter Verleihung des Charakters als Feldmarschall im Frühjahr 1854 erfolgten Verabschiedung von Königsberg nach Berlin übergesiedelt war und, bald darauf zum Oberstkämmerer ernannt, seitdem in besonderer Vertrauensstellung den ständigen und darum einflußreichen, vornehmlich aus Offizieren gebildeten Umgebung des damals von der Kamarilla, die wiederum in der Königin ihre Stütze fand, fast völlig abhängig gewordenen König Friedrich Wilhelm IV. angehörte, in persönlichem Verkehr kennen gelernt, dabei aber von dessen Intelligenz keinen besonderen Eindruck empfangen, vielmehr ihn als geistig beschränkt angesehen. Zu dieser Annahme verleitete ihn wohl das ruhige, bedächtige, gemessene, an sich haltende, jeder Lebhaftigkeit entfremdete Wesen des Grafen, dessen gesellschaftliches Auftreten beinahe als bescheiden erschien; über dessen weit über seinen eigentlichen Berufskreis und das Militärische hinausgreifenden, mit Vorsicht und Besonnenheit insgeheim geübten Wirksamkeit war Ranke schwerlich umfassend und sicher unterrichtet. Aus den mehrere Jahre nach dem Tode des Grafen veröffentlichten Aufzeichnungen desselben entnahm Ranke, daß derselbe den vom Zar Nikolaus im Juni 1850 erneuerten Antrag, im Einverständnis mit ihm durch einen Anmarsch auf Berlin, wobei eine Besetzung der Provinz Preußen durch russische Armeekorps in Aussicht genommen wurde — dem Grafen hatte der Zar eine Rolle zugedacht, die er als analog derjenigen betrachtete, welche Monk einst in England, York in Preußen selbst gespielt hatte, — mit der Motivierung abgelehnt habe, daß man mit der Revolution Geduld haben müsse, selbst wenn es darüber in Preußen so werden sollte wie in England, was Ranke ganz richtig dahin interpretierte, daß es auch hier zu einer parlamentarischen Regierung komme.[1]) Einen solchen Gedanken, äußerte er, habe er diesem gar nicht zugetraut. Der Graf stand fortan höher in seiner Meinung.

---

[1]) Mitteilungen aus dem Leben des Feldmarschalls Grafen Friedrich zu Dohna, als Manuskript gedruckt Berlin 1873 und jetzt vergriffen, die Ranke benutzte; S. 139 ff. vergl. das von dem Sohne desselben, Siegmar, verfaßte Werk: Aufzeichnungen über die Vergangenheit der Familie Dohna. Teil IV.: die jüngere Linie, Anlage 8. H., S. 299 ff. — von Sybel, die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I., S. 390. Von den in gleicher Intention im Frühling 1848 unter Vermittlung des preußischen Gesandten in St. Petersburg zwischen

Über seine Schüler sprach sich Ranke fast ausnahmslos mit Achtung und persönlicher Zuneigung aus[1]); mit Vorliebe kam er bei seinen eigenen Studien auf ihre Arbeiten zurück. Von denen, die außerhalb weilten, hat wohl kaum einer, wenn er nach Berlin kam, ihm einen Besuch abzustatten versäumt; von denjenigen, die hier am Ort ihren Aufenthalt hatten, erschien oft Georg Waitz, mit dem Ranke spezielle Themata, Kontroversen in Beziehung auf die deutsche Verfassungsgeschichte und die Kritik der Autoren des Mittelalters zu erörtern liebte. Einen Gegenstand ihres Disputs hat unter anderem auch das Verhältnis des Gregor von Tours zu der Historia epitomata des sogenannten Fredagar gebildet. Waitz bekämpfte von vornherein die von Ranke hierüber gefaßte Ansicht mit aller Entschiedenheit; er vermied jedoch, auf eine nähere Auseinandersetzung seiner Gründe trotz der von Ranke wiederholentlich an ihn gerichteten Aufforderung einzugehen und beschränkte sich auf die Bemerkung, die er dann auch in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Gregor von Tours wiederholt hat, daß in der bevor-

dem Grafen und Zaren geführten Verhandlungen hatte man in Königsberg eine gewisse Kunde; man setzte eine Konnivenz Berliner Kreise voraus. Dieser Argwohn veranlaßte das durch den Kaufmann Malmros und Johann Jacobi bewerkstelligte Anhalten einer preußischen, nach Rußland gehenden Estafette bei Arnau und die Aneignung der Depeschen, welche derselbe mit sich führte, am 21. März 1848. (Unsre Zeit. Bd. IV., S. 501 ff.) König Friedrich Wilhelm IV. erklärte am 21. April 1848 im Gespräch zu Leopold von Gerlach, daß er, im Falle es zur Republik käme, ohne Bedenken die Russen zur Hilfe rufen würde. Wir sahen, daß Ranke zu Anfang Juli 1848 den Gedanken einer Restauration mit Unterstützung der Russen nicht durchaus verwarf (s. Deutsche Revue 1892, Maiheft, S. 236 ff.) Im März 1850 hielt Leopold von Gerlach das Einrücken der Russen zur Bekämpfung der demokratischen Bewegungen für notwendig; diese würden zwar, meinte er, uns Bedingungen machen, aber die Gutgesinnten doch darüber erfreut sein, wie im Jahre 1813. Im Mai desselben Jahres erbot sich Kaiser Nikolaus bei der Zusammenkunft auf Schloß Skierniewitzsch zur Unterstützung jedes Versuches, den Konstitutionalismus zu beseitigen.

[1]) Über Wilhelm Adolf Schmidt's Buch: Epochen und Katastrophen äußerte er einmal, er wolle nicht darüber entscheiden, ob solche wirklich in dem Buche dargestellt seien; aber das wisse er genau, daß dieses selbst nicht epochemachend sei. Sehr auffällig ist es mir gewesen und ich entbehre dafür bis jetzt einer sichern Erklärung, die andere ohne Zweifel zu geben im stande sein werden, daß Ranke den jung, im dreißigsten Lebensjahre verstorbenen Felix Papencordt, den er einmal mit Waitz, Sybel, Giesebrecht, Wilhelm Adolf Schmidt, Dönniges, Siegfried Hirsch, Nitzsch, Wilmans, Winkelmann in der Reihe seiner vorzüglichsten Schüler nannte eines gegen ihn geübten „Verrates" beschuldigte. Sollte vielleicht Papencordt dazu mitgewirkt haben, daß Ranke's Römische Päpste in den Index librorum prohibitorum gesetzt wurden, und dieser das nachträglich in Erfahrung gebracht haben? Indes waren schon vor dessen Ankunft in Rom Angriffe auf das Werk von klerikaler Seite erfolgt; und das Dekret der Congregation erging nicht nur nach Papencordt's Heimkehr nach Deutschland, sondern selbst nach dessen Tod (27. April 1841) — erst am 16. September 1841. — Über das Motiv der Maßregel spricht sich Ranke, Weltgeschichte VIII, S. 410, aus. Eine Bemerkung in der Esamina d'una diatriba contro il R. P. Peronne scritta da un Pseudo Lucio Sincero, Ermesiano vero, Annali delle scienze religiose compilati dall' Ab. Ant. de Luca Vol. X (1840) pag. 62 N. 2 fährt auf die Vermutung, daß man in Rom vornehmlich an Ranke's Darstellung der Institutionen und der Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu Anstoß genommen hat. — Mit Teilnahme gedenkt Ranke des Ablebens Papencordt's in seinem Schreiben an Georg Waitz vom 15. Juni 1841 (S. W. Bd. 53/4, S. 316).

stehenden Edition der unter dem Namen des Fredegar erhaltenen Stücke in den Monumenta Germaniae von jeder Stelle werde nachgewiesen werden, woher der Autor sie entnommen habe. Ranke erwiderte: diese könne er bei seinem hohen Alter nicht abwarten; er müsse in der Bearbeitung der Weltgeschichte unaufhaltsam fortschreiten. Er verblieb bei seiner Annahme, die auch ich schon vorher sehr nachdrücklich zu bekämpfen versucht hatte[1]).

Häufiger noch als Georg Waitz fand sich Wilhelm Nitzsch bei Ranke ein. Der Verkehr mit diesem war Ranke sehr lieb und angenehm. Die Unterhaltung bewegte sich mit Unbefangenheit in freieren Formen; ihr Stoff war umfassender und mannigfaltiger als in der mit Waitz gepflogenen und nicht durchaus gelehrter Natur. Bisweilen wurde sie durch die beiderseitigen Erinnerungen an ihren Aufenthalt in Italien belebt, wobei sich herausstellte, daß Nitzsch an vielen Bibliotheken, Kunstsammlungen, ausgezeichneten Bauwerken, andern Merkwürdigkeiten vorübergegangen war, ohne etwas von ihrer Existenz zu wissen. Ranke sprach oft von Nitzsch's feinsinniger Rezeptivität, seinem verständnisvollen Eingehen auf Ansichten und Vorstellungen andrer, der Vielseitigkeit seiner historischen Bildung, der Originalität mancher seiner Auffassungen, der allgemeinen Regsamkeit seines Geistes, der Lauterkeit seines Charakters. Wie dies, so dürfte auch die nachfolgende Bemerkung Ranke's über Nitzsch Zustimmung finden. „Der gute Nitzsch", sagte er einmal, „ist so klar und deutlich im Gespräch; aber sobald er schreibt, dunkel und unverständlich; er ist zu scharfsinnig; es giebt Leute, die zu scharfsinnig sind[2])." Ich berichte an dieser Stelle noch ein andres Wort Ranke's, das mir für ihn bezeichnend erscheint, obwohl ich damit den Bereich des Anekdotenhaften streife. Nitzsch erzählte, daß der Göttinger Philologe Karl Friedrich Hermann[3]), seitdem er in Erfahrung gebracht hatte, ihm sei ein Buch, das er für seine griechischen Staatsaltertümer hätte benutzen müssen, entgangen, an einer Stelle des Kopfes beständige Schmerzen empfunden und geäußert habe,

---

[1]) Die erste Anregung zu seiner auch gegenwärtig von mir für durchaus irrtümlich gehaltenen Ansicht erhielt Ranke aus dem Übersehen von Parallelstellen bei der Vergleichung der Texte, die durch Vorlesen derselben stattfand. Von dieser mangelhaften Grundlage ausgehend, ergriff er zur Erklärung des danach zwischen beiden Berichterstattungen wahrgenommenen Verhältnisses eine allgemeine Kombination, die er dann in aller Konsequenz mit dem Aufwand des ganzen ihm zur Verfügung stehenden Scharfsinnes auch im einzelnen durchzuführen und zu stützen unternahm, wobei es ihm begegnet ist, was nach meinem Dafürhalten schlechterdings nicht geleugnet werden kann, in der Interpretation des Wortlautes, besonders dadurch, daß er dem eigentlichen Sinne desselben fremde Vorstellungen unterlegte und Folgerungen anknüpfte, die einer hinreichenden Begründung entbehrten, willkürlich zu verfahren und dem unterschiedenen Charakter der beiden Conceptionen nicht genügend Rechnung zu tragen.

[2]) Nach seiner eigenen Aussage wurde Nitzsch bei der Abfassung jedes seiner Werke in seiner gesamten körperlichen und geistigen Organisation so aufgeregt, daß er sich nach der Vollendung einem Zustande der Erkrankung nahe fühlte.

[3]) In dem Feuilletonartikel der Nationalzeitung vom 25. Mai 1886 (Morgenausgabe Nr. 342) ist dieser (K. F.) Hermann, dessen Geburtsjahr neun Jahre nach dem Ranke's fällt, mit Gottfried Hermann, dem Lehrer Ranke's in Leipzig, verwechselt worden. Man kennt das Diktum Emanuel Bekker's über den Geistesunterschied zwischen diesen beiden Hermanns.

es werde da wohl eine Beulenbildung eingetreten sein; bei der nach seinem Tode gemäß der von ihm getroffenen Anordnung vorgenommenen Sektion seines Schädels habe indes kein Defekt entdeckt werden können. Ranke meinte, daß, wenn für jedes Buch, das er zum Zweck seiner Schriften hätte lesen sollen, das er aber in Wirklichkeit nicht benutzt habe, eine Beule in seinem Kopf entstanden sei, dieser ganz von Beulen erfüllt sein müsse. Doch war Ranke in dieser Beziehung durchaus nicht so sorglos und gleichgültig, als es nach der angeführten Äußerung scheinen könnte, er glaubte, daß es ihm zuerst beim Wallenstein begegnet sei, einige für dieses Werk nutzbare Bücher, von denen er sehr wohl wußte, im Grunde bloß aus Zufall nicht eingesehen zu haben, was ihm äußerst unlieb war, zumal es auch öffentlich gerügt wurde. Anderseits erfüllte es ihn mit einer gewissen Befriedigung, wenn sich herausstellte, daß von ihm zu Rate gezogene Publikationen, wie etwa bei den Denkwürdigkeiten Hardenberg's, Memoiren der Napoleoniden, Gelehrten, deren Studien und litterarische Wirksamkeit sich vorzugsweise in dem zugehörigen Kreise bewegten, unbekannt geblieben waren.

Von den seit altersher Ranke befreundeten Gelehrten erschien bisweilen der Ägyptologe Lepsius, unter andern als sogleich bei dem Beginn der Studien für die Weltgeschichte die ganze Reihe der Bände der von ihm herausgegebenen Denkmäler Äthiopiens und Ägyptens aus der königlichen Bibliothek in die Wohnung Ranke's geschafft worden war, um diesen über die Anordnung und den Inhalt des Werkes im allgemeinen zu orientieren. Bei der genaueren Durchsicht nach Lepsius' Weggang fesselten vor allem die Bilder der Pharaonen Ranke's Blick; er sah sie an, als wolle er ihnen den Geist, der einst die dargestellten Persönlichkeiten beseelt hatte, entlocken, und machte darauf bezügliche Bemerkungen. Überhaupt aber nahm Lepsius an Ranke's persönlichen Verhältnissen und an seinen Studien viel Anteil; als Oberbibliothekar erwies er ihm ein bei weitem größeres Entgegenkommen als Pertz, der mir einmal weitläufig auseinandersetzte, daß Ranke von der Verwaltung der königlichen Bibliothek erst in die sechste Kategorie der Benutzer derselben gesetzt werden könne. Lepsius gab nach, was Ranke, dem das Schreiben im Laufe der Jahre immer schwerer fiel, sehr erwünscht war, daß die zahlreich auszustellenden Bibliothekszettel in dessen Namen von mir unterzeichnet werden dürften; er zeigte sich auch sehr bereitwillig, als die neue Ausgabe des ersten Bandes der Weltgeschichte vorbereitet werden sollte, über den inzwischen erfolgten Fortschritt der Ägyptologie Auskunft zu erteilen. Übrigens entnahm man aus der Unterhaltung, daß Lepsius an dem von ihm aufgestellten chronologischen System, abgesehen von einzelnen Korrekturen, für welche spätere Entdeckungen die Grundlage bildeten, ganz besonders an der Richtigkeit seines Ansatzes für den Auszug der Israeliten[1]) gegenüber

[1]) 1314 vor unsrer Ära. Lepsius folgte der rabbinischen Überlieferung. Diese chronologische Bestimmung stimmt mit der von Mahler auf Grund astronomischer Daten berechneten Regierungszeit des Pharao Ramses II. (1347—1281), in die das Ereignis fällt.

den dagegen, vornehmlich von Brugsch, den er ausdrücklich nannte, vorgebrachten Einwendungen, die er in keiner Hinsicht für entscheidend erachtete, unbedenklich festhielt.

Zu denjenigen Gelehrten, die Ranke besucht haben, gehört unter andern auch der Professor Heinrich Geffcken. Als dieser nach Überreichung seines Buches: „Staat und Kirche in ihrem Verhältnis geschichtlich entwickelt", das Zimmer verlassen hatte, sagte Ranke: „Dies war Geffcken, ein geistvoller Mann." Auch der jüngst zu Leipzig verstorbene Professor Wilhelm Maurenbrecher, ein Schüler Sybel's, unterließ nicht, wenn er hier anwesend war, bei Ranke vorzusprechen. Die Forschungen über die Geschichte Spaniens und die deutsche Reformation waren sein ihm mit diesem gemeinsames Arbeitsfeld, der mit ihm die unbedingte Verehrung Bismarck's nicht teilte. Über die Besuche von Staatsmännern erfährt man einiges aus den Aufzeichnungen Ranke's. Von Militärpersonen erschien außer dem General von Manteuffel bisweilen auch Moltke. Es war vorzüglich das Bedürfnis der Besprechung über die Wahlen für die Berliner Akademie der Wissenschaften und die Friedensklasse des Ordens pour le mérite, was den greisen Feldherrn die steilen und unbequemen Treppen, die zu der Ranke-schen Wohnung führten, heraufzusteigen veranlaßte.

(Schluß folgt.)

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Ein Beitrag zum Briefwechsel von Joseph von Görres.

(Schluß.)

Nr. V.

Coblenz am 5ten März 14.

Sie haben nun zu meiner Freude mit der Bewaffnung des Landes den Anfang gemacht,[1]) Herr von Vinke wird Ihnen berichtet haben mit welchem Erfolge es hier von Statten geht. Die Stadt wird ihre Kompagnie stellen und equipiren, so zahlreich wir nur immer wollen; der Geist ist gut und bessert sich durch Transfusion mit jedem Tage. Das Miasma dazu liegt in der Luft und in der Zeit, und Empfänglichkeit ist in Mehreren als ich selbst geglaubt hätte. Nur die Armuth des Landes ist dabey eine üble Sache, das ist die einzige Schwierigkeit, die der Beschleunigung im Wege steht. Darum mögt ich Ihnen

[1]) Görres meint damit offenbar die Bildung der Landwehr, welche am 2. April angeordnet war.

rathen die Cavallerie lieber aufzugeben. Die Pferde sind gar selten in dem Lande, und viel besser beym Armeefuhrwerk anzuwenden, als daß man schlechte Reuter darauf setze, die zwey Jahre Übung fordern bis sie diensttauglich sind, während die Infanterie in wenig Monathen schon brauchbar ist. Im Bergischen wars anderst, dort sind die Leute durchgängig im Reuten mehr erfahren; die alte Trevirische Reuterey ist hier im Lande gänzlich ausgegangen. Die Wenigen, die schon unter der Cavallerie ihre Schule durchgemacht, könnte man leicht auswärts unterbringen. Auf dem Hundsrücken wird Zeiler der Sache gehörigen Nachdruck geben, in Bonn ist Boosfeld freylich ein Jammerbild, um dergleichen durchzutreiben. Mich soll nur verlangen was Trier gethan, wenn es glänzend ausfällt, sind Sie ein Wunderthäter. Doch im Volke liegt oft eine geheime Kraft, deren Daseyn man kaum ahndet, und dan wie von Gott gerufen oft plötzlich zu Tage tritt.

Über die hießigen Verhältnisse, hätte ich Ihnen mündlich Manches zu sagen, was sich im Buchstaben nicht wohl fassen läßt. Vielerley Ohrenbläsereyen werden bei Herrn von Vinke angebracht, er hat sich L. mehr als recht ist hingegeben, der auf seinen guten Willen keinen Einfluß ausgeübt, aber ihn in Manchem trübt und verwirrt. Es ist ein grundböser Mensch, ich habe es ihm gesagt, und er kennt ihn wohl darauf; auch ist das Verhältniß von seiner Seite ohne Arg geknüpft und ich habe kein Recht mich darin einzumischen, wenn ich gleich bedauern muß, daß es also sich gefügt. Was indeßen zur Spannung von seiner Seite Veranlassung gegeben, ist eben mein Briefwechsel mit Ihnen. Ich habe gar wohl das Mißliche gefühlt, das in diesem Verhältniß liegt, und darüber nachgesonnen, wie es sich wohl beruhigen ließe. Kein anderes Mittel ist mir eingefallen, als aufrichtig und offen und geradehin zu gehen, und ihm nirgend wo meine Gedanken zu verschweigen. Sie wissen selbst am besten, wie wenig ich in den Briefen ihm zuwider gethan, wo es geschehen, wie bey der Ernennung der Kommission für den Maire, habe ich meine Gedanken ihm selbst beinahe mit denselben Worten wie Ihnen gesagt. Indessen hat der Zufall in Mannheim, wies zu gehen pflegt, sein Spiel getrieben, und ihn auf mancherley Verdacht gebracht, zu dem ich in keinerley Weiße Veranlassung gegeben. Ich sehe diesem nun mit Schmerze zu, und Sie, die Sie Welt und Menschen kennen, werden leicht die tausendmal erlebte Geschichte wiedersehen. Da ich gern um dem Guten zu dienen, in solchen Sachen das Unrecht auf mich nehme, so hoffe ich mit einem guten Wort die Sache wieder zu beschwichtigen, da ich sie seit kurzem erst ganz durchgesehen. Ihnen aber habe ich dieses mittheilen zu müssen geglaubt, damit Sie nicht unschuldig in Ihren Briefen die Spannung nicht vergrößern. Er ist weit der Beste, den ich im Departemente an diese Stelle kenne, von Schwächen ist keiner auf Erden frey, le mieux possible a toujours été l'ennemi du bien hat freylich ein böser Mund gesprochen. Sie haben seinen Gehalt auf 12000 Franken bestimmt, Sie werden mir erlauben, daß ich einige Bemerkungen darüber mache. Ich glaube, daß es unmöglich ist, unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit diesem Gehalte mit Ehren seiner Stelle vorzustehen.

Es vergeht kein Tag, daß er nicht 4, 5, 6 und mehrere Fremde zu Tische hätte, er kann, wie ich Ihnen nicht sagen darf, dieser Gastfreyheit sich nicht entziehen. Der Vorschuß der Kanzleykosten macht auch Irrungen. Ich sollte denken, es wäre nicht zuviel, wenn Sie ihm so viel, wie den ehemaligen Präfekten zuwießen, die sich ohne Raub hier auf 20—24000 Franken standen. Sie können mir glauben, daß ich diesen Vorschlag nicht zu einem Kitte unseres künftigen Friedens machen werde.

Die Organisation des Forstwesens ist jetzt im Werke, darüber mögte ich Ihnen gleichfals einige allgemeine Gedanken mittheilen, Sie können damit nach eigenem Belieben verfahren. Drey Forstmeister mögen hinreichen im hießigen Departemente, aber sieben Oberförster sind offenbar zu wenig. Der Bezirk Bonn hat 125 Revierjäger, zwey oder drey Oberförster können sie nicht gehörig im Auge halten. Wären diese Jäger tüchtig und in ihrem Handwerk wohl erfahren, dann mögte es wohl hingehen, aber sie sind meist unwissend und die gute alte Schule ist in den zwanzig Jahren größtentheils ausgegangen. Unter den Franzosen waren 18 Gardes à cheval, und es waren deren in der That nicht zu viele. Die höchst möglichste Reduktion, wäre 12 oder 14. Die kärglichen Gehalte von 1200 Franken für den Forstmeister und 800 für den Oberförster, müßten auch erhöht werden, da die Noth sicher zum Diebstahl führt.

Noch über eine andere Sache bitte ich Sie, mir Ihre Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke zuzuwenden. Es sind so viele Leute, die noch Rückstände von den letzten Franzosenzeiten her zu fordern haben, viele sind an den Bettelstab gebracht, diese kommen zu mir als einer Art von Armenadvokaten gelaufen, ob ich ihnen etwa helfen könnte. So ist ein hiesiger Bäcker, der für 8000 Franken Fleischrationen im Namen der Stadt kontraktmäßig an die französische Einquartirung geliefert hat. Der Mann wird von den Gläubigern, die er sich darüber zugezogen hat, verfolgt, und ist rein arm, wenn er nichts erhält. Ich sollte denken, es wäre für die Gemeinde eine unvertilgbare Schuld, die aus dem Rückstand der 30 Centimen in der Stadt abgeführt werden müßten. Noch härter ist der Fall in den Gefängnißen, wo Bäcker, Metzger u. s. w. gleichfalls kontraktmäßig die Gefangenen unterhalten haben, und für das letzte Trimester vor dem Uebergange der Verbündeten nicht bezahlt wurden, ebenso wie die armen Aufwärter und Hüther, die aus derselben Zeit ihre Besoldungsrückstände zu fodern haben, sodaß in allem am hiesigen Gefängniß allein noch 9000 Franken stehen. Ich glaube, da noch so große Rückstände von den Abgaben des vorigen Jahres, hier allein über 300000 Franken, einzutreiben sind, daß dies Alles sich am Besten berichtigen ließe, wenn Sie davon eine besondere Casse errichteten, und daraus jene Foderungen abführen ließen.

Der Hospitaldienst ist auch noch hier in ziemlicher Verwirrung. Man beschäftigt sich, wie Schloßer mir gesagt, vom Hauptquartiere aus mit ihrer Organisation im jenseitigen Teutschlande; es soll, wie Sie wohl wißen werden, eine Centralkasse errichtet werden und ein Etappensystem von Hospitälern angelegt. Der Minister Stein steht an der Spitze, könnten Sie es nicht dahin

bringen, daß wir hier diesseits in dasselbe aufgenommen würden? Die Ordnung wäre leichter eingeführt, und dem Lande wäre eine Last erleichtert, die späterhin unerschwinglich werden würde.

Nr. VI.

Coblenz am 17. July 1814.

Ich habe mit der Antwort auf Ihre neuliche Zuschrift[1]) länger gezögert, als Recht ist. Das kommt daher, weil ich jetzt dreyen Herrn diene,[2]) die lauter lange Berichte von mir verlangen. Doch habe ich einige Wahrscheinlichkeit, deren zwey zu verlieren, die mich nicht mögen, wie Sie aus Krezzers Verhandlung gesehen haben werden. Ich habe freylich einen Apfel der Zwietracht zwischen sie geworfen und mache mir einiges Geschäft daraus, der Sache abzuwarten, weil ich zur Zeit, wo sie mit einander zanken, hinter ihrem Rücken manches Gute ausführen könnte, aber ich habe zur Zeit noch nichts vernommen.

Sie sehen aus meiner Zeitung,[3]) wie ich mit Bayern in Fehde gekommen, daß sie zuerst angefangen, ist mir eine rechte Erleichterung gewesen. Ich will einmal sehen, ob im nueinigen Reiche, mit den nämlichen Mitteln, welche die Franzosen zum Bösen angewendet, das Gute sich nicht durchführen läßt. Ich habe hier Stegmann kennen lernen, er gefällt mir als ein gescheuter, guter, ehrlicher Mann, er hat mir von Hardenberg aus volle Sicherheit zugesagt, und wie ich glaube Sack[4]) gestärkt. Kleist und York sollen gelärmt haben, das geht nun so im großen Wasser hin. Der hießige Sack[5]) ist mir darum besonders angenehm, weil er vermöge seiner angebohrenen Grobheit sich garnichts daraus macht, wenn ein oder der andere Staatsminister oder Polizeydirektor ein Geschrey über mich erhebt. Daß Ihnen die Worte, die ich über Sie gesprochen, wohlgefallen haben, ist mir sehr lieb gewesen. Sie werden dem leichtsinnigen Gerede, was besonders im Oberlande geherrscht hat, wohl ziemlichen Einhalt thun; denn so weit habe ich es bey meinen Landsleuten wohl gebracht, daß sie glauben, ich spreche in solchen Dingen gegen meine Überzeugung um keinen Preiß. Sonst ist viel Unzufriedenheit im Lande über den fortdauernden Druck, gleich die Stadt hier ist sehr überlegt und alles geht fort wie im Kriege. Auch die Knauserey will den Leuten in keine Weiße gefallen.

Crull, den Sie mir vielmal grüßen sollen, hat mit oder ohne Absicht vergessen, dem Tribunale seine zwey Monath Rückstand anzuweißen. Darüber habe ich täglich klagbaren Besuch. Auch für die menus Depenses ist während Ihrer ganzen Regierung nichts bezahlt worden, worüber die Justiz ganz verstockt

---

[1]) Die Zuschrift scheint verloren.

[2]) Das Generalgouvernement Mittelrhein war am 16. Juni aufgelöst und teils zum preußischen Generalgouvernement Niederrhein geschlagen, teils einer bayrisch-österreichischen Kommission unterstellt.

[3]) Der „Rheinische Merkur".

[4]) Sack war damals Generalgouverneur vom Niederrhein und wurde später Oberpräsident von Pommern.

[5]) Dieser Sack ist der Bruder des Generalgouverneurs, war Regierungsrat und von Gruner aus dem Generalgouvernement Berg in das des Mittelrheins gekommen.

ins Stocken zu kommen droht. Thun Sie doch dem noch jetzt abhelfen, denn Sack giebt für den Teufel nichts her. Eigentlich sollten Sie noch durch einen letzten Großmuthsakt nach dem Muster der hohen Alliirten allen Beamten noch diese Rückstände anweißen, sonst bekommen sie eben nichts.

Krahn, dem Sie noch am Morgen Ihrer Abreiße die Ernennung zum Controleur gegeben, hat Sack nicht anerkannt und seinen Kanton vielmehr zerrißen. Wenn es möglich wäre, den Unglücksmenschen, der von Düsseldorf her ist, unten anzubringen, dann würden Sie ihm und mir einen rechten Gefallen damit erweißen.

Nr. VII.

Coblenz am 1. September 1814.

Ich lege Ihnen bey die Adresse, die Sie verlangt. Sie ist wahrscheinlich vom älteren Sturz in Maynz, einem sehr intriguanten Menschen, der wohl auch in mancherley Pläne verwickelt ist, die gegenwärtig angesponnen werden. Ferner die französische, woraus ich ohnlängst Ihr Lob verkündigt. Da ich beyde nur einmal habe, so mögte ich wohl, daß Sie mir beydes verwahrten, und einmal gelegenheitlich wieder sendeten. Besonders das Letzte, da das tolle Volk wohl auch darauf kommen könnte, ich habe es erdichtet. Allerley Correspondenz auf Ihre Rechnung in gut und bös hatte ich gleichfalls für Sie auf Seite gelegt, ich kann sie indessen gegenwärtig nicht finden.

Meine fata mit den Sachsen haben Sie vielleicht erfahren, da sie es übel angelegt, mußte es auch zu übelm Ausgang kommen. Mich haben die Leute jedoch gedauert, eben weil sie die Schwächern sind. Ich habe mich auch wohl gehüthet zu sagen, sie müßten preusisch werden, nur zuträglich dem Ganzen habe ich es gehalten, wenn sie sich fügen wollten. Darin wird Ihre Meynung wohl nicht weit von der Meinigen abbiegen. Gezwungen soll niemand werden, wollte ich anderst sagen, so stände ich mit mir selbst im Widerspruch.

Mit dem Minister bin ich aufs allervollkommenste wieder ausgesöhnt. Er hat sich mir zuerst auf eine sehr gescheidte Art genaht, und ich habe ihm geschrieben, wie ich es nicht anderst von ihm erwartet habe, und habe mich nun über meinen Jakobinism gegen ihn erklärt. Darauf hat er alles, was ich früher gethan, löblich gefunden, und mich aufgefordert, über die künftige Verfassung zu schreiben. Vier Linien hat er mir gegeben, daraus habe ich das Beyliegende herausgesponnen, ich sollte das Manuskript ihm schicken, dann wolle er seine Gegenbemerkungen mir machen. Er schickte es mir zurück mit lauter lobenden Exklamationen am Rande, und schrieb mir dazu, es sey so vortrefflich, daß er nichts zu ändern wisse. Ich solle 1000 Exemplare auf seine Kosten abziehen lassen und jedem der Minister Eines schicken, was ich denn auch schon gethan. Sie können daraus seine Meynung abnehmen, mit welcher er zum Congreße zieht, er hat dabey die beste Hoffnung, daß Alles gut ausschlagen werde.

Hier im Lande nimmt die Abneigung gegen das preusisch werden immer zu, woran der fortdauernde Druck der Einquartierung großen Antheil hat. Grundverschiedenheiten in Charakter und Denkungsweiße würken mit, und

herrschende Knickerey und Knauserey hilft treiben. Alles Geld wird eingeschleppt und auch gar nicht das allermindeste bezahlt, die Lieferungen aus Ihrer Zeit am allerwenigsten, daraus macht nun das allgemeine Geschrey, es sey noch schlechter wie zur Franzosenzeit. Unser Herr Regierungsrath macht sich auch durch seine rauhe Härte und Herzlosigkeit immer gründlicher verhaßt. Auf mich hat er, als ein orthodoxer Preuße, die letzte Zeit großen Zorn. Er ist vor einigen Tagen wegen der Polizeygeschichte in der Zeitung zum Minister hinüber gelaufen um mich anzutragen, ist aber mit seiner Polizey übel angelaufen. Mit Grebel hat er eine zärtliche Freundschaft errichtet, und mit Fritzdorf, dem er Alle Lieferungen zuwendet. Alle Welt urtheilt, daß er in aller Hinsicht nicht an seinem Platze sey, am meisten, weil sein Bruder an der obersten Stelle steht. Das Revisionsgericht lassen sie zappeln und geben ihm nichts. Ihre letzten Ernennungen blieben alle auf Seite gelegt, auch Wichterich ist nicht nach Bonn gekommen, könnten Sie nur für den armen Teufel Krahn etwas thun? So stehen die Sachen im hießigen Lande, man soll durchaus mit Parthey machen, man soll in das allererbärmlichste Clikenwesen sich einlaßen, was mir von je ein Abscheu und ein Gräuel gewesen. Dabey treiben sie ihr Spioniren und Erspähen, daß es einen anekelt. Kurz, der alte Wust, und die Leute die aus einem Kothe herausgezogen worden, riechen, daß der Neue gleichfalls stinkt, und darum mögen sie nicht daran.

Nr. VIII.

Coblenz am 27. September 14.

Ihr Brief[1]) ist angekommen, als ich abwesend war. Ich war auf einer Umreiße im Luxemburgischen begriffen, von der ich vor wenig Tagen zurückgekommen bin. Das ist ein zum Theil sehr schönes Land, und es hat mir dort wohl gefallen, ob ich gleich an der Gränze hin unter den Wallonen, wieder einige Tage Französisch sprechen mußte. Schmitz Crollenburg[2]) hat mir nicht übel gefallen, ob es ihm gleich im Geschäftswesen an vielen Orten fehlen mag, so mögen ihn doch die Leute im Lande gern, weil er ihnen Eifer und guten Willen zeigt. Er hat mir erzählt, wie ihm Mutz oder Motz, wie heißt der Kerl mit dem schiefen Maule, gesagt, er habe in Frankfurt bei Ihrer Unterredung mit dem Minister hinter der spanischen Wand gestanden, und was er alles dort gehört, ganz infames Zeug. Es ist nun natürlich nicht wahr, daß dieser Polonius hinter der Tapete gestanden hat, doch ists recht, daß Sie ihn gelegentlich einmal zeichnen.

Daß Ihre Umgebung sich an dem französischen Wisch geärgert hat, ist mir leid um sie, Krull ist wohl nicht unter denen gewesen, die Ärgerniß genommen haben. Wie konnte ich das Lob, das in solcher Schmähung lag, auch nur mit einem zutäppischen Wort verderben, wie es die Leute gewöhnlich bey solcher Gelegenheit zu machen pflegen. Wer einen öffentlichen Charakter haben will, muß

[1]) Der Brief scheint verloren.

[2]) Freiherr von Schmitz Grollenburg hatte am 13. Mai 1814 das Wälderdepartement als Gouvernementskommissar übernommen.

sich all Solchem preiß geben und die plumpe Art, wies dieser treibt, ist noch die Unschuldigste von Allen.

Die Adreße aus dem Ministerium zu widerlegen, war wohl überflüssig, inzwischen hab ichs doch gern gesehen, daß sie solche furchtsame Gedanken von uns haben, die wir gar wenig verdienen. Herzlich steif ist sie geschrieben und paßt recht wohl zur Umschrift des Siegels, Departement des affaires etrangeres.

Daß Sie vom Congreße nichts Ausgezeichnetes erwarten, darin bin ich Ihrer Meynung. Er wird eben eine Physionomie erhalten, wie der meisten Fürsten Köpfe, einige wenige, allgemeine verwischte Lineamente, woraus man machen kann was man will. Wüßten wir nun etwas daraus zu machen, dann mögte es schon hingehen, aber es ist alles so indolent und liederlich geworden, daß auf der Mitte hauptsächlich meine Sorge ruht, mehr wie auf der Höhe. Von den Oestreichern kann man freylich allen möglichen Unverstand erwarten. Ueber M. habe ich nun auch von Leuten, die ihn kennen können, mildere Urtheile gehört, inzwischen habe ich freylich noch immer mich betrogen gefunden, wenn ich Solchem geglaubt. Die Stimmung hier im Lande hat sich, seit man die Soldaten zu verpflegen angefangen, um ein Weniges gebessert. Ihr Andenken ist recht zu Ehren gekommen, doch glaube ich nicht, daß, wären Sie hier geblieben, es Ihnen gelungen seyn würde, die Leute zur Zufriedenheit zu bringen. Die große Hälfte der Schuld ist auf unserer Seite, die übergroße Indolenz, die sich nicht rühren mag, nur immer trägt und den Rücken hinhält und sich dann wieder hinterher an sich selber ärgert, erregt einen guten Theil der bösen Laune. Sie mogten einmal nicht preusisch werden, wißen eigentlich nicht warum, wißen auch nicht was denn sonst, wenn sie es wüßten, haben sie auch nicht den Muth und die Kraft es zu begehren und durchzuführen; und so sitzen sie im Winkel und schmollen, und nichts ist ihnen recht. Über Sack ist der Form nach nicht zu klagen, in der Sache hat er in sehr Vielem guten Willen. Seine Verwaltung unterscheidet sich von der Ihrigen, wie überhaupt eine blos verständige von einer genialen. Damit ist nun ausgesprochen, daß die größte Ordnung dabey herrscht, große Arbeitsamkeit und Promptheit, allgemeine Billigkeit und Mäßigung. Das geht alles so fort aus Tag in Nacht, und aus Nacht in Tag, immer im selben Gleise. Nur wo ein Sprung seyn sollte, und eine Erhebung, wo ein Erguß nöthig ist und ein Wegsetzen über die Form, da fehlts, und damit mangelt freylich in jetziger Zeit oft das Nöthigste. Stößt man da wieder, dan kommt man nicht aus der Stelle. In meinem Fache kann ich jedoch nicht über ihn klagen. Die Instruktion für die Collegien werden Sie vielleicht gesehen haben. Sie ist nicht übel, doch ist das Beste von meinem Theile übergangen, weil es eben das gewöhnliche Geleise verlassen hat. Geld habe ich noch nicht gefordert, weil ich noch ausgereicht bisher mit dem, was Sie mir gegeben haben.

Was der Auffatz über die Landwehr betrifft, so habe ich darin ganz allein vom Formalen gesprochen. Ich wollte eigentlich Krull über seine Finanzordnung etwas Angenehmes sagen, darum nahm ich nur eben davon Gelegenheit. Was sonst zu sagen ist, werde ich etwa dann beybringen, wenn jemand mit Verstand

etwas aus Ihrer Zeit zu tadeln unternimmt. Solches Lumpenvolk, wie bisher gekommen, verdient nicht, daß man ihm ein Wort gönne. Was Sie über Ihr jetziges Leben sagen, gilt eigentlich von ganz Teutschland. Doch kommen Alle, die ich aus Ihrem Land gesprochen, darin überein, daß man allgemein Ihnen wohlwolle, und Sie achte und liebe. Das ist viel in jetziger Zeit und es hat mich sehr gefreut. Mit dem Revisionshofe fangen auch schon allerley Umtriebe an, die ekelhaft zu werden drohen. Die Andern werden Ihnen wohl darüber schreiben.

Wie ich höre, sind Sie in dem Glauben, ich sey nach Wien gegangen. Was sollte ich dort, der Clerus jenseits hat auf mich gerathen, aber ich habe gleich durchgeschnitten, mein Ort ist hier, was oben zu thun ist, weiß ich gar wohl. Stein ist so klug gewesen nicht einmal Arnd mitzunehmen, weil es ohne Vortheil nur allarmiren würde. Da sind die Franzosen dummer, sie ziehen zu ganzen Haufen wie die Staare hin zum Platze.

Ich wollte Ihnen schon lange den jungen Mahler Cornelius in Rom empfehlen, der ein vortrefflicher Künstler schon ist, und einen noch besseren verspricht. Sie müßen etwas für ihn thun, achtzehnhundert Franken mehr oder weniger zu so gutem Zweck verwendet, machen das Land nicht ärmer.

Nr. IX.

Düsseldorf 1. Oktober (?) [1814].

Ich habe mich sehr gefreut zu hören, daß Sie noch in Thätigkeit sind. Für die preußische Seite steht Ihr Wirken nun ganz fest und es ward mir wieder wohl, als ich dies im Niederrheinischen Gouvernements-Blatte las, denn die kurz zuvor darin enthaltene Bekanntmachung und respective Aufforderung zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichtes hatte mir in keiner Art gefallen. Doch ist es nichts nuz, daß die Direktion (?) getrennt wird, Ich sehe, daß Manches unerfüllt bleibe, denn Schulz aus Hanau hat lamentable Briefe hierher geschrieben. Können Sie ihm nicht sonst wo helfen?

Mit Preußen werden Sie es wohl nicht verderben. Als ich die ersten Theile über Sachsens Unrecht und Pflicht sah[1]), glaubte ich es, jetzt aber bin ich ruhig, jedoch in dieser Sache von Ihnen abgefallen. Es ist die heilloseste Täuschung und der unglücklichste Irrthum, worin Preußen verfallen, Sachsen zu nehmen. Selbst mit der Abtretung von Ansbach und Bayreuth und Anderem, läßt sichs nicht rechtfertigen. Die Sünde wird dadurch nun doppelt. Man hätte nichts abtreten sollen. Um die Vernichtung dieses gräslichen Systems ist ja gefochten worden.[2]) Es betrübt mich, daß Sie Preußen hierhin vertreten.

[1]) Statt „sah“ steht im Texte, wohl verschrieben, „wir“.

[2]) Ähnlich dachte Erzherzog Johann. Am 4. Dezember schrieb er in sein Tagebuch: „Es ist ein jämmerlicher Handel der mit Ländern und Menschen! Napoleon haben wir und seinem System geflucht, und mit Recht; er hat die Menschheit herabgewürdigt, und eben jene Fürsten, die dagegen kämpften, treten in seine Fußtapfen. Also kämpfte man blos gegen seine Person und nicht gegen sein System. Von Krones. Aus dem Tagebuche Erzherzog Johanns von Österreich 1810–1815, S. 185.

Crull habe ich Ihren Gruß überbracht. Für das Tribunal wird er die Anweisungen schicken. Er ist hier wieder in voller tüchtiger Thätigkeit.

An Krahn werde ich denken, sobald es Gelegenheit giebt. Diese ist hier aber selten.

Nr. X.

Coblenz am 4. September 1817.

Ich lege Ihnen unsere beyden letzten Bekanntmachungen bey, damit Sie sehen, was aus der Sache geworden. Ich wollte damit den Leuten helfen, so viel thunlich war, und nebenbey gleich hart den Schlendrian, der immer geschäftig nichts zu Stande bringt, ohne Apparat, blos durch den lebendigen freyen Eifer einmal wieder ein würkliches Werk hinsetzen. Dies ist nun freylich recht wohl gelungen, aber was hilfts, sie thun doch nicht darnach, sie sehens eben an und meynen, Narren könnten freylich gewißermaßen mehr als gescheidte, solide Leute, die sich über nichts hinaussetzen. Überhaupt würkt alles Wesen dieser ordinarie Postklepperey, wie sie jetzt gemächlich zu Bocke sitzt und im Sande ackert, fortdauernd emetisch und es kommt mir immer vor, als seyen die überspannten Menschen, die etwas aus der Zeit machen wollen, für ihre Herstellung zu einer Ekelkur verurtheilt, die mit Mineralkermes und kleinen Dosen Brechweinstein geführt wird. Wir haben nun so zum Theil unsere Herrschaften hier gesehen, sie mögtens wohl alle gerne besser machen, wenn sie nur in der Welt ein Mittel dafür wüßten, vor dem sie sich nicht fürchteten. Der Kronprinz war hier, das ist ein junges, frisches Blut, der weil er sich natürlich genommen, nichts Verzwicktes an sich hat, und ein noch unverdorbenes Naturell gezeigt, den Leuten recht wohl gefallen. Um Geschäfte hat er sich weiter nicht bekümmert, als in der Form nöthig war, ich denke er meynt, der Bleymantel werde ihm früh genug umgethan, und er wolle jetzt seine Jugend genießen, was ich ihm eben auch nicht übel nehmen kann. Der König ist sodann gekommen, der hat eine unselige Weiße in Verlegenheit und Scheu die Leute von sich abzustoßen und aus falscher Popularität sich höchst unpopulär zu machen. In Kleinigkeiten hat er viel guten Willen zu helfen bezeugt, im Großen ist nichts geschehen, und hat er auch nicht einmal etwas erfahren wollen, besonders hier scheint er geglaubt zu haben, man passe ihm auf, um ihn mit allerley verdrüßlichen Sachen zu behelligen, weswegen er niemand vor sich ließ. Darauf kam Schuckmann. Das ist auch eine Betrübniß, daß man keinen Zorn auf Niemand verwahren kann, sieht man sie selber, dann sinds alles gute Leute, mit deren Irrthümern oder Furchtsamkeiten man Mitleiden haben muß. Ich habe zwey Stunden lang mit ihm gesprochen, war meist anderer Meynung als er, doch kann ich nicht sagen, daß er einen schlechten Grundsatz geäußert hätte, es ist alles nur Verzagtheit und Mangel an Herz. Darauf sollte der Kanzler kommen, der ist aber auf halbem Wege nach Pyrmont abgesprungen, weil er den Keichhusten bekommen, er schien, als ob es sich durch ihn zu etwas anlassen sollte, daß ist nun auch zu Wasser. Jetzt ist Altenstein hier, der soll auf die ständische Verfassung reißen, Lebens ist darüber Referent bey ihm, es soll auch ein guter wohlmeynender Mann seyn, aber ich habe

meinen Ekel an dem lahmen Austernwesen noch nicht so weit überwinden können, daß ich zu ihm gegangen wäre, alle Worte sind wie Wasser, das den Rhein hinunter fließt, das große Lebermeer voll Klebebier verschlingt Alles. Das ist ohngefähr der Stand hießiger Dinge, unterdessen rasselt die Mühle fort, schüttet Klagen auf, und bringt wieder Klagen heraus, viele gute Kräfte aber gehen darüber verlohren und die Zeit wird vergeudet. Hundertmahl habe ich Gott gedankt, daß sie mir den Merkur abgenommen, daß ich nicht immer in dem Kothe zu rühren nöthig hatte, freylich hatte ichs anders angetragen, aber der Himmel hat mich dafür bewahrt, mags da treiben wer Lust dazu hat Schnecken zum Tanze abzurichten.

Nr. XI.

Coblenz am 30. December 1817.

Daß die Dinge bedenklich stehen, darin bin ich mit Ihnen einverstanden, weil alles Öffentliche, das blos auf dem Vertrauen sicher ruht, gänzlich grundlos steht, wo dies nicht vorhanden ist. Daß alle Regierungen aber miteinander kein Vertrauen genießen, ist von einem Meer zum andern sonnenklar, und daß sie es in wenig Jahren dahin gebracht, mit wenig Bosheit, ziemlicher Unaufrichtigkeit, und starker Feigheit und Schlaffheit, woran Napoleon lange Zeit hat arbeiten müßen mit bloser Schlechtigkeit, ist ausgemacht, auch daß, wenn irgendwo ein Bruch in das verwegene Wesen geschähe, ein groß Stück, ja wahrscheinlich das Ganze nachstürzen würde. Aber eben der Bruch wird, wie ich meyne, doch nicht geschehen, weil die Vorbereitung einer ruhigen arglosen Zeit nicht dagewesen und die Vergangene die überschäumenden Kräfte theils gebrochen, theils zu sehr gewitzigt hat. Es ist eine eigene Sache um die Trägheit in den Dingen, sehen wir doch Felsen Jahrhunderte und Jahrtausende überhängen, und jeden Tag den Einsturz drohen. Das wissen alle die recht wohl, die in der Dummheit ihres Herzens vermessene Spiele spielen, aber wenn sie es in ihrer Art gewonnen, haben sie es doch sicher in der Andern verlohren. Am wenigsten denke ich daran, daß die Franzosen den ersten Riß treten werden, sie sind die schlauesten von Allen in ihrer Weiße, und da kennen sie die Gefahr recht gut, und wie, da ihre Rolle ausgespielt, für sie alles zu verlieren und wenig zu gewinnen ist. Die Bourbonen wissen recht gut, wie Ludwig XVI. durch den Krieg verlohren ging, sie wissen, daß sie allerdings durch einen Krieg anfangs populärer würden, wie aber diese Popularität sie bald verschlingen müßte, um dahin zu gelangen, wo sie nicht hinwollen. Die Minister wissen, daß sie zwar im Frieden sich leidlich behaupten können, im Kriege aber verlohren sind, was aber das entscheidendste ist, sie wissen auch, daß sie so viel Aufwandes nicht bedürfen, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Diese ausgelernten Comödianten begreifen recht gut, daß sie nur zuerst den Cothurn anschuhen dürfen, und als aufgebrachte Helden sich geberden, um uns, zaghaft wie sie uns kennen, so in die Enge zu treiben, daß wir ihnen zu Willen leben. Um sie buhlt England und Rußland abwechselnd, wem sie sich zuschlagen, der giebt uns hin, und wir bezahlen zuletzt, und werden noch dazu ausgescholten, daß wir unseres schmutzigen Interesse wegen den allgemeinen Frieden stören

wollten. Hernach, wenn sie haben, was sie gewollt, werden sie sich so friedfertig zeigen, wie die Lämmer.

Der Kanzler ist nun hier seit einigen Tagen. Ich habe ihn gesehen vorgestern, eine ganz ansehnliche Ruine. Ich soll öfters nach Engers zu ihm kommen, und ihm auslegen, was dem Lande diene. Seine Ankunft hat noch durchaus keine Sensazion gemacht, die Leute wollen durchaus Thaten sehen. Ich habe eine Adreße an den König um Verfaßung und Zubehör durchs ganze Land auf zwanzig Stunden in die Runde von Dorf zu Dorf unterzeichnen lassen, das soll ihm in diesen Tagen übergeben werden, und sie werden daraus sehen, wo der Geist herkommt und wo er hin will. Überhaupt ist die Stimmung des Landes unwillig und murrend, verminderter Haß, aber zunehmende Misachtung. Selbstständigkeit wäre der Provinz besser, aber dem Ganzen, dem sie ein treffliches Ferment ist, schädlich. Ein eigener Gouverneur hätte einen harten Stand, wollte ers dem Volke zu Danke machen, müßte er sich mit dem Hofe überwerfen, beym Gegentheil wäre es schon in der dritten Woche in der Meynung aus mit ihm, und er stünde eben da wie Einer der Andern. Ich mögte Ihnen nicht wünschen, daß Sie diese Aufgabe zu lösen hätten, auch denkt man nicht daran sie zur Lösung hinzugeben. Eine klägliche Furcht hat die Leute oben überfallen, und wies im Schrecken zu gehen pflegt, sie arbeiten sich immer tiefer hinein, je mehr sie sich herausreißen wollen. Wie sie zappeln, wie sie sich sträuben, sie müßen hin wo sie hinsollen, sie gehen nicht zum Ziele, sie werden eben unter beständigen Protestationen hingefahren. Wo die abtretende invalide Generazion mit der aufsteigenden, frischen Jugend kämpft, da kann der Ausgang keinen Augenblick zweyfelhaft seyn, und in einen solchen Kampf haben sie unbesonnen sich eingelassen. Die Wartburger Geschichte war ihnen wieder ein Wink und eine Warnung, aber sie verstehen nichts und begreifen nichts, die Welt soll eben nichts ihrem guten Willen, alles der Nothwendigkeit verdanken. Unterdessen verbindet gemeinschaftlicher Unwille alle Teutsche fest zusammen.

Nr. XII.[1])

Coblenz am 18. Februar 1818.

Ich habe der gelehrten Buchhandlung Auftrag gegeben, Ihnen von Heidelberg aus ein Exemplar meiner Schrift zuzusenden. Da Ihr Brief[2]) ihrer indessen nicht erwähnt, und es mit solchen Buchhändlerbestellungen oft nicht zum schnellsten geht, so lege ich Ihnen lieber gleich ein Anderes bey. Sie werden daraus sehen, daß wir nicht, wie Sie meynen, auf der Bärenhaut gesessen, sondern uns wohl gerührt. Wenn Rehfues über den unconstitutionellen Sinn der Rheinländer in Engers hat klagen hören, so mag das zwischen der ersten und zweyten Audienz gewesen seyn. In jener saß der Kanzler allein hier, und es kam niemand, was mir gar nicht unlieb war, weil es zeigte, wie die Stockes nahe auf Null herab-

[1]) Die Antwort auf diesen Brief ist abgedruckt in den gesammelten Schriften von Görres VIII. S. 551—552.

[2]) Gemeint ist der ebendaselbst auf S. 550—551 abgedruckte Brief Gruner's.

gefallen. Es mußte freylich dem Kanzler unangenehm auffallen, doch hat er acht Tage später in der nächsten nicht mehr Grund gehabt, von dieser Seite zu klagen. Der Kanzler zum erstenmal, wenn auch sehr im Kleinen in constitutionellen Verhältnißen und noch dazu damit überrascht, hat sich im Ganzen recht gut aus der Sache gezogen und ich habe an seiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln können. Den Druck der Schrift habe ich Allen bis zum letzten Tage verheimlicht, und so hat auch sie, als sie erschienen, Alle überrascht, doch hat auch hier der Kanzler sich gescheidt benommen, und mir wenige Stunden, nachdem er sie gelesen, einen billigenden Brief geschrieben, und mir Weniges Unrichtiges berichtigt. Zwey Tage vor der Erscheinung hatte er in meiner Privatangelegenheit einen Entschluß genommen, und mir alle meine Rückstände und vorwärts 1800 Rthlr. bis zur Anstellung angewießen. Seither ist es nun etwas still, indem man erwartet, wie der König die Schrifft aufgenommen. Die Adreße der Stadt Aachen an den Bundestag hat er sehr übel vermerkt und diese hat dafür vom Kanzler einen Verweis bekommen, der mir halb gegolten. Ich habe im Meinigen alle Formen streng eingehalten, damit der Sache rechtlich nichts anzuhaben und dem der sie angreift, allein der Spott und die Schande des Unverstandes und der Bosheit bleibt. Da ich, wenn gleich in Grundsätzen und im Tadel streng, doch jede Persönlichkeit, die der Schufften auf beyden Seiten ausgenommen, so sehr wie möglich geschont, so denke ich, daß auch dort wie hier kein ehrlicher Mensch etwas dagegen haben wird, und da der König doch unter diese gehört, so wird er wohl auch ihrer Meynung seyn. Hat sich das erst bevestigt und entschieden, dann werden wir hier einen Schritt weiter gehen und ich hoffe wohl, daß es bey uns zu etwas kommen wird, daß sich vor dem übrigen Teutschland darf sehen lassen.

Ihr Exil in die Schweiz wird übrigens nun auch die längste Zeit gedauert haben, das kam aus einer Zeit, wo man meynte, da der Verstand es nun gar zu weit gebracht, sey es besser, einmal mit dem Unverstand die Wirthschaft anzufangen. Da ist es nun, wie der Augenschein zeigt, sehr kläglich gegangen, und der Verstand kommt wieder zu Ehren. Da wird es aber bald dahin kommen, daß man alle Schubsäcke umkehren muß, um nachzusehen, wo sich noch dergleichen findet, und da wird die Reihe auch an Sie kommen. Bis dahin stehen Sie ruhig auf Ihrer hohen Warte, auf der Sie die schöne Jahreszeit vor sich haben.

Nr. XIII.

Coblenz am 30. November 1818.

Zum Andern[1]) sollte ich meine Vergeßlichkeit abbitten, wenns nur eben eine wäre. Man hat nichts als zornige Gedanken und Reden niederzuschreiben, und denkt, jeder habe selbst hinlänglichen Vorrath davon im eigenen Hausgarten wachsen, und es sey nicht nöthig, sie getrocknet und eingelegt auf der Post hundert Stunden weg zu versenden. Dann nimmt der Ekel und das Aufstoßen abwechselnd auch die Lust viel Redens zu machen, und man mag sich mit dem Kleister nicht

[1]) Der erste Absatz dieses Briefes enthält die Gratulation zur Geburt eines Sohnes.

die Finger beschmutzen, indem man darüber schreibt. Dies ist aber nun nicht Vergessenheit, die Vielen, die das Bessere wollen, sind wie Einer, und wenn einer was denkt und empfindet, so klingen dem Andern die Ohren mit, und es ist wohl eine nähere Correspondenz als die Briefliche. Darum will ich diese doch in ihren Ehren laßen, und wie ich gern die freundlichen Worte von Ihnen gelesen, so werden Sie meine Erwiederung sich gefallen lassen.

Ihr letzter Brief,[1]) den ich jedoch schon beantwortet zu haben mich entsinne, enthielt große Hoffnungen für uns und große Besorgnisse vor den Franzosen, ich habe an keines recht glauben können. Hätte ich die Leute so gesehen und gekannt, wie jetzt, ich wollte schon 1813 die ganze Lekzion aufgeschrieben haben, die sie jetzt absagen und ablesen, nachdem sie die Mummerey großer durch Unglück gekräftigter liberaler Männer abgeworfen und wieder zur gewohnten Schlotterigkeit, Pantoffeln und Nachtmütze zurückgekehrt. Den Wolf Fenois haben sie angebunden, nun sitzen Kaninchen, Meerschweinschen, Hämmel, Kälber gar ernsthaft um den runden Tisch, trinken Haverschleim zur Kur und lassen sich vom Fuchs predigen, und äußern sehr gemäßigte Leidenschaften, aber auch ungemein geringe Geistesgaben. Rund umher steht die Welt und lacht, sie meynen aus Freude über den lieben Frieden und die gnädigen Herren, und werden nur um so emsiger. Die Welt hat nie einen so öffentlichen geistigen Bankerott gesehen und eine solche freche Verschwörung von Allem, was gemein im Menschen ist gegen alles Höhere und doch so ganz ohne allen Nachdruck, ja beynahe ohne Bosheit alles wie im Gähnen, im Schlaf und Traum. Wäre das nun bey den Regierungen allein, dann würde es wenig verschlagen, allein auch die Maße ist lahm, feig und dumm, sie sucht Repräsentazion und ist schon vollkommen repräsentirt durch ihre Höfe, weswegen diese dann auch billig nicht begreifen, was eine neue zweyte Repräsentazion soll. Darum habe ich die jetzige Generazion längst aufgegeben, sie kann die Knechtschaft nicht ertragen, und die Freyheit sich nicht erringen, so schwebt sie in einem unseligen Mittelzustande immer dahin, und wird nichts als den Anfangspunkt eines besseren Zustandes erleben, gerade wie das Geschlecht der Juden, das aus Aegypten ausgezogen, das gelobte Land nie betreten. Von all' der Konstituzionsmacherey in Berlin erwarte ich gar nichts, sie werden einen solchen Wechselbalg ausbrüten, daß sie ihn insgeheim des Schimpfes wegen wieder im ledernen Sack ersticken. Was die Franzosen betrifft, so habe ich mir sie auf einer Reiße in ihr Land, von der ich eben zurückgekehrt, neuerdings betrachtet. Sie sind uns fortdauernd die Gefährlichsten, weil sie in ganzer Meute auf ihre Beute ausgehen, und in allen Dingen gegen uns zusammenhalten, während wir in Allem gegen sie geschieden sind. Davon haben sie neulich auf dem Congreß von Aachen eine Probe abgelegt, dem sie am Ende, nachdem sie ihn um 30—40 Millionen durch den Rentenfall betrogen, keine Wahl gelassen, als mit ihnen gemeinschaftlich und mit ihren Worten die Welt zu beschwazzen, es habe nichts zu bedeuten. Sie werden auf vollkommen kon-

[1]) Gemeint ist der ebendaselbst auf S. 550—551 abgedruckte Brief Gruner's.

stituzionellem Wege ihren König und ihre Royalisten knebeln und jenen zu allem brauchen, was in ihren Absichten liegt, wohin unsere Demüthigung und ihre revange, wie sies nennen, für die zwey letzten Kriege an der Spitze steht. In der That ist die Lockung beym Anblicke unserer Dummheit so gar verführerisch, daß es eigentlich keinem Franzosen zuzumuthen ist, sie von der Hand zu weißen. In allen Scharmüzzeln, die sie mit unserer verschlagenen Diplomatik versucht, haben sie den Sieg davon getragen, und das hat ihr gesunkenes Selbstvertrauen wieder vollkommen hergestellt, und nun hält schon der Übermuth wieder gleich nahe vor der Thür.

Was nun sie selbst betrifft, so erwarten Sie nicht aus Ihrem Bergverlies entlassen zu werden, bis man Sie etwa nöthig hat: sie haben allzu viele Freude, Sie so wohl verwahrt zu haben, und da immer Einer sich über den Andern erhebt, und ihn weit unter sich erblickt, so meynen sie auch vollkommen Recht zu haben. Außerdem daß diese Ungnade eine Gnade ist, können Sie sich trösten, daß auch Andere auf dem Fußpfad steigen, den Sie gegangen, da auch Jordan über Dresden nach der Schweyz zu reißen im Begriffe ist,[1]) der an Ihrer Krankheit nicht erkrankt. In Berlin wirds wohl zum Winter eine ziemliche Hezze werden, eines der schleichenden Fieberchen mit spasmodischen Zufällen ohne Krise und Resultat. Da ich nicht nach Bonn soll, von wo man auch Arndt wegen des Geistes der Zeit nahe fortgejagt, so soll ich nun nach Berlin, allein ich habe erklärt, und wenn sie mich über und über vergoldeten, würde ich nicht in ihre Desperazion hinein, ich will mein Leben nicht an diese betrübte Misere verschlendern, und werde nicht wanken noch weichen in diesem Entschlusse, was sie sonst immer beginnen mögen, mich zu entwurzeln. Wie die Dinge in der Welt gehen, das muß man geschehen lassen, weil es zu ändern nicht in unsere Macht gegeben, aber wo mein Fuß steht, das ist in meine Gewalt gesetzt, und in den Leib hinein laße ich mir nicht Dreck regnen. Krezzer ist auch nicht mit gutem Herzen nach Berlin gezogen, doch soll er sich ziemlich dort gefallen, einige Andere werden mit dem Revisionsgerichte nachziehen und eine rheinische Colonie dort bilden, Beyme hat sich ganz geschickt hier benommen, und es geschieht nun, was ohnehin nicht ausbleiben konnte.

Nr. XII.[2])

Bern 12./2. 1819.

Das Jahr ist abgelaufen, mein theurer Freund! ohne daß ich Ihnen antworten können, und das Neue aufgegangen ohne uns Stoff zur fröhlichern Unterhaltung zu bringen.

Als ich Ihren lieben Brief vom 3ten Oktober v. Js.[3]) empfing, hatte man mich eben mit einer Gabe frischduftender Hoffnungen beschenkt und da der heurige

---

[1]) Es ist dies eine Anspielung auf frühere Ereignisse. Gruner war zum preußischen Gesandten in Dresden 1815 ernannt und hatte schon sein Kreditiv in Händen, als die Ernennung wieder rückgängig gemacht und er dann später 1816 zum preußischen Gesandten in der Schweiz ernannt wurde.

[2]) Königl. Geheim. Staatsarchiv Reg. 77 XXI. Spec. Litt. G. Nr. 6.

[3]) Der Brief scheint verloren.

Winter so viel Außerordentliches bringt, war ich gutmüthiger Thor genug, Früchte von Treibhausblüthen zu erwarten, welche abfielen, wie ich sie an die freie Sonne der Wahrheit brachte. Daß doch das Gemüth nie altert, und keine auch noch so bittere Erfahrung es abstumpfen kann gegen die verführenden Reize der alten Täuschung. Ich erwarte, wie Sie, wenig von dem lebenden Geschlechte;[1]) desto mehr von dem heranwachsenden Theile desselben. Auch wird der Kampf immer lauter und die Furcht der Alten beweiset, wie die Kraft, so die Reinheit der Jugend. Die Erscheinungen, welche die Zukunft des Vaterlandes andeuten, sind ein erhebender Führer durch seine matte Gegenwart. Auch für diese Kräftigung wird, denke ich, noch Viel sich thun lassen, ist einmahl das Mittel gegeben. Haben wir die Verfassung — sey sie welche sie wolle — so stehen wir an der Himmelsleiter. Wie hoch sie zu ersteigen? wird von dem Muthe, der Reinheit und Besonnenheit derer abhangen, welche die freie Luft da oben höher schätzen denn den fetten Fraß auf gewichstem Hofboden, gern das Leben daran setzend, kühn voran klimmend, den bessern Steg und Weg zeigend.

In Baiern fürchten sie sich schon ob ihres eigenen Werkes, und die Landtags-Zeitung posaunt in gar jämmerlichen unsichern Tönen die Pflicht der Bürger-Ruhe, wie einst Schulenburg in Berlin.

Was gegen die Fähigkeit der Baiern aus Preußen neulich verkündet worden, verrieth Esels-Ohr und Pferdefuß zugleich.

Immittelst dankt die Welt der Lichtenstein'schen Nationalität ein neues würdiges Verfassungs-Muster und ich hoffe, daß alle deutsche Kabinetsköche künftig in gleichem Noth-Pudding die Unsinne der „verträglichen Gemüths-Art“ gebührend einmischen werden; ist ein probates Mittel für ruhige ministerielle Verdauung.

Mögte es nun abgethan seyn mit dem bittern Scherze! Aber das vaterländische Gemüth blutet schon im Voraus an den neuen Wunden, welche es dem Volke von Außen schlagen siehet, weil im Innern nichts geschiehet, während dort Alles tüchtig sich gestaltet.

Die Franzosen habe Ihre und meine Erwartungen schon gerechtfertigt.

Die Folgen dessen so geschehen, sind klar und unvermeidlich. Dennoch wollen sie in Berlin solche nicht erkennen, wenigstens nicht eingestehen und suchen uns, die wir ohne Theil an den diplomatischen Fehlgriffen, vor deren Resultaten warnen, noch gar wohlmeinend zu beruhigen!!

Die Staatszeitung, welche ich noch garnicht bekommen, wird wohl klüglich schweigen, um sich nicht in das jämmerliche Spiel des östreichischen Beobachters zu verwickeln, welcher Herrn Nilet billig eine ehrenvolle Stelle im Dictionaire

[1]) Diese, so wie die übrigen gesperrten Stellen, sind von der Behörte unterstrichen und sollte Gruner über die Bedeutung derselben durch den Regierungsrat Grano in Wiesbaden befragt werden. Gruner's Krankheit und Tod aber hinderten die Ausführung dieses Befehls Hardenberg's.

des Pirouettes sichern sollte. Dem edlen Lord Castlereagh, welcher auch alle Theilnahme am Geschehenen durch seinen getreuen Kourier abläugnen lassen, ist der Kanal zur Gellert'schen Brücke geworden.

Ich freue mich, daß Sie am Rhein zu bleiben entschlossen sind. Ihr Leben kann nur dort seyn und auch ohne öffentliche Stellung wirken Sie dort mehr als zu Berlin in gelehrtem Amte. Für äußere Noth sind Sie hoffentlich geschützt? Es gehört zu dem belobten Beschwichtigungssisteme von der Seite geredt zu erscheinen, um sich Ruhe zu sichern.

Ich bleibe hier und denke nicht daran, über die Schweitzerberge zu kommen, so lange das Staaten-Ruder in den jetzigen Händen bleibt. Zwar meinten vor etwelcher Zeit manche Freunde, es sey genug an drei diplomatischen Lehrjahren, aber der Meister will klüglich, daß ich nicht als Pfuscher heimkehre und sein Metier verrufe. Ich selbst halte mich nur zu Einem reif und tüchtig, und wenn der Augenblick erscheint, wo es darum gilt, wird mich weder Ge- noch Verbot halten. Bis dahin lassen Sie uns in Lieb' und Glauben zusammen halten, auch wenn es der schriftlichen Erinnerung an Stoff gebricht.

Berlin. Justus von Gruner.

Die Deutschen auf der Weltausstellung in Chicago.

Brief von Professor Dr. Schneider an der Universität in Chicago.

Chicago, den 30. Mai 1893.

Geehrter Herr Redakteur.

Die politischen und materiellen Fortschritte des Deutschen Reiches innerhalb der letzten fünfzehn Jahre können kaum besser gewürdigt werden, als wenn man die Stellung der Deutschen auf der Weltausstellung in Philadelphia im Jahre 1876 mit derjenigen vergleicht, die sie heute auf der „Worlds Fair“ in Chicago einnehmen.

1876 ruhte man sich noch in Deutschland auf seinen Lorbeeren aus. Die glorreichen Tage von Metz und von Sedan waren noch frisch in jedermanns Gedächtnis. Stolz im Gefühle der neuerwachten Kraft verschmähte man neue Proben derselben im fernen Amerika abzulegen.

Aber auch andre Gründe wirkten damals mit, um die Beteiligung der Deutschen an jener ersten amerikanischen Weltausstellung zu verringern. Noch war das neugeeinte Reich erst im Werden; man hatte kaum gesät; man wartete noch auf die Ernte. Die wohlthätigen Folgen des neuen Zustandes, ausgedrückt durch eine einheitliche Gesetzgebung, waren noch nicht zur Geltung gekommen.

1876 beteiligten sich 600 deutsche Aussteller in Philadelphia; heute, in Chicago, beträgt ihre Anzahl 7000.

Den 1. Mai wurde die Ausstellung feierlich vom Präsidenten Cleveland eröffnet. Der verhältnismäßig fertige Zustand der deutschen Abteilungen in den verschiedenen Gebäuden verdient sicherlich hervorgehoben zu werden. Die andern Nationen waren weit hinter uns zurückgeblieben.

Die militärische Schlagfertigkeit und Pünktlichkeit der deutschen Nation hat dieses Mal auf dem Gebiete des Friedens einen stillen Triumph gefeiert.

Schon längere Zeit vor der Eröffnung der Ausstellung wurde in der hiesigen Presse die Erwartung ausgesprochen, daß heuer die Deutschen den Vorrang unter den Ausstellern einnehmen würden. Die großen Geldmittel, die der deutschen Regierung vom Reichstage bewilligt worden waren, das Interesse, welches Se. Majestät der Kaiser einer würdigen Vertretung des Deutschen Reiches in Chicago zugewandt hatte, und endlich das bedeutende Areal, welches von den deutschen Ausstellern beansprucht worden war, ließen diese Erwartung aufkommen. — Und sie hat sich glänzend bewahrheitet. Wohin auch immer im Ausstellungsgebiete Sie Ihre Schritte lenken mögen, überall werden Sie deutsche Industrie und Kunst und deutsche Wissenschaft in würdiger, — häufiger noch in großartiger Weise vertreten finden.

Namentlich fällt die geschickte, zielbewußte Aufstellung der deutschen Ausstellungsgüter auf. Überall bemerkt man das Vorhandensein eines wohldurchdachten Planes. Wir verdanken diesen Erfolg unmittelbar der Sachkenntnis und Rastlosigkeit des deutschen Reichskommissars Herrn Adolf Wermuth und seiner Gehilfen, mittelbar aber dem Vorhandensein einer kräftigen Regierung in unserm Vaterlande, die unbeirrt durchs Parteigetriebe die besten Kräfte für ihre Zwecke auswählen kann.

Ein charakteristisches Merkmal der „**Chicago Worlds Fair**“ ist die Opferwilligkeit der deutschen Industriellen und der deutschen Reichsregierung. Man hat dieses Mal nichts versäumt, um dem deutschen Namen einen guten Ruf zu verschaffen.

Vor allem sind die Krupp'schen Werke in dieser Beziehung zu nennen. Sie sind in wahrhaft großartiger Weise vertreten. Der Anblick der drohenden Geschütze kann seinen ernüchternden Eindruck auf unsre unruhigen Nachbarn nicht verfehlen. Wir sind eine friedliebende Nation, groß in den Werken des Friedens; wir sind aber auch wehrhaft und gewappnet. Die „**Ultima ratio regum**“ in der unübertroffenen Vollendung, wie sie aus Krupp's Werkstätten hervorgeht, legt ein beredtes Zeugnis davon ab.

In ähnlicher opferwilliger Weise haben die Gebrüder von Stumm ausgestellt. Der gewaltige Aufbau von Stahlschienen und Röhren dieser Firma überragt an Größe und Gediegenheit alles Ähnliche im Gebäude, welches dem Berg- und Hüttenwesen gewidmet ist.

Erfreulich ist die würdige Vertretung Deutschlands im „**Transportationbuilding**“. Über dem Haupteingange zu diesem Gebäude sind die Worte Macaulay's zu lesen: „**Of all inventions, the alphabet and the printing press alone excepted, those inventions which abridge distance have done most for civilisation.**“ Wir Deutschen können mit Stolz darauf hinweisen, daß auch wir an dieser civilisatorischen Aufgabe rüstig mitarbeiten. Auf diesem Gebiete werden wir auf der Chicagoer Ausstellung bloß von dem meerbeherrschenden England unter den fremden Nationen übertroffen. Der Norddeutsche Lloyd, die Hamburg-Amerikanische Paket-Gesellschaft und die deutsche Reichsregierung haben hauptsächlich zur Erreichung dieses Resultates beigetragen.

Ebenso glänzend ist Deutschland in den Gebäuden für Elektrizität und für Landwirtschaft vertreten. Dort leuchten uns die Namen von Weltfirmen, wie Schuckert in Nürnberg, Siemens und Halske in Berlin, entgegen; hier wird unsre Aufmerksamkeit durch die Staßfurter Kaliwerke gefesselt.

Im Maschinengebäude nehmen die Deutschen ein Areal von 50000 Quadratfuß ein, weit hinter sich an Gediegenheit und Quantität die andern europäischen Nationen, sogar England, zurücklassend.

Ein Gang durch die Kunstausstellung ist nicht ohne Interesse. Mit Freuden nimmt man wahr, daß in der deutschen Abteilung einesteils die plein-air-Malerei sehr spärlich vertreten ist, anderenteils es an Werken von Lenbach, Thumann, Grützner, Achenbach, Knaus, Defregger, Menzel u. a. nicht mangelt. In der französischen Abteilung feiert der „neue Stil“ seine Orgien. Wohin das Auge sich wendet, erblickt man wunderliche Bilder, häufig allein in Grün oder Violett ausgeführt. Die Norweger, Schweden und Dänen haben in großer Zahl ausgestellt. Der hausbackene Sinn dieser Nationen, die Abwesenheit höherer politischer Ideale und die blinde Nachahmung der Franzosen finden einen deutlichen Ausdruck in den Erzeug-

nissen ihrer Kunst. Ein ausgesprochen nationales Gepräge hat die englische Ausstellung; die Russen sind noch nicht fertig.

Als Gesamtresultat sämtlicher Eindrücke läßt sich getrost der Satz hinstellen, daß Deutschland im Jahre 1893 an der Spitze der europäischen ausstellenden Nationen steht. Wohl mögen uns noch die Franzosen im Kunstgewerbe und in der Textilindustrie an Geschmack und an Pracht hin und wieder übertreffen. Der Markt für Luxusgüter ist aber ein beschränkter. In der Erzeugung von Artikeln für den Weltmarkt sind wir ihnen voraus und England ebenbürtig, wenn nicht vielfach überlegen.

Der erfreuliche Erfolg der deutschen Ausstellung ist, wie schon mehrfach betont, vor allem der Opferwilligkeit und klugen Voraussicht der deutschen Aussteller zuzuschreiben. Wenngleich die Mac Kinley-Bill noch in Kraft besteht, so ist die Stunde nicht fern, wo sie ein Ding der Vergangenheit sein wird. Es war weise gehandelt, statt schmollend beiseite zu stehen, zu zeigen, was man zu leisten im stande sei. Denn es handelt sich dieses Mal nicht nur um den Markt Nordamerikas, sondern auch um den Südamerikas.

Nächst der Opferwilligkeit der Aussteller ist viel dem energischen Einschreiten der deutschen Reichsregierung zu verdanken. Dank demselben haben unsre Ausstellungen in den verschiedenen Gebäuden einen einheitlichen, häufig einen großartigen, stolzen Charakter erhalten, dank demselben überragt das „Deutsche Haus“ die Heimstätten aller andern Nationen in den „**Worlds Fair Grounds**“ an Pracht und an Geschmack.

Möge dieser Erfolg nicht nur auf nationalökonomischem Gebiete, sondern auch auf politischem seine Früchte tragen. Möge er auf die Nachbarn im Westen einwirken und sie warnen, daß im Streben nach der Revanche ihnen der Weltmarkt verloren gehen kann; möge er aufklärend auf unsre Nachbarn im Osten wirken und sie anspornen, doch auch an den Werken des Friedens und der Civilisation sich reger zu beteiligen, als es bisher geschehen ist. Möge er vor allem uns Deutsche bekräftigen, auf der Bahn fortzuschreiten, die wir erfolgreich eingeschlagen haben.

Ich verbleibe, Herr Redakteur, Ihr ergebenster

Eduard A. Schneider.

Litterarische Revue

Von

Theodor von Sosnosky.

Inhalt: Edmund Boisgilbert: „Weltuntergang“. — Paul Bourget: „Der Schüler“. — Guy de Maupassant: „Novelletten“. — August Strindberg: „An offener See“, „Die Gläubiger“, „Das Band“, „Herbstzeichen“. — Wilhelm Wolters: „Mädchen am See“. — Anna Croissant-Rust: „Feierabend“. — Wilhelm Jensen: „Die Wunder auf Schloß Gottorp“, „Vom Wegrand“.

Es ist ein Zeichen unsrer Zeit, daß sich die Zukunftsromane mehren. Es zeigt sich darin die Unzufriedenheit mit den bestehenden, die Sehnsucht nach andern Zuständen. Zu Bellamy's Sensationsbuch „Im Jahre 2000“ und Herzka's Utopie „Freiland“ hat sich nun ein drittes gesellt, das ein soziales Zukunftsbild entrollt. Es heißt „Weltuntergang. Ein Roman aus dem zwanzigsten Jahrhundert“ und hat Edmund Boisgilbert (Ignatius Donnelly) zum Verfasser. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1893.)

„Weltuntergang“ unterscheidet sich von den beiden andern Büchern zunächst dadurch, daß es nicht so geistvoll ist als das Bellamy's und nicht so albern als das Herzka's, besonders aber dadurch, daß es der Schilderung des idealen Zukunftsstaates nur einen kleinen Raum, nur das Schlußkapitel, widmet und sich hauptsächlich damit beschäftigt, die sozialen Zustände

vor der großen Zukunftsrevolution zu schildern, das allmähliche Wachsen der revolutionären Bewegung und schließlich die Katastrophe selbst, die mit dem Zusammenbruche der ganzen zivilisierten Welt schließt.

Die Zeit, in der sich das abspielt, ist das Jahr 1992, der Schauplatz ist New York, und die Gesellschaft, die da geschildert wird, ist nichts andres als eine neue verschlechterte Ausgabe, ein Zerrbild der heutigen. Wie heute stehen sich Kapitalismus und Pauperismus gegenüber, nur fehlt das Zwischenglied, das sie heute noch verbindet, nämlich die große Menge von Leuten, die weder im Überflusse noch in Not leben. Im Jahre 1992 giebt es nur mehr sehr reiche und sehr arme Leute. Zwischen ihnen aber gähnt ein furchtbarer, unüberbrückbarer Abgrund, in dessen finsterer Tiefe die wildesten Leidenschaften kochen, bis sie, nachdem sie unbemerkt höher und höher gestiegen, mit grauenhafter Gewalt überschäumen und sich wie ein glühender Lavastrom zunächst über die Reichen, dann aber auch über die Armen ergießen und alles vertilgen, was Menschengeist und Menschenfleiß geschaffen hat. Die ganze civilisierte Welt ist nach diesem Ausbruch in eine starre Wüste verwandelt, auf der die übrig gebliebenen Menschen wilden Tieren gleich um ihr Leben kämpfen und einander verfolgen. Als Denkmal dieses Unterganges der Kultur ragt aber eine ungeheure Säule empor, die aus den Leichnamen von Hunderttausenden gemordeter Menschen errichtet und mit Cement zu steinerner Härte gefestigt worden ist. „Cäsars Säule" heißt dieses grauenhafte Monument, und unter diesem Titel ist Boisgilbert's Roman in andern Verlagsgeschäften auch erschienen, so in Reclam's Universalbibliothek.

Mit der kühnen, gewaltigen Phantasie, die dieses Zukunftsbild geschaffen hat, kann die Darstellungskraft des Autors leider nicht Schritt halten, und so machen die Greuel der Verwüstung, wie sie da geschildert werden, nicht den packenden, erschütternden Eindruck, den man erwarten sollte; dazu bedürfte es der atembeklemmenden Wucht, der gigantischen Kraft Zola's.

Die eingeflochtene doppelte Liebesgeschichte ist überaus banal und nichtig; vermutlich hat sie den Zweck, in das düstere Bild etwas Licht zu tragen und außerdem das romantische Bedürfnis des Publikums zu befriedigen. Alles in allem ist „Weltuntergang" ein Buch, das gelesen zu werden verdient.

Demselben Verlage gebührt auch das große Verdienst, das deutsch lesende Publikum mit **Paul Bourget's**, des berühmten Franzosen, bedeutendem Werke „**Der Schüler**" bekannt gemacht zu haben.

Man ist gewohnt, als Hauptmerkmale französischer Art Grazie und prickelnden Geist einer- und Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit anderseits anzusehen; hält man an dieser Meinung fest, so ist Bourget's Buch nicht französisch, denn nichts von alledem ist darin zu finden; ebenso wenig gleicht es aber einem deutschen Roman, denn es ist weder unnatürlich noch hausbacken, wie es die deutschen Erzählungen, Gott sei's geklagt! zu sein pflegen; eher noch könnte es von einem Skandinavier oder Russen geschrieben worden sein, denn von jenem hat es die peinliche zersetzende Seelenwühlerei, von diesem die weitschweifende Genauigkeit und Rührseligkeit. Französisch aber, im üblen Sinne, ist nur die Vorrede, in der der Verfasser den modernen Jüngling apostrophiert, ein schwülstiges, phrasenreiches Gerede, in das der Krieg von 1870 hineingezerrt ist.

Auf die französischen Schriftsteller von heute hat eben jenes, an sich nicht unbegründete Urteil durchaus nicht mehr allgemeine Geltung. Bourget ist ja keineswegs der einzige, bei dem es nicht zutrifft, man denke nur an Zola mit seiner bleiernen Schwerfälligkeit und seiner uferlosen Schreibseligkeit! Bourget ermüdet fast so wie Zola, und zwar gleichfalls durch seine Umständlichkeit; aber diese ist bei beiden ganz verschiedener Art. Zola schleppt von allen Seiten und massenhaft Material zusammen, reiht einen Stein an den andern und formt so ein Gebäude, das durch die Riesenhaftigkeit seiner Größe oder durch die Kühnheit seiner Gestalt Achtung, ja Bewunderung einzuflößen vermag. Bourget dagegen löst die menschliche Seele in die zahllosen, oft einander so widersprechenden Teile auf, um den Zusammenhang festzustellen, der zwischen ihnen besteht, um die geheimen Triebfedern menschlicher Handlungen bloßzulegen.

Kurz gesagt: Zola ist Synthetiker, Bourget Analytiker. Beide sind in ihrer Art groß; welche Art höher steht, ist wohl ziemlich klar: die Bourget's. Leider thut er aber in seiner Analysierungssucht des Guten zu viel und gerät vom Hundertsten ins Tausendste; überdies sucht er seine Belesenheit in der philosophischen Weltlitteratur durch wiederholtes Zitieren und Erwähnen berühmter Philosophen darzuthun. Durch diese überflüssigen Erörterungen wird die Darstellung so dickflüssig und schwerfällig, daß man manchmal glauben könnte, ein Buch von Tolstoj oder Dostojewski vor sich zu haben. Weniger wäre in diesem Falle wieder einmal mehr.

Die Hauptsache in dem Buche bildet das Tagebuch eines jungen Mannes, das dessen Seelenleben von seiner frühesten Jugend an — so weit eben die Erinnerung reicht — mit rückhaltsloser, unbarmherziger Offenheit und Selbstkritik aufdeckt. Diesen jungen Mann stellt Bourget der männlichen Jugend von heute, an die er sich in seiner Vorrede wendet, als abschreckendes Beispiel hin, an ihm will er zeigen, wohin maßlose Ausbildung des Verstandes auf Kosten des Gemütes führen kann.

Gewiß ist dieser junge Mann, der ein Mädchen eines psychologischen Experimentes wegen verführt, ein schlimmes Beispiel, aber er wär' es noch weit mehr, wenn ihn der Autor aus demselben Grunde zum Mörder werden ließe, wenn er den Mord, der ihm durch eine böse Verkettung der Umstände zur Last gelegt wird, auch wirklich ausgeführt hätte. Dann erst käme die Verirrung, der er auf seinen philosophischen Wegen zum Opfer gefallen ist, mit vollster Wirksamkeit zum Ausdruck.

Manches in diesem Buche ist nicht recht wahrscheinlich. So zum Beispiel, daß der Philosoph Sixte, dessen Lehren dem jungen Greslou zu Kopf gestiegen sind, mit unvergleichlicher Seelenkenntnis über die Liebe geschrieben haben soll, er, der niemals geliebt hat, der dieses Gefühl nur vom Hörensagen kennt. Das ist doch ganz unglaubwürdig. Überhaupt kann man dem Autor nicht recht glauben, daß der weltverlorene, unbeholfene Gelehrte, den er da schildert, ein so großer Psychologe sein soll. Um ein Psychologe zu sein, muß man doch die Menschen kennen, muß man die verschiedenen Leidenschaften an sich selbst erprobt haben. Er aber kennt die Menschen nicht und hat die Ruhe seines Gelehrtendaseins nie von einer Leidenschaft trüben lassen.

Ganz unbegründet, psychologisch unbegründet — und das muß bei Bourget doch auffallen — ist es, daß dieser Gelehrte zum Schlusse des Buches das „Vater unser" stammelt, er, der seit Jahrzehnten jede Spur eines Glaubens in sich ausgetilgt hat. Das Unglück, das er mit seinen Lehren bei diesem jungen Menschen angerichtet hat, kann das nicht bewirken, denn sein nie versagender Verstand muß ihm doch sagen, daß Greslou ohne Anlage, durch seine Bücher allein, nie so weit gekommen wäre, daß seine Schuld also sehr fraglich ist.

Als unwahrscheinlich muß es schließlich noch bezeichnet werden, daß die Behörden sich um das nicht kümmern werden, was ein des Mordes Angeklagter im Gefängnisse niederschreibt, ferner, daß sie die physische Jungfräulichkeit nicht gleich bei der amtlichen Untersuchung der vermeintlich Ermordeten feststellen, was doch unerläßlich ist, wenn es sich darum handelt, ob Mord oder Selbstmord vorliegt.

Nicht ganz fertig ist der Schluß, denn er läßt die Frage offen, was mit dem braven Offizier geschieht, der den mißratenen jungen Philosophen, welcher seine Schwester verführt hat, niederschießt, weil er ihn des Zweikampfes für unwürdig hält.

Trotz all' dieser Mängel, die bei einem Kritiker, der Bourget ja ist, doppelt schwer ins Gewicht fallen, ist das Buch eine hochbedeutende, eigenartige Leistung, für deren Verdeutschung dem Verlage Dank gebührt..

Noch vor kurzer Zeit hat es fast gar keine deutschen Übersetzungen Guy de Maupassant's gegeben; erst seit etwa anderthalb Jahren sind deren mehrere aufgetaucht. Maupassant mußte wahnsinnig werden, um beim deutschen Publikum Eingang zu finden, gerade so wie deutsche Dichter und Schriftsteller sterben müssen, um bekannt oder doch wenigstens besprochen zu werden.

An den Novellensammlungen, die aus dem Französischen übersetzt werden, mögen sie nun gut oder schlecht verdeutscht sein, ist gewöhnlich zu tadeln, daß sie ganz willkürlich zusammengestellt und mit einem willkürlich erfundenen Gesamttitel versehen werden.

Eine solche Sammlung dürfte auch die „Novelletten“ betitelte sein, die in autorisierter Übersetzung von Julius Pfenninger bei E. Pierson erschienen ist (Dresden 1893).

Sie enthält sehr Verschiedenartiges. Neben ganz unbedeutenden Sachen finden sich auch solche, die Maupassant's große Vorzüge lebendig zum Ausdruck bringen, so gleich die erste, „Mondschein“ betitelte, voll zarter Naturpoesie, dann die geistvolle Satire „Ein Staatsstreich“, ferner die scharfumrissenen Lebensbilder „Königin Hortense“ und „Der Schmuck“. Der letztgenannten Geschichte gebührt wohl die Krone unter der ganzen Sammlung; sie ist voll herbster Lebenswahrheit, aber ihre Herbheit wird geradezu anziehend durch die überlegene Ironie des großen Geistes, die sie wie ein feiner Duft durchzieht. Auch die Novelle „Das Kind“ ist in dieser Sammlung, bekanntlich das Sujet des vielbesprochenen Wochenbettdramas „Musotte“.

Die Übersetzung läßt viel zu wünschen übrig.

In demselben Verlage ist auch das neueste Werk August Strindberg's erschienen, der Roman „An offener See“.

Wenn dieses Buch hier als Roman bezeichnet wird, so geschieht das nur, weil es auf dem Titel so genannt wird, denn thatsächlich ist diese Bezeichnung für das Buch durchaus nicht passend. Für eine realistische Erzählung ist der Titel „Roman“ genau genommen ja überhaupt sinnlos; aber man hat sich eben so daran gewöhnt, jede größere Erzählung so zu nennen, daß man gar nicht mehr an die ursprüngliche Bedeutung dieses Namens denkt und eine Geschichte, die nichts weniger als romantisch ist, unbedenklich als Roman bezeichnet.

Die Ingredienzien, die man in einem Roman gewöhnlich sucht und findet, also: fortlaufende Handlung, Verwickelungen, Spannung, hypertropischer Edelmut, Wunder des Zufalls und last not least, das Finale vor dem Altar: das alles fehlt in Strindberg's Buch. Damit ist zugleich auch gesagt, daß es kein Buch ist, das auf großen Beifall, auf Volkstümlichkeit rechnen kann, und dies ist, wenigstens in der Regel, ein Lob für das Buch, freilich ein Lob, von dem der Autor verdammt wenig hat. Strindberg's Erzählung ist ein Buch für litterarische Feinschmecker. Allerdings dürfte solchen nicht alles darin zusagen, denn der überreiche Geist des Autors läßt sich zu zahlreichen Abschweifungen und Auseinandersetzungen hinreißen, die durchaus nicht in die Erzählung gehören und sie nicht zum Kunstwerke werden lassen. Wohl fördert die psychologische Wühlarbeit des Autors glänzende Edelsteine zu Tage, aber auch viele Schlacken oder doch Dinge, für die es zunächst keine passende Verwendung giebt. Bemerkenswert sind die schönen, wenn auch etwas kalten Naturbeschreibungen. Nicht genügend begründet und überhastet wird der Krankheitsprozeß der Hauptperson dargestellt; überhaupt macht der Schluß des Buches den Eindruck des Unausgereiften, Unfertigen.

Daß Strindberg in seiner Erzählung der Pathologie Spielraum gewährt, soll ihm durchaus nicht verübelt werden, denn in der erzählenden Darstellung kann sie sehr wohl zur Sprache kommen und hat daher ein gutes Recht, berücksichtigt zu werden: etwas anderes ist's aber mit der dramatischen Darstellung pathologischer Vorgänge. Gegen diese ließen sich sowohl vom Standpunkte der Ästhetik als von dem des Realismus Einwände machen, die durchaus nicht zu widerlegen sind. Es ist eine gänzlich verunglückte Idee, die Pathologie auf die Bühne zu bringen, und ausnahmsweise hat das Publikum einmal recht, wenn es nichts davon wissen will und solche Stücke ablehnt.

Die skandinavischen Schriftsteller scheinen aber in das pathologische Moment so verrannt zu sein, daß sie nicht davon lassen können und immer aufs neue versuchen, sich mit ihren dramatisierten Krankheitsgeschichten die Bühne zu erobern. Strindberg thut es mit dem Einakter „Die Gläubiger“, der eine Sammlung seiner Dramen eröffnet (Berlin, Bibliographisches Institut. 1893). Diese Tragikomödie — als das wird das Stück vom Autor bezeichnet — führt nur drei Personen vor: eine Frau und deren zwei Gatten, den erster und zweiter Ehe. Diese drei Menschen führen Wechselgespräche, aber immer so, daß nur zwei auf der Bühne sind. Handlung besteht eigentlich gar keine, denn daß der Ehemann Nr. 2 zum Schlusse in einem epileptischen Anfalle stirbt, kann man doch wohl nicht Handlung nennen. Diese Epilepsie soll vermutlich sehr realistisch sein, ist aber thatsächlich sehr unwahrscheinlich; überhaupt macht das

ganze Stück durchaus nicht den Eindruck des Lebenswahren, sondern nur den des Unerquicklichen und Inhaltsarmen, und wäre es nicht so kurz, so würde es auch recht langweilig sein. Vielleicht ist es auf der Bühne wirksamer, obwohl man sich das nicht recht vorstellen kann; jedenfalls aber bedarf es ausgezeichneter Darsteller, und wenn es je einen Bühnenerfolg erringen sollte, so verdankt es ihn gewiß nur der Kunst der Schauspieler.

Bedeutender als dieses Stück ist das Trauerspiel „Das Band“, das zugleich mit dem Lustspiel „Herbstzeichen“ das zweite Heft der gesammelten Dramen Strindberg's bildet. Es führt einige schreiende Widersprüche und Ungerechtigkeiten des gesetzlichen Rechtes vor, dürfte aber aus bühnentechnischen Gründen kaum darzustellen sein, wenigstens nicht, ohne unwahrscheinlich zu werden.

Das Lustspiel ist ganz unbedeutend und zeigt im übrigen Verwandtschaft mit Ibsen.

Jedenfalls stehen die Dramen Strindberg's viel tiefer als seine Erzählung. Seine ganze Art eignet sich nicht für die Bühne, wie ja auch Ibsen auf dem Gebiete der Erzählung viel Bedeutenderes schaffen könnte; denn erst da hätte er Gelegenheit, seiner Vorliebe für psychologische Erörterungen und Abnormitäten mit Behagen nachzugehen, während er auf der Bühne dadurch nur langweilig oder infolge der gedrängten Form unverständlich wird.

Aber es zieht eben alle Schriftsteller mächtig zur Bühne, wie die Motten zum Licht.

In demselben Verlage wie Strindberg's Roman ist ferner die Erzählung „Mädchen am See“ von Wilhelm Wolters erschienen.

Sie ist recht flott geschrieben, liest sich darum rasch und angenehm und ist auch nicht allzu schablonenhaft. Einer sorgfältigeren Prüfung hält sie allerdings nicht stand, aber immerhin giebt sie eine Lektüre ab, die man Lesern, welche nur unterhalten sein wollen, ohne höhere Ansprüche zu stellen, mit gutem Gewissen empfehlen kann.

Die zahlreichen schreibenden Damen der deutschen Litteratur pflegen in ihren blauen Strümpfen überaus behutsam aufzutreten und all' dem Unrat und den Unebenheiten des Lebens ängstlich auszuweichen. Man ist es daher nicht gewöhnt, wenn einmal eine Dame keck und ohne Zimperlichkeit in die gemeine Wirklichkeit hinaustritt und die Dinge derb anfaßt, mögen sie auch noch so unsauber sein. Eine Dame, die diesen seltenen Mut hat, ist Anna Croissant-Rust; das zeigt sie in ihrem Buche „Feierabend und andre Münchner Geschichten“ (München. Dr. E. Albert & Co.) Man muß über die Unerschrockenheit dieser Dame staunen, aber man kann sie nicht unbedingt gut heißen; sie macht nämlich den Eindruck, als gefalle sich die Verfasserin in der Rolle der Emanzipierten. Es steckt in diesen Geschichten etwas von jener unsympathischen Atmosphäre, die an den sogenannten emanzipierten Frauen so unangenehm mißfällt und abstößt, etwas von kurzgeschnittenen Haaren, saloppen Kleidern, burschikosen Manieren: kurz eine gekünstelte Männlichkeit. Indes, vielleicht ist das doch nur eine subjektive Empfindung, die man nicht als objektives Urteil hinstellen darf. So viel ist aber sicher, daß die Verfasserin in ihren Geschichten des Guten zu viel thut, was in diesem Fall eigentlich des Schlimmen zu viel heißt, da sie die Nachtseiten des menschlichen Elends nicht schwarz genug malen kann. In ihrem Bestreben realistisch zu sein läßt sie sich nämlich hinreißen, das Elend und Unglück so zu häufen und mit solcher Beflissenheit zur Schau zu stellen, daß sie manchmal das gerade Gegenteil von dem erreicht, was sie will, und unrealistisch wird. Möge sie bei Daudet, Kielland, Schwarzkopf noch lernen, wie man herb realistisch schreiben kann, ohne zu übertreiben!

Wilhelm Jensen's kaninchenhaft fruchtbare Muse hat gegen Ende des vorigen Jahres noch zwei Kinder in die Welt gesetzt, nachdem sie in dessen Verlauf schon ein Paar geboren hatte. Es sind „Die Wunder auf Schloß Gottorp. Ein Gedächtnisblatt aus dem vorigen Jahrhundert“ (Berlin E. Felber. 1893.) und „Vom Wegrand. Kleine Bilder“ (ebenda).

Im erstgenannten Buche werden die beiden Wundermänner des vergangenen Jahrhunderts vorgeführt, Graf St. Germain und Cagliostro, und in recht gelungener Weise einander gegenübergestellt. Ihre Begegnung auf Schloß Gottorp, die Wunder, die sie dem leichtgläubigen Landgrafen von Hessen, der dort als Statthalter der „meerumschlungenen“ Herzogtümer residiert,

um die Wette vorzaubern, der schließliche Sieg des bedeutenderen St. Germain: das bildet den Grundstock der Geschichte. Dieser ist aber, wie das den Autoren schon unerläßlich zu sein scheint, von den Ranken einer Liebesgeschichte umsponnen, die sich schließlich zu allgemeinem Wohlgefallen entwirren. Dabei fröhnt Jensen wieder einmal seiner Vorliebe für geheimnisvolle uneheliche Abstammungen, eine Vorliebe, durch die er seine Verwandtschaft mit den Romantikern, überhaupt mit den Erzählern der ganz alten Schule beweist. Mit Ausnahme der beiden Wundermänner, deren Charaktere in größeren Umrissen ja die Geschichte vorgezeichnet hat, sind die Personen des Buches durchweg nach der Schablone gehalten, aber nicht etwa nach der allgemeinen Roman-Schablone, sondern nach der, deren sich Jensen bedient, und von der er sich durchaus nicht mehr freimachen kann. Diese zur Manie gewordene Eigenart erstreckt sich indes keineswegs auf die Personen allein, sondern auch auf die Handlung und deren ganzes Milieu. Wohl erhält dadurch jede Erzählung Jensen's ein ganz eigentümliches Gepräge, das sie in unverkennbarer Weise von allen andern Geschichten sondert: aber zugleich wird dadurch in der Charakteristik jede Spur einer lebenswahren Individualisierung ausgetilgt und eine Einförmigkeit hervorgerufen, die ermüdend, langweilig, manchmal geradezu lächerlich wirkt. Wohl umgiebt diese Eigenart Jensen's Werke wie mit einem berückenden, wunderbaren Parfüm, das man schon spürt, sobald man die ersten Zeilen gelesen hat: aber auch der feinste Parfüm kann, ja muß, in zu reichen Dosen betäuben und anwidern.

Was hier im allgemeinen von Jensen's Büchern gesagt worden ist, gilt natürlich auch von den „Wundern auf Schloß Gottorp"; doch wirkt diese Eigenunart hier weniger aufdringlich als in den meisten andern neuen Sachen Jensen's, und das mag daher rühren, daß diese Geschichte in einer Zeit spielt, die der Gegenwart entrückt ist, und an die man daher in Bezug auf Lebenswahrheit weniger strenge Anforderungen stellt. Aber auch im übrigen läßt Jensen in diesem Buche seiner Red- oder vielmehr Schreibseligkeit nicht so die Zügel schießen als sonst in seinen neuen Büchern.

Recht gut gewählt ist der Titel seines andern Buches: „Vom Wegrand". Die kleinen Geschichten, Skizzen, Stimmungsbilder und Gedichte, die es enthält, machen ganz den Eindruck, als habe er sie bei seinen poetischen Gängen am Wegrande gepflückt. Daß darunter auch wertloses Unkraut ist, läßt sich denken, aber selbst dieses gewinnt unter Jensen's Zauberstab ein ungewöhnliches Aussehen und einen seltsamen Duft, der leicht über seine Nichtigkeit hinwegtäuschen kann.

Unter den Prosastücken ist das beste entschieden die Skizze „Eine Korrespondenz aus dem Leben". Die ihr zu Grunde liegende Idee ist vorzüglich, auch die Form ist gut gewählt, leider aber ist die Aufführung viel zu redselig; eine Satire aber bedarf möglichster Knappheit, um voll wirken zu können. Und eine Satire, eine furchtbare sogar, ist diese Skizze; der Gegenstand ihres Grimmes aber sind die deutschen Litteraturzustände, vor allem der Moloch, unter dessen erdrückender Herrschaft die ganze deutsche Litteratur leidet, dem ihre besten Kräfte zum Opfer fallen: die deutsche Familie. Schade, daß Jensen diesen ausgezeichneten Stoff nicht wirksamer zu verwerten vermocht hat!

Als das Beste in dem ganzen Buche darf man wohl das Gedicht „Auf dem Schwarzwald" bezeichnen, das schon so bezaubernd schön anhebt:

„Die Wolken ziehen von Mittag her,
Weißleuchtende Segel im blauen Meer.
Wie alte Tempelsäulen stehn
Ernstgraue Felsen; im Windeswehn
Darüber wallend ein grüner Kranz,
Und um sie im schimmernden, flimmernden Glanz,
Wie reiches Geschmeide,
Rotblühende Heide."

Da ist Jensen in seinem Elemente, da ist er groß!

Man pflegt ihn fast ausschließlich als Erzähler anzusehen, und vielleicht hält er sich selbst in erster Linie zu diesem berufen: thatsächlich liegt aber der Schwerpunkt seines Könnens in der Lyrik, speziell in der Naturpoesie, und in dieser ist er unübertroffen, ja, Storm etwa ausgenommen, unerreicht. Man darf ihn wohl getrost als den größten deutschen Lyriker der Gegenwart bezeichnen.

Litterarische Berichte.

Rudolf von Gottschall. Ein litterarisches Porträt von Dr. Moritz Brasch. Mit dem Bilde Gottschall's. Leipzig 1893. Verlag von Oskar Gottwalt.

Eine schöne und anerkennenswerte Geburtstagsgabe wird dem berühmten und verdienstvollen Dichter Rudolf von Gottschall durch das litterarische Porträt von Brasch dargebracht, in welchem das Leben, die Werke und die dichterische Bedeutung des allbekannten und als Greis noch in rüstiger Schaffenskraft dastehenden Mannes geschildert werden. Die Biographie selbst hätte ausführlicher sein können; denn nach den kurzen, wenn auch zur Erklärung seines Lebensganges genügenden Angaben über Gottschall's Studenten- und früheste Manneszeit hätten wir gern noch genaueres über sein späteres Leben, seine mannigfachen Schicksale (z. B. den Tod eines hoffnungsvollen Sohnes), vor allem aber über seine augenblicklichen Verhältnisse und Beziehungen seiner Lebensstellung gehört, Angaben, die gewiß dem Verfasser auch nicht schwierig geworden wären. In eingehender Darstellung und mit unparteiischer Abwägung der Vorzüge und Schwächen werden die sämtlichen Werke des Dichters, nach den einzelnen Gattungen der Dichtkunst geordnet, uns vorgeführt, so daß jeder, der von Gottschall nur wenig selbst gelesen hat, einen befriedigenden Ueberblick über Inhalt und Wert seines Schaffens empfängt. Die Besprechung hält sich frei von einseitiger Bewunderung und bewegt sich in durchaus objektiver Kritik. Mit Recht ist ganz besonders die vorzügliche Litteraturgeschichte [1]) hervorgehoben, durch deren Fortsetzung bis auf die neuesten poetischen Erscheinungen Gottschall sich ein unbestreitbares Verdienst erworben hat. Daß der Dichter den hervorragenden Werken von Freytag, Ebers, Wolff, Baumbach, von Scheffel u. a. so unsympathisch gegenübersteht, hat der Verfasser zwar erwähnt, aber doch nicht genügend erklärt; ohne Gottschall hiermit den Vorwurf der Mißgunst machen zu wollen, meinen wir, der Grund liege darin, daß seine Werke trotz ihres entschieden großen und anerkannten Wertes doch meistens nur von wenigen, und zwar von den Gebildetsten, gelesen und gewürdigt, niemals aber weiteren Kreisen bekannt oder gar populär geworden sind, während die Werke der erwähnten Dichter schnell eine fast allgemeine Sympathie und Anerkennung gefunden haben und dieselbe, vielleicht mit Ausnahme von Ebers, auch wohl behalten werden. Doch trotz dieses Mangels an Popularität werden die Werke des greisen Dichters, dessen 70. Geburtstag wir alle froh begrüßen, stets ihren verdienten Ruhm und ihre Bedeutung bewahren, und wer sich näher mit ihnen beschäftigen will, dem sei zur Anleitung dieses litterarische Geburtstagsgeschenk von Brasch aufs beste empfohlen. C. S.

[1]) 6. Aufl. bei Eduard Trewendt in Breslau.

Geschichte der deutschen Litteratur. Von Otto von Leixner. Leipzig 1893. Verlag von Spamer.

Der mächtige Band, der vor uns liegt, ist die zweite Auflage des bekannten und früher eingehend besprochenen Werkes. Alle Teile des Buches sind genau durchgesehen und verbessert worden, außerdem ist eine Darstellung der gegenwärtigen Bewegung auf dem Gebiete der Dichtung hinzugekommen. Ob es dem Verfasser gelungen ist, die sich jetzt vollziehende Umstimmung in allen Künsten ihrem eigentlichen Wesen nach klarzulegen, darf wohl bezweifelt werden; es fehlt hier wie an andern Stellen des Buches der Hinweis auf den Zusammenhang der Wendungen in der Geschichte der Poesie mit den Verschiebungen der Bewußtseinslage überhaupt. Aber die tiefer eindringende Zergliederung hätte den Umfang des Werkes noch gewaltiger anschwellen lassen und den Kreis der Leser naturgemäß beschränken müssen. Wir begreifen daher den Standpunkt Leixner's vollständig. — Im Uebrigen zeigt diese Litteraturgeschichte zwei Vorzüge, die nur noch Scherer und Gottschall besitzen: die Wärme der Darstellung und die eigene Kenntnis der Quellen. Der Verf. hat die meisten von ihm besprochenen Schriften wirklich und unter den ihm eigentümlichen Gesichtspunkten gelesen. Und er ist ferner nicht im bloßem Wissen unter-

gegangen, sondern hat sich die Frische der Auffassung und die innige, vom Patriotismus belebte Anteilnahme an der heimischen Dichtung bewahrt. Wir glauben mit ihm, daß sein Werk die Liebe zu unsrer Litteratur und zum deutschen Wesen im deutschen Hause wecken, mehren und befestigen wird. M. D.

Frauenleben in der Vorzeit. Von F. Bernhöft, Professor. Wismar 1893. Verlag der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung, Verlagskonto.

Die sauber ausgestattete, kleine Brochüre enthält außer einer Einleitung drei Abhandlungen: „Die Brautwerbung in alter Zeit", „die kulturgeschichtliche Bedeutung des Märchens", „über die Stellung der Frauen im Altertum". Der letzte Aufsatz ist ein Wiederabdruck aus „Nord und Süd". Der Verfasser, welcher durch ein größeres Werk und vielfache kleinere Aufsätze auf dem Gebiete der vergleichenden Rechtswissenschaft wohl bekannt ist, wendet sich mit dem vorliegenden Werkchen zum erstenmale an das große Publikum, aber nicht mit besonderem Glück, denn diese drei Aufsätze lassen weder die Bedeutung der gestellten Aufgaben noch die eigenartige Stellung des Verfassers mit derselben Klarheit erkennen wie seine rein wissenschaftlichen Aufsätze, und nur mit Zuhilfenahme dieser vermag man zu ersehen, wie Bernhöft davon ausgeht, daß die Indogermanen von Uranfang an patriarchal gelebt haben, daß sie aber als Adelskaste durcheinander mit matriarchalen Völkern und durch den Einfluß dieser Unterworfenen ihre streng patriarchalischen Grundsätze in einer Periode durchgreifender sittlicher Erschlaffung abgeändert haben. — Bernhöft's Ausführungen sind überall originell und scharfsinnig, auf umfangreichen, aber etwas einseitigen Studien beruhend, aber nicht immer überzeugend, selbst wenn man seine eigene Methode zu Grunde legt. Indessen alles Gesagte, auch das weniger haltbare, regt an und zwingt den Gegner zur genaueren Prüfung seiner eigenen Ansichten und ist somit als eine Förderung der Wissenschaft zu begrüßen. K. F.

Dornen um die Rose von Hans Arnold. Berlin 1893. Verlag von Karl Siegismund.

Nicht bloß vom Standpunkt der „hochgelehrten Herrn Geistlichen" (S. 134), sondern auch von dem des Laien und zwar hier ebenso vom Standpunkt des Verstands- wie von dem des Gemütsmenschen lassen sich gegen die absolute Richtigkeit der im vorliegenden Buche enthaltenen Ausführungen gewichtige Bedenken erheben. Der Verfasser (oder die Verfasserin?) sagt, daß die zur Erlangung der göttlichen Gnade und der irdischen Glückseligkeit eingeschlagenen Wege der pharisäischen Werkthätigkeit, der Entsagung, der Weltflucht und der Askese dornenvolle und durchaus falsche und irrige sind, und schlägt anstatt derselben als den sicher zum Ziele führenden und dabei dornenlosen Pfad die völlige Ergebung des Menschen in den göttlichen Willen vor, durch den allein alles auf Erden geschehe. In mehrfachen Wiederholungen meist mit denselben Worten wird dieser Gedanke betont: alles, was geschieht, hat seine Ursache in Gottes Willen, dieser ist absolut gut, also soll der Mensch sich diesem unbedingt fügen, dann gewinnt er den Frieden, und dieser ist sein Glück auf Erden. Daß der Verfasser auf die Erörterung der Frage verzichtet, wie man zu dieser unbedingten Willenshingabe gelangen oder, um noch weiter auszuholen, wie man den Zweifel an der Gottheit selbst überwinde und zum Glauben an diese gelange, das ist ihm durchaus nicht als Vorwurf anzurechnen, da seine Worte nur an die auf dem Boden des Gottesglaubens Stehenden gerichtet sind. Durchaus verkehrt aber und dem eigenen Standpunkt zuwiderlaufend ist es, wenn nun, um den göttlichen Willen als die schlechthin alleinige Ursache alles Geschehens nachzuweisen, die menschliche Willensfreiheit geleugnet wird. Die Berufung auf Luther's Schrift de servo arbitrio ist deshalb unberechtigt, weil der Reformator durch diese nicht die absolute Willensunfreiheit, sondern nur die Unmöglichkeit erweisen wollte, aus eigener Kraft ohne die göttliche Gnade durch Werke die Seligkeit zu erlangen; ebenso unberechtigt ist der Hinweis auf Schiller, Goethe und die meisten andern dort angeführten großen Geister. Daß bei der Leugnung des freien Willens alle die menschlichen Regungen wie Reue, frohes Bewußtsein, gutes und böses Gewissen, gute Vorsätze u. s. w. sinnlos werden, ist gar nicht bedacht worden; daß alles Streben als vergeblich und unnütz erscheinen, der Mensch zu einer seiner selbst unbewußten Maschine herabsinken und entweder der völligen Apathie oder dem unbändigsten Trotz verfallen muß, ist nur oberflächlich zu widerlegen versucht worden. Der Verfasser gelangt hierdurch, was er doch ganz bestimmt nicht beabsichtigt, völlig zu dem Standpunkt des Materialismus, und wenn er nun im Gegensatz zu diesem, welcher alles Geschehene als die Folge einer in der geistlosen Materie liegenden Naturnotwendigkeit betrachtet, alles Werden und Geschehen auf Gott zurückführt, so muß er erst die Existenz der Gottheit beweisen, sonst teilt seine Lehre mit der Weltanschauung des Materialismus die Halt- und Trostlosigkeit einer öden und dumpfen Resignation, die keinem Menschen den hier als Ziel hingestellten Frieden geben kann. Die Oberflächlichkeit der Darstellung zeigt sich auch darin, daß das Vorhandensein von Sünden einfach geleugnet, dann aber gesagt wird, wie Jesus diesen und jenen Personen die Sünden vergeben hat, also müssen doch solche entschieden vorhanden gewesen sein. Nach alledem dürfte der in dem Buche empfohlene dornenlose Weg zur Glückseligkeit des Menschen

gar nicht vorhanden oder wohl nur als ein Irrweg zu bezeichnen sein. C. S.

Die Zukunft der Philosophie. Antrittsvorlesung von Dr. Karl Joël, Privatdocent der Philosophie an der Universität Basel. Basel 1893. Verlag von Benno Schwabe.

Im Eingange seiner geistvollen und tief durchdachten Rede wirft der Verfasser die Frage auf, ob man nicht schon an die Möglichkeit denken müsse, daß die Philosophie gar keine Zukunft habe, zumal da einige Disziplinen derselben schon von ihr abgetrennt und Eigentum andrer Wissenschaften geworden seien, und da bedauerlicherweise dem reinen Studium der Philosophie weder von den Zuhörern auf der Universität, noch von den Gebildeten im heutigen hastenden Leben wenig Interesse entgegengebracht werde. Als allgemeines Grundleiden unsrer Zeit, welche eine quantitativ hochentwickelte Kultur erzeugt habe, müsse man Schwäche des Subjekts, Lähmung der Schöpferkraft und Seelenarmut bezeichnen, und hierin Umstimmung und Heilung zu bringen, sei nicht zum wenigsten Sache der Philosophie. Aber welcher? Weder der naturalistischen, noch der historischen, besonders nicht der ersteren; denn der heute fast allein herrschende Naturalismus zeige sich deutlich als Feind der zu erstrebenden Idealkultur. Erfreulicherweise aber, so schließt der Redner, zeigt sich im letzten Lustrum schon die Spur eines Anlaufs der Philosophie zur Vollhöhe des Idealismus, und darum sei die Zukunft der Philosophie — der Idealismus. — Mit Recht wird in dieser vortrefflichen Rede unsre so überaus gepriesene heutige Kultur als doch nur einseitig und unvollkommen und eine idealere Gegenströmung als notwendig bezeichnet; ohne Zweifel vermag das Studium der reinen Philosophie ohne Beziehung auf das Utilitätsprinzip hierin großen Dienst zu leisten. Die klare, in schöner Sprache gehaltene Darstellung dieser für philosophisch Gebildete gewiß interessanten und für unsre Kulturentwickelung hochwichtigen Frage ist mit vollem Recht dem Druck übergeben worden und wird bei vielen Lesern entschieden Beifall finden. C. S.

Torquato Tasso, ein Schauspiel von Goethe. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Franz Kern. Berlin 1893. Nicolai's Verlag (R. Stricker.)

Alles, was die Sache irgend verlangt, findet sich in diesem vortrefflichen Werke vereinigt, das langjährige und eingehende Studien über Goethe's Tasso zusammenfaßt. Trotz mehrerer früherer Veröffentlichungen über Tasso konnte sich der Verfasser zu dieser großen Arbeit entschließen, da noch immer allerlei Streit über das Drama ist, die grammatische Erklärung und den Wortlaut des Textes nicht ausgeschlossen. Demgemäß wird der Text durch fortlaufende sprachliche und sachliche Anmerkungen erläutert, dabei der Inhalt der Scenen in kurzen Ueberschriften zusammengefaßt, endlich zum Schluß ein sprachlicher Abschnitt („Formelles“ S. 389—394) hinzugefügt. Die Handlung des Dramas, so oft bemängelt, wird S. 7—32 und 297—301 dargelegt, die Charaktere werden S. 33—65 und 301—309 geschildert und kritisch beleuchtet. Interessant ist der straffe Bericht über den geschichtlichen Tasso (S. 353—363). Ist anzuerkennen, daß der Verfasser in den bisher bezeichneten Abschnitten keinen Satz, kein Wort, keine Silbe unbeobachtet und unbenutzt gelassen hat, so berührt in dem Kapitel „Die Entstehung der Dichtung“ (S. 364—388) sehr angenehm, daß sich der Verfasser weise auf das Wissenswerte und Wißbare beschränkt (S. 365, 379 f.; 388), statt die possierlichen Sprünge mancher „Forscher“ mitzumachen, die ihre pathologische Neugier nach Lebensumständen des Dichters und dergl. unter dem pomphaften Grundsatz verbergen, daß ein Schriftwerk ohne genaue Kenntnis des Lebens seines Verfassers nicht recht verstanden werden kann. Wie übel geht es uns dann mit den Psalmen! Auch von Aeschylus giebt's keine Tagebücher oder Papierabfälle. Der Verfasser dagegen giebt überall eine solide und gründliche wissenschaftliche Arbeit. Seine Urteile sind wohl durchdacht; seine Behauptungen sind keine Irrlichter, sondern haben Hand und Fuß; Handlung und Motive werden bis in die feinsten Verzweigungen hinein verfolgt. Goethe's Tasso wird mit dem Goldoni's verglichen (374 f.) und eine Menge von Beispielen namentlich aus Goethe und sonstiger poetischer Litteratur dient den Gedanken und Redewendungen des Textes zur Erläuterung. B.

Leo N. Tolstoj's gesammelte Werke. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld, Bd. II. Novellen und kleine Romane, 1. Teil. Berlin 1891. Verlag von Richard Wilhelmi.

Die sieben Erzählungen, die dieser Band enthält, wetteifern mit einander in tödlicher Langeweile. Es ist ja ganz gescheit, oft fein gedacht und empfunden, was Tolstoj da erzählt, aber fad, fad, fad; jedenfalls darf man es nicht lesen, wenn man sich den Schlaf vertreiben will. Man begreift nicht, daß es Tolstoj nicht selbst zu langweilig geworden ist, derlei zu schreiben. Th. v. S.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Agrarfrage, die, der Gegenwart. Bd. IV.: Dr. Eugen Jäger. Der ländliche Personalkredit. (Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin.)

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift Lfg. 11—15. Herausgegeben von Joseph Kürschner. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)

Baer, A., Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung. (Georg Thieme, Leipzig.)

Basedow, Hans von, Charaktere und Temperamente. (Eduard Rentzel, Berlin.)

Becholds Handlexikon der Naturwissenschaften und Medizin. Lfg. 13—15. (H. Bechold, Frankfurt a. M.)

Bibliothek internationaler Reiseführer. Herausgegeben bei J. Riblinger. 1—4. (Seitz & Schauer, München.)

Bierbaum, Otto Julius, Fritz von Uhde (Dr. E. Albert & Co., München.)

Buchwald, Georg, D. Martin Luthers letzte Streitschrift. (Georg Wigand, Leipzig.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Band-Ausgabe. Lex. 8. Bd. XXV. Inhalt: Handwörterbuch der Chemie. XI. Band. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Ladenburg. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein, Lex. 8. Erste Abtheilung, Lieferung 78, enthält Handwörterbuch der Zoologie. Anthropologie und Ethnologie. 29. Lfg. — Zweite Abteilung, Lieferung 77 und 78, enthält Handwörterbuch der Chemie, 57. und 58. Lieferung. — Dritte Abteilung, Lieferung 16, enthält Handbuch der Physik. 16. Lfg. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Franzos, Karl Emil, Judith Trachtenberg. Erzählung. 4. durchgesehene Auflage. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Friedrich, Hermann, Chrysoulla's Liebe. (Oswald Mutze, Leipzig.)

Glogau, Dr. Gustav, Graf Leo Tolstoj. (Lipsius & Tischer, Kiel.)

Glück, L., Von der Mark zum Sachsenwalde. (Paul Moldebeck, Berlin.)

Handwörterterbuch der Chemie, herausgegeben von Prof. Dr. A. Ladenburg. Bd. XI. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Köhler, Dr. H., Der Steinkohlentheer. Eine Monographie für Technik und Wissenschaft. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Koschwitz, Eduard, Die französische Novellistik und Romanlitteratur über den Krieg von 1870/71. (Wilhelm Gronau, Berlin.)

Krauß, Friedrich S., Böhmische Korallen aus der Götterwelt. (Gebr. Rubinstein, Wien.)

Lanzky, Paul, Neue Gedichte. (Wilhelm Friedrich, Leipzig.)

Mackay, J. H., Die Anarchisten. (Magazin für Volkslitteratur, Berlin.)

Mitteilungen der Comenius-Gesellschaft. Erster Jahrgang. Juni-Juli-Heft. (R. Voigtländer's Verlag, Leipzig.)

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. II. Bd. Heft 6—7. (R. Voigtländer's Verlag, Leipzig.)

Rabany, Charles, Kotzebue, sa vie et son temps. (Berger-Levrault & Cie., Nancy.)

Schmidt, Maximilian, Volkserzählungen. Lfg. 3—9. (Seitz & Schauer, München.)

Sommerbrodt, Dr. Julius, Die Heilung der Tuberkulose durch Kreosot. 3. Auflage. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Tallichet, Ed., Zweibund und Dreibund. (B. Benda, Lausanne.)

Titus, Karl, Das Sternenzelt. (Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Berlin.)

Trewendt's Jugendbibliothek. Bd. 2. Franz Hoffmann, Der treue Wächter. Der Widerspenstige. 3. Auflage.
— Bd. 20. Julius Hoffmann, Die letzte Wacht. 3. Auflage.
— Bd. 29. Richard Baron, Kalifornien in der Heimat. 3. Auflage.

Zabel, Eugen, Die italienische Schauspielkunst in Deutschland. (Eduard Rentzel, Berlin.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Breslau, Eduard Trewendt's Buchdruckerei (Setzerinnenschule).